

Theodor Fontane und Wilhelm Wolfsohn – eine interkulturelle Beziehung

Herausgegeben von
HANNA DELF VON WOLZOGEN
und ITTA SHEDLETZKY

*Schriftenreihe
wissenschaftlicher Abhandlungen des
Leo Baeck Instituts*

71

Mohr Siebeck

Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen
des Leo Baeck Instituts

71



Theodor Fontane und Wilhelm Wolfsohn – eine interkulturelle Beziehung

Briefe, Dokumente, Reflexionen

Herausgegeben von

Hanna Delf von Wolzogen und Itta Shedletzky

Bearbeitet von

Hanna Delf von Wolzogen, Christine Hehle
und Ingolf Schwan

Mohr Siebeck

Dieses Open Access eBook wird durch eine Förderung des Leo Baeck Institute London und des Bundesministeriums des Innern und für Heimat ermöglicht.

Gedruckt mit Unterstützung des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg.

ISBN 3-16-148720-6

ISBN-13 978-3-16-148720-0 / eISBN 978-3-16-163600-4 unveränderte eBook-Ausgabe 2024

ISSN 0459-097-X (Schriftenreihe wissenschaftliche Abhandlungen des Leo-Baeck-Instituts)

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2006 Mohr Siebeck, Tübingen.

Dieses Werk ist seit 04/2024 lizenziert unter der Lizenz ‚Creative Commons Namensnennung – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International‘ (CC BY-SA 4.0). Eine vollständige Version des Lizenztextes findet sich unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Das Buch wurde von Gulde-Druck in Tübingen auf alterungsbeständiges Werkdruckpapier gedruckt und von der Buchbinderei Josef Spinner in Ottersweier gebunden.

Inhalt

Einleitung	XI
Editorische Notiz	XXV
Briefe	1
1. Fontane an Wolfsohn, [November 1841/Januar 1842]	3
2. Fontane an Wolfsohn, [Anfang Juli 1842]	3
3. Philippine Fontane an Wolfsohn, [zwischen 24. und 26. Dezember 1842]	6
4. Hermann Jellinek, Max Müller, Fontane an Wolfsohn, [Ende Juni/Anfang Juli 1843]	7
5. Philippine Fontane an Wolfsohn, 26. August 1843	11
6. Philippine Fontane an Wolfsohn, [Ende September 1843]	12
7. Wolfsohn: Meinem Theodor, 16./28. Oktober 1843	16
8. Fontane an Wolfsohn, 29. Februar 1844	17
9. Fontane: Einem Freunde in Odessa, [Februar 1844]	20
10. Fontane: An Rußland, [1844/1845]	22
11. Fontane an Wolfsohn, [Anfang August 1846]	24
12. Fontane an Wolfsohn, 28. September 1846	27
13. Fontane an Wolfsohn, 10. November 1847	28
14. Fontane an Wolfsohn, 10. Januar 184[8]	33
15. Philippine Fontane an Wolfsohn, 18. April 1848	35
16. Fontane an Wolfsohn, 10. November 1849	37
17. Wolfsohn an Fontane, 13. November 1849	39
18. Fontane an Wolfsohn, 15. November 1849	44
19. Moritz Katz an Fontane, 17. November 1849	46
20. Fontane an Wolfsohn, 24. November 1849	47
21. Fontane: Preußen! ein Militar- oder Polizeistaat?, 8. Dezember [1849]	48
22. Fontane an Wolfsohn, 11. Dezember 1849	53
23. Fontane an Wolfsohn, [17. Dezember 1849]	55
24. Fontane an Wolfsohn, 9./12. Januar 1850	56

25. Emilie Rouanet-Kummer an Wolfsohn, 14. April 1850	59
26. Fontane an Wolfsohn, 3. Mai 1850	61
27. Fontane an Emilie Gey, 7. Mai 1850	63
28. Fontane an Wolfsohn, 10. Oktober 1850	64
29. Fontane an Wolfsohn, 19./21. November 1850	65
30. Fontane an Wolfsohn, [22. November 1850]	68
31. Fontane an Wolfsohn, 3. Januar 1851	70
32. Wolfsohn an Fontane, 7. Januar 1851	71
33. Wolfsohn an Fontane, 20. Januar 1851	72
34. Wolfsohn an Fontane, 20. Februar 1851	76
35. Fontane an Wolfsohn, 22. Februar 1851	79
36. Fontane an Wolfsohn, 8. März 1851	82
37. Wolfsohn an Fontane, 19. Januar 1852	84
38. Fontane an Wolfsohn, 21. Januar 1852	87
39. Wolfsohn an Fontane, 25. Januar 1852	89
40. Fontane an Wolfsohn, 1. Februar 1852	91
41. Wolfsohn an Fontane, 3. Februar 1852	92
42. Fontane an Wolfsohn, 27. Februar 1852	93
43. Wolfsohn an Fontane, 29. Februar 1852	96
44. Fontane an Wolfsohn, 15. März 1852	99
45. Fontane an Wolfsohn, [26. März 1852]	100
46. Wolfsohn an Fontane, 2. April 1852	102
47. Fontane an Wolfsohn, 16. November 1852	102
48. Fontane an Wolfsohn, 7. Juli 1853	104
49. Fontane an Wolfsohn, 25. Juni 1854	107
50. Wolfsohn an Fontane, 26. Juni [1854]	108
51. Fontane an Wolfsohn, [29. Juni 1854]	109
52. Fontane an Wolfsohn, [Juli 1854]	109
53. Fontane an Wolfsohn, [1853–1856]	110
54. Fontane an Wolfsohn, [7. September 1854]	111
55. Wolfsohn an Fontane, 18. September 1854	112
56. Fontane an Wolfsohn, 10. Dezember 1854	113
57. Fontane an Wolfsohn, 18. Dezember 1854	114
58. Fontane an Wolfsohn, 27. Januar 1855	115
59. Fontane an Wolfsohn, 3. Oktober 1856	116
60. Fontane an Wolfsohn, 26. Mai 1859	117
61. Fontane an Wolfsohn, 28. November 1859	120
62. Wolfsohn an Fontane, 7. Dezember 1859	123

63. Fontane an Wolfsohn, 8. Dezember 1859	126
64. Wolfsohn an Fontane, 9. Dezember 1859	128
65. Wolfsohn an Fontane, [5. November 1860]	129
66. Fontane an Wolfsohn, 7. November 1860	132
67. Fontane an Wolfsohn, 1. Januar 1861	133
68. Fontane an Emilie Wolfsohn, 19. August 1865	134
Dokumente	135
1. [Wilhelm Wolfsohn]: Tagebuch seit meiner Abreise aus Odessa.	137
2. C. Lpn. [Wilhelm Wolfsohn]: Allgemeine Schul-Anstalten. Humanität. Gemeinde	144
3. Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn]: Gedichte von <i>Moritz Fränkel</i> und <i>Max Ring</i>	152
4. Gedichte von Wilhelm Wolfsohn	
4.1. Huldigungen III.	161
4.2. Antwort	162
4.3. Des Juden Heimkehr	162
4.4. Gruß dem deutschen Volk	163
4.5. Jerusalem	164
4.6. Des Juden Waffe.	165
4.7. Den Kämpfern für die Rechte meines Volkes	166
4.8. Zum Schillerfest.	167
4.9. Den Fremden an den Heimathheerd zu bringen ...	168
4.10. Heimath	169
5. [Wilhelm Wolfsohn]: Östreichische Opfer	171
6. Wilhelm Wolfsohn: Lessing als Dramatiker	181
7. Wilhelm Wolfsohn: XX. Culturbrief (Bildungsverhältnisse der Schauspieler)	220
8. Wilhelm Wolfsohn: Die Osternacht I/11–13; III/4–6	225
9. Wilhelm Wolfsohn an Karl August Varnhagen von Ense, 31. Dezember 1850	247
10. Leumundszeugnisse für Wilhelm Wolfsohn	
10.1. Heinrich Wilhelm Schulz, 13. April 1851	249
10.2. L[udwig] Fort, 22. April 1851	249
11. Theodor Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig, „Mein Leipzig lob’ ich mir“, Kap. 4 (Manuskriptfassung).	250

Bilddokumente	255
Reflexionen	269
<i>Verena Dohrn</i>	
„Freund in Odessa“ – Das Dilemma des russländischen Maskil Wilhelm Wolfsohn.	271
<i>Alexis Hofmeister</i>	
Der Schulbesuch Wilhelm Wolfsohns im Odessa der 1830er Jahre	293
<i>Ingolf Schwan</i>	
Wilhelm Wolfsohn als Student in Leipzig. Zwischen Handelsstadt und „Herwegh-Klub“	309
<i>Frank Göpfert</i>	
Wilhelm Wolfsohn als Mittler zwischen russischer und deutscher Literatur aus heutiger Sicht.	325
<i>Erhard Hexelschneider</i>	
Wilhelm Wolfsohn und die <i>russische Kolonie</i> in Dresden	337
<i>Hubertus Fischer</i>	
Theodor Fontane: <i>Preußen – ein Militär- oder Polizeistaat?</i> Anmerkungen zu einer postrevolutionären Apologie	357
<i>Gabriele Radecke</i>	
Theodor Fontanes literarische Briefgespräche mit Wilhelm Wolfsohn und Bernhard von Lepel.	373
<i>Itta Shedletzky</i>	
„Des Juden Waffe“. Wilhelm Wolfsohns literarisches Werk im Kontext der deutsch-jüdischen Literatur des 19. Jahrhunderts	389
<i>Hans Otto Horch</i>	
„Freiheit, Toleranz, Aufklärung, Weisheit“ – und das Gespenst des modernen ‚Kannibalismus‘. Berthold Auerbach und Wilhelm Wolfsohn im deutsch-russisch-jüdischen Briefgespräch	415

Anhang	437
Lebenswege. Theodor Fontane (bis 1865) und Wilhelm Wolfsohn	439
<i>Ingolf Schwan</i>	
Bibliographie der Werke Wilhelm Wolfsohns.	450
1 Gedichte	
1.1 Sammlungen.	451
1.2 Einzelne Gedichte nach Publikationsorganen	457
1.3 Handschriftlich Überliefertes.	461
2 Dramen	461
3 Erzählung.	462
4 Monographien und Anthologien	462
5 Reden.	462
6 Journalistische Werke	
6.1 Herausgeber von Zeitschriften.	463
6.2 Beiträge nach Publikationsorganen	463
6.3 Belegte Mitarbeit an weiteren Zeitschriften.	481
7 Übersetzungen	
7.1 Sammlungen.	482
7.2 Prosaübersetzungen nach Autoren	482
7.3 Gedichtübersetzungen nach Autoren	485
8 Sonstiges	
8.1 Autobiographisches	493
8.2 Biographische Skizzen und Nekrologe (Auswahl)	493
8.3 Gedichte an Wilhelm Wolfsohn	494
Siglen und Abkürzungen	495
Literaturverzeichnis.	497
Namenregister	525
Die Autoren des Bandes	547

Einleitung

„Mein lieber Wolfsohn aus Odessa“
16. November 1852

„Wenn ich mich frage, wie lang’ ist es daß Du an Wolfsohn aus Odessa schreiben willst, so krieg ich Lust mir die selbstgestellte Frage mit: ‚seit mehreren Jahrhunderten‘ zu beantworten.“¹

In der Folge der Briefe Theodor Fontanes und Wilhelm Wolfsohns fällt dieser Briefanfang besonders auf. Bemerkenswert ist nicht nur die Anrede „Mein lieber Wolfsohn aus Odessa“, die nur zweimal im Briefwechsel vorkommt, sondern auch die rhetorische Reflexion, die Fontane der Anrede folgen lässt. Sie nimmt die mit dem Namen ‚Odessa‘ evozierte räumliche Ferne auf und überträgt sie ins Zeitliche. „Wolfsohn aus Odessa“, der aus der Ferne und Fremde Kommende, dem sich Fontane wie aus Jahrhunderten nähert.

Fontane konstruiert damit eine Figur der Annäherung, die zum Sinnbild der Beziehung des preußischen Dichters und des aufgeklärten Juden, des jüdischen Maskil² aus Odessa taugt, bringt sie doch die kulturelle, lebensweltliche und schließlich auch biographische Distanz dieser so unterschiedlichen Männer zur Sprache.

Zieht man die situativen Umstände des Briefes in Betracht, so wird die Briefanrede durchaus plausibel. Fontane war erst wenige Wochen zuvor von seiner ersten Englandreise zurückgekehrt und nahm, angefüllt von Reiseindrücken, Kontakt zu dem Freund auf, der ihn noch kurz vor Reiseantritt mit Vorwürfen konfrontiert hatte, wie er sie nie von ihm gehört hatte. Diese betrafen eben jenen „Wolfsohn aus Odessa“, den aus Russland kommenden Juden, der sich als „Kais. Königl. Russischer, nicht ausgewanderter Unterthan“ illegal in Deutschland aufhielt,³ und für sich und seine christliche Verlobte, die Tischlerstochter Emilie Gey aus Leipzig, eine verlässliche bürgerliche Existenzgrundlage erkämpfen musste. Und das bedeutete für ihn nicht nur, wie für Fontane, der dafür immer wieder Unterstützung einfordert, den schwierigen Kampf um die materiellen Subsistenzmittel, sondern zuvörderst die Erlangung der Staatsbürgerschaft eines deutschen Staates und die Erlaubnis zur Eheschließung mit einer Frau christlicher Konfession. Damit waren für einen russischen Juden schier unüberwindliche juristische und konfessionelle Hürden gesetzt, die Wolfsohns Existenz über viele Jahre bedrohten. Zum

¹ Brief vom 16. November 1852: Briefe, Nr. 47, S. 102f.

² Maskil (hebr.), der Aufgeklärte. Selbstbezeichnung der jüdischen Aufklärer, als Begriff nachweisbar seit 1783. Dagegen ist der Begriff ‚Haskala‘ als Terminus technicus für ‚Aufklärung‘ erst seit 1831 nachzuweisen. Vgl. Schulte 2002, S. 17f. (mit Bibliographie), auch Feiner 2001 und Feiner/Sorkin 2001.

³ Vgl. Anm. 2 zu Briefe, Nr. 37, S. 86.

einen war die Einbürgerung in einen deutschen Staat an einen Emigrationsschein gebunden, den ein russischer Untertan, weil Emigration seit 1834 verboten war, von Rechts wegen nicht erlangen konnte.⁴ Zum anderen war die angestrebte Heirat eines Juden und einer Christin ein für die damalige Zeit schwer erreichbares, außergewöhnliches Unterfangen.⁵ Zwar war in einigen deutschen Staaten Mitte des 19. Jahrhunderts die Mischehe als Zivilehe rechtlich noch möglich, doch blieben die Widerstände der christlichen Kirchen wie auch der jüdischen Gemeinden oft unüberwindlich.⁶ Als Wolfsohn in Anhalt-Dessau endlich auf die wohlwollende Haltung eines aufgeklärten Bürgermeisters stieß, der ihm, sozusagen in letzter Minute, zu Staatsbürgerschaftsurkunde und Trauschein verhalf, lag eine mehrjährige zermürende Odyssee hinter ihm.⁷ Erst jetzt, da er Dessauer Bürger, glücklich verheiratet und Herr einer „gemüthlichen“ Häuslichkeit ist, findet er Worte für seine Situation und die Kränkungen, die er durch Fontanes „schlechte Witze“ und seine Gleichgültigkeit erfahren hatte: „Die Thatsachen, welche diesem vorläufigen Zielpunkte vorangegangen – die Summe von Quälereien, Absetzungen und Kränkungen, von ermüdenden Kreuz- und Querfahrten, unsäglichen Anstrengungen und Opfern, welche in diesen Thatsachen liegt, würde Dich vielleicht auch ‚überraschen‘; [...]“ Und er fährt fort: „Soll ich trotz alledem glauben, daß Dich die Geschichte meiner Erlebnisse in dieser ganzen Zeit interessiren kann, soll ich nicht fürchten, daß Du sie auch auf den ‚Müllhaufen‘ wirfst? Nein, das will ich nicht, und ich traue Dir, wie gesagt, noch einiges Interesse für mich zu. Wenn Du also fragst, werde ich gelegentlich Dir noch mancherlei erzählen.“⁸

Fontane hat nicht gefragt, zumindest nicht in seinen Briefen, und Wolfsohn scheint auch nicht erzählt zu haben, was wiederum Fontane ihm vorgeworfen hat: „Deine Sprache scheint auch nur zum Verbergen der Gedanken da zu sein“.⁹

⁴ Vgl. Dokumente, Nr. 9.

⁵ Vgl. Meiring 1998.

⁶ Gegen die Zivilehe polemisierte noch Ludwig von Gerlach in seinem Leitartikel vom 23. April 1862 während Fontanes Kreuzzeitungs-Zeit. Vgl. Streiter-Buscher 1996, Bd. 1, S. 17.

⁷ Die Einbürgerung Wolfsohns erfolgte ohne Vorlage eines Emigrationsscheins. Auf dem Wolfsohn ausgehändigten Staatsbürgerschein war der betreffende Passus ausgestrichen. Vgl. Lehmann-Schultze 1964, Anlage 27. Erst mit der Sicherheit einer deutschen Staatsbürgerschaft konnte er mit Emilie Gey eine Familie gründen. Die Eheschließung zwischen Juden und Christen war nach der Verfassung des Herzogtums Anhalt-Dessau von 1848 möglich. Dort war in § 23 festgelegt, dass die bürgerliche Ehe nur vom Zivilakt abhängig war, wobei die Religionsverschiedenheit „kein bürgerliches Ehehinderniß“ darstellen sollte. Diese Verfassung wurde 1852 revidiert. Nach der standesamtlichen Trauung am 31. Dezember 1851 wurde die Ehe Wolfsohns mit Emilie Gey auch nach „israelitischem Ritus“ vollzogen, was durch die liberale Einstellung der Dessauer jüdischen Gemeinde ermöglicht wurde. Vgl. Anm. 2 zu Briefe, Nr. 37.

⁸ Wolfsohn an Fontane, 19. Januar 1852: Briefe, Nr. 37, S. 85.

⁹ Fontane an Wolfsohn, 22. Februar 1851: Briefe, Nr. 35, S. 79.

Schnell pendelt sich das Sprachspiel des Briefwechsels wieder auf den status quo ante ein, an dem, jenseits der immer wieder thematisierten Suche nach Publikations- und Subsistenzmöglichkeiten, Fontanes fehlende oder gehemmte Neugierde den Angelegenheiten des Freundes gegenüber, im Verein mit einer äußerst verfeinerten Strategie des Verbergens auf der Seite Wolfsohns auffällt.

Gerade an dieser immerhin auffälligen Auslassung im Sprachspiel des Briefwechsels, des nahezu völligen Verschweigens der religiösen, nationellen und kulturellen Unterschiede, die die Beziehung Theodor Fontanes und Wilhelm Wolfsohns auszeichnen, möchte der vorliegende Band ansetzen und der gewissermaßen paradoxen Frage nach dem nicht stattgehabten interkulturellen Dialog des Briefwechsels nachgehen bzw. die Voraussetzungen zur Präzisierung dieser Frage und ihrer möglichen Antworten abstecken.

Im Gegensatz zu Fontane, dessen Biographie in den letzten Jahrzehnten detailliert erforscht wurde und dessen Werk in seinen wesentlichen Teilen in verlässlichen Ausgaben vorliegt, wissen wir von Wilhelm Wolfsohn nur sehr wenig. Obwohl sein Briefwechsel mit Fontane als der erste edierte Briefwechsel eine wichtige biographische Quelle für den jungen Fontane, seine politische und literarische Orientierung im vor- und nachmärzlichen Deutschland darstellt,¹⁰ blieb es für die Person Wilhelm Wolfsohns lange Zeit bei dem Bild, das Fontane selbst in seinem autobiographischen Bericht *Von Zwanzig bis Dreißig* gezeichnet hatte.¹¹ Erst die slawistisch motivierte Dissertation von Christa Lehmann-Schultze lieferte bio-bibliographische Grundlagen und stellte den Autor und Übersetzer Wilhelm Wolfsohn in den Kontext der russischen intellektuellen Zirkel des 19. Jahrhunderts. Ihre kommentierte kritische Neuedition des Briefwechsels auf der Grundlage der damals zugänglichen Quellen, zu denen auch der seinerzeit noch vollständige Nachlass Wilhelm Wolfsohns gehörte, gibt erste Hinweise auf Wolfsohns Lebenssituation während seines Studiums in Leipzig und später in Dresden, seinen jüdischen Familienhintergrund und das Netz seiner Freundschaften.¹²

Denn was bedeutete es um das Jahr 1837, ein jüdischer Student aus Odessa in Leipzig zu sein? Aus welchem kulturellen, sozialen und ideellen Milieu kam jemand, der sich dazu entschlossen hatte, an einer deutschen Universität zu studieren? Fragen, die erst mit den Ergebnissen der neueren deutsch-jüdischen Historiographie und Literaturwissenschaft, der russisch-jüdischen Geschichte und der Haskala-Forschung gestellt werden können und es erlauben, ein allmählich

¹⁰ Vgl. Nürnberger 1967, Jolles 1983, Nürnberger 2000.

¹¹ Lehmann-Schultze 1964. Theodor Fontane: *Von Zwanzig bis Dreißig*: HFA III/4, S. 258–261.

¹² Schultze 1988. Nicht alle Quellen, die Christa Schultze zugänglich waren, sind überliefert. Dies gilt vor allem für den Nachlass Wilhelm Wolfsohns, der nach dem Tode des Urenkels zum Teil verloren ging und nur noch in Resten überliefert ist.

präziser werdendes Bild von den ökonomischen, psychosozialen und ideologischen Milieus zu entwerfen, aus denen Wilhelm Wolfsohn stammte und in denen er sich bewegte, bevor er Fontane begegnete.

Für Fontane war Wilhelm Wolfsohn der erste jüdische Freund und Schriftstellerkollege, am Beginn einer langen Reihe von Kollegen, Bekannten, denen er im *Tunnel über der Spree*, wie Ludwig Lesser, Bernhard Wolff, Moritz Lazarus,¹³ in Zeitungsredaktionen, Verlagen oder Theatern, wie Fritz Mauthner, Julius Rodenberg und Otto Brahm, oder im privaten Umfeld, wie den Sternheims, Bleichroeders oder Georg Friedlaender, dem Gesprächs- und Briefpartner der späten Jahre, begegnete.¹⁴ Wolfsohn gehörte jedoch weder dem deutsch-jüdischen Bildungs- und/oder Besitzbürgertum an, noch war er, wie einige der oben Genannten, getauft. Wilhelm Wolfsohn war kein Mann von „Durchschnittsallüren“, sondern ein Jude mit den verbindlichen und überlegenen Umgangsformen eines Abbé, intelligent, weltgewandt und vielsprachig, ein jüdischer Migrant aus Russland, dessen Sphäre „Hoftheater und höfische Sitten, schriftstellerisches und künstlerisches Leben, vor allem internationaler Verkehr“ war.¹⁵

Der Wilhelm Wolfsohn, den Fontane hier beschreibt, verkörpert geradezu den Idealtypus eines Maskil, eines jüdischen Aufklärers. Allseitig gebildet in alter und neuerer Literatur, Wissenschaft und Philosophie, ein vielsprachiger und sprachgewandter *homme de lettres*, der sich auf öffentlichem Terrain mit der Feder und in freier Rede zu bewegen verstand. In ihm schien die bürgerliche Verbesserung der Juden, die der preußische Reformbeamte Christian Konrad Wilhelm von Dohm 1781 in seinem gleichnamigen Buch gefordert hatte, in vollendeter Weise geglückt.¹⁶ Vergessen werden darf indes nicht, dass Wilhelm Wolfsohn als Migrant aus Russland und Untertan des Zaren aus einem völlig anderen politischen und gesellschaftlichen Milieu kam. Nicht nur hatte sich die Haskala-Bewegung in Russland im Vergleich zu ihrem Berliner Zentrum relativ verspätet durchgesetzt, auch war ihre Verbreitung gebunden an Personen und Zirkel, die zumeist in Handels- und Universitätsstädten sich etablierten. (Abb. 1) Bücher wie Mendelssohns Bibelübersetzung (1783) oder das Sendschreiben Naftaly Hartwig Wesselys¹⁷ wirkten als Multiplikatoren der Ideen für die bürgerliche Gleichstellung der Juden, die Bildungs- und Gemeindereform nach den

¹³ Vgl. Fischer 1994.

¹⁴ Zu Fontanes Verhältnis zu Juden und Judentum vgl. u. a. Paulsen 1981, Fleischer 1998, Mecklenburg 1998, Horch 2000a/2000b.

¹⁵ Theodor Fontane: *Von Zwanzig bis Dreißig*: Dokumente, Nr. 11, S. 254.

¹⁶ Christian Konrad Wilhelm von Dohm: *Über die bürgerliche Verbesserung der Juden*. 2 Bde. Berlin, Stettin 1781/83 (Dohm 1781/83).

¹⁷ Naftali Hartwig Wessely: *Worte der Wahrheit und des Friedens an die gesammte jüdische Nation*. [...] Aus dem Hebräischen (übersetzt von David Friedländer). Berlin 1782 (Wessely 1782).

Idealen der Aufklärung.¹⁸ Die expandierende Freihandelsstadt Odessa hatte sich rasch zu einem Zentrum der Haskala in Russland entwickelt.¹⁹ Die Vielvölkerstadt hatte Einwanderer aller Nationalitäten angezogen, auch Juden aus allen Bevölkerungsschichten, traditionell lebende, zumeist arme Juden ebenso wie Maskilim aus Galizien und französisch, deutsch oder italienisch akkulturierte Kaufleute, die in der Mehrzahl wohlhabend und ökonomisch erfolgreich waren. Die junge jüdische Gemeinde Odessas war ein Spiegel dieser Verhältnisse und begünstigte Reformbestrebungen wie die Gründung einer der ersten jüdischen Reformschulen im Zarenreich durch Bezalel Štern, einen Schüler des galizischen Maskil Iosif Perl aus Tarnopol. Wilhelm Wolfsohn hat diese Schule, die weltliches und jüdisches Wissen gleichermaßen vermittelte, seit seiner Einschulung besucht. Die lingua franca des allgemeinen Aufklärungsdiskurses war Deutsch, wengleich in Osteuropa das Hebräische, das traditionell nur als Sakralsprache Verwendung fand, im Sinne der Reformbestrebungen Isaak Euchels als Sprache der Maskilim durchaus gebräuchlich war.²⁰ Auch Wolfsohn verfügte über Kenntnisse des Hebräischen. Die Alltagssprache seines Elternhauses scheint jedoch, wohl begünstigt durch die aus dem österreichisch regierten Brody stammende Mutter, Deutsch gewesen zu sein. Vermutlich gab es im elterlichen Hause auch schon eine Bibliothek mit säkularer, aufgeklärter Literatur. Insofern verwundert es nicht, dass der Siebzehnjährige die maskilische „Sehnsucht nach dem heiligen Germanien, jenem wundervollen und gesegneten Lande“ in seinem Herzen verspürte und, trotz der offensichtlich prekären ökonomischen Situation des Vaters und trotz einer ersten Erkrankung der Mutter, den vielbenedigten Weg gen Westen antreten konnte.²¹

Die Reise nach Westen, möglichst in eine deutsche Stadt, war unter den russischen Maskilim zu einer Metapher geworden für Aufbegehren gegen und Flucht aus Enge und Abgeschlossenheit des traditionellen Lebens in den jüdischen Gemeinden.²² Der junge Wolfsohn, der das gesetzestreue Gemeindeleben des rabbinischen Judentums aus eigenem Erleben nicht kennen gelernt haben dürfte, erfüllt mit seiner Reise nach Leipzig womöglich auch eine unerfüllte Sehnsucht der Eltern, die zur ersten Generation derer gehörten, die ihr Leben nach den Idealen der Aufklärung, d. h. nach den Maßgaben rationalen Wissenserwerbs und vernünftiger Selbstbestimmung revolutionierten. Damit einher ging in der

¹⁸ Zur russischen Haskala vgl. Dohrn 2002 (mit Bibliographie). Vgl. auch den Artikel ‚Aufklärung‘ in: *Encyclopaedia Judaica* 1928–1934, Bd. 1, Sp. 667–681. Unter der älteren Literatur: Meisl 1919. Vgl. Reflexionen, Dohrn.

¹⁹ Vgl. Zipperstein 1986 und Reflexionen, Hofmeister.

²⁰ Schulte 2002, S. 33f.

²¹ Vgl. Wolfsohns Tagebuch: Dokumente, Nr. 1, hier S. 137.

²² Vgl. Bartal 1985, S. 1–17. Zur Rolle der Gemeinde im osteuropäischen Judentum vgl. Reflexionen, Dohrn und Dohrn 2002.

brodelnden Freihandelsstadt Odessa ein nochmals beschleunigter gesellschaftlicher Modernisierungsprozess, der aus den Zuwanderern urbane, weltoffene Intellektuelle machte. Wilhelm Wolfsohn, als ein vollkommener Repräsentant dieser Entwicklung, brachte somit die Erfahrungen zweier Generationen mit. Die Macht der strenggläubigen Rabbiner, der Chassidismus und die staatliche Unterdrückung der Juden, Faktoren, die in Osteuropa noch Jahrzehnte bestimmend bleiben sollten, hatten die Welt seiner Väter beherrscht und machten die Forderung nach Aufklärung aller Juden, ihrer rechtlichen und bürgerlichen Emanzipation noch immer plausibel. Wolfsohn, erzogen nach den Idealen der Aufklärung und ausgestattet mit einer umfassenden literarischen und philosophischen Bildung, trug in sich die Erfahrungen seiner Väter und war zugleich ein Kind der weltoffenen, multilingualen und -kulturellen, aber auch weitgehend traditionslosen Atmosphäre der Immigrations- und Freihandelsstadt Odessa. Seine Gelehrtheit und Versiertheit in der Kultur der anderen, die nicht nur Fontane aufgefallen war, muss auch als Resultat jener übergroßen Akkulturationsleistung begriffen werden, die insbesondere die Juden als religiöse Minorität nicht nur in Wissenschaft und Künsten, sondern auch in Sprache und Alltagsleben zu erbringen hatten.

Das „heilige Germanien“ steht für den Maskil aus Odessa auch als Metapher für eine gelehrte Welt, eingerichtet nach den Idealen der Geselligkeit und Freundschaft, in die er als Jude und mündiger Bürger würde eintreten können. Mit dieser Hoffnung tritt Wilhelm Wolfsohn in die Reihe derer, die als Migranten aus Osteuropa das Gesicht der jüdischen Aufklärung in Preußen prägten.²³ Nur zwei Namen sollen genannt werden: Isachar Falkensohn Behr aus dem litauischen Salantin, dessen *Gedichte von einem pohnischen Juden* durch Goethes Rezension berühmt wurden.²⁴ Er hatte gut sechzig Jahre vor Wolfsohn den Weg nach Westen angetreten, um im Kreise um Mendelssohn und Lessing ein Dichter im Stile seines Gönners Karl Wilhelm Ramler zu werden. Und der wohl bekannteste, der Kantschüler und Kritiker Salomon Maimon aus Sukoviburg in Litauen, dessen berühmte Lebensgeschichte, zuerst abgedruckt in Karl Philipp Moritz' *Magazin für Erfahrungsseelenkunde*, zum Paradigma der Biographie eines osteuropäischen Maskil geworden ist.²⁵ Mit ihnen erscheint ein neuer Typus des jüdischen Intellektuellen in den gelehrten Zirkeln des Westens. Geleitet vom Unbehagen am traditionellen Judentum wurden sie zu Vorkämpfern einer libera-

²³ Schulte 2002, S. 34f.

²⁴ [Anon.]: *Gedichte von einem pohnischen Juden*. Mitau, Leipzig 1772. Goethes Rezension in: *Frankfurter Gelehrte Anzeigen*. Nr. 255, Stück 70 (1. September 1772). Dazu: Benyoëtz 1986, S. 387–394 sowie den Artikel in: *Metzler-Lexikon* 2000, S. 45f., hier auch weitere Literatur.

²⁵ *Salomon Maimons Lebensgeschichte. Von ihm selbst geschrieben* und hg. von Karl Philipp Moritz [1792/93], neu hg. von Zwi Batscha. Frankfurt am Main 1995 (Maimon 1995). Vgl. auch Arroyo 1999, S. 59–95 und den Artikel in: *Metzler-Lexikon* 2000, S. 408ff.

len, von Toleranz, Offenheit für neues Wissen und ökonomische Selbständigkeit getragenen modernen Gesellschaft. Sie wurden Ahnherren einer Bewegung, als deren Enkel Wilhelm Wolfsohn zu betrachten ist, als Typus eines nicht-rabbinischen jüdischen Intellektuellen, der gebildet, rational und freundlich jeden für tugendhaft hält, den sein Gott Mitleid und Gerechtigkeit als Maximen des Handelns lehrt. Mit Zeitschriften wie Euchels *Ha-Me'assef* (Der Sammler) hatten sie Modelle einer jüdischen Gegen-Öffentlichkeit geschaffen,²⁶ in deren Nachfolge auch das „Taschenbuch für Schilderungen und Anklänge aus dem Leben der Juden auf das Jahr 5601“ *Jeschurun* zu sehen ist, das Wilhelm Wolfsohn unter dem Pseudonym Carl Maien zusammen mit Siegmund Frankenberg 1841 herausgab. Verständnis zu wecken für die jüdische Perspektive, den Leser „an den Heerd unsers innersten Lebens“ zu führen, war das Ziel, mit dem sich die Herausgeber an „diejenigen unter den Bekenner unseres Glaubens“ wenden, „die gemeinsames Wohl und Weh so lange auf einem *engeren* Gebiete unter einander verbindet, als Haß und Vorurtheil und Ungerechtigkeit gegen sie Gemeinschaft führen; unter den Brüdern aber, an die uns das ewige Band der *Menschheit* knüpft, mögen uns immerhin nur die Freunde und Vertheidiger unserer Sache hören, die dem Menschen seine Menschenrechte nicht verkümmern lassen, und an keinem ohne Theilnahme vorübergehen, der für diese Rechte das Wort ergreift.“²⁷

Für Wolfsohns literarisches und publizistisches Schaffen bleibt diese aufklärerische Perspektive charakteristisch, auch wenn er nicht von jüdischen Dingen spricht, das Credo des Maskil aus Odessa auch dann noch, als der romantische Zeitgeist ihn zu widerlegen scheint.

²⁶ *Ha-Me'assef*, die erste hebräisch erscheinende Zeitschrift. Im Geiste des Mendelssohn-Kreises veröffentlichte sie u. a. wichtige Übersetzungen wie Isaak Abraham Euchels (1756–1804) Mendelssohn-Biographie und seine *Briefe des Meshulam* (1788). Euchel war einer ihrer Redakteure. Vgl. Euchel 2001.

²⁷ Der *Jeschurun* erschien bei L. Fort in Leipzig. Eröffnet mit einem Portrait und einem Essay über Gabriel Riesser von K. Sidori (Akronym für Isidor Kaim), der auch eine *Geschichte der Juden in Sachsen* (Leipzig 1840) veröffentlichte, finden wir unter seinen Beiträgern den Schriftsteller und Übersetzer aus dem Hebräischen und Polnischen Moritz Rappaport aus Lemberg (1808–1880), den aus dem ungarischen Baja stammenden Karl Isidor Beck (1817–1879), bekannter Lyriker des Vormärz und Autor der *Gepanzerten Lieder* (1838), den Schriftsteller Ludwig August Frankl aus Chrast in Böhmen (1810–1894), Sekretär der jüdischen Gemeinde in Wien, von 1842–1848 Redakteur der *Sonntagsblätter*, der führenden österreichischen Zeitschrift des Vormärz und Schulgründer in Palästina (vgl. seine *Erinnerungen*, Prag 1910) und den aus Böhmen stammenden Jacob Kaufmann (1814–1871), Mitarbeiter Max Schlesingers in London und dort häufig mit Fontane zusammen (vgl. GBA Tagebücher 1, S. 60, 22. November 1855, und 190, 26. Oktober 1856). Wie Wolfsohn studierten sie zeitweilig Medizin, waren Achtundvierziger, Schriftsteller und Juden aus dem östlichen Europa. Zum *Jeschurun* vgl. auch Reflexionen, Shedletzky.

Die Distanz zu Fontane, der sich seit seinem Eintritt ins *Literarisches Cabinet* auch in seiner Haltung zur „Judenfrage“ mehr und mehr jenem ästhetisch-gesellschaftlichen und mentalen Konservatismus des Kreuzzeitungs-Milieus genähert hatte, könnte nicht größer sein.²⁸ Nicht erst seit dem Antisemitismustreit von 1879/80, in dem wir ihn auf der Seite Treitschkes finden, hält er das Projekt der Emanzipation der Juden für gescheitert. Die späten Briefe und Tagebücher offenbaren eine manifeste Abneigung gegen „die Juden“, ihre zuweilen schmerzlichen ‚Medisancen‘ bedienen subtil jenen kulturellen Code der Ausgrenzung und Stigmatisierung, der die mehr oder weniger antisemitische Haltung der überwiegenden Mehrheit des Bürgertums im Kaiserreich charakterisierte.²⁹ Wilhelm Wolfsohn, dem die konservative Haltung seines Jugendfreundes nicht verborgen geblieben sein dürfte,³⁰ hielt bis zu seinem frühen Tod an seiner freundschaftlichen Haltung Fontane gegenüber fest, wie umgekehrt Fontane dem Freund das bekannte Andenken in *Von Zwanzig bis Dreißig* widmete, wenngleich an dem überlieferten Manuskript, das wir hier abdrucken, deutlich wird, welche Formulierungsmühen Fontane zu bewältigen hatte.³¹ Gerade vor diesem mentalitätsgeschichtlichen Hintergrund liegt es nahe, den Briefwechsel als Zeugnis der deutsch-jüdischen Literatur neu zu lesen.

1910, in demselben Jahr, da Wilhelm Wolters den Briefwechsel seines Vaters mit Fontane im Verlag von Georg Bondi veröffentlichte, gab der langjährige Herausgeber der *Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland* und nunmehrige Herausgeber der *Allgemeinen Zeitung des Judentums* (AZJ) Ludwig Geiger sein Buch *Die deutsche Literatur und die Juden* heraus, entstanden aus einer Vorlesungsreihe, die er im Wintersemester 1904/05 an der Berliner Universität gehalten hatte.³² Ludwig Geiger, ein Wortführer des liberalen deutschen Judentums, unternahm es darin, die deutschsprachige jüdische Literatur innerhalb der deutschen Literatur zu beschreiben und kam zu dem Ergebnis, dass es weder eine „ausschließlich deutsche Kunst“ noch eine ausschließlich jüdische je gegeben habe, dass vielmehr gerade die jüdische Literatur innerhalb der deutschen den Begriff der Nationalliteratur fraglich erscheinen lasse, und plädierte statt dessen für eine transnationale, transkulturelle Perspektive. Damit griff der Goethe-Philologe nicht nur Goethes Konzept einer Weltliteratur

²⁸ Vgl. Fischer 2000.

²⁹ Jochmann 1988, Volkov 1990. Zu Fontanes Verhältnis zu Juden und Judentum vgl. die in Anm. 14 genannte Literatur sowie Benz 2000.

³⁰ So schrieb Berthold Auerbach Wolfsohn über Fontane am 29. Januar 1860: „Er [Fontane] scheint mir eine chevalereske Natur, leider ein wirklicher Kreuzzeitungs-Mann.“ (DLA, 15929)

³¹ Vgl. Dokumente, Nr. 11.

³² Ludwig Geiger: *Die deutsche Literatur und die Juden*. Berlin 1910 (Geiger 1910). Vgl. dazu Reflexionen, Shedletzky, S. 398f.

auf. Er tat es bereits gegen eine forciert deutsch-national/nationalistisch bzw. in ihren extremen Positionen völkisch-rassistisch argumentierende Literaturwissenschaft.³³ Ludwig Geiger eröffnete mit seinen Betrachtungen bekanntlich auch eine breite und kontroverse innerjüdische Debatte, die Perspektive einer transnationalen, europäischen Literatur, an der Joseph Roth noch 1933 verzweifelt festhielt, hatte jedoch keine Chance.³⁴

Ludwig Geiger hatte das Erscheinen des Briefwechsels von Theodor Fontane und Wilhelm Wolfsohn zum Anlass einer ausführlichen Würdigung der Person und des Werkes von Wolfsohn genommen.³⁵ Als deutsch-jüdischer Schriftsteller, als den er ihn las, wurde Wilhelm Wolfsohn indessen vergessen. Der Name Wilhelm Wolfsohns wurde durch Fontane, dessen literarisches Talent er früh erkannt hatte, in die Literaturgeschichte eingeschrieben.

Die Überlieferungsgeschichte

Wilhelm Wolters hatte die Publikation des Briefwechsels gegen den Widerstand der Erben Fontanes, die an einer Briefwechsel-Ausgabe nicht interessiert waren, durchzusetzen.

Als der Briefwechsel im Jahre 1910 im Verlag von Georg Bondi, dem Verlag Stefan Georges und seines Kreises, als erster Briefwechsel Fontanes erschien,³⁶ war dem eine mehrjährige Auseinandersetzung vorausgegangen. Kein Geringerer als Arthur Levysohn, der Chefredakteur des *Berliner Tageblatts*, der Zeitung des liberalen jüdischen Bürgertums, hatte sich als erster vergeblich um die Publikationserlaubnis einiger Briefe aus dem begehrten Briefwechsel bemüht. Die Rechte an Fontanes literarischem Nachlass einschließlich der unveröffentlichten Texte lagen bei einer von Fontane selbst testamentarisch verfügten Nachlasskommission, der Fontanes Tochter Martha Fritsch-Fontane, der Journalist Paul Schlenther und der Rechtsanwalt Paul Meyer angehörten. Diese Kommission, die die Publikationspolitik weitgehend in ihrer Hand zu halten suchte, war bestrebt, die Briefe Fontanes

³³ Gegen einen „Normalbegriff [von Literatur], der zwischen deutsch und undeutsch leichthin scheidet“ plädierte auch Gustav Krojanker, nun schon aus zionistischer Perspektive (*Die Juden in der deutschen Literatur. Essays über zeitgenössische Schriftsteller*. Berlin 1922; Krojanker 1922). Seit 1881 programmatisch antisemitisch argumentiert Eugen Dühring: *Die Größen der modernen Literatur, populär und kritisch nach neuen Gesichtspunkten dargestellt*. 2 Bde. Leipzig 1883 (Dühring 1883).

³⁴ Vgl. Joseph Roth: „Wir deutschen Schriftsteller jüdischer Abstammung bleiben die Nachkommen der alten Juden, der Ahnen der europäischen Kultur, die einzig legitimen deutschen Repräsentanten dieser Kultur.“ (*Autodafé des Geistes*, Andreas Kilcher weist darauf hin in: *Metzler-Lexikon* 2000, S. VI).

³⁵ Geiger 1912c. Vgl. dazu Reflexionen, Shedletzky.

³⁶ Wolters 1910a.

an Wolfsohn in die in ihrem Auftrag besorgte Ausgabe *Briefe an seine Freunde*³⁷ aufzunehmen. Dagegen stand das Interesse von Wilhelm Wolters, der die Briefe Fontanes an seinen Vater geerbt hatte und diese mit den Briefen seines Vaters an Fontane als Briefwechsel publizieren wollte.³⁸ Nachdem die Nachlasskommission trotz seiner Bereitschaft, Kopien der Briefe an Friedrich Fontane auszuhändigen, eine Publikationserlaubnis in Buchform verweigert hatte,³⁹ konnten die Briefe auch nicht in die o. g. Ausgabe aufgenommen werden. Erst 1910 brachte Wilhelm Wolters wieder Bewegung in die Sache, indem er ohne Erlaubnis der Kommission vier Briefe Fontanes und einen Brief seines Vaters in den *Dresdner Neuesten Nachrichten* veröffentlichte.⁴⁰ Friedrich Fontane bat umgehend darum, die Publikation weiterer Briefe zu unterlassen, musste indes schnell einsehen, dass eine Publikation nicht mehr zu verhindern war.⁴¹ Im Vorwort der von ihm herausgegebenen Ausgabe dankt Wilhelm Wolters den Erben Fontanes ganz ausdrücklich für die „liebenswürdige Überlassung“ der Briefe seines Vaters.⁴²

Was nach ihrer Publikation mit den Briefen geschah, blieb lange Zeit im Unklaren. Noch Christa Schultze kann 1988 nur Vermutungen anstellen.⁴³ Ein Austausch der Briefe, wie sie vermutet, scheint indes nicht stattgefunden zu haben. Die ihr vorliegenden Briefe Wilhelm Wolfsohns befinden sich seit Oktober 1956 im *Theodor-Fontane-Archiv*, das sie 1956 aus der Hand von Elisabeth Gebauer ankaufen konnte. Angeregt durch einen Bericht über das Fontane-Archiv in der *Berliner Zeitung* vom 30. September 1956 hatte sie sich zur Veräußerung des Konvoluts entschlossen. Gegenstand des Ankaufes waren zunächst 14 eigenhändige Briefe von Wilhelm Wolfsohn an Fontane, ein Gedicht und ein Bild von Wolfsohn sowie drei eigenhändige Briefe von Philippine Fontane an Wolfsohn.⁴⁴

Zur Provenienz des Konvoluts teilt Bruno Gebauer Folgendes mit: „Ich habe sie [die Briefe] im Tauschwege von meinem inzwischen verstorbenen Freunde

³⁷ *Fontane-Briefe* 1910.

³⁸ Vgl. den Briefentwurf Friedrich Fontanes an die Nachlasskommission, undatiert: TFA, W 351.

³⁹ Briefentwurf Friedrich Fontanes an Wilhelm Wolters, undatiert: TFA, W 353.

⁴⁰ Wilhelm Wolters: *Theodor Fontanes politische Anfänge. Mit unveröffentlichten Briefen des Dichters*. In: *Dresdner Neueste Nachrichten*, 1. Januar 1910. Wiederabgedruckt in: *Berliner Börsen-Courier*, Morgenausgabe Nr. 3 (4. Januar 1910). (Wolters 1910b)

⁴¹ Brief der Nachlasskommission an Wilhelm Wolters, undatiert [Januar 1910]: TFA, W 355.10; Wilhelm Wolters an Friedrich Fontane am 31. Januar 1910: TFA, W 355.11 und Friedrich Fontane an die Geschwister, undatiert: TFA, W 355.12.

⁴² Wolters 1910a, S. 8f. Vgl. auch Paul Schlenker: *Aus Th. Fontanes Frühzeit*. In: *Berliner Tageblatt*, Nr. 583 (16. November 1910), 4. Beiblatt.

⁴³ Schultze 1988, S. 199–201.

⁴⁴ Vgl. Elisabeth Gebauer an das Fontane-Archiv am 1. Oktober 1956, Bruno Gebauer an das Fontane-Archiv am 12. Oktober 1956 und die Bestätigung des Fontane-Archivs vom 13. Oktober 1956. Vgl. TFA, Schriftwechsel 1954–1957.

Hans Bertling erworben, um sie meiner Frau zu schenken. Hans Bertling war der Sohn des berühmten Antiquars Richard Bertling in Danzig (später in Dresden). Die beiden Freunde Karl W. Hirsemann und Richard Bertling wurden, wie Ihnen sicher bekannt, die Könige unter den Antiquaren genannt. Hans Bertling sagte mir, dass diese Briefe aus dem Nachlass seines Vaters stammen. Meine Frage nach weiteren Fontane-Raritäten musste er verneinen. Er konnte auch nicht sagen, wann und wo sein Vater diese Briefe einmal erworben hat. Ich konnte darüber hinaus nur noch ein weiteres handschriftliches Gedicht aus der Feder von Wolfsohn an Fontane erwerben, das ich damals ebenfalls meiner Frau schenkte.⁴⁵ Gemeint ist das Gedicht *Meinem Theodor*, Odessa 16./28. Oktober 1843 (Briefe, Nr. 7), das im folgenden Jahr ebenfalls vom *Theodor-Fontane-Archiv* angekauft werden konnte.⁴⁶ Nach Christa Schultze stammen diese Briefe aus dem Nachlass von Wilhelm Wolters und sind von dessen Witwe Ella Wolters veräußert worden.⁴⁷ Gleichwohl ist nur ein Teil der erschließbaren Briefe Wolfsohns überliefert. Da bereits Josef Ettlinger, der seit 1905 den Nachlass Fontanes sichtete, diesen Befund konstatieren musste,⁴⁸ ist davon auszugehen, dass die fehlenden Briefe nicht in den Besitz von Wilhelm Wolters gelangt sind.

Die Briefe Theodor Fontanes an Wilhelm Wolfsohn befanden sich, von der Fontane-Forschung unbemerkt, seit dem Sommer 1960 im *Leo Baeck Institute Jerusalem*. Eine von der Hand Wilhelm Wolters' gefertigte Schenkungsurkunde unterrichtet uns darüber, dass er selbst das Briefkonvolut bereits 1911 als Schenkung an seinen Freund Dr. Arthur Pakscher⁴⁹ gegeben hatte: „Der von meines Vaters Hand mit Fontane bezeichnete Umschlag enthält 42 Briefe Theodor Fontanes an meinen Vater Dr. Wilhelm Wolfsohn, sowie einen Brief Max Müllers an meinen Vater, einen Brief Jellineks an meinen Vater, einen Vertragsbrief von Moritz Katz an Theodor Fontane, einen Brief Emilie Kummer's an Theodor Fontane, einen Brief von Emilie Wolfsohn an Theodor Fontane und eine Abhandlung Theodor Fontane's: ‚Preußen, ein Militär- oder Polizeistaat?‘ Diese Schriftstücke, die ich von meiner Mutter geerbt habe, sind in den Besitz meines Freundes Dr. Artur Pakscher übergegangen.

⁴⁵ Bruno Gebauer an das Fontane-Archiv am 12. Oktober 1956: Ebd.

⁴⁶ Vgl. Elisabeth Gebauer an das Fontane-Archiv am 1. November 1957 und dessen Antwortschreiben vom 4. November 1957: Ebd. Der Ankauf umfasste auch den Band Theodor Fontane: *Gedichte*. Berlin 1851 und Wolters 1910a, die indes nicht aus dem Nachlass von Wilhelm Wolters stammen.

⁴⁷ Schultze 1988, S. 199. Sie gibt jedoch keine Quelle an.

⁴⁸ Josef Ettlinger: *Neue Fontane-Kunde*. In: *Vossische Zeitung*, Sonntagsbeilage Nr. 7 (12. Februar 1911), S. 53.

⁴⁹ Von Arthur Pakscher sind nachzuweisen: *Zur Kritik des französischen Rolandsliedes*. Berlin 1885 (Phil. Diss. Straßburg 1885); *Il canzoniere provenzale* (Cad. Vat. 5232) (*Studi di filologia romanza* 7, Rom 1886); *Die Chronologie der Gedichte Petrarca's*. Berlin 1887 (Habil. Dresden 1887).

Das Recht der Veröffentlichung dieser Schriften ist jedoch mit dem derzeitigen Besitz der Originale nicht verbunden, denn dieses alleinige Recht der Veröffentlichung aller oder einzelner dieser Briefe etc. oder auch nur einzelner Stellen aus ihnen habe ich im Einverständnis mit den Erben Fontanes für alle Zeiten an Georg Bondi in Berlin abgetreten.

Dresden, d. 18. Mai 1911
Mosozinskystr. 21

Wilhelm Wolters.⁵⁰

Pakscher hatte das Konvolut im Jahre 1926 seiner Nichte Lotte Engel, die „eine große Verehrerin und Kennerin Fontane’s“ war, zu ihrem gemeinsamen Geburtstag geschenkt.⁵¹ Über Lotte Engel wissen wir bislang nichts. Aus dem Absender ihrer Briefe können wir schließen, dass sie das Konvolut in ihrem Gepäck auf der Flucht vor dem Naziterror auf welchen Umwegen auch immer mit nach Guatemala nahm, um es dort weiter sorgsam aufzubewahren.⁵² Jahrzehnte später wendet sie sich an Kurt Blumenfeld, einen der Pioniere des Zionismus,⁵³ mit dem sie in brieflichem Kontakt stand, und bittet ihn um Hilfe bei der Suche nach einem geeigneten Ort für die Verwahrung der Briefe Fontanes in Israel: „Ich bekam von meinem Onkel Dr. Artur Pakscher, vor vielen Jahren die Originale von Briefen, die Fontane in den Jahren 1844–1860 an seinen Freund Wilhelm Wolfsohn schrieb. Da meine Töchter beide kein Interesse und keine Geduld für Fontane haben, hatte ich die Idee, diese Briefe irgendeiner Bibliothek in Israel zu schenken. Der verbindende Gedanke ist, dass Wilhelm Wolfsohn anscheinend ein frommer Jude war, der die Taufe ablehnte, um ein Professorat an einer russischen Universität anzunehmen. Soviel ich beim Durchblättern gesehen habe, sind eine Menge typischer Fontane-Bemerkungen in den Briefen enthalten, die Sie besonders geniessen würden. Ich hoffe eine bejahende Antwort zu bekommen.“⁵⁴

⁵⁰ Schenkungsurkunde vom 18. Mai 1911, unterzeichnet von Wilhelm Wolters: *Leo Baeck Institute Jerusalem*.

⁵¹ Vgl. den Brief von Lotte Engel an Kurt Blumenfeld vom 15. August 1959 und das undatierte Schenkungsbillett von Arthur Pakscher: *Leo Baeck Institute Jerusalem*.

⁵² Der Briefwechsel im Zusammenhang der Schenkung zwischen Lotte Engel, Kurt Blumenfeld und Hans Tramer: *Leo Baeck Institute Jerusalem*.

⁵³ Eine ausführliche Schilderung des politischen Werdegangs von Kurt Blumenfeld (1884–1963) bei Jochanan Ginat in: Blumenfeld 1976, S. 7ff. Vgl. auch das Nachwort von Ingeborg Nordmann in: Arendt/Blumenfeld 1995, S. 347–373.

⁵⁴ Brief von Lotte Engel an Kurt Blumenfeld vom 15. August 1959: *Leo Baeck Institute Jerusalem*. Lotte Engel bezieht sich auf das Vorwort von Wilhelm Wolters, in dem dieser von der Weigerung seines Vaters, sich zur Erlangung der Professur taufen zu lassen, berichtet: Wolters 1910a, S. 6.

Kurt Blumenfeld, der seit dem Ende des Krieges wieder in Jerusalem lebte, wandte sich an Hans Tramer⁵⁵, den damaligen Vizepräsidenten des *Leo Baeck Instituts Jerusalem*, der das Konvolut gern in seine Sammlungen aufnahm. Im Jahre 2002 wurde das Konvolut vom *Theodor-Fontane-Archiv*, Potsdam erworben, das es nun zusammen mit den überlieferten Briefen Wilhelm Wolfsohns aufbewahrt.

Die Zusammenführung der beiden überlieferten Briefkorpora motivierte auch die Neuedition des traditionsreichen Briefwechsels, war doch nun eine textkritische Revision auch der durch Weglassungen und textliche Eingriffe teilweise korrumpierten Briefe Fontanes möglich. Somit kann nunmehr erstmals eine textkritische, auf den Originalen basierende Textfassung des gesamten bekannten Briefkorpus vorgelegt werden.

Die inzwischen wesentlich erweiterten Erkenntnisse der Fontane-Forschung hinsichtlich der biographischen, historiographischen, interpretatorischen und editorischen Erschließung von Leben und Werk Fontanes und die in den letzten Jahren wesentlich erweiterten und differenzierten Fragestellungen, die die deutsch-jüdische Historiographie und Literaturwissenschaft, die russisch-jüdische Geschichte und besonders die neuere Haskala-Forschung entwickelten, haben uns dazu ange-regt, die Neuedition unter diese erweiterte Perspektive zu stellen. Eine in diesem Sinne unkommentierte Neuauflage des Briefwechsels erschien uns unzulänglich. Andererseits erschien uns eine vollständige wissenschaftliche Erschließung von Leben und Werk Wilhelm Wolfsohns wegen der darin angelegten thematischen Breite und angesichts der noch immer schwer zugänglichen Quellen in osteuropäi-schen Archiven im gebotenen zeitlichen Rahmen nicht zu leisten. Wir entschieden uns daher für die Herausgabe eines Bandes, der zum einen eine verlässliche Text-grundlage des Briefwechsels vorlegt und zum anderen eine materiale Grundlage bietet für die weitere Erforschung des biographischen, lebensweltlichen und ideel-len Kontextes, in dem der Briefwechsel situiert ist.

Während für Fontane von einer detailliert erschlossenen Quellenbasis ausge-gangen werden kann, verfügen wir für Leben und Werk Wilhelm Wolfsohns nur über lückenhafte Informationen. Wir haben uns daher entschlossen, ihm größere Aufmerksamkeit zu schenken und den Band durch biographische Quellenmate-rialien und Textbeispiele sowie eine ausführliche Bibliographie seiner Werke zu ergänzen.⁵⁶

Dabei erwies es sich schnell als sinnvoll, zunächst einmal die vorhandenen Fragestellungen und Wissensressourcen der oben skizzierten Wissensgebiete zu-sammenzuführen, um sie für den Gegenstand fruchtbar werden zu lassen. Zu

⁵⁵ Hans Tramer (geb. 1905), Generalsekretär des *Irgun Olei Merkaz Europa*, Vizepräsident des *Leo Baeck Instituts* und Herausgeber des *Bulletins*.

⁵⁶ Weitere Werke von und Materialien zu Wilhelm Wolfsohn befinden sich im *Theodor-Fontane-Archiv*.

diesem Zweck fand im Oktober 2004 im *Jüdischen Museum Berlin* eine Arbeitstagung statt, an der Slawisten, Spezialisten der deutsch-jüdischen Literatur, der russisch-jüdischen Geschichte und der Fontane-Forschung teilnahmen. Erste Ergebnisse dieses produktiven Forschungsgespräches finden sich im Kapitel *Reflexionen* des vorliegenden Bandes.

Insgesamt gehört zu dem von uns gewählten Verfahren auch ein gewisser Mut zur Lücke, denn wir sind uns klar darüber, dass der Band bei weitem nicht alle Fragen beantworten, nicht allen Desideraten gerecht werden kann. Er versteht sich vielmehr als Materialsammlung, die als Grundlage und Anreiz zu weiteren Fragestellungen und Forschungen begriffen werden möge.

Ein Band wie dieser kommt nicht zu Stande ohne die wohlwollende Unterstützung vieler. Allen voran gilt unser Dank dem *Leo Baeck Institute* in Jerusalem und seinem Direktor Shlomo Mayer, der stets aufgeschlossen und wohlwollend unser Vorhaben als Kooperationspartner begleitet hat. Den Mitarbeitern des *Simon-Dubnow-Instituts* in Leipzig gilt unser Dank für ihr Interesse an unserem Projekt von Anfang an, einige sind durch Beiträge in diesem Band vertreten, andere haben sich, wie Yvonne Kleinmann, durch Beiträge an den Gesprächen unseres Kolloquiums beteiligt. Ganz besonders zu danken ist aber Verena Dohrn für ihre kollegiale Offenheit. Ihr verdanken wir so manchen hilfreichen Hinweis in der rechten Minute. Abdruckgenehmigungen haben uns großzügig zur Verfügung gestellt die *Stiftung Stadtmuseum Berlin*, das *Schiller-Nationalmuseum/Deutsches Literaturarchiv* in Marbach und die *Universytet Jagielloński/Biblioteka Jagiellońska* in Kraków. Für die Einsichtnahme in den Nachlass von Wilhelm Wolfsohn danken wir Frau Dr. Lange für den HATIKVA e. V. in Dresden und der Eigentümerin des Nachlasses Frau Monika Dvorak.

Den angemessenen Rahmen für unsere Arbeitstagung bot uns das *Jüdische Museum Berlin*, was ohne die großzügige Unterstützung von Cilly Kugelmann, der Programmdirektorin des *Jüdischen Museums Berlin* und Aubrey Pomerance als dem Vertreter des *Leo Baeck Institute Berlin* nicht möglich gewesen wäre. Vom ersten Konzept an bis zur Endredaktion hat Monika Richarz unser Projekt mit wertvollen Ratschlägen, gesprächsweise und durch bereitwillige Lektüre hilfreich begleitet. Nicht zuletzt sei Georg Siebeck und den Mitarbeitern des Verlages Mohr Siebeck für ihre professionelle Zusammenarbeit gedankt.

Der Band selbst entstand in bewährter Zusammenarbeit im Fontane-Archiv, wobei Konzept und Idee von mir selbst stammen, die Textkonstitution der Briefe und Dokumente Christine Hehle besorgte, Ingolf Schwan für den Satz zuständig war und wir alle drei den Kommentar der Briefe zu verantworten haben.

Editorische Notiz

Die Edition des Briefwechsels Fontane-Wolfsohn enthält 42 Briefe Theodor Fontanes an Wilhelm Wolfsohn aus den Jahren 1841/42–1865, einer davon gemeinsam mit Hermann Jellinek und Max Müller verfasst, sowie 14 Briefe Wilhelm Wolfsohns an Theodor Fontane aus den Jahren 1849–1860. Zum Briefwechsel gehören außerdem ein an Fontane gerichtetes Gedicht Wolfsohns (1843), zwei an Wolfsohn gerichtete Gedichte Fontanes (1844/45) und Fontanes für die *Dresdner Zeitung* bestimmte Korrespondenz *Preußen! ein Militair- oder Polizeistaat?* (1849)

In die Edition aufgenommen wurden darüber hinaus Briefe aus dem engsten Umkreis: ein Brief des Verlegers Moritz Katz an Theodor Fontane, der die durch Wolfsohn vermittelten Bedingungen der Publikation der *Schönen Rosamunde* festlegt (1849), vier Briefe von Fontanes Tante Philippine Fontane an Wolfsohn (1842/43, 1848), ein Brief seiner Verlobten Emilie Rouanet-Kummer an Wolfsohn (1850) sowie zwei Briefe Fontanes an Wolfsohns Verlobte bzw. Witwe Emilie Gey-Wolfsohn (1850, 1865).

Die Briefe sind überwiegend mit Tinte auf meist vierseitige Bögen geschrieben. Besonderheiten werden im Vorspann zum jeweiligen Brief vermerkt.

Die Wiedergabe des Textes erfolgt buchstaben- und zeichengetreu.

Zeittypische, heute ungebräuchliche Formen (z. B. „mehre“ statt „mehrere“, Briefe, Nr. 18; „hälst“ statt „hältst“, Briefe, Nr. 13 u. a.; „weißst“ statt „weiß“, Nr. 47) und Schreibweisen (z. B. „Bret“ statt „Brett“, Briefe, Nr. 41; „Wohnungsanzeiger s“, Briefe, Nr. 11) werden beibehalten, ebenso die Schreibweise von Präpositionen mit folgendem verkürztem Artikel ohne Apostroph (z. B. „in s“) und die Setzung von Punkt statt Komma (z. B. „gewesen. und“, Briefe, Nr. 4). Auch uneinheitliche Schreibweisen von Eigennamen werden beibehalten (z. B. „Jellinek“, „Jellineck“, Briefe, Nr. 4).

Das Kaufmanns-& wird typografisch wiedergegeben. Dagegen wird das typografische Zeichen für Taler (⌘) in [] aufgelöst.

Unterstreichungen von Silben oder Wörtern werden durch Kursivierung wiedergegeben, mehrfache Unterstreichungen zusätzlich im Apparat vermerkt (Endnoten a, b, c, ...). Ist nur ein Teil des Wortes unterstrichen, aber das ganze Wort gemeint, so erscheint das ganze Wort kursiv. Unterstreichungen hochgestellter Zeichen (z. B. N^r, D^r) werden aus drucktechnischen Gründen nicht reproduziert.

Streichungen von Wörtern und Satzzeichen sowie infolge von Papierverlust fehlende Zeichen und Wortteile werden im Apparat vermerkt (Endnoten a, b, c, ...). Dagegen werden Sofortkorrekturen durch Überschreibungen und Einfügungen einzelner Buchstaben über der Zeile bei Verschreibungen nicht vermerkt, es sei denn, es verbinden sich weitere Besonderheiten damit.

Durch Geminationsstrich ausgedrückte Doppelkonsonanten (z. B. „sām̄t“) werden stillschweigend als Doppelkonsonanten wiedergegeben („sammt“).

Es werden grundsätzlich drei Auslassungspunkte gesetzt, auch wenn in der Handschrift mehr oder weniger stehen.

Fehlende Buchstaben bei Schreibfehlern, nicht ohne Weiteres verständlichen Abkürzungen oder Papierverlust werden in [] ergänzt.

Der Zeilenfall der Handschrift wird nicht reproduziert.

Die Positionen von Datum, Gruß- und Schlusszeile sowie Unterschrift werden vereinheitlicht.

Christine Hehle

Briefe

1. Fontane an Wolfsohn

o.D. [November 1841/Januar 1842]; eigenhändiger Zettel: 1 Bl., 1. S. (auf der Rückseite: „Herrn Wolfsohn.“) – TFA, C 329. Die Datierung erfolgt aufgrund der förmlichen Anrede und der möglichen Feiertage.

Für den Freitag, der in dieser Woche in Wahrheit mein Freitag ist bin ich bereits versagt; nur die Feier des morgenden Tages¹ stellt mir noch einige Stunden zur Disposition, die ich mich glücklich schätzen würde in Ihrer Gesellschaft verplaudern zu können. Sind Sie von 3 Uhr Nachmittag an in Ihrer Wohnung,² so entgehen Sie meinem Besuche nicht. Uebrigens bitt' ich sich meinerwegen keinen Zwang anzuthun

Ergebenst

Th. Fontane

Gute Besserung!!

Das Renommée des Goldschwefels³ ist dahin! –

- 1 Von persönlichen Feiern abgesehen sind drei offizielle Termine möglich: 1. der Buß- und Betttag (Mittwoch, 17. November 1841); 2. die Feiern zum Schillerfest (Mittwoch, 10. bzw. Donnerstag, 11. November 1841); 3. Heilige Drei Könige (Donnerstag, 6. Januar 1842).
- 2 Wolfsohn wohnte seit dem Sommersemester 1840 im Schrötergäßchen Nr. 1 beim Tischlermeister August Gey, dem Vater seiner späteren Verlobten Emilie.
- 3 Medikament auf Antimoniumbasis, ein homöopathisches Mittel zur Schleimlösung.

2. Fontane an Wolfsohn

o.D. [Anfang Juli 1842]; eB: 1 Bl., 4 S. – TFA, C 330. Die Datierung erfolgt aufgrund der zitierten Verse („Wasser trinkt wohl Niemand gern ...“), die am 5. Juli 1842 im *Dresdner Anzeiger* erschienen.

Lieber Wolfsohn!

So eben komm ich von der vielbesprochenen Terrasse¹, wo ich mich sattsam gelangweilt, und – weil es eben nichts Bessres zu thun gab – Deiner in Liebe und Freundschaft gedacht habe.

Ich soll Dir schreiben, Dir Geschichten erzählen, so wunderbar romantisch wie aus tausend und einer Nacht, denn ich lebe ja inmitten des poëtischen Dresden's, inmitten des Elbflorenz, das einen Baron Lorenz² gebar und einen Hofrath Winkler³ groß gezogen. Aber ach mir fehlt die Poësie, die Scheherezade, die mir die „märchenhafte Zauberwelt“ erst wahrhaft erschließt, und so lang' ich mit Prosa behaftet, o mehr – von ihr durchdrungen bin, werd' ich blind sein für die Reize, die Kunst und Natur vereint mir bieten. – Du darfst mir jetzt mit Recht zurufen:

„Dein Sinn ist zu, Dein Herz ist todt“⁴ –

und ich selbst lebe der Hoffnung erst in Zukunft würdigen zu lernen, was mir die Gegenwart schon beut. –

Ach, ich hätte Ursach so recht überglücklich zu sein, und doch ist meine Seele gedrückt; ich habe so viel, ich habe fast mehr, als wonach Abertausende streben und ringen, und doch empfind' ich es, mir fehlt ein Etwas, was weder Kitzel der Eitelkeit noch der Sinne mir zu ersetzen vermag. Oft hab' ich mich in meinem Uebermuth vermessen wahres Erdenglück^a von wahrer Liebe unabhängig zu wähnen, und immer wieder werd' ich durch ein nicht zu ertödtendes Gefühl Lügen gestraft. Diese Leere die mich so häufig beschleicht, und eben dann mich am ehsten erfüllt, wenn mir die Gegenwart äußere Glücksgüter mit vollen Händen in den Schooß wirft – sie wird nicht eher enden als bis ich die Unbekannte, die Namenlose gefunden habe, die mich mit Sehnsucht erfüllt, nach der mein Herz in unglücklicher Liebe schmachtet, wenn man mich prosaisch schilt: „schlechter Laune“ zu sein. – Werd' ich jene Unbekannte, mein zweites Ich, werd' ich sie finden? Ich werd' es wähnen und – mich getäuscht sehen. So oft mich ein liebeverwandtes Gefühl beschlichen, stellt' ich mir die Frage: ist es die vom Himmel Auserkorne,⁵ die Dich mächtig ergriffen? Kaumzweifelnd werf' ich mich ihr mit einem „Ja“ in die Arme, und während ich das Herz der Geliebten höher schlagen fühlte, während ich mich glühender an ihren Busen presste und mit heißeren Küssen ihre Lippen bedeckte, ward' es plötzlich oede und leer in meiner Seele; die Lippen, die eben noch von begeisterten Worten, vom Ausdruck tiefster Empfindung übergeströmt waren, unterdrückten mühsam ein Gähnen; und das Bewußtsein, daß alles eitel, wohl gar schal und abgeschmackt sei, gewann mehr und mehr Leben in mir. – Es ist traurige Wahrheit was ich Dir bekenne; wie leicht ist es möglich, daß die Täuschung statt weniger Stunden mondelang währt, daß ich ein Band für das Leben knüpfe, und dann erwachend schmerzlich meinen Irrthum gewahre. – Doch wozu dies „B[ekenntni]ß“^b einer unschönen Seele“,⁶ das ich eben so gut auf Kamschatka, vielleicht sogar mit größerm Rechte machen dürfte. Du willst von meinem Briefe, er soll den Stempel Dresden's, und zwar einen andern als den des Postamt's tragen; so laß mich denn zu nähergelegenen Dingen übergehn. Ich schreibe absichtlich nähergelegenen, und gedenke dabei meiner Nachbarschaft,⁷ in der Du ein gut Theil unsrer deutschen Literatur repräsentirt siehst. Als Licht erster Größe macht sich der Fürst Pückler bemerklich, der hier in Sehnsucht seines Schnellläufer's Mensen Ernst harrt, der im Auftrage seines Herrn die Quellen des Nil⁸ entdecken, und eine Wasserprobe mitbringen soll, damit die Tutti frutti's des Verstorbenen⁹ einmal mit einer neuen Sorte Wasser aufwarten können. Durch die Abwesenheit seines Lieblings ist die Menagerie fremdländischer Geschöpfe um ein wesentliches Mitglied vermindert worden; er begnügt sich jetzt mit einem Mohren¹⁰, und einem Russen, da der Pair von England¹¹ der eine Etage höher wohnt die Galerie von Merkwürdigkeiten – trotz der vortheilhaftesten Anerbietungen – nicht vermehren will. – Die Lanze die der edle Fürst verabsäumt hat gegen H[??]^c

einzulegen, wird wieder fleißig in das schwarze Meer getaucht; kein Wunder, wenn wir nächstens^d einiger eklatanter Anschwärzungen gewahr werden. – Von Braun v. Braunthal¹² hab' ich einen blonden Ziegenbart, von Adolph Bube¹³ eine Ballade, von Tieck¹⁴ aber ein früheres Dienstmädchen gesehen, die etwas sehr klassisch und durchaus nicht novellistisch war. Wenn ich diese Glücksumstände erwäge, und hinzurechne, daß ich täglich den Dresdner Anzeiger mit ähnlichen Gedichten lese wie z. B.

Wasser trinkt wohl Niemand gern,
 Drum herbei von nah und fern,
 Bier, Bier, Bier,
 Her zu mir!¹⁵ (welch kategorischer Imperativ!)

so begreif' ich's kaum, daß ich binnen acht Tagen noch zu keinem Liede begeistert worden bin. Beifolgend noch einige wohlgelungene Verse desselben ehrenwerthen Organ's,¹⁶ dessen Hauptmitarbeiter hoffentlich mein Freund Milo ist.¹⁷ Leb wohl

Dein Th: Fontane.

- a Hier über der Zeile eingefügt und wieder gestrichen: „als“.
 - b Papierverlust, nur erster und letzter Buchstabe zu lesen.
 - c Papierverlust, nur erster Buchstabe zu lesen.
 - d Hier gestrichen: „wieder“.
- 1 Gemeint ist die Brühlsche Terrasse.
 - 2 Nicht ermittelt.
 - 3 Karl Gottfried Theodor Winkler war während der Zeit der russischen Besetzung 1813/14 in der sächsischen Regierungskommission tätig und zum russischen Hofrat ernannt worden. Nach der Rückkehr des sächsischen Königs war er als Theatersekretär bzw. als Sekretär der königlichen Akademie der Künste tätig. 1824 wurde er zum sächsischen Hofrat ernannt. Seit 1841 war er Vizedirektor des Hoftheaters. Zwischen 1817 und 1843 redigierte er daneben die *Dresdner Abend-Zeitung*. Schriftstellerisch trat er unter dem Pseudonym Theodor Hell vor allem mit Gedichten und Übersetzungen französischer Dramen und Opern in Erscheinung.
 - 4 Johann Wolfgang von Goethe: *Faust I* (1808), Szene: *Nacht* (Vers 44).
 - 5 Vom 1. Juli 1842 bis Ostern (16. April) 1843 arbeitete Fontane in der Salomonis-Apotheke von Friedrich Adolph August Struve. Vgl. Möller 2002, S. 13. In diese Dresdner Zeit fällt eine Liaison Fontanes, aus der vermutlich eines der beiden unehelichen Kinder Fontanes hervorging. Vgl. Seiler 1998.
 - 6 Analogie zu *Bekenntnisse einer schönen Seele* (Johann Wolfgang von Goethe: *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, 1795, Titel des 6. Buches).
 - 7 Das Hôtel de Saxe am Dresdner Neumarkt. Auch in der Korrespondenz für *Die Eisenbahn* vom 4. November 1842 verwies Fontane despektierlich auf die hochgeborenen Gäste dieses Hotels. Vgl. *Die Eisenbahn*, 5. Jg. (1842), Nr. 135 (12. November 1842), S. 538–540.

- 8 Am 11. Mai 1842 war der Schnellläufer Ernst Mensen über Jerusalem nach Kairo aufgebrochen. Er war vom Fürsten Pückler beauftragt, die Quellen des weißen Flusses und die Lage des Mondgebirges zu ermitteln. Vgl. LAZ, Nr. 139 (19. Mai 1842), S. 1624.
- 9 Anspielung auf [Hermann Pückler-Muskau]: *Tutti Frutti. Aus den Papieren des Verstorbenen*, 5 Bde., Stuttgart 1834.
- 10 Zum Pücklerschen „Kuriositäten-Kabinet“ gehörte der gewöhnlich türkisch gekleidete Mohr Joladour Lucies Zerg Billy Masser.
- 11 Der *Dresdner Anzeiger* verzeichnet für den 27. Juni 1842 (Nr. 179, 28. Juni 1842, S. 16 unter der Rubrik „Ankommende Reisende“) im Hôtel de Saxe: „v. Waldegrave, Lord u. Pair v. England a. London; v. Waldegrave, Comtesse a. London“.
- 12 Der österreichische Schriftsteller Karl Johann Braun von Braunthal war nach einem Streit mit Anastasius Grün 1837 von Wien nach Dresden gekommen. 1843 ging er als Archivar des Fürsten Colloredo-Mansfeld nach Opocno in Böhmen.
- 13 Der Dichter Adolf Bube war seit 1834 im Dienst des Herzogs von Sachsen-Coburg und Gotha tätig, 1842 wurde er zum Direktor des Kunst- und Naturalienkabinetts in Gotha ernannt.
- 14 Ludwig Tieck lebte 1819–1841 in Dresden. 1841 folgte er dem Ruf Friedrich Wilhelms IV. nach Berlin.
- 15 In der Anzeige im *Dresdner Anzeiger* (Nr. 186, 5. Juli 1842, S. 2), die zum Besuch der Gastwirtschaft auf dem „Waldschlößchen“ einlädt, lautet der Text: „Wasser trink' ich gar nicht gern, / Mit diesem bleibt mir fern! / Bier! Bier! Bier! / Wünsch' ich mir!“ In diesem Lokal verkehrten häufig Studenten auf der Durchreise, so auch Ludwig Köhler und Hermann Kriege, die Fontane und Wolfsohn aus dem „Herwegh-Klub“ kannten. Vgl. *Hermann Kriege* 2002, S. 795.
- 16 Diese Beilage ist nicht überliefert. Im *Dresdner Anzeiger*, der den Charakter eines Anzeigen- und Bekanntmachungsblattes hatte, lassen sich für den Zeitraum Juni/Juli 1842 nur wenige Gedichte nachweisen. Sie erschienen unter der Rubrik „Privatsachen“ außerhalb der Redaktion des Blattes. Ein Gedicht Karl Milos war nicht zu ermitteln.
- 17 Karl Milo ist in den Dresdnern Adressbüchern 1841/42 nicht verzeichnet.

3. Philippine Fontane¹ an Wolfsohn

o.D. [zwischen 24. und 26. Dezember 1842]; eB: 1 Bl., 2 S. (Briefbogen mit Zierleiste auf S. 1) – TFA, C 4. Die Datierung erfolgt nach dem Sterbedatum von Rosalie Gey, deren Beerdigung am 27. Dezember 1842 stattfand.

Lieber Herr Wolfsohn;

Dank, freundlichen Dank für Ihre lieben Zeilen!

Unsere innigste, aufrichtigste Theilnahme dem harten Verluste Ihrer Ihnen so werthen Wirthleute.² Gott verleihe ihnen Stärke, was er ihnen auferlegt, mit frommer Ergebung zu tragen!

„Der Herr hat’s gegeben, der Herr hat’s genommen; sein Name sei gelobt“!³

Auch an dem Leiden Ihrer Seele, nimmt innig mein Herz Theil!

Ich wollte noch heute ein Päckchen an meinen Theodor senden; doch will ich gern bis morgen früh warten, wenn Sie mir die schönen, trauervollen Zeilen⁴ an ihn, wieder zu schicken wollen?!

Dank für die Erlaubniß, dieselben lesen zu können! Mein guter Mann, und meine Kinder⁵ warten meiner! Sie wollen zu Bonorand⁶ gehen!

Ihrer Entschlafenen eine sanfte, selige Ruhe! Ihnen Muth und Kraft zur Begleitung zu ihrer letzten Ruhestätte! –

Ihre theilnehmende Freundin
Philippine Fontane.

- 1 Philippine Fontane, geb. Sohm, war mit Fontanes Onkel August verheiratet. Das Ehepaar lebte zu dieser Zeit in Leipzig.
- 2 Rosalie Gey, die Tochter des Tischlers August Gey, war am 23. Dezember nach langer Krankheit verstorben. Vgl. die Todesanzeige in: *Leipziger Tageblatt und Anzeiger*, Nr. 359 (25. Dezember 1842), S. 3264.
- 3 Hiob 1, 21.
- 4 Vgl. den Nachruf in Versen *Unserer Rosalie*, unterzeichnet mit den Initialen C. T., A. K. und A. T. In: *Leipziger Tageblatt und Anzeiger*, Nr. 362 (28. Dezember 1842), S. 3279.
- 5 Bekannt ist nur die Pflegetochter der Fontanes, Rosalie Hertwich, eine Schwester des Kantors Hertwich in Berndorf bei Liegnitz. Vgl. Prop 4, S. 186.
- 6 Seit 1841 betrieb der Schweizer Zuckerbäcker O. Bonorand (1821–1885) im Rosental eine Restauration.

4. Hermann Jellinek,¹ Max Müller,² Fontane an Wolfsohn

o.D. [Ende Juni/Anfang Juli 1843]; eB: 1 Bl., 4 S. – TFA, C 331. Wolfsohn hatte Leipzig im Juni/Juli verlassen, um nach Odessa zurückzukehren; für den Juli ist sein Aufenthalt in Brody belegt, Odessa erreichte er spätestens im September. Vgl. die Aufstellung der Daten der Laubblättersammlung, die Wolfsohn von denkwürdigen Treffen und Aufenthalten zur Erinnerung aufbewahrte (Nachlass Wilhelm Wolfsohn; in Privatbesitz).

Bester Herr Dr! Mein Unternehmen³ ist schon abgemacht. Ich rechne auf Sie. Ich werde Ihnen bald ausführlich schreiben.

Jellinek.

Mein lieber Wolfsohn! Nur wenige Worte rufe ich Dir entgegen, und wünsche Dir ein frohes Leben auf Deinem Wege zur Heimath, wenn auch Dein Körper müde und Dein Herz schwer ist denke zuweilen an die schönere Vergangenheit, die Du genossen, und an eine heitere Zukunft, von der Du träumen kannst. Denke

auch an Dein männliches Wirken,⁴ dem Du entgegen gehst, und der lange Weg, so langweilig er ist, wird Dir ein[e] stärkende Ruhe werden. Denke auch zuweilen an vergangene Stunde[n], wo wir beisammen froh gewesen. und schicke uns bald ein Blatt, daß wir sehn, daß Du auch an uns gedacht. Köhler ist jetzt hier, ich habe den Brief abgegeben an Semmig. ihre Sachen sehn noch immer grau aus.⁵ – Indem ich Dir viele Grüße von der Mutter⁶ sage, verspreche ich Dir bald^a das Stammbuchblatt zu schicken, und bleibe Dein treuer Freund

M[ax] M[üller].

Jetzt komm' ich! sagt Hanswurst.

Hinter mir dreschen Müller & Jellinek auf eine entsetzliche Weise; Bruno Bauer⁷ ist bereits todgeschlagen, und Prof. Weiße⁸ auf dem besten Wege durch Jellinek zum „dummen Jungen“⁹ kreiert zu werden; – o, Himmel jetzt kommt Hegel an die Reihe, Gott sei mir und dem toten Philosophen gnädig. De mortuis et absentibus nil nisi bene¹⁰ gehört nicht zu Jellinek's Lebensmaximen, und Alles aus reinem wissenschaftlichen Eifer! – Wie geht es Dir? Die Schmerzen des Abschieds zu durchfühlen, wurde mir durch die Schmerzen der Zähne unmöglich – sie waren sehr heftig, und kaum weiß ich was vorzuziehn ist. Verzeihung von wegen der Malice! Uebrigens könnt' ich mich mit meiner Trauer brüsten, wenn ich ein Heuchler wäre; wer wüßt' es denn ob es dem Freunde oder dem zurückempfungenen Manuskripte¹¹ gelte, nur die Brille Gottes ist scharf genug um durch Rock u. s. w. bis in's Herz zu sehn. Im Uebrigen könnt' ich auch eine total durchnäßte Nachtjacke vorzeigen, und etwaige Zweifler in ähnlicher Weise wie die Brüder Joseph's den alten Jacob hintergehn; ich glaube – obschon das Naß nur dem Fliederthee sein Dasein verdankt – daß es von einer Thränenflut ebenso schwer zu unterscheiden ist, wie das Blut eines Knäblein von dem eines Böcklein.¹² – Ich hoffe Du hast an diesem Gekohle bereits genug. Wenn zwei Ultra-Hegelianer dreschen, wer kann dabei vernünftiges Zeug schreiben. Auch muß Du mir meine Kinderein verzeihn, heut über 4 Wochen bin ich ja wieder Schuljunge,¹³ und die dürfen sich nicht überreif geberden.

Jellinek begrüßte mich (in Folge Deiner Bemühungen) als Dichter. Es war sehr rührend! – Woher wissen Sie das? fragt' ich. „Nun der Dr: Wolfsohn hat ... u. s. w.“ – Ah so! – erwidert ich – da kann ich Ihnen ganz genau sagen, welche Lieder er Ihnen vorgetragen. Darauf steckt ich eine begeisterte Physiognomie auf, streckte alle zehn Finger aus, stand dann und wann (bei Deinen Lieblingsstellen) auf einem Bein, und recitirte Verschiedenes. – Er lachte – Du hattest ihm *totaliter* dasselbe vorgetragen, außerdem sucht' ich Deine Manieren nachzuahmen, und wie mir's schien – es gelang. – Nachher kam ich jedoch in die Dinte. – „Wissen Sie auch, daß sich unser Müller¹⁴ in Versen versündigt?“ – fragt' ich; erlauben Sie mir fuhr ich fort – ohne eine Antwort abzuwarten, daß ich Ihnen eine Probe gebe. – Ich trug „Einigkeit“¹⁵ vor, und that so als wär' es Müller's Produkt, der selbst sehr konsternirt bei der Gelegenheit war. O, meinte Jellinek

– das hat mir der Dr: W[olfsohn] *auch* vorgetragen; er meinte, das hätten *Sie* geschrieben. Da hatten wir die Bescheerung; anstandshalber muß' ich mein eigen Kind verschwören und ableugnen, und wiederholentlich versichern, daß er im Irrthum sei, oder W[olfsohn] unsre Namen zufällig verwechselt habe. – Nimm mir's nicht übel, daß ich Dich heut mit solchen Schnurren heimsuche, aber ich denke die *Rührung* wird Dir ohnehin nicht fehlen, wozu dieselbe durch sentimentales Gedudele ohne Noth vermehren. Auch bin ich heut seit vielen Wochen z[um] ersten Male wieder gut bei Laune, da ist mir eine Ausgelassenheit zu verzeihn, die ich nach gerade in mir gestorben wähnte. Gott sei Dank, daß sie noch zappelt – aber ach, vielleicht nur noch kurze Zeit.

Mein nächster Brief wird wahrscheinlich ernsterer Art sein. – Die Novelle Puschkin's (v. D. Sabinin)¹⁶ hab' ich gelesen und korrigirt; ich bin entzückt davon, und habe sie sofort meiner Tante¹⁷ gegeben, die meine Ansicht darüber theilt. Der Buchhändler, der *die* nicht nimmt ist ein Esel (entre nous soit dit.¹⁸) Mit der R... 's Geschichte aus d. Russischen¹⁹ wirds wohl nicht werden, das weißt Du so gut wie ich. Empfiehl mich unbekannterweise den Deinen herzlichst.

Dein Th. Fontane.

^bObss^c! Schreibe nach Leipzig an Kühne,²⁰ Blagoweschtsch.²¹ – und Dr. Kaufmann²²

- a Hier gestrichen: „Dir“.
- b „Obss ... Kaufmann“: Zusatz von Max Müllers [?] Hand, kopfstehend auf der Innenseite des Bogens.
- c „Obss“: möglicherweise für „Observa“; doppelt unterstrichen.

- 1 Hermann Jellinek studierte seit 1842 in Leipzig Philosophie, er gehörte wie Fontane, Max Müller und Wolfsohn dem „Herwegh-Klub“ an. Zum „Herwegh-Klub“ vgl. Reflexionen, Schwan und *Handbuch literarisch-kultureller Vereine* 1998, S. 202–207. Jellinek wurde 1848 in Wien bei der Niederschlagung der Revolution standrechtlich erschossen. Vgl. Wolfsohns Nachruf (Dokumente, Nr. 5).
- 2 Der spätere Sanskritforscher, Sprachwissenschaftler und Religionsphilosoph (Friedrich) Max Müller, der Sohn des Dichters Wilhelm Müller, studierte seit 1841 in Leipzig.
- 3 Nicht ermittelt.
- 4 Anspielung auf die von Wolfsohn beabsichtigte, aber nicht verwirklichte Fortsetzung der auf vier Bände berechneten *Schönwissenschaftlichen Literatur der Russen* (Bd. 1, Leipzig 1843: vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 4.2). Die Vorbereitungen zum zweiten Band, der, wie der erste, Gedichte enthalten sollte, müssen in Leipzig bereits weit gediehen gewesen sein, so standen Umfang und Inhalt des Bandes weitgehend fest. Vgl. Vorwort (S. XIX) und Ankündigung (Buchrückseite) im 1. Band. Von den dort erwähnten Autoren erschienen jedoch später nur verstreut einige Gedichte in Wolfsohns Übersetzung.

- 5 Gegen Ludwig Köhler und Friedrich Hermann Semmig wurde wegen ihrer Mitgliedschaft in der burschenschaftlichen Verbindung *Kochei* Anfang April 1843 ein Verfahren vor dem Universitätsgericht von Leipzig eröffnet. Die Strafen wurden am 6. Dezember 1843 verkündet. Beide wurden mit der „III. Classe Unterschrift des Consilii abeundi, 4 Wochen Carcer 1. Grades und Entziehung der Beneficien auf ½ Jahr“ bestraft. Vgl. die Auflistung der Bestrafung des Universitätsgerichts Leipzig. In: *Hermann Kriege* 2002, S. 844–853.
- 6 Adelheid Müller lebte mit ihrer Tochter in Leipzig.
- 7 Dem Theologen Bruno Bauer war 1842 die *Venia legendi* entzogen worden, nachdem er mit religionskritischen Schriften in Erscheinung getreten war: *Kritik der evangelischen Geschichte des Johannes* (Bremen 1840); *Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker* (Leipzig 1841/42).
- 8 Der Leipziger Philosophieprofessor Christian Hermann Weiße hatte 1838 in Leipzig *Die evangelische Geschichte, kritisch und philosophisch bearbeitet* veröffentlicht.
- 9 Unter Studenten galt die Titulierung „dummer Junge“ als höchste Beleidigung.
- 10 (Lat.) Über Tote und Abwesende soll man nur Gutes sagen.
- 11 Vermutlich ist hier das *John-Prince-Manuskript* (vgl. Anm. 4 zu Briefe, Nr. 34) oder aber die Sammlung *Gedichte eines Berliner Taugenichts* gemeint (vgl. GBA Gedichte 2, S. 575–577).
- 12 1. Mose 37.
- 13 Fontane trug sich mit dem Plan, das Abitur nachzuholen, um Geschichte studieren zu können.
- 14 Max Müller.
- 15 *Einigkeit. 1842. (Bei Gelegenheit des Hamburger Brandes)*. In: GBA Gedichte 1, S. 358f. Das Gedicht war am 29. Juli 1842 in der Leipziger *Zeitung für die elegante Welt* erschienen. Jellinek war damals noch nicht in Leipzig. Laut *Personalverzeichnis der Universität Leipzig für das Winterhalbjahr 1842/43* war er zu Michaelis 1842 zusammen mit seinem älteren Bruder Adolf an die Universität gekommen.
- 16 Vgl. *Alexander Puschkins Novellen*. Für das Deutsche bearbeitet von Dr. [Christian Gottlob] Tröbst und D[mitrij A.] Sabinin. Jena 1840. Wolfsohn war mit einem Verwandten Dmitrijs, dem Probst Stephan Karpovič Sabinin, der seit 1837 in Weimar lebte und ihn bei der Arbeit an der *Schönwissenschaftlichen Literatur der Russen* unterstützt hatte, gut bekannt. Über ihn erhielt er möglicherweise während seines Abschiedsbesuches im Mai 1843 eine unveröffentlichte Puškin-Übersetzung. Vgl. die Aufstellung der Laubblättersammlung (Nachlass Wilhelm Wolfsohn; in Privatbesitz).
- 17 Fontane wohnte während seines Aufenthalts in Leipzig im Frühjahr und Sommer 1843 bei Philippine und August Fontane.
- 18 (Frz.) Unter uns gesagt.
- 19 Nicht ermittelt.
- 20 Ferdinand Gustav Kühne redigierte zwischen 1835 und 1842 die *Zeitung für die elegante Welt* in Leipzig. Wolfsohn war mit ihm bekannt und arbeitete nach seiner Rückkehr nach Deutschland an dessen von August Lewald übernommener Zeitschrift *Europa. Chronik der gebildeten Welt* mit.

- 21 Der aus St. Petersburg stammende Nikolaj Michajlovič Blagoveščenskij (Blagowetsch), späterer Lateinprofessor und Rektor, studierte in Leipzig zwischen 1842 und 1844 Philosophie. Er hatte Wolfsohn bei dessen *Schönwissenschaftlicher Literatur der Russen* tatkräftig unterstützt. Vgl. Wolfsohns *Vorrede zur Schönwissenschaftlichen Literatur der Russen*, S. XX (vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 4.2).
- 22 Jacob Kaufmann hatte 1840 in dem von Wolfsohn herausgegebenen Taschenbuch *Jeschurun* die Erzählung *Der böhmische Dorfjude* veröffentlicht. Vgl. Reflexionen, Shedletzky, S. 396. Er hatte in Prag Medizin studiert und sich danach dem Journalismus zugewandt. In Leipzig war er Mitarbeiter der *Zeitung für die elegante Welt* und ab 1842 für *Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst* tätig. 1848 emigrierte er nach England, wo er zwischen 1850 und 1867 als Mitherausgeber der *Englischen Correspondenz* tätig war, der Fontane während seines dritten Engländeraufenthaltes im Auftrag der *Centralstelle für Preß-Angelegenheiten* erfolglos Konkurrenz zu machen versuchte. Während dieser Zeit trafen sie sich wiederholt persönlich. Vgl. GBA Tagebücher 1, S. 60 (22. November 1855), S. 190 (26. Oktober 1856) und Einleitung S. XVII.

5. Philippine Fontane an Wolfsohn

26. August 1843; eB: 1 Bl., 4 S. – TFA, C 5.

Werther Herr Dok – Nein, so will ich nicht sagen! Mein lieber Freund Wolfsohn! Weiß ich doch, daß Ihnen diese Benennung von mir lieber ist!

Haben Sie innigen Dank für das freundliche Erinnerungszeichen, welches Sie uns zugesendet! Auch ohne dieß, war ich überzeugt, daß Sie unserer auch in der Heimath¹ gedenken würden; doch that es meinem Herzen unendlich wohl, durch diesen schriftlichen Beweis noch mehr in dieser Ueberzeugung bestärkt zu werden. Bald soll Theodor Ihren Liebes und Freundes Gruß² empfangen, und seine Freude hierüber, wird der meinen gleichen! Doch, erfüllen Sie Ihr Versprechen. Laßen Sie uns bald aus einem längern Schreiben, etwas näheres über Ihr Leben und Weben in der Heimath³ erfahren. Nicht vielfacher Versicherung unserer herzlichen Theilnahme für Sie bedarf es; Sie wissen: „wir sind Ihnen gut“, und bitten Gott um Segen für Sie! –

Unser Theodor ist jetzt daheim,⁴ im Kreise der Seinen. Leider hat bis jetzt seine Militär=Angelegenheit⁵ noch keine günstige Wendung genommen. Mit betrübter Seele sage ich es: ich fürchte, diese Sache werde noch hindernd seiner Laufbahn in den Weg treten. Gott, der gütige Lenker der menschlichen Schicksale, möge auch das meines guten Theodors, gnädig lenken! –

Unser Leben, lieber Freund, ist noch daßelbe als es bei Ihrer Abreise war. Ruhig, einfach und zufrieden fließt es dahin wie ein Bächlein, deßen klare Fläche nur selten durch Sturm und Gewitter, in Wellen sich kräuselt. Wohl auch manch' Blümchen blüht und blühete an seinem Uferrande, welche sorgsam ich sammele, und in meinem Herzen als Erinnerungskranz aneinander reihe, um oft

meine Seele daran zu erquicken. – Auch Sie lieber Freund, haben eine Blume zu diesem Kranze mir geben müssen. Die Erinnerung an die mit Ihnen für mich so angenehm verlebten Stunden, lebt so klar in meiner Seele, daß ich nicht selten Sie vor mir sitzen sehe, und so im Geiste mir den Genuß wiederhole, der mir zuweilen – durch die freundliche Güte, mit der Sie mir Ihre Gegenwart geschenkt – zu Theil geworden. Auch Theodor ist dann bei uns! Ich bin in der Erinnerung glücklich! Dann füllt auch wohl leise Wehmuth meine Seele, – und schmerzlich bedaure ich es, daß fern mir die sein müssen, denen ich so manche höhere, edlere Lebensfreude danke, und dann – so allein mich fühle! – Doch Muth und Faßung! Alle, die sich freundlich zugethan, wird ein gnädiges Geschick wieder zusammen führen, und dann ein neues, glückliches Leben beginnen! – Mein guter, engelguter Mann, ist Gott sei Dank gesund, und grüßt Sie freundlich. Eben so auch meine Rosa.⁶ – Leben Sie wohl, verehrter, lieber Freund! Mit unveränderter Freundschaft,

Ihre Philippine Fontane.

Leipzig den 26^{ten} Aug. 1843.

- 1 Odessa.
- 2 Diese Mitteilung Wolfsohns an Fontane ist nicht überliefert.
- 3 Seinen Lebensunterhalt verdiente Wolfsohn in Odessa mit Vorträgen über „die poetische Nationalliteratur der Deutschen“, die am 2. Dezember/20. November 1843 begannen und bis zum 2. April/21. März 1844 zweimal wöchentlich fortgesetzt wurden. Vgl. Lehmann-Schultze 1964, S. 42f.
- 4 Fontane hielt sich in Letschin bei seinen Eltern auf.
- 5 Fontane war als preußischer Untertan der allgemeinen Wehrpflicht unterworfen. Die damalige dreijährige Dienstzeit konnte unter Umständen auf einen einjährigen Dienst als Freiwilliger verkürzt werden. In zwei überlieferten Schreiben bemühte er sich darum, seiner Dienstpflicht als Einjährig-Freiwilliger nachzukommen. Vgl. die Briefe vom 15. August und 19. September 1843: HFA IV/1, S. 11–13.
- 6 Rosalie Hertwich, vgl. Anm. 5 zu Briefe, Nr. 3.

6. Philippine Fontane an Wolfsohn

o.D. [Ende September 1843]; eB: 1 Bl., 4 S. – TFA, C 6. Die Datierung des Briefes erfolgt nach der Ankunft des Kaufmanns Wahl Tuch aus Odessa, der am 23. September 1843 in Leipzig eintraf. Vgl. *Leipziger Tageblatt und Anzeiger*, Nr. 267 (24. September 1843), S. 2380.

Wie sehr, wie innig mein lieber Wolfsohn! haben Sie mich durch Ihren herzlichen Brief erfreut. – Ja, mein Freund, ich darf es ohne erröthen sagen: ich wußte, ich fühlte es schon bei Ihrem Hiersein in Leipzig, daß Sie mir gut sind, daß es mir gelungen war, mir Ihre Achtung und Werthschätzung errungen zu haben; und, glauben Sie mir – ich bin stolz darauf, einen so edlen, guten Menschen als Sie es

sind, zu meinen Freunden zählen zu können. Nur wenige gehören zu dieser Zahl; doch diese Wenigen wiegen ein ganzes Heer von sogenannten „guten Freunden“ auf. Wißen Sie aber auch, wem ich vorzugsweise es zu danken habe, daß ich dieses Glückes mich freuen darf? Meinem guten, theuren Manne! Er gönnt mir uneingeschränkt die Freude, mit Menschen, welche mir durch Seelenwerth, und Seelen=Verwandtschaft theuer geworden, (die aber, sonderbar genug, nicht meinem Geschlecht angehören) den Bund der Freundschaft zu schließen. Ich darf zu ihnen reden, darf ihnen schreiben, wie das Gefühl meines Herzens mir es eingibt ohne befürchten zu müßen, von dem Gatten deshalb getadelt zu werden. Gottlob, daß er mir vertraut! daß er mit Zuversicht den Glauben fest halten kann: ^ada[ß] in dem Busen seiner Gattin kein unedler Gedanke Raum finden kann, und niemals finden wird! –

Was könnten Sie mir sagen, werther Freund, was ich auch ohne Worte, nicht schon errathen, gefühlt hätte?

„Und willst Du mir schauen ins Herz hinein

„So muß Du wie ich, voll Liebe sein“!¹

Der Impuls meines Lebens ist Liebe! Darum war es mir leicht, zu empfinden, daß Ihre Seele aufgegangen sei, in Liebe und Hingebung! Also Worte über diesen Gegenstand zu wechseln, bedurfte und bedarf es eigentlich nicht mehr. Nur – werden Sie mir, Ihrer um Sie besorgten, Sie mütterlich liebenden Freundin, das Nachfolgende verzeihen? Ich fühle Sie werden es; drum sei es gewagt.

Nur Ihrer selbst willen wäre es mir lieb gewesen, wenn Sie mich durch wörtliche Mittheilung zur Vertrauten Ihrer Liebe gemacht. Ich hätte dann gefragt – (Sie müßen mir diesen Zweifel verzeihen, da er ganz natürlich aus einem Nichtkennen des Gegenstandes Ihrer Neigung hervor geht) ob Sie auch die feste Ueberzeugung von der Gegenliebe des Mädchens² haben könnten, der Sie Ihr reiches Herz voll Liebe so ganz dahin gegeben; ob sie auch diese Liebe in ihrem ganzen Umfange zu würdigen verstehe, und nicht die Gefahr vorhanden sei, daß sie nie im Leben der Schwäche sich hingeben werde, zu sagen: [„]Du hast Deine Hand einem anders Glaubenden gereicht, und damit Dein Lebensglück vernichtet“!³ Sie werden mir zugeben, daß viel Seelenstärke und klare Vernunft dazu gehört, und, was mehr noch ist – unbegrenzte Liebe – um in einem trüben Augenblicke, – an welchen das Leben so reich ist – diesem Gedanken nicht Raum zu geben. Und hat er einmal Raum gewonnen – oh, dann leb’ wohl, Du sel’ger Friede des Lebens! entschwunden ist der Engel des Vertrauens und der Liebe, um niemals wieder zu kehren! – Freundlich mild hätte ich auch *Sie* gefragt: „Und Sie mein Freund, täuschen auch Sie sich nicht? Ist die Neigung welche Sie an das Mädchen feßelt, auch die, welche Gottes Engel vom Himmel ^bniedersendet, um sie in das Herz edler Menschen zu senken, damit ihnen schon auf Erden der Himmel werde! Ist sie dauernd, und ewig bis über das Grab hinaus? Ein Wort von Ihnen, ein ^cBlick Ihres Auges, hätte mir diese Fragen genügend beantwortet. – Mir ist’s, als sähe ich Sie vor mir sitzen, sähe wie Wort und Blick mir sagten: „Du kannst mir vertrauen; treu, rein und heilig

ist meine Liebe! und dieser Liebe höchstes Ziel zu erreichen, das Streben meines Lebens“! Nun denn, mein Freund, ich glaube Ihnen! Gott sei mit Ihnen auf allen Ihren Wegen! Er verleihe Ihnen Kraft und Ausdauer auch den größten Hindernissen muthvoll entgegen zu treten. Haben Sie das Ziel errungen, dann reicht Ihnen beglückte Liebe den wohlverdienten Lohn; zitternd von Wonne [und] Liebe drücken Sie das heißersehnte Glück an die treue Brust! es dann erst laßend, bis der Todesengel auf kurze Zeit die engverbundenen Seelen trennt – Ich sage: für kurze Zeit! für Seelen die hienieden rein und heilig sich geliebt, ist das Sterben keine ewige Trennung. Dort, im Lande des Friedens und der Liebe, im ^dHause unseres Vaters, versammeln Alle wir uns wieder, um nie, nie mehr getrennt zu werden! –

Nicht Herr Wahltuch, wie Sie meinten – brachte mir Ihren lieben Brief. Ich erhielt denselben durch die Stadtpost. – Um Ihren Wunsch, bald wieder zu antworten, erfüllen zu können, schrieb ich an Fräulein E[milie] G[ey] und bat sie, bat sie freundlich – mir auf wenige Augenblicke ihre Gegenwart zu schenken. Sie erfüllte gütig meinen Wunsch, und kam heute morgen in Begleitung ihrer ältern Schwester⁴. Sie sagte mir, „daß sie zwar ein Päckchen, aber keine Zeile von Ihnen erhalten habe, und schon seit fünf Wochen ohne Nachricht sei“. Das that mir weh. Sollte ich glücklicher sein als sie? Einen Augenblick Ueberlegung – und Ihr Brief an mich, ruhte in E[miliens] Hand. Im Geiste sahen Sie, das Haupt lächelnd neigend, mich freundlich an – und ein dankbarer Blick der mir gegenüber sitzenden, belohnte ^emich für ein Vertrauen, ^fda[s] ich, der mir Unbekannten, zollte. Habe ich es recht gemacht? – Fräulein E[milie] sagte mir, daß sie heute an Sie schreiben wolle, und war so freundlich mir zu erlauben, ein paar Zeilen mit einlegen zu dürfen. So bald ich damit zu Ende bin, trage ich sie selbst zu ihr! –

Von unserm Theodor, lieber Freund, kann ich Ihnen so viel wie gar nichts sagen, da ich selbst nichts von ihm weiß. Im Anfange der nächsten Woche denke ich indeß Briefe von ihm und seiner Schwester⁵ zu erhalten, die mir wohl berichten werden, wie es ihm geht, und ob ich hoffen darf, an eine glückliche Zukunft für diesen mir so theuren, edlen Menschen zu glauben. Bitte, schreiben Sie ihm bald. Gewiß wird es seinem Herzen wohl thun, Worte der Liebe und Theilnahme von Ihnen zu vernehmen.⁶ – Herrn Müller sah’ und sprach ich neulich. Er ist auch Doktor geworden,⁷ wird bald nach Berlin gehen, und gedachte Ihrer freundlich. –

Nun lieber Wolfsohn habe ich Ihnen noch etwas mit zu theilen, welches, da es uns nahe angeht, nicht ganz ohne Interesse für Sie sein wird. Ostern 1844 verlaßen wir Leipzig! Wie dies möglich ist, will ich Ihnen in Kürze sagen. Ganz unerwartet wurde meinem guten Manne eine sehr vortheilhafte Stelle, als Geschäfts=Führer eines bedeutenden Kunst=Geschäfts in Prag, angetragen.⁸ Die Sache war von der Art, daß wir unser eigenes Glück beeinträchtigt hätten, wenn wir nicht ernsthaft darüber nachgedacht. Mein Alterchen reiße selbst nach Prag, und kam voller Zufriedenheit über den glücklichen Ausgang seines Geschäfts zurück. Wir dürfen mit Gottes Hülfe einer sorgenfreiern Zukunft entgegen sehen,

und müßen, dies im Auge habend, dem uns lieb gewordenen Leipzig, den Rücken wenden. Wehmuthsvoll, ich fühle es, wird die Stunde des Abschiedes sein. Doch gern und willig folgt das liebende Weib dem theuren Gatten! Selbst in der Wüste lächelt des Glückes Sonne, wenn man sie mit dem treu Geliebten, der Seele des Lebens bewohnt! –

Darf ich Sie bitten lieber Wolfsohn, Ihrer Fräulein Schwester⁹ den Gruß einer Frau zu bringen, welche ohne sie zu kennen, eine gleichgestimmte Seele in ihr ahnet, und ihr die Freundschaft eines Schwesterherzens bietet. Freude würde es mir sein, wenn diese geringe Gabe nicht verschmäht würde. – Mein theurer Mann, mein gutes, einfaches Röschen¹⁰ – Beide grüßen Sie herzlich. Darf ich schließlich noch die Bitte wagen, mich wieder einmal durch ein paar Zeilen zu erfreuen? – Gott sei mit Ihnen, mein werther, lieber Freund!

Ihre Philippine Fontane.

- a In der Handschrift: „das“.
 - b Das Folgende: „niedersendet“ durch Überschreibung verändert aus „niederträgt“.
 - c Hier gestrichen: „Wort“.
 - d In der Handschrift: „Hauses“.
 - e Hier gestrichen: „fu“.
 - f In der Handschrift: „daß“.
- 1 Anfangsverse von Wolfsohns Gedicht *Mein Herz* (1841). Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 1.1.2.33.
 - 2 Emilie Gey, Wolfsohns Verlobte.
 - 3 Philippine Fontane nimmt hier Bezug auf die Problematik der Verbindung zwischen dem Juden Wilhelm Wolfsohn und der Christin Emilie Gey. Vgl. hierzu Einleitung, S. XII, Anm. 7.
 - 4 Therese Gey.
 - 5 Jenny Fontane.
 - 6 Wolfsohn sandte Fontane wenig später sein in Odessa verfasstes Gedicht *Meinem Theodor* (Briefe, Nr. 7).
 - 7 Max Müller promovierte in Leipzig am 1. September 1843.
 - 8 Ein Aufenthalt des Ehepaares in Prag ist nicht belegt. Nach den Erinnerungen Fontanes zogen sie Ende 1844/Anfang 1845 von Leipzig nach Berlin. Vgl. *Von Zwanzig bis Dreißig*: HFA III/4, S. 467. Im *Wohnungsanzeiger* taucht der Partikulier (Privatmann) F. A. Fontane 1846 erstmals auf, damals noch wohnhaft am Hausvoigteiplatz 5. Erst im folgenden Jahr ist er in der Dorotheenstraße 60 als Geschäftsführer verzeichnet.
 - 9 Ernestine Wolfsohn, vgl. Anm. 6 zu Briefe, Nr. 65.
 - 10 Rosalie Hertwich, vgl. Anm. 5 zu Briefe, Nr. 3.

7. Wolfsohn: Meinem Theodor

16./28. Oktober 1843; eMs: 1 Bl., 2 S. (auf der Vorderseite Stadtansicht mit Unterschrift:
„Rue du Bazar grec à Odessa“) – TFA, R 2.

1843

Meinem Theodor.

O daß sich endlich ringe
Aus dunkler Haft mein Lied,
Das meiner Seel' entklinge
Und *Dir* sie wiederbringe,
Die bangend von Dir schied!

O könnt' ein Sturm es tragen
Von diesem Boden fort,
Es würde vor Dir klagen,
Wie einst in schönren Tagen,
Mein einsam sterbend Wort!

Doch ach, es ist gebunden,
Wie es noch niemals war,
Und selbst in Weihestunden
Giebt jetzt sich trübumwunden
Mein Herz dem Freunde dar.

Und fragst Du, wer das gute
So enge drückt und preßt?
Ich selbst mit starkem Mute,
Ich selbst mit meinem Blute
Ich drück' und halt' es fest.

Ich bin ein Mann geworden,
O zweifle nicht daran!
Ob unter wilden Horden,
Ob hoch im kalten Norden –
Ich bleib' ein ganzer Mann!

Ich werfe den Versuchern
An's Haupt kein Dintenfaß;
Ich steh' vor Gottesfluchern,
Und seh' mit Menschen wuchern –
Und halte meinen Haß!

Nur stumm die Hand Dir reichen
 Ist alles, was ich kann –
 Ich spreche nur durch Zeichen,
 Denn seinem Schicksal weichen
 Und schweigen muß der Mann!

Doch immer denke dessen,
 daß ich Dich nie vergaß
 Und nie Dich kann vergessen,
 Den ich so ganz besessen,
 Und der mich ganz besaß!

O könntest Du mich sehen
 So nah', wie kaum Du meinst,
 An Deinem Herzen stehen,
 Mit Dir in Schmerz vergehen
 Und weinen, wenn Du weinst –

An Deine Brust mich schmiegen
 Zu süßer stiller Ruh',
 Dann stürmend mit Dir fliegen,
 Und kämpfen dann und siegen,
 O Bruderseele Du! –

Ich war und bin der Deine –
 Dies nimm als warmen Gruß!
 Und bleib' auch Du der meine,
 Wie kalt ich auch erscheine,
 Weil ich es scheinen *muß*!

Odeßa, 16/28 October 1843.

W. W.

8. Fontane an Wolfsohn

29. Februar 1844; eB: 1 Bl., 3 S. (mit Adressierung: „Herrn Dr. W. *Wolfsohn*. Wohlgeboren d. G. Odessa.“) – TFA, C 332.

Letschin. d. 29^t. Febr: 44.

Lieber Wolfsohn! Gott zum Gruß, mein armer, alter Freund, von dem es mir auch zu heißen scheint, wer für den Kittel geboren ist, kommt nimmer zum Rock. Indessen gutes Muthes! so lange die Sackpaletot's modern sind, spielt man auch

in einem Kittel eine ganz erträgliche Rolle, da diese beiden Gebilde der Schneiderkunst mindestens Geschwisterkind sind. Wie lebst Du? – welche Frage! Ich glaube Dein Lied¹ verstanden zu haben. Laß mich verblümt darauf antworten. Der *Magnet* zieht *Eisen* an, und Beide freun sich ihrer Umarmung; schlimm aber ist's mit dem Gold und Silber, der Magnet wirkt nicht, und doch ist das Gold besser als das Eisen. C'est curieux!² Hic fabula docet.³ Dann ein zweiter Punkt: [Ga]judy^a singt in einem reizenden Liede ohnge[fähr]^b Folgendes: wir haben einen Frei-tag^c wöchentlich, Frei-stunden täglich, haben einen Frei-müthigen und einen Frei-ligrath, können auch auf jeden Brief statt franco – frei, sogar in Frakturbuchstaben schreiben⁴ und: „was braucht man denn mehr um glücklich zu sein, das kann ja den Hals noch nicht kosten.“ Schreibe mir doch wie weit es von Euch bis zu den nächsten Kosaken ist, und ob Nerschinsk⁵ wirklich in Sibirien liegt. Meine Karten sind schlecht und ich schwärme für Länder und Völkerkunde. Die Löschanstalten in Odessa sollen vortrefflich sein, überhaupt in ganz Rußland – wozu? bricht denn jemals ein Feuer aus, oder schweigen die Zeitungen. Der Hamburger Brand war nicht zu löschen; hat mitunter sein Gutes.⁶ Soll ich Dich trösten? Das versteh' ich viel schlechter als das Schimpfen. Soll ich Dich zu einem kühnen Entschluß zu begeistern suchen? es würde wenig helfen; Du kannst selbst eine gothische Kirche von einem Backofen unterscheiden und ißt – ohne meinen Rath – die gebratne Gänsehaut lieber, als eine Schuhsohle. Schlimm ist es, wenn man sich mit Baumrinde begnügen *muß*, weil es an Bessrem fehlt; – ach, ja *muß* ist eine harte Nuß; indessen das Geringste ist besser als von sich selbst zehren. Du weißt das aus Erfahrung – Noth und Gram haben einen Magen wie die römische Kirche,⁷ sie sind unersättlich; und zehren grade dann am Meisten, wenn man ohnehin nichts zu verzehren hat, als sich selbst. Ich weiß [nicht,]^d ob Du Dich jetzt in einem Silberschacht befindest, doch glaub' ich's kaum, und ist's eben nicht bedeutend was schlimmsten Falls bei einem kühnen Wagen eingeschustert wird, so – nun, Du verstehst mich wohl; Louis Fort lebt ja noch⁸ und der alte Gott auch noch. Du bist nicht auf den Kopf gefallen; Deine Sprachkenntnisse kommen Dir trefflichst zu Statten und das Unglück hat den Literaten in Dir nie verfolgt; die russische Literatur ist nicht überreich, aber ein Werk wie Finland und die Finländer⁹ wird gewiß alljährlich in Rußland geschrieben, und Hinrichs steht auch noch auf zwei Beinen. Ich kann und mag mich nicht deutlicher erklären; soviel ist gewiß, kettet Dich nicht der Magen – so müßtest Du nicht *der* sein, der Du bist; Dein Geist ist hier und Dein Herz mindestens stückweise. Denk'n bissel nach, und thu schließlich was Du nicht lassen kannst; ein Hundsfott macht's besser als er kann.¹⁰

Glaub' übrigens nicht, daß ich's verschmäht habe auf Deine Verse in Versen zu erwidern; Du könntest durch dieselben in Fatalitäten verwickelt werden, drum erfolgen sie nicht anbei; doch schick' ich meine versificirte Erwiderung auf Deinen Brief gleichzeitig mit diesen Zeilen n[ac]h^c Leipzig, um jene in der „Eleganten“ [abd]rucken^f zu lassen.¹¹ Nimmt sie Laube auf, w[as]^g er dreist thun darf, da

man sie allenfalls lesen kann (Künstlereitelkeit, schöne Sache!) so wirst Du die eigentlichste, und jedenfalls *verständlichste* Beantwortung Deines Briefes in den März, April oder Mai-Nummern der Eleganten finden. Ich weiß daß sich diese mitunter nach Odessa verirrt. „Einem Freunde“ lautet die Ueberschrift. x)^h

Schließlich die kurze Anzeige, daß ich mich wieder der Giftmischer-Zunft zugesellt habe, und vom 1^{ten} April ab in Berlin Pharmacie studire.¹² Mit mir also war's nichts im Literatenthum, der bloße Versuch hat mich bedeutend runtergebracht. Adieu mein guter, alter Kerl.

Th: Fontane

ⁱDeinen Brief vom 16^{ten} Octob: 43¹³ hab' ich erst im Februar 44 erhalten, wundre Dich deshalb nicht über späte Antwort.

- a Papierverlust.
- b Papierverlust.
- c Hier gestrichen: „“.
- d Siegelausriss; „nicht,“ fehlt, ist auf der Rückseite zu sehen.
- e Siegelausriss.
- f Siegelausriss.
- g Siegelausriss.
- h x) mit Bleistift.
- i Das Folgende: „Deinen ... Antwort“ am unteren Rand von Seite 2.

- 1 Gemeint ist das Gedicht *Meinem Theodor*, vgl. Briefe, Nr. 7.
- 2 (Frz.) Das ist merkwürdig.
- 3 (Lat.) Hier lehrt die Geschichte.
- 4 Vgl. Franz Freiherr von Gaudy: *Das freie Land*, letzte Strophe:

Nein Freund, hierher paßt nicht die alte Leier
Da stimme anderswo Dein Liedchen an.
Freimaurer haben wir, Freiherrn und Freier,
Nun frag' ich, ob man mehr verlangen kann?
Freistellen giebt's, Freitische (freilich kläglich!);
Wir haben einen Dichter Freiligrath, Den Freitag wöchentlich, Freistunden täglich –
Und noch nicht frei genug dünkt Dich der Staat?

Wolfsohn war mit dem Werk Gaudys gut bekannt, er stellte seiner Gedichtsammlung *Veilchen* (vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 1.1.1) ein Gedicht von Gaudy voran.

- 5 Bezirk bzw. Bezirksstadt im nordöstlichen Teil des russisch-sibirischen Gebietes Transbaikalien. In dem Gebiet Nerschinsk Sawod büßten die zur Zwangsarbeit Verurteilten in Silber- und Bleibergwerken ihre Strafen ab.
- 6 In der Nacht vom 4. auf den 5. Mai 1842 brach in Hamburg ein Feuer aus, das ein Viertel der Stadt vernichtete. Der Wiederaufbau wurde in der Publizistik zum Symbol eines einigen Deutschland. Vgl. Fontanes Gedicht *Einigkeit* (Anm. 15 zu Briefe, Nr. 4).

- 7 Analogie zu Johann Wolfgang von Goethe: *Faust I* (1808), Szene: *Spaziergang* (Vers 2862ff.)
- 8 In L. Forts Verlag in Leipzig war 1841 das Taschenbuch *Jeschurun* erschienen. 1843 veröffentlichte Wolfsohn dort den ersten (und einzigen) Band der *Schönwissenschaftlichen Literatur der Russen*. Daneben könnte Wolfsohn bereits 1839 unter dem Pseudonym Ernst Richter die Schrift *Der Journalistenspiegel* bei Fort veröffentlicht haben. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 4.2, 4.1 und 4.3.
- 9 Wolfsohn übersetzte kurz vor seiner Heimreise im April 1843: F. Derschau: *Finland und die Finländer*. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 7.2.2.
- 10 Abwandlung des Sprichworts: „Ein Hundsfott tut mehr, als er kann“.
- 11 Fontanes Gedicht *Einem Freunde in Odessa* (Briefe, Nr. 9) erschien nicht in Laubes *Zeitung für die elegante Welt*.
- 12 Fontane arbeitete von April 1843 bis Ende März 1844 in der väterlichen Apotheke in Letschin. Vgl. Möller 2002, S. 14. Die Zulassung zur Apothekerprüfung verlangte den Nachweis von entweder drei Jahren Gehilfentätigkeit und zwei Semestern akademischen Studien der Botanik, Chemie, Physik, Pharmazie und Pharmakologie oder fünf Jahren Gehilfentätigkeit. Vgl. Gill 1975, S. 433.
- 13 Mit dem Brief, der nicht erhalten ist, schickte Wolfsohn das Gedicht *Meinem Theodor* (Briefe, Nr. 7).

9. Fontane: Einem Freunde in Odessa

[Februar 1844]; eMs: 1 ¼ S. im „1. Gedichtbuch“ unter „II. Politische Gedichte“ – TFA, H 63, 8–9. Varianten im „2. Gedichtbuch“ = „eingebundenes grünes Buch“, vgl. TFA, Ha 288, handschriftliche Abschrift Friedrich Fontanes, abgezeichnet von Paul Schlenther. Die Datierung des Gedichts ergibt sich aus dem vorigen Brief. Das Gedicht (GBA Gedichte 2, S. 333f.) wurde zum ersten Mal gedruckt in: *Allerlei Gereimtes von Theodor Fontane*, hg. von Wolfgang E. Rost, Dresden 1932, S. 62f.

Einem Freunde in Odessa.

Nicht um eine Fürstenkrone,
 Wär' ich in das Land geeilt,
 Wo das Volk sich in Spione,
^a„Sclaven und Tyrannen theilt;
^b„Nein, des freien ^cWort s bedürftig,
 Wie der ^dfrischen, freien Luft,
 Stürb' ich ^edort o Freund, als schlürft' ich
 Nur des ^fUpas¹ giftgen Duft.

^aDort wo Themis, urtheilsprechend,
 Nicht das Recht und Unrecht wägt,
 Nein, das Gold nur, das ^bbestechend,
 Reichthum in die Schale legt;
 Wo die Augen ihr verbunden,
 Daß sie desto sichrer irrt,
 Und ^cdas Richtschwert aller Stunden
 Zu der Willkür Knute ^dwird;

Freund, dort – wie im Reich der Todten –
 Herrscht noch Nacht und finstres Graun,
 Während wir den ^eSonnenboten,
 Wir – die Morgenröthe ^fschaun;
 Dort, ob jeder freien ^mSeele,
 Hängt noch das Damoklesschwert,
 Während hier mit lauter Kehle
 Volk und Lied den Freimuth ehrt.

Freund, wo man das Licht der Sonnen
 Scheut, und nur nach Vorschrift denkt,
 Dorten sprudeln keine Bronnen,
 Draus man Deine Seele ⁿtränkt;
 Drum zerreiße kühn die Bande,
 – Wer nicht waget, nicht gewinnt –
 Und entflieh dem Heimathlande,
 Wo die ^oMenschen – Slaven sind.

^pFlieh, Du bist nicht heimisch dorten,
 Wo Dein Vater Dich gezeugt,
 Heimisch bist Du hier geworden,
 Wo der Geist Dich ^qgroß gesäugt.
 Zieht es nicht in unsre Mitte,
 In die Ferne Dich zurück?
 Auf! es beut nur deutsche Sitte
 Dir der wahren Heimath Glück.

- a Variante in Ha 288: Slaven und Tyrannen] Drücker und Bedrückte
- b Variante in Ha 288: Nein] Ja
- c Variante in Ha 288: Wort s bedürftig,] Wort's bedürftig
- d Variante in Ha 288: frischen, freien] freien, frischen
- e Variante in Ha 288: dort o Freund] dorten, Freund
- f Variante in Ha 288: Upas] Upa's

- g Variante in Ha 288: Dort wo] Dort, wo
 h Variante in Ha 288: bestechend,] – bestechend –
 i Variante in Ha 288: das Richtschwert] ihr Richtschwert,
 j Variante in Ha 288: wird;] wird; –
 k Variante in Ha 288: Sonnenboten,] Sonnenboten
 l Variante in Ha 288: schau;] schau.
 m Variante in Ha 288: Seele,] Seele
 n Variante in Ha 288: trinkt;] trinkt.
 o Variante in Ha 288: Menschen – Sklaven] Menschen Sklaven
 p Variante in Ha 288: Flieh] Nein
 q Variante in Ha 288: groß gesäugt] großgesäugt
- 1 Der in Südostasien heimische Upas-Baum oder Antjar (*Antiaris toxicaria*) liefert das Ipo-Pfeilgift.

10. Fontane: An Rußland

[1844/45]; eMs: ¾ S. im „1. Gedichtbuch“ unter „II. Politische Gedichte“ – TFA, H 63, 9. Varianten im „2. Gedichtbuch“ = „eingebundenes grünes Buch“, vgl. TFA, Ha 286, handschriftliche Abschrift Friedrich Fontanes, abgezeichnet von Paul Schlenther und dasselbe als Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen und Anmerkungen von Friedrich Fontane, Theodor Fontane jun. und einer dritten Hand. Das Gedicht (GBA Gedichte 1, S. 360) wurde erstmals gedruckt in: Theodor Fontane: *Gedichte*, Berlin 1851, S. 230f.

^a*An Rußland.*

Lasciate ogni speranza voi ch'entrate.¹
Dante.^b

Wer auf die Zukunft schwört, und unbekümmert
 Der ewgen Kraft des Geistes noch vertraut,
 Die, gleich dem Meere, *eine* Welt zertrümmert,
 Und eine ^cneue, schönre auferbaut;
^dWer ihr vertrauend, unser Krämerleben
 Ob jener Zeit, die kommen *muß*, vergißt,
 Der fliehe ^eDich, wo keine Geister weben,
 Und jede Hoffnung eitel Thorheit ist.

^fWer trotz der Dürre, seines Fleißes Segen
 – Der Freiheit ^gSaat – voll guten Muths erblickt,
 Die junge Saat, von keinem ^hSonnenregen,
 Doch ⁱheimlich Nachts von frischem Thau ^jerquickt,
 Der fliehe ^kDich, wo auf den steingen Boden

Nur Mehlthau fällt, der jeden Keim zerfrißt,
 Wo's noch gelingt 'solch „Unkraut“ auszuroden,
 Und jede Hoffnung eitel Thorheit ist.

Doch wer verzweifelnd ob so langem Harren,
 Der Hoffnung Prachtbau selber niederreißt,
 Und unser Thun das Streben eines Narren,
 Und unsren Glauben ^mbloße „Schwäche“ heißt,
 Der suche ⁿDich, und find' in Dir ^obetroffen
 Ein Maaß, daran er unsre Größe mißt,
 Und lerne ^pdorten für die Heimath hoffen,
 Wo jede Hoffnung eitel Thorheit ist.

- a Variante in Ha 286: An Rußland] Russland
 - b Zusatz in Ha 286: (Einem Freunde als er nach Moskau übersiedeln wollte)
 - c Variante in Ha 286: neue, schönre] *neue, schönre*
 - d Variante in Ha 286: Wer] Wer,
 - e Variante in Ha 286: Dich] *Dich*
 - f Variante in Ha 286: Wer] Wer,
 - g Variante in Ha 286: Saat –] Saat,
 - h Variante in Ha 286: Sonnenregen] Sommerregen
 - i Variante in Klammern in Ha 286: heimlich Nachts] , über Nacht,
 - j Variante in Ha 286: erquickt,] erquickt;
 - k Variante in Ha 286: Dich] *Dich*
 - l Variante in Ha 286: solch „Unkraut“] „*solch Unkraut*“
 - m Variante in Ha 286: bloße „Schwäche“ heißt,] „Geistesschwäche“ heißt;
 - n Variante in Ha 286: Dich] *Dich*
 - o Variante in Ha 286: betroffen] betroffen,
 - p Variante in Ha 286: dorten] *dorten*
- 1 (Ital.) Lasst jede Hoffnung hinter euch, ihr, die ihr eintretet. (Dante: *Divina Commedia*, *Inferno* 3, 9)

11. Fontane an Wolfsohn

o. D. [Anfang August 1846]; eB: 1 Bl., 4 S. – TFA, C 333. Nachschrift: 1 Bl., 2 S. – TFA, C 334. Die Datierung ergibt sich aus einem Brief Wolfsohns an Unbekannt (vermutlich Heinrich Brockhaus), Staatsbibliothek zu Berlin PK, Handschriftenabteilung, Nachl. 141 (Sig. Adam), 13. August 1846: „Für Ihre Freundlichkeit, die es mir möglich gemacht hat, meine längst erwarteten Bücher schnell u. freudig willkommen zu heißen, danke ich Ihnen recht von Herzen.“

Mein lieber, guter Wolfsohn.

Der an und für sich unerquickliche Umstand, daß ich meine Wohnung¹ verrammelt und keine Menschenseele zu Hause fand, hat mich heut – vielleicht zum ersten Mal in meinem Leben – zu einem guten Commissionair gemacht. Ich empfang Deine lieben Brief² auf dem Stettiner Bahnhof³, wo ich mich zu einer Abschieds- und Familienscene⁴ (meine Tante wurde entführt, natürlich mit Wissen von Dero Gemahl) eingefunden hatte; – ohne oben erwähnte Hindernisse bei beabsichtigter Besitznahme meines Schlafsopha's (in seiner Doppeleigenschaft als Bett und Divan doppelt anziehend) würd' ich die Besorgung Deines Auftrage's ein Paar Stunden hinausgeschoben haben, so aber trat ich unter unzähligen Verwünschungen und Donnerwettern auf unsre ausgekniffne Köchin, von Humanität's wegen – meine Expedition nach dem anhaltinischen Bahnhof an.

Ueber das Ergebniß dieser Entdeckungsreise (durch den stillen Ocean der Langenweile, welcher unausgesetzt in der Berliner Wilhelmsstraße fluthet)⁵ – brauch ich Dir nicht zu berichten; Koffer und Reisesack sind in diesem Augenblick hoffentlich schon in Deines Freundes Händen.⁶ –

Die für den Nothfall beigefügten Pläne und Signalements zur Auffindung des Kneipier's Methfessel⁷ haben mich tief gerührt. Da links vom Thore⁸ gar keine Straße und mithin auch kein drittes und viertes Haus existirt, Kneipier Methfessel überdies auch keine Zierde des Berliner Wohnungsanzeiger s ist, so fiel mir dabei die Anekdote von dem neu engagirten Polizisten ein, der als er den Schneidergesellen Müller im Bullenwinkel arretiren sollte, den Droschkenkutscher Schulze aus der Paddengasse herbeischleppte, und sich viel auf dies sein erstes Debüt als Jagdhund zu Gute that.⁹

Gott sei Dank durften jene Detail-Angaben unbenutzt bleiben.

Nun zu was Andrem, als Koffer und Schnappsäcke, Methfessels und unerbaute Straßen. –

Du schreibst: „wenn Du deutsche Zeitungen liest, wirst Du von mir gehört haben!“ lieber Junge verwechselst Du mich vielleicht mit dem Abbate Mezzofanti, der 33 Sprachen spricht,¹⁰ oder bezweifelst Du, daß ich überhaupt Zeitungen lese. Freilich les' ich die Tagesblätter, und weil der Knüppel beim Hunde liegt, auch natürlich in gutem Deutsch; hab' auch die Berichte darin über Deine Dresdner Vorlesungen gefunden.¹¹ Onkel sprach auch von Deinem Auftreten in Leipzig; hat das seine Richtigkeit?¹² ich habe sonst noch nichts davon gehört,

woran ein mehrwöchentlicher Aufenthalt bei meinen Eltern¹³ Schuld sein mag. Vielleicht würfelt auch der Onkel bunt durcheinander, es kommt ihm auf eine Hand voll Noten niemals an.

Führe Deinen Plan aus,¹⁴ und komme nach Berlin; es wird Dir auch hier nicht fehlschlagen; Du hast in Prutz einen Vorgänger gehabt,¹⁵ der sich allem Lind=Enthusiasmus¹⁶ zum Trotz ein volles Auditorium zu verschaffen wußte. Berlin ist groß, und wimmelt zu allen Zeiten von Literaturfreunden beiderlei Geschlecht's; dilettirende Lieutenants, Studenten mit erster Liebe und poëtischen Frühgeburten, sentimentale Jungfrauen im Schillerstadium, und emancipationssüchtige mit der George Sand¹⁷ auf der Lippe und der Hahn-Hahn¹⁸ in der Tasche – füllen hier bald einen Hörsaal, und sollte auch zu gleicher Zeit Corso gefahren, Tschech¹⁹ II. hingerichtet, und im Opernhause eine neue Polka getanzt werden. – Daß ich Dir ein bessres Publikum als obiges wünsche, liegt am Tage. Für Deine Johannes-Rolle²⁰ betreffs des Dichter-Messias Theodor Fontane sag' ich Dir meinen Dank; sollt' ich bei der Gelegenheit, ohne alle ^aweitere Bemühung zur Unsterblichkeit gelangen, so würde mir das so angenehm sein, daß ich mich zu einem Sonett an C. W. Wolfsohn entschließen könnte. Uebrigens bin ich der Meinung, daß Du klug thätest Dich bald bei mir einzufinden; meine Kneipe steht zu Deiner Disposition; ich wohne ziemlich anständig im Hause meines Onkels.²¹ Leb wohl.

Dein *Th: Fontane*

Nachschrift

Als ich gestern Abend von meiner Braut²² (ich bin jetzt unter andern auch verlobt) nach Hause kam, fand ich Deinen zweiten Brief²³ vor; beiliegendes Prachtstück²⁴ ist daher sehr überflüssig; da ich indeß eitel genug bin, mir einzubilden, daß einige Zeilen von mir immer ein bischen Werth in Deinen Augen haben, schick' ich Dir die Depesche, oder „Pikesche“ wie mein ewig wortverdrehender Onkel zu sagen pflegt. Dein

Theodor

a Das Folgende: „weitere ... *Th: Fontane*“ am linken und oberen Rand von Seite 1.

- 1 Fontane wohnte im Sommer und Herbst 1846 bei seinem Onkel August in der Dorotheenstraße 60. Vgl. *Von Zwanzig bis Dreißig*: HFA III/4, S. 479.
- 2 Dieser Brief ist nicht überliefert.
- 3 Über den Stettiner Bahnhof lief damals die schnellste Verbindung nach Russland (Berlin – Stettin – Königsberg – St. Petersburg).
- 4 Möglicherweise unternahm Philippine Fontane eine Reise an die Ostsee.
- 5 In der Wilhelmstraße befanden sich damals mehrere Ministerien.

- 6 Dabei handelt es sich wahrscheinlich um Materialien, die Wolfsohn während seines Aufenthaltes in Russland vom Juli 1843 bis Dezember 1845 gesammelt hatte. Er verwendete die Materialien später für: *Rußlands Novellendichter* (Bd. 1–2, 1848; Bd. 3, 1851), *Erzählungen aus Rußland* (2 Bde., 1851) und *Russisches Leben und Dichten* (1851). Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 7.1.5, 7.1.1 und 7.1.4.
- 7 Gemeint ist G. Methfessel, der auf dem Anhaltischen Bahnhof eine Restauration betrieb. Er ist, anders als Fontane behauptet, im *Wohnungsanzeiger* verzeichnet (vgl. *Wohnungsanzeiger* 1845, S. 299 – Jägerstr. 8; bzw. 1846, S. 706 – Auf dem Anhaltischen Bahnhof).
- 8 Das 1840 errichtete Anhalter Tor war Teil der Berliner Zollmauer, die zwischen 1866 und 1869 abgerissen wurde.
- 9 Eine ähnliche Anekdote lässt Fontane später den Wirt Hratscheck in *Unterm Birnbaum* erzählen. Vgl. GBA Erzählerisches Werk 8, S. 109f.
- 10 Giuseppe Kardinal Mezzofanti galt als eines der größten Sprachgenies. Der Professor für arabische Sprachen und Kustos der vatikanischen Bibliothek soll angeblich 38 Sprachen perfekt gesprochen und viele weitere Sprachen und Dialekte beherrscht haben.
- 11 Vgl. die Ankündigung des Vorlesungsbeginns am 13. Februar im *Dresdner Anzeiger*, Nr. 40 (9. Februar 1846), S. 3. Wolfsohn plante 11 Vorlesungen zur „deutschen Poesie“, vom *Nibelungenlied* bis zu Jean Paul.
- 12 Vgl. die Ankündigung der Vorträge *Luther und Lessing* und *Die Minnesänger und Jean Paul*, die Wolfsohn am 26. und 28. Mai 1846 im Leipziger Gewandhaus hielt, im *Leipziger Tageblatt und Anzeiger*, Nr. 145, 146 und 148 (25., 26. und 28. Mai 1846), S. 1706, 1719 und 1737.
- 13 Nach Abschluss seiner Tätigkeit in der Polnischen Apotheke von Julius Eduard Schacht in Berlin (4. Juli 1845 bis 30. Juni 1846; vgl. Möller 2002, S. 15) reiste Fontane zu seinen Eltern nach Letschin.
- 14 Wolfsohn verschob seinen Plan, erst im Februar und März 1848 hielt er Literaturvorlesungen in Berlin. Vgl. Briefe, Nr. 14.
- 15 Robert Prutz hielt vom 10. Februar bis 27. März 1846 in Berlin im Hôtel du Nord acht Vorträge über die „Geschichte des deutschen Theaters“. Vgl. *Vossische Zeitung*, Nr. 34 (10. Februar 1846) und Nr. 73, 1. Beilage (27. März 1846).
- 16 Die schwedische Sängerin Jenny Lind gab vom 9. November 1845 bis zum 2. April 1846 ein Gastspiel am Königlichen Schauspielhaus in Berlin. Vgl. *Vossische Zeitung*, Nr. 262 (8. November 1845) und Nr. 78, 1. Beilage (2. April 1846).
- 17 George Sand (eigentl. Aurore Dupin, verh. Dudevant), französische Schriftstellerin, die die Befreiung der Frau forderte.
- 18 Die Schriftstellerin Ida Gräfin Hahn-Hahn hatte sich 1829 von ihrem Mann getrennt. Sie erregte Aufsehen mit Romanen und Reisebeschreibungen aus Europa und dem Orient.
- 19 Heinrich Ludwig Tschech, der Bürgermeister der märkischen Stadt Storkow, hatte am 26. Juni 1844 in Berlin ein Attentat auf Friedrich Wilhelm IV. verübt. Er wurde am 14. Dezember 1848 in Spandau enthauptet.

20 Ob Wolfsohn in seinen Vorträgen über Fontane sprach, lässt sich nicht verifizieren. In *Von Zwanzig bis Dreißig* schreibt Fontane, dass er durch Wolfsohn in Moskau und St. Petersburg eine gewisse Bekanntheit erlangt habe. Vgl. HFA III/4, S. 260. An Lepel schrieb Fontane am 27. Juli 1846: „[...] ich habe durch den Dr. Wolfsohn Dameneroberungen in Moskau gemacht“. Vgl. FL, Brief 5.

21 Vgl. Anm. 1.

22 Am 8. Dezember 1845 hatte Fontane sich mit Emilie Rouanet-Kummer verlobt.

23 Dieser Brief ist nicht überliefert.

24 Gemeint ist der – nunmehr überflüssige – erste Teil des Briefes.

12. Fontane an Wolfsohn

28. September 1846; eB: 1 Bl., 2 S. (mit Adressierung: „Herrn Dr. C. W. Wolfsohn. Wohlgeboren. Leipzig. Schröter-Gässchen.“, Vermerk: „frei citissime!“ und Absenderangabe: „Meine Wohnung: Dorotheenstraße Nr 60. 3 Treppen“) – TFA, C 335.

Lieber Wolfsohn.

Dein lieber Brief¹ nebst seinen 75 [Talern] ist am Freitag hier eingetroffen; unglückseligerweise war ich auf's Land gereist,² meine Rückkehr war nicht bestimmt und der Onkel schickte ihn mir nach. Obschon am Sonnabend wieder in meiner Behausung, erhielt ich doch den mir nachgesandten Brief erst heute Mittag (Montag). Wahrscheinlich hast Du Deine 75 [Taler] schon verloren gegeben, und zählst entweder Deinen Brief oder mich selbst zu den spurlos verschwundenen. Ich halt' es für besser, da das Nichteintreffen eines Briefes von mir Euch ganz confus gemacht haben wird, die Billete³ nicht gleich zu besorgen; was schadet es am Ende, wenn dadurch eine Verzögerung von ein Paar Tagen entsteht; immer noch besser, wie wenn die Gelder fortgeschmissen sind.

Gieb mir also gleich nach Ankunft dieser Zeilen Ordre, was geschehen soll, und schiebe n[icht]^a mir in den Schuh, was de[r]^b Zufall verbrochen hat.

Leb wohl Dein

Theodor Fontane

Berlin. d. 28ⁱ. Sept. 46.

Nach diesem ein Ausführliches!

“Wegen der Dauer einer Reise bis Tilsit⁴ hab' ich mich der Eile halber nicht erkundigen wollen; wahrscheinlich 60 Stunden.

Th F

a Ausgeschnitten; die fehlenden Buchstaben sind auf der Rückseite zu sehen.

b Ausgeschnitten; der fehlende Buchstabe ist auf der Rückseite zu sehen.

c Das Folgende: „Wegen ... F“ mit Bleistift auf der Außenseite, unter der Adresse.

- 1 Dieser Brief ist nicht überliefert.
- 2 Es handelt sich wahrscheinlich um einen Besuch Fontanes bei seinen Eltern in Letschin.
- 3 Offensichtlich hatte Wolfsohn Fontane beauftragt, ihm Fahrkarten für eine Reise nach Russland zu besorgen.
- 4 Tilsit lag an der preußisch-russischen Grenze, bis dorthin reichte die preußische Postverbindung.

13. Fontane an Wolfsohn

10. November 1847; eB: 2 Bl., 8 S. – TFA, C 336.

Berlin d. 10^{ten} Novmb. 47.

Mein lieber, alter Freund.

Letschin im Oderbruch, Kirchdorf mit 3500 Seelen (?) und Residenz zwei dort stationirter Gensdarmen, hängt durch Vermittelung eines sogenannten Rippenbrechers von Postwagen, nur lose mit der civilisirten Welt zusammen. Es ist ein zweites Klein-Sibirien; die Lebenszeichen einer Welt da draußen sind selten, aber – sie kommen doch vor. – Wenn ich vorhin den Postwagen als die Brücke bezeichnete, die der verstorbene Staatsminister Nagler¹ zwischen dem Di[e]sseits und Jenseits schlug, so war das zwar Wahrheit, aber nicht die *ganze* Wahrheit. Der geistige, mithin der bedeutsamere Verkehr wird durch ein altes Weib² unterhalten, das nicht unähnlich der Norne im Scottschen Piraten,³ allsonnabendlich ein Felleisen⁴ in die Apotheke wirft und in Nacht und Graun gespensterhaft verschwindet. Das alte Weib trägt einen geflickten Rock und Schmierstiefeln, ihr „guten Abend“ klingt wie das Donnerwetter eines Bootsknecht's – ihre Reise geht auch nicht durch die Lüfte, sondern knietief durch den dicksten Dreck, dennoch erscheint sie allen Hausbewohnern stets wie ein Engel vom Himmel, reizend wie Schillers Mädchen aus der Fremde.⁵ Die Stetserwartete, Immergesegnete (was ich nicht auf interessante Leibeszustände zu beziehen bitte) ist die Cüstriner Bücherfrau, die allwöchentlich, im Dienst ergraute Journale, wie altbackenen Kuchen aus ihrem Füllhorn auszuschütten pflegt. Unter diesen glänzt als ein Stern erster Größe die „Europa“, dann und wann mit Beiträgen von Carl Wilhelm Wolfsohn.⁶ – Ja, mein lieber Freund vor ohngefähr 4 Wochen gab mir die von Dir übersetzte, russische Novelle⁷ den Beweis Deines Daseins und deiner literarischen Thätigkeit. Als ich blos Deinen Namen las trat mir die schöne, alte Zeit wieder frisch vor die Seele, – Dein bloßer Name wurde mir zur *laterna magica* oder, um klassischer zu vergleichen, zum Kessel der Hekate⁸ aus dem ein Dutzend lieber Gestalten vor mir aufstieg. Ich wollte gleich schreiben und Dich mit den geistreichen Fragen: wo bist Du? wie thust Du? was willst Du?^a bestürmen; indeß es kam dies und das dazwischen, und ohne einen scheußlichen Schnupfen, der mich heut ans Zimmer fesselt, wären vielleicht noch Monate vergangen, bevor ich meine Absicht von damals ausgeführt hätte.

Indem ich nun den herzlichen Wunsch ausspreche recht bald von Dir und Deinem Thun zu hören, indem ich ferner bitte mir so viel wie möglich über die lieben, alten Jungen⁹ (Schnupfen-Sentimentalität! ich schreibe sonst nie so) mit-zutheilen, mit denen wir oftmals so traulich und heiter zusammen waren, – geh' ich dazu über Dir etwas Material zu meiner Biographie zu liefern. Schließe übrigens aus dieser Aeüßrung nicht, daß ich, wie Wallenstein, nächstens „einen langen Schlaf zu thun“¹⁰ oder wie Hamlet, „in das Land zu reisen“¹¹ gedenke von dannen keine Wiederkehr, – nein, gegentheils! ich bin mit den Jahren jünger geworden, und die Lebenslust, die eigentlich ein Erbtheil der Jugend ist, scheint in mir zu wachsen, je länger der *abgewickelte* Faden wird.

Daß ich verlobt bin,¹² weißt Du. In diesem Faktum liegt noch kein Grund zur Gratulation, wohl aber darin, daß ich mich glücklich fühle in meiner Wahl und meiner Liebe. Du hast das junge Mädchen bei Deinem Hiersein¹³ gesehn. Das Hervorstechende ihres Wesens ist, körperlich und geistig, das *Intressante*; sie wird mich auch da zu fesseln wissen, wo mir größere Schönheit, umfassenderes Wissen und selbst tieferes Gefühl auf meinem Lebenswege begegnen sollten. Mit einem Wort sie ist „liebenswertig“, sie hat jenes unerklärbare Etwas, was Allem einen Reiz verleiht; die Schwächen selbst, werden so zu Tugenden gestempelt; Unkenntniß giebt sich als herzwinnende Natürlichkeit; launenhafte Wünsche und Einfälle kleiden sich in das Gewand des *Eigenthümlichen*, und selbst die Sinnlichkeit tritt in einer Weise auf, die uns erhebt wie eine Leidenschaft, aber nicht anekelt wie ein Laster. – Ich habe in meiner Liebe viele Kämpfe durchgemacht; ich habe (ohne deshalb meine Braut je minder geliebt zu haben) meine Verlobung wie eine Uebereilung betrachtet, ich habe mir die Befähigung abgesprochen je ein Weib glücklich machen zu können, und habe gleichzeitig meinen eignen Untergang als eine Gewißheit vor Augen gesehn; zu dem Allen hab ich den Höllensoff brennender, verzweifelnder Eifersucht gekostet, oder richtiger meine Seele monatelang damit getränkt. Diese Zeiten sind vorüber; unter allen diesen Stürmen hat sich meine Liebe bewährt; ich darf sie als einen geklärten Wein betrachten, der wenn auch nicht feuriger mit den Jahren, wie Rheinwein, doch auch nicht schlechter wie Medoc werden wird. – Um einen passenden Uebergang für das Folgende zu finden, muß ich meine obigen Mittheilungen durch das Geständniß ergänzen, daß namentlich der Poët in mir, oft blutige Thränen über den verlobten Bräutigam vergoß. Auch diese Mißhelligkeiten sind beigelegt; meine Braut die sonst in meinen dichterischen Gelüsten nur eine verhasste Nebenbuhlerin sah, hat diese plötzlich von Herzen lieb gewonnen, und so hoff' ich in Zukunft wie der Graf von Gleichen¹⁴ zu leben, bei welchem Bild' ich freilich in Zweifel gerathe, ob ich meine Muse oder meine Braut mit der feurigen, schwarzäugigen Orientalin vergleichen soll. Stünde meine Braut jetzt hinter mir, und guckte über die Schulter, so wäre eine Mauschelle mein unzweifelhaftes Loos.

Nun aber ein Weniges von der Poëterei. In meinem Eifer, vielleicht darf ich sagen, in meiner Begeisterung – bin ich der Alte; in dem was ich leiste, hab

ich die Leipziger Staffel hoffentlich weit hinter mir. Es fehlt mir möglicherweise jetzt die Unbefangenheit und Natürlichkeit, mit der ich damals Schlechtes und Gutes in friedlicher Gemeinschaft aufs Papier kritzelte, dafür aber hat sich ein gewisses Bewußtsein, eine Kenntniß dessen, worauf es ankommt, eingestellt, die vielleicht keinen besseren Poëten, aber zweifellos bessere Verse schafft. – Du würdest mich in *dieser* Beziehung sehr verändert finden; ich bin jetzt von meinem *Recht* durchdrungen, ein Gedicht zu machen; das mag Dir andeuten, daß ich ein Anderer geworden bin. Du lächelst vielleicht; Du fragst worauf sich dieses Selbstvertrauen stützt, und lächelst wieder, wenn ich sage, *das fühlt sich*. Ich könnte Dir erzählen, daß ich mit dem Cotta'schen „Morgenblatt“ auf dem besten Fuße stehe,¹⁵ könnte Dir mittheilen, daß man in mich dringt meine Sachen zusammenzustellen und 'raus zu geben – indessen wiederhol' ich Dir, es ist nicht diese Anerkennung von außen, sondern die tiefinnre Ueberzeugung, daß ich einen Vers schreiben kann, was mein Fiducit¹⁶ erweckt. Dieser Ueberzeugung läßt mich ruhig und bedachtsam handeln; ich laufe mir nicht nur nicht die Beine ab, um einen Buchhändler zu ergattern, sondern ich danke sogar für diejenigen, die mir unter der Hand angeboten werden. Was gut ist, bleibt gut und das andre mag fallen, wenn es vor der eignen, gereiften Kritik nicht mehr bestehen kann. – Das Lyrische hab' ich aufgegeben, ich möchte sagen blutenden Herzens. Ich liebe eigentlich nichts so sehr und innig wie ein schönes Lied, und doch ward mir gerade die Gabe für das Lied versagt. Mein Bestes was ich bis jetzt geschrieben habe sind Balladen und Charakterzeichnungen historischer Personen; ich habe dadurch eine natürliche Uebergangsstufe zum Epos und Drama eingenommen, und diesen Sommer bereits ein episches Gedicht in neun (kleinen) Gesängen geschrieben, das hier auf die Berliner Herzen seines Eindrucks nicht verfehlte,¹⁷ und Dir vielleicht mit Nächstem im Morgenblatte zu Gesicht kommen wird, wenn nicht die größere Ausdehnung des Gedichts seine Aufnahme unmöglich macht. Titel: „Von der schönen Rosamunde.“¹⁸ – Mit heiligem Eifer würd' ich mich unverzüglich an die Gestaltung eines Dramas machen,¹⁹ das bereits im Geiste in mir lebt, wenn ich nicht zwischen heut und 3 Wochen wieder hinterm Tische stünde,²⁰ und dem Publikum statt fünffüßiger Jamben Dekokte²¹ u[nd] d[ergleichen] m[ehr] zu bieten hätte. Es erbaut mich diese Aussicht wenig, aber sie macht mich nicht unglücklich. Ich habe den Wunsch, Poët von Fach zu sein, lange und für alle Zeit begraben. Nach meiner Meinung muß ein Dichter allemal *Dilettant* sein und bleiben; so wie der Fall mit der melkenden Kuh eintritt, ist es mit der Poësie Matthäi am letzten.²² In zwei Jahren hoff' ich selbstständig d. h. Apothekenbesitzer, Gatte u[.] resp. Familienvater zu sein; trotz vieler Sorgen, die von dem Augenblick an auf mich einstürmen werden, hoff' ich doch in meinen Grundvesten unerschüttert zu bleiben, und wenn auch langsam so doch sicher ein Ziel zu erreichen, das sich jedes ernste Streben stecken muß.

Ich wundre mich nicht, wenn diese Sprache Dich stutzig macht; so viel aber hoff' ich von Deiner Freundschaft und guten Meinung von mir, daß Du das

Vorstehende nicht als die Herzensergießungen eines arroganten Schlingels betrachten wirst.

Betrachte meinen Brief wie die Beichte eines Freundes dem Freunde gegenüber, und mache mir die unendliche Freude ihn recht bald in gleicher Weise^b beantwortet zu sehn. Was Du über M[ax] Müller, Schauenburg, Kriege, Köhler und andre Kumpane gehört hast,²³ theile mir ausführlichst mit; Müllern verfehlte ich im vorigen Jahr und bin somit ohne alle Nachricht.

Noch eins. Wolltest Du zu meinem lieben Georg Günther²⁴ gehn, und ihm in meinem Namen versichern, daß ich mit unveränderter Liebe und Dankbarkeit an ihm hinge, so würdest Du mir einen rechten Freundschaftsdienst erweisen. Theil' ihm aus meinem Briefe mit, was Du für passend hältst. Schreiben an ihn kann ich nicht; einestheils ist *diese* Leidenschaft überhaupt dahin, dann aber 2 mal dasselbe, ist fast zu viel verlangt. Was machen die liebenswürdigen Melgunoffs?²⁵ Lebe wohl^c Dein

Th: Fontane.

Berlin. Zimmerstraße. N° 2. p. adreße. Kummer²⁶

- a Hier gestrichen: „zu“.
- b Hier gestrichen: „zu“.
- c Das Folgende: „Dein ... Kummer“ am unteren Rand von Seite 5.

- 1 Karl Ferdinand Friedrich von Nagler, seit 1836 Staatsminister, hatte seit 1821 in verschiedenen Positionen das preußische Postwesen reformiert. Er starb am 13. Juni 1846.
- 2 Anna Dorothea Hoppe. Fontane setzte ihr später in *Vor dem Sturm* in der Figur des Hoppenmarieken ein literarisches Denkmal. Vgl. Gill 1981.
- 3 Walter Scott: *The Pirate*, 1822 (dt. 1822).
- 4 Tornisterähnliches Gepäckstück, wie es Handwerksburschen auf der Walz verwendeten.
- 5 Friedrich von Schiller: *Das Mädchen aus der Fremde*, 1796.
- 6 Von 1846 bis 1855 arbeitete Wolfsohn an der Zeitschrift *Europa* als Übersetzer und Korrespondent mit, vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 6.2.5.
- 7 Gemeint sein könnte: *Der Namenstag*. Novelle von Nikolaus Pawlow (Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 7.2.9.1) oder *Eine Million*. Erzählung von Nikolaus Pawlow (Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 7.2.9.2).
- 8 In der griechischen Mythologie war Hekate die Göttin der Zauberkunst, später auch der Hexen. Vgl. die Anrufung der Hekate bei William Shakespeare: *Macbeth* (1606; IV/1).
- 9 Vermutlich sind Personen aus dem Kreis des „Herwegh-Klubs“ gemeint, dem neben Wolfsohn und Fontane u. a. Rudolf Hermann Kriege, Ludwig Köhler, Friedrich Hermann Semmig, Max Müller und Hermann Schauenburg angehörten.
- 10 Friedrich von Schiller: *Wallensteins Tod* (1799; V/5).
- 11 William Shakespeare: *Hamlet* (1601; III/1). Fontane hatte 1841/43 den *Hamlet* übersetzt; in seiner Übertragung lauten die Verse: „Vor jenem unbekanntem Land, daraus / Kein Wandrer heimgekehrt.“ Vgl. GBA Gedichte 3, S. 330.

- 12 Vgl. Anm. 22 zu Briefe, Nr. 11.
- 13 Ein Aufenthalt Wolfsohns in Berlin vor 1848 ist nicht belegt.
- 14 Die Sage schreibt dem Grafen von Gleichen eine vom Papst legitimierte Doppelhehe mit seiner ersten Gattin und einer Sultanstochter zu, die ihn während des Kreuzzuges 1228 aus der Gefangenschaft befreit hatte. Vgl. *Deutsche Sagen* 1994, Nr. 581.
- 15 Nachdem Fontane am 13. Oktober 1843 mit der Übertragung des Prince-Gedichtes *Eines Vaters Wehklage* (GBA Gedichte 1, S. 348–350) sein Debüt im *Morgenblatt für gebildete Leser* gegeben hatte, trat er dort 1847 mit seinen vaterländischen Balladen *Preußische Feldherrn* hervor. Es erschienen: *Der alte Derffling*, *Der alte Dessauer*, *Der alte Ziethen*, *Seydlitz*, *Schwerin* und *Keith* (GBA Gedichte 1, S. 187–199). Vgl. Berbig/Hartz 2000, S. 31–38.
- 16 Der pseudolateinische Gruß „Fiducit“ wurde in der Studentensprache als Gegengruß auf den Trinkgruß „Schmollis“ verwendet.
- 17 Fontane trug sein Epos *Von der schönen Rosamunde* (GBA Gedichte 1, S. 89–109) am 18. Juli, 15. August, 24. Oktober und 22. November 1847 im *Tunnel über der Spree* vor. Vgl. GBA Gedichte 1, S. 499 (Kommentar). Fontane war 1843 durch Bernhard von Lepel in die 1827 von Moritz Gottlieb Saphir gegründete literarische Vereinigung *Tunnel über der Spree* eingeführt worden, der unter anderen Wilhelm von Merckel, Adolph Menzel, Paul Heyse, Franz Kugler und Emanuel Geibel angehörten. Seit dem 15. September 1844 war er unter dem Namen „Lafontaine“ reguläres Mitglied. Vgl. Berbig/Hartz 2000, S. 416–422 und *Handbuch literarisch-kultureller Vereine* 1998, S. 430–455.
- 18 Am 2. November 1847 hatte Fontane dem Redakteur des *Morgenblattes*, Hermann Hauff, das Manuskript *Von der schönen Rosamunde* geschickt. Vgl. HFA IV/1, S. 35. Es wurde im *Morgenblatt* jedoch erst vom 13. bis 20. September 1850 abgedruckt (Jg. 44, Nr. 220–226). Durch Wolfsohns Vermittlung war bereits im Dezember 1849 die Buchausgabe bei Katz erschienen. Vgl. Briefe, Nr. 16–20.
- 19 Gemeint ist das Fragment gebliebene Drama *Karl Stuart* (GBA Gedichte 3, S. 407–431), an dem Fontane 1848/49 in Bethanien arbeitete (1. Szene) und das er erst Anfang 1852 endgültig aufgab; der erste Akt erschien in: Theodor Fontane: *Gedichte*, Berlin 1851. Vgl. Reflexionen, Radecke.
- 20 Fontane arbeitete vom Herbst 1847 bis Spätsommer 1848 in der Apotheke „Zum schwarzen Adler“ von Johann August Ferdinand Jung, Neue Königsstraße 50 in Berlin. Vgl. Möller 2002, S. 16. Der folgende Brief (Briefe, Nr. 14) lässt dagegen auf Anfang Dezember 1847 als Datum des Beginns seiner Tätigkeit in der Jungschen Apotheke schließen.
- 21 Durch Abkochung gewonnene Arzneien.
- 22 Redensart nach Matthäus 28, 20 („alle Tage bis an der Welt Ende“).
- 23 Müller, Schauenburg, Kriege und Köhler waren in Leipzig mit Fontane über den „Herwegh-Klub“ in Verbindung getreten. Sie studierten während Fontanes Leipziger Zeit an der Universität: Max Müller von 1841 bis 1843 Philosophie, Hermann Schauenburg und Rudolf Hermann Kriege von 1840 bis 1842 Medizin und Ludwig Köhler von 1841 bis 1844 Philosophie. Vgl. *Personalverzeichnis der Universität Leipzig für das Winterhalbjahr 1842/43, 1843/44 und 1844/45*.

- 24 Johann Georg Günther war Redakteur der *Eisenbahn*. Nach seinem Rücktritt 1842 bot der Verleger Robert Binder Fontane die Übernahme der Redaktion an. Vgl. Berbig/Hartz 2000, S. 107f. Zu Günther vgl. auch *Von Zwanzig bis Dreißig*: HFA III/4, S. 254–257.
- 25 Fontane hatte den russischen Schriftsteller Nikolaj Aleksandrovič Mel'gunov und seine Frau Sophie, geb. von Konnermann, vermutlich bei ihrer Durchreise nach Paris im Juni 1846 durch Wolfsohns Vermittlung kennen gelernt. Vgl. Schultze 1965, S. 43f.
- 26 Fontane wohnte bei Wilhelm und Bertha Kummer, den Adoptiveltern seiner Braut.

14. Fontane an Wolfsohn

10. Januar 184[8]; eB: 1 Bl., 2 S. – TFA, C 337. Die Datierung ergibt sich aus dem Zeitraum von Fontanes Tätigkeit in der Apotheke „Zum Schwarzen Adler“ von Jung (Dezember 1847 – Juni 1848).

Mein lieber Wolfsohn.

So eben komm' ich aus dem Guerra'schen Circus¹ nach Haus, und finde Deinen Cito-Brief,² der mir eine große Freude macht, und eine größere – Dein Kommen in Aussicht stellt. So freilich, wie Du Dir das ausmalst, geht es nicht; keiner ist betrübter darüber wie ich selbst. Hast Du denn aus den Leipziger und Dresdner Tagen her ganz vergessen, daß ein conditionirender Giftmischer³ ähnlich wohnt, wie der Salzhering in seiner Tonne?!⁴ Mein lieber Wolfsohn so himmlisch ich es mir denke mit Dir ein Stück Leben zusammen leben zu können, so unmöglich ist es doch: ich bewohne eine Schandkneipe,⁵ einen Hundestall, eine Räuberhöhle mit noch zwei andern deutschen Jünglingen und habe keine freie Verfügung über diese Schlafstelle, die viel vor Erfindung dessen was man Geschmack, Eleganz und Comfort heißt, vermuthlich von einem Vandalen erbaut wurde.

Dies Alles schadet aber gar nichts. Du kommst!⁶ das steht fest. Gieb mir Auftrag und Du findest eine anständige Wohnung vor. Hast Du kein Geld, so schadet das wieder nichts, ich mache mir in diesem Fall ein Vergnügen draus den ganzen Schwamm zu bezahlen. Bist Du reich – nun denn tant mieux⁷; jedenfalls wirst Du kein Theekessel⁸ sein und mein ehrliches Anerbieten übel nehmen. *Schreiben mußst Du unbedingt* noch mal. Richte Dich so ein, daß Du am Freitag, Sonntag, oder in nächster Woche am Dienstag u. s. w. kommst; ich gehe nämlich immer nur einen Tag um den andern aus. Um Irrthümer zu vermeiden – *Tag* heißt hier so viel wie *Abend*. – Ich erwarte Dich dann am Bahnhofe, führe Dich zu meiner Braut, wo Du Thee und überhaupt alles was zur Leibes Nahrung und Nothdurft nöthig ist, nebst freundlichen Gesichtern vorfinden sollst. Eine Wohnung werd' ich alsdann schon in Bereitschaft für Dich haben, und lotse Dich zu passender Stunde in den Hafen und – ins Bett. – Schreibe nur ohngefähr, wo Du vorzugsweise zu thun haben wirst, damit ich demgemäß Deine Wohnung aussuchen kann. *Ich*^a kann das freilich nicht, denn ich bin seit sechs Wochen ein richtiger Slave,⁹ aber meine Braut, die Du im

besten Sinne als mein Factotum kennen lernen wirst, wird auch *Deine* Schlafstelle (pfui!!) besorgen.

Eh' ich schließe nur noch das Eine, was übrigens wohl nach Ton und Haltung dieser Zeilen, überflüssig ist: als ich Dich einlud^{b10} mich zu bekneipen war ich *unzweifelhaft* ein freier Mensch in meinen eignen vier Pfählen; jetzt bin ich nach Börne ein ächter Deutscher,¹¹ ein – Bedienter und nenne keinen Zollbreit Erde *mein*.

Nun leb wohl für heut; bald einen Brief und dann Dich selbst.

Munter und lustig, (und heut außergewöhnlich erfreut,) wie immer

Dein

Th: Fontane.

Berlin. d. 10.1.^{c4}[8].

- a Doppelt unterstrichen.
- b Hier gestrichen: „Dich“.
- c In der Handschrift: „49“.

- 1 Fontane besuchte eine Vorstellung des seit Weihnachten 1847 in Berlin gastierenden Zirkus von Alessandro Guerra aus Rom. Der Zirkus, der seine wechselnden Vorstellungen in der Königstädtischen Reitbahn (Sophienstr. 16) gab, brachte an diesem Tage eine „große außerordentliche Vorstellung der höheren Reitkunst und Pferdedressur“ sowie komische Szenen des Komikers van Cattendyck zur Darbietung. Vgl. *Vossische Zeitung*, Nr. 7, 1. Beilage (10. Januar 1848).
- 2 Dieser Eilbrief Wolfsohns ist nicht überliefert.
- 3 Angestellter Apotheker. Conditioniren: (neulat.) bedingen; in Diensten stehen.
- 4 Fontane schildert sein Zimmer in der Leipziger Hainstraße in der Apotheke Zum Weißen Adler von Ludwig August Neubert in *Von Zwanzig bis Dreißig*: HFA III/4, S. 239f.
- 5 Fontane wohnte in der Jungschen Apotheke Neue Königsstraße 50. Vgl. Anm. 20 zu Briefe, Nr. 13.
- 6 Wolfsohn traf vermutlich am Sonntag, dem 16. Januar 1848, in Berlin ein. Vgl. seinen Brief an den „Hochverehrten Herrn Hofrath“ vom 15. Januar 1848 (Staatsbibliothek zu Berlin PK, Handschriftenabteilung, 2 L 1840 6). Am 8. Februar 1848 hielt er im Hôtel de Russie einen Vortrag *Luther – Lessing*.
- 7 (Frz.) Um so besser.
- 8 (Studentensprache) Einfältiger Mensch.
- 9 Gemeint ist sein Eintritt in die Jungsche Apotheke. Vgl. Anm. 20 zu Briefe, Nr. 13.
- 10 Fontane bezieht sich vermutlich auf seine Einladung vom August 1846. Vgl. Briefe, Nr. 11.
- 11 In seinem 43. Brief vom 17. März 1831 (*Briefe aus Paris*) schreibt Ludwig Börne: „Der Deutsche aber ist Bedienter, er könnte frei sein, aber er will es nicht; man könnte ihm sagen: ‚Scher' dich zum Teufel und sei ein freier Mann!‘ – er bliebe und würde sagen: ‚Brot ist die Hauptsache.‘“ (*Ludwig Börne* 1986, S. 217)

15. Philippine Fontane an Wolfsohn

18. April 1848; eB: 1 Bl., 2 S. (auf der Rückseite adressiert: „Dem Herrn Dr. Wilhelm Wolfsohn in Leipzig. Im Schrödergaßchen, bei dem *Tischler=Meister Herrn Geÿ*.“ Hausnummer „Nº 1“ von anderer Hand eingefügt) – TFA, C 7.

Berlin. 18.4.48.

Lieber Freund Wolfsohn;

Gestern Mittag brachte mir mein guter Alter, die von Ihnen übersetzten, russischen Novellen;¹ für welches Geschenk, ich Ihnen den innigsten Dank sage. Wenn es auch keiner äußern Mahnung bedarf, um die Erinnerung an einen mir lieben Menschen, in meiner Seele wach zu erhalten, so wird doch stets, wenn ich Ihr Buch zur Hand nehme, um darin zu lesen, der Athem Ihres ganzen Seins, mich warm und liebevoll umwehen! –

Ihr Brief an meinen Mann² belehrt mich, wie Sie bis jetzt Ihre Zeit in Leipzig verwendet, und – ich sehe es ein – nothwendig haben verwenden müssen.³ Dennoch, lieber Freund, kann ich es nicht billigen, Ihr Wort in Bezug der Briefe für Fräulein Boldrini,⁴ nicht pünktlicher, nicht schneller erfüllt zu haben.

Nicht mit Unrecht tadelte man Sie deshalb allgemein! Und so schwer es mir ward, konnte ich kein genügendes Motiv, zu Ihrer Entschuldigung mehr finden. Sie wissen, – ich habe mich offen hierüber gegen Sie ausgesprochen – wie streng ich in Erfüllung eines gegebenen Wortes bin, und ein Gleiches von jedem ehrenwerthen Menschen verlange. Denken Sie ^a[s]ich also meinen Kummer, als am Freitag Abend Herr Simonson⁵ nach Hause kam, und mir erzählte: „daß selbst auf seine schriftliche Aufforderung an Sie, die bewußten Briefe nicht angelangt seien, und Fräulein Boldrini,⁶ die morgen abreisen wolle, hierdurch äußerst unangenehm berührt sei“. Auf's Höchste aufgeregt davon, daß ich einen Menschen, der mir stets so lieb, so werth gewesen, des kleinlichen Wortbruchs zeihen hörte, und, da die Thatsache scheinbar dafür sprach, kein Recht mehr hatte, ihn zu vertheidigen, eilte ich an den Schreibtisch, und schrieb die Zeilen an Sie,⁷ die gewiß richtig in Ihre Hände gelangt, und Ihnen, ich weiß es – weh' gethan haben! –

Noch vor ein paar ^bJahren lebte ein so kindliches, unerschütterliches Vertrauen zu den Menschen, die ich liebte und achtete, in meiner Brust, daß ich dadurch sehr glücklich war. Dieses Vertrauen hat man leider erschüttert; so daß es nur eines kleinen Anstoßes bedarf, um Zweifel und Mißtrauen in meinem Herzen zu erregen. Wie sehr dadurch, mein stilles, heiliges Seelenglück getrübt? – Diese Frage, wird Ihr mildes Herz, mein treuer Freund, am richtigsten beantworten! – Habe ich Ihnen weh' gethan, so vergeben Sie mir, und sein Sie auch fürs spätere Leben, mein wohlwollender, lieber Freund! –

Die Ereigniße der Gegenwart,⁸ erhalten mich fortwährend in einer geistigen Aufregung, wie ich sie zuvor fast nie gekannt. Daß aus diesem Chaos, ein schöneres, besseres Leben für künftige Geschlechter sich entfalten muß, ^centfalten *wird*, ist meine feste Ueberzeugung. Und diese Ueberzeugung giebt mir den Muth,

der eigenen, düstern Zukunft, voll Gottvertrauen entgegen zu gehen, und kein Opfer zu scheuen, zum Heile des Allgemeinen, auch mein Scherflein auf den Altar des Vaterlands' zu legen. Ach, wäre ich ein Mann, und dürfte aussprechen, was Alles sich in ^dmeiner Brust regt, dürfte durch die That es auch beweisen, wie stolz, wie glücklich würde ich sein. Aber, ich bin ein Weib – ein armes, in die engsten Grenzen eingezwängtes Weib – und werde niemals einem Menschen sagen, welch eine Welt in meinem Herzen lebt! Nur liebend zu helfen, wie ich kann und vermag, das möge man mir, ohne hämische Bemerkungen gestatten. Dann bin ich gern zufrieden; und hoffe hierin den Beruf des Weibes, nicht ganz verfehlt zu haben. –

Mein lieber, herzensguter Mann, so wie Röschen⁹, grüßen Sie und Ihre liebe Emilie, bestens. Von mir an dieselbe, den innigsten, wärmsten Seelengruß! und die Versicherung: wenn das ^eGeschick mich nach Leipzig führen sollte, ich mir es angelegen sein lassen werde, sie näher kennen zu lernen; und, wo möglich, mir ihre Liebe zu gewinnen. Leben Sie wohl, mein Freund, und bleiben Sie gut

Ihrer Philippine Fontane.

- a In der Handschrift: „Sich“.
- b Hier gestrichen: „Jh“.
- c Hier gestrichen: „et“.
- d Das Folgende: „meiner ... regt“ verändert aus: „meinem Herzen bewegt“.
- e Hier gestrichen: „Gesichs“.

- 1 *Rußlands Novellendichter*. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 7.1.5. Das Vorwort der im 2. Teil des ersten Bandes abgedruckten Erzählung Puškins *Die Kapitänstochter* ist „An Philippine F[ontane] in Berlin“ gerichtet.
- 2 Dieser Brief Wolfsohns an August Fontane ist nicht überliefert. Damals war August Fontane Geschäftsführer in der Lüderitz'schen Kunsthandlung, die „eine Billett-Niederlage“ für Wolfsohns Vortrag hatte. Vgl. Anm. 6 zu Briefe, Nr. 14 sowie Lepel an Fontane, 7. Februar 1848 (FL, Brief 41).
- 3 Wolfsohn hatte sich in einem Vertrag mit der Arnold'schen Buchhandlung verpflichtet, den Roman *Eine Schwester* von Elena Gan bis Ostern 1848 (23. April) zu übersetzen und druckfertig abzugeben. Vgl. den Vertrag vom 5. Januar 1848 (Staatsbibliothek zu Berlin PK, Handschriftenabteilung, Nachl. 141 – Slg. Adam).
- 4 Vgl. Anm. 6.
- 5 Vermutlich ist der Uhrmacher P. Simonson gemeint, der damals in der Friedrichstraße 150 wohnte. Vgl. *Wohnungsanzeiger* 1848.
- 6 Die Sängerin Emilia Boldrini trat am 15. April 1848 letztmalig in Donizettis *Lucrezia Borgia* im Königsstädtischen Theater auf. Vgl. *Vossische Zeitung*, Nr. 90 (15. April 1848).
- 7 Dieses Schreiben ist nicht überliefert.
- 8 Gemeint sind die Revolutionsereignisse in Berlin, Deutschland und Europa.
- 9 Rosalie Hertwich, vgl. Anm. 5 zu Briefe, Nr. 3.

16. Fontane an Wolfsohn

10. November 1849; eB: 1 Bl., 4 S. – TFA, C 338.

d. 10^{ten} Noveb: 49.
 Louisenstraße
 12. 3 Treppen

Mein lieber Wolfsohn.

Eben erhalt' ich Deine freundlichen Zeilen.¹ – Habe Dank wegen Deiner Bemühungen, mich ins deutsche Publikum einzuschmuggeln.² Der hinkende Bote kommt übrigens nach. Ich habe nämlich vor fast 3 Wochen an Schwab nach Stuttgart geschrieben, und ihn gebeten die Herausgabe meiner Sachen bei Cotta zu vermitteln. Erhalt' ich darauf einen günstigen Bescheid, so bist Du „alter Praktikus“ genug um zu wissen, daß nichts über Cotta geht.³ – Auf der andern Seite bin ich ein so gründlicher Pechvogel, daß ich, nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung, von Schwab *gar keine*, oder eine abweisende Antwort zu gewärtigen habe. In diesem Fall möcht' ich mir den „alten Dessauer“⁴ nicht haben aus der Nase gehn lassen. In Erwägung alles dessen, und mit Bezugnahme auf den salomonischen Spruch: „ein Sperling in der Pfanne ist besser wie zehn auf dem Dach“ ersuch ich Dich die Herausgabe, der in Bezug auf Druck und Presse noch ganz jungfräulichen „schönen Rosamunde“ tapfer zu betreiben, *wenn Du mir ein anständiges Honorar dafür verschaffen kannst*.

Ich bin in der trübseligen Lage diese Bedingung, *sogar unterstrichen*, stellen zu müssen, da ich bereits auf dem Punkt angelangt bin, daß ich mir aus dem Spruche: „seheth die Lilien auf dem Felde an – und ihr himmlischer Vater kleidet sie doch“⁵ einzig und allein noch Trost schöpfen kann. Es deutet obiges Bibelcitat nicht etwa bloß auf ein kleines Zerwürfniß mit meinem *Schneider* hin, der mir die fernere *Bekleidung* verweigert, – an solche Bagatellen ist man gewöhnt; nein, nein: „des Menschen Sohn hat nichts mehr, drauf er sein Haupt lege.“⁶ Es ist alles alle geworden.

Ich bin nämlich seit dem 1^{ten} Oktober nicht mehr in Bethanien,⁷ und lebe seit der Zeit, als bummelnder Freiherr, Louisenstraße 12, 3 Treppen. Die geringe Barschaft ist aufgezehrt, der Credit erschöpft, und ich bin entschlossen am 1^{ten} December wieder unter die *Handarbeiter* zu gehn. Ich weiß noch nicht, ob als Apotheker, oder als Kutschenschlagaufmacher (*allen Ernstes!*) bei der Eisenbahn.

Die Herausgabe meiner Sachen bei Cotta, oder aber, *gegen Honorar*, der Rosamunden-Abdruck in Dessau, würde mich meinen gefassten Plan vorläufig wieder aufgeben lassen, woraus Du vielleicht einen neuen Antrieb schöpfst, auf einige Achtgroschenstücke zu bestehen.

Ist der Dessauer, trotz seiner freien Verfassung und der anderthalbjährigen Segnungen des Ministeriums Habicht,⁸ in der Cultur dennoch so weit zurück *nichts zahlen* zu wollen, so laß ihn abfallen und sag ihm, in meinem Namen: „er möchte dann sehn, wie er fertig wird“.

Jedenfalls^a erwart' ich, von Dresden aus, einige Zeilen hierauf;⁹ so wie denn, wenn überhaupt aus der Geschichte noch was würde, eine nachträgliche Durchsicht des Gedichts von meiner Seite^b unerlässlich, eine kleine Widmung an Grete oder Rike¹⁰ aber mindestens passend wäre.

Dir wünsch' ich in Dresden gute Tage u. gute Geschäfte. Müller (der Londner)¹¹ war gestern bei mir; ich habe mich sehr darüber gefreut.

Lebe wohl, unter allen Umständen meinen Dank Dein

Th: Fontane

Trotz der verdrehten Abfassung des Briefes, ist es mir doch mit Allem darin durchaus Ernst; doppelt u. dreifach aber mit der verdeubelten Geldgeschichte. °Meine Braut ist schon seit Wochen in Schlesien;¹² es geht ihr gut! Wenn – was freilich unwahrscheinlich ist – mein *freier* Aufenthalt hier in Berlin sich über den 1^{ten} December ausdehnt, so wohnst Du später natürlich bei mir.¹³

Dein
Th. F.

a Dreifach unterstrichen.

b Hier gestrichen: „“.

c Das Folgende: „Meine Braut ... Th. F.“ am linken Rand von Seite 1.

1 Dieser Brief ist nicht überliefert.

2 Das Manuskript des Epos *Von der schönen Rosamunde* hatte Fontane Wolfsohn wahrscheinlich bei dessen Abreise von Berlin (25. März 1848) mitgegeben. Wolfsohn hatte mit Moritz Katz einen Verleger gefunden.

3 An Gustav Schwab, den Freund und literarischen Berater des Verlegers Johann Georg Cotta, hatte Fontane sich am 19. Oktober 1849 gewandt und ihn um „Fürsprache bei jetzt zu veranstaltender Herausgabe meiner Sachen“ gebeten (HFA IV/1, S. 90). Schwab sagte im Dezember 1849 zu, sich bei Cotta für Fontane einzusetzen. Fontane schickte am 18. April 1850 das Manuskript seiner Gedichte an Schwab mit der Bemerkung: „Das kleine Epos ‚von der schönen Rosamunde‘ erschien ohne mein Dazuthun. Einer meiner Dresdner Freunde, der das Manuskript zufällig in Händen hatte, überraschte mich kurz vor Weihnachten mit meinem eignen Gedicht. Ein fataler Liebesdienst!“ (HFA IV/1, S. 114) Zu einer Gedichtausgabe Fontanes bei Cotta kam es nicht.

4 Anspielung auf Fontanes Gedicht *Der alte Dessauer* (1847) und den Dessauer Verleger Moritz Katz.

5 Matthäus 6, 28.

6 Matthäus 8, 20.

7 Im 1847 eröffneten Diakonissenhaus Bethanien bildete Fontane von Oktober 1848 bis zum 30. September 1849 die Diakonissinnen Emmy Dankwerts und Aurelie von Platen zu Apothekenschwestern aus. Vgl. Stürzbecher 1970, S. 95–101.

- 8 Nach den Märzereignissen 1848 war aufgrund von Petitionen aus dem Volk in Anhalt-Dessau das Ministerium Habicht-Köppe berufen worden. Die Verfassungsurkunde verkündete u. a. eine „demokratisch-monarchische Regierungsform“, die Abschaffung des Adels und das Ausgehen aller Gewalt vom Volk. Erst im April 1852 wurde dem Herzog von Anhalt-Dessau von einer zur Regelung der Verfassungsangelegenheiten ernannten Kommission der Entwurf einer neuen landständischen Verfassung für ganz Anhalt (Anhalt-Dessau und Anhalt-Köthen) vorgelegt, die 1853 in Kraft trat.
- 9 Wolfsohn antwortete am 13. November 1849. Vgl. Briefe, Nr. 17.
- 10 Die Namen konnten nicht aufgelöst werden.
- 11 Max Müller lebte seit 1846 in England und bekleidete ab 1850 eine Professur in Oxford.
- 12 Emilie Rouanet-Kummer wohnte seit September 1849 bei ihrer leiblichen Mutter Thérèse Triepcke und deren Mann in Liegnitz.
- 13 Ende November besuchte Wolfsohn Fontane in Berlin. Vgl. Fontane an Lepel, 2. Dezember 1849 (FL, Brief 99).

17. Wolfsohn an Fontane

13. November 1849; eB: 2 Bl., 6 S. – TFA, C 8

13. November 1849.

Mein theurer Freund

Du weißt zu gut, wie sehr ich Dich liebe, als daß ich Dir zu sagen brauchte, welchen Eindruck Dein Brief auf mich gemacht. Ich habe gleich Schritte gethan, Dich aus dieser fatalen Lage herauszureißen, Dir wenigstens die Mittel dazu an die Hand zu geben. Ich bitte Dich, fasse nur nicht gleich verzweifelte Entschlüsse, und gieb Deinen Plan nicht bloß *vorläufig* sondern ein für alle Mal auf.

Die „Dresdener Zeitung“, ein demokratisches Blatt,¹ braucht einen Correspondenten in Berlin. Du sollst „hochwillkommen“ sein. Du wirst jedem Andern vorgezogen. Das Honorar ist bei der Dr[esdner] Z[ei]tung freilich ein sehr geringes (12 Th[a]l[er] für den Bogen) – es kann aber gelegentlich erhöht werden, und Du brauchst Dirs ja auch gar nicht sauer zu machen; Du schreibst frischweg. Auch den Ton, den dieses radicale Blatt zuweilen anstimmt, und der Dir gewiß so wenig zusagen wird wie mir, brauchst Du keineswegs anzunehmen; schreibe wie die Leute in der Nationalzeitung,² wo die Demokratie sich auch entschieden aber anständig äußert. Für Aufsätze nichtpolitischen Inhaltes aus Deiner Feder finde ich anderweitig Platz, und keine Zeile sollst Du *umsonst* schreiben. Ich werde Dich mit Brockhaus und Wigand (mit dem ich trotz der alten Hundegeschichte jetzt auf dem besten Fuß stehe)³ in Verbindung bringen, und das sehr bald. Die Dresdner Z[ei]tung schlage ich nur einstweilen vor, weil Du da *gleich* anfangen kannst, und sich außerdem dabei manche augenblickliche Vortheile bieten wie z.B. im Nothfall Vorschüsse, schleunige Honorarzahlungen u. dgl., was ich alles hier leichter für Dich veranlassen kann.

Schicke also, wenn Du meinen Vorschlag genehmigst, Deine Artikel ohne Weiteres an die „Redaction der Dresdener Zeitung[“]. Ich habe bereits Alles eingeleitet, so daß Du kein Wort weiter zu verlieren brauchst.

Jetzt zur „schönen Rosamunde“. Seit dieses Gedicht in meinen Händen ist,⁴ habe ich viele Leute dafür zu interessiren gewußt, und jeden Augenblick war ich darauf bedacht, es unter den günstigsten Umständen an's Licht zu fördern. Du wirst mir daher glauben, daß ich mich nicht übereilt, und daß das, was ich *endlich* that, das Einzige war, das *Beste*, was sich thun ließ. Du mußt wissen, daß Gedichte jetzt von keinem Buchhändler verlegt werden, wenn nicht der Name des Dichters ein sehr berühmter ist; und auch in *dem* Falle machen sie jetzt keine guten Geschäfte. Das wissen sie, und haben deshalb eine ordentliche Scheu vor Versen. Ich kann Dir versichern, daß bereits *honorirte Gedichtsammlungen* seit anderthalb Jahren im M[anuscript] bei *reichen* Buchhändlern liegen, die sich noch immer nicht entschließen können, die Druckkosten daran zu wenden. Otto Wigand war nur mit außerordentlicher Mühe zu bewegen, für ein größeres Gedicht von *brennend politischem* Inhalt,⁵ das in den weitesten Kreisen⁴ Theilnahme zu erwarten hatte, ein Honorar von 20 [Taler] zu zahlen. Sonach blieb mir für Deine „Rosamunde“ nicht einmal die Aussicht, daß ein Buchhändler sie „honorarfrei“ annehme.

Endlich ließ sich der *junge* (nicht „alte“) Dessauer,⁶ der Buchhändler M[oritz] Katz, der auf mein Urtheil sehr viel giebt, von mir nicht nur zum Verlag des Gedichtes bestimmen, sondern er entschloß sich zu einer kostspieligen Ausstattung⁷ (sie soll wie gesagt, eine wahrhaft prachtvolle werden) und zu – drei Louisd'or⁸ Honorar für die erste Auflage. Für die zweite kannst Du 100 oder so viel Du willst, verlangen: entweder er zahlt oder er verliert das fernere Eigenthumsrecht, und Du kannst dann über Dein Gedicht nach Gutdünken verfügen. Das habe ich kontraktlich festgestellt.⁹ Nun ist es wahr – 3 L[ouis]dor sind ein Lumpenhonorar, aber doch besser als *nichts*, und ein anderer Verleger hätte sich im günstigsten Falle nur dann finden lassen, wenn auf alles Honorar Verzicht geleistet wurde. Und gedruckt mußte das Gedicht doch einmal werden: es *mußte* endlich in's Leben. – Da schloß ich denn mit Hrn. Katz die Sache förmlich ab: Dich setzte ich davon nicht in Kenntniß,¹⁰ weil ich zu fest überzeugt war, daß ich ganz in Deinem Interesse handelte und mich um die Freude der Ueberraschung nicht bringen wollte. Ich malte mir's zu hübsch aus, wie ich gegen Weihnachten zu Dir käme, Dir mit feierlicher Miene ein prächtig Büchlein überreichte u. s. w. u. s. w. Herr Katz ging darauf ein (Du siehst, daß er kein strenger Geschäftsmensch ist; sonst hätte er *unbedingt* eine Vollmacht von Dir verlangt), das M[anuscript] kam in eine Dresdener Druckerei,¹¹ das Papier ist schon gekauft, sogar die buchhändlerische Ankündigung¹² schon gedruckt; nur der Zufall, daß ein Leipziger Buchhändler Hrn. Katz sagte, er glaube ein Gedicht „von der schönen Rosamunde“ schon irgendwo gelesen zu haben, veranlaßte zu der nachträglichen Anfrage bei Dir.¹³ Nun weiß Hr. Katz einmal, daß Dein Gedicht noch nicht gedruckt ist, und trittst

Du jetzt aus Honorarrücksichten zurück, so bringst Du mich in ernste Verlegenheit, ja, bereitest mir große Unannehmlichkeiten, während Dir damit nicht im Entferntesten geholfen ist. Daß Du zu wenig Honorar bekommst, das bedachte ich noch ehe ich von Deiner gegenwärtigen Lage nur eine Ahnung hatte, und faßte deshalb den Entschluß Dich in anderer und zwar folgender Weise schadlos zu halten. Ich veranstalte hier eine literar[ische] Soirée,¹⁴ wobei u. A. nach einigen von mir vorangeschickten Worten Emil Devrient (mit dem ich bekannt bin, und der aus mancherlei Gründen mir das zu Liebe thut) Dein Gedicht vortragen soll. Den Gesamttertrag dieser Soirée, nach Abzug der Kosten, stelle ich Dir zu.

Ich rechne bestimmt darauf, daß Du mir diesmal nachgiebst. Schicke also ungesäumt einige Zeilen an „Hr. Moritz Katz in Leipzig, p[e]r Adr[esse] des Herrn Buchhändlers Heinrich Matthes“,¹⁵ worin Du ihm erklärst, daß Du mit meinen Bedingungen einverstanden und mich ermächtigt hättest die Sache für Dich abzumachen. Am selben Tage, an welchem Hr. Katz Deinen Brief erhält, wird er Dir drei Louisd'or nach Berlin schicken. Gieb ihm deshalb Deine Adr[esse] an, und mich benachrichtige gleichzeitig, daß Du ihm geschrieben.

Du sprichst von einer *nachträglichen* Durchsicht des Gedichtes. Aenderungen im Text kannst Du wohl nicht meinen, da Du in dem Falle nur das revidirte M[anuscript] herzusenden hättest (eine Abschrift besitzt Du doch ohne Zweifel!) Was aber den Druck betrifft, so sei ganz außer Sorge; die Correctur geht durch meine Hand, und ich stehe für vollkommene Correctheit. Gleich nach dem Erscheinen des Gedichtes bringe ich einen Aufsatz darüber in der Augsb[urger] A[llgemeinen] Z[eitung].¹⁶

Armer Freund! Hätte ich nur irgend geahnt, daß es Dir so geht, ich hätte auch meine kleine Schuld längst getilgt. Du wirst mich nicht verkannt und Dir jedenfalls gedacht haben, ohne daß ich mich gegen Dich aussprach, wie unsäglich, wie unendlich schwer ich zu tragen hatte.¹⁷ Ich glaubte Dich^b leichter, und darum wartete ich auf einen Augenblick, wo ich etwas freier aufathmen könnte. Nun ist's freilich anders, und von dem ersten Geld, das ich dieser Tage einnehme, mache ich's ab.

Ich muß bald, recht bald zu Dir. Halte Alles bereit, was die Liebe Heilendes und Wohlthuendes hat, damit ich bei Dir Erleichterung und Erquickung finde. Ich suche Dich auf mit einem gequälten Herzen, das aus tiefen, neuen Wunden blutet.¹⁸ Zwar – ich klage nicht mehr, ich zage nicht mehr: aber weh that's doch, und Gott weiß es, welche Anstrengung es mir kostet, meinen Schmerz zu verwinden.

Leb' wohl, Theodor!

Dein W Wolfsohn

Dresden 13 November
1849

Schreibe mir hierher poste restante¹⁹.

Grüße Max Müller²⁰ und Alle die Du lieb hast.

Du thust mir einen großen Gefallen, wenn Du inl[iegenden] Brief an Frau v. M[elgunow] ihr zustellst, wo möglich selbst übergiebst. Sie ist erst seit ein paar Tagen in Berlin; ich weiß nicht, wo sie wohnt, Du erfährst aber von einem Herrn Assessor Riem, Sparwaldsbrücke N^o 1.²¹

- a Hier gestrichen: „auf“.
- b Hier gestrichen: „etwas“.

- 1 Die 1845 unter dem Namen *Dresdner Correspondent für Literatur und Tagesneuigkeiten* gegründete Zeitung hieß ab 4. April 1848 *Deutscher Volksfreund*, ab 28. September 1848 *Dresdner Zeitung für sächsische und allgemeine deutsche Zustände* und nannte sich ab April 1849 *Dresdner Zeitung*.
- 2 Die Berichterstattung aus Berlin basierte vor allem auf Nachrichten, die aus der *National-Zeitung* übernommen wurden. Daneben gab es einen Korrespondenten, der mit ♂ zeichnete, ihm gesellte sich während des Waldeck-Prozesses ein weiterer mit dem Sigel ψ hinzu. Vgl. auch die Berichterstattung Fontanes über die Verhandlungen: Anm. 9 zu Briefe, Nr. 22.
- 3 Die Anspielung konnte nicht aufgelöst werden. Georg Wigand war der Verleger der Zeitschrift *Europa. Chronik der gebildeten Welt*, bei der Wolfsohn als Korrespondent tätig war.
- 4 Vgl. Anm. 2 zu Briefe, Nr. 16.
- 5 Das Gedicht war nicht zu ermitteln. Otto Wigand, der Bruder von Georg Wigand, verlegte u. a. Bruno Bauer, Ludwig Feuerbach, Adam Smith, Max Stirner, Lorenz von Stein, Richard Wagner und brachte die von Arnold Ruge redigierten *Hallischen Jahrbücher* (1838–1841) heraus.
- 6 Moritz Katz war Fontane wohl noch nicht bekannt, denn er hatte seinen Dessauer Verlag erst im Oktober 1849 gegründet. Vgl. zu Moritz Katz und seinem Verlag Ulbrich 2005.
- 7 Neben der broschierten Ausgabe brachte Moritz Katz eine in Sarsenet gebundene Ausgabe mit Goldschnitt und Goldverzierungen heraus. Vgl. die Verlagsanzeige in Anm. 12.
- 8 „Goldener Ludwig“, goldenes Fünftalerstück. Die letzten Louisdor wurden 1792/93 geprägt; der Begriff wird also von Wolfsohn hier wahrscheinlich synonym für Friedrichdor bzw. Augustdor verwendet.
- 9 Ein förmlicher Vertrag ist nicht überliefert. Vgl. das Schreiben von Moritz Katz an Fontane: Briefe, Nr. 19.
- 10 Fontane hatte Wolfsohn in seinen Bemühungen, das Manuskript *Von der schönen Rosamunde* in Dessau unterzubringen, freie Hand gelassen, sofern er dafür ein „anständiges Honorar“ erhalten würde. Vgl. Briefe, Nr. 16.
- 11 Die Druckerei von C. H. R. Römpler. Moritz Katz erwarb erst im Juni 1850 die Dessauer Druckerei von Karl Wilhelm Fritsche und musste zunächst auf andere Druckereien zurückgreifen. Bei Römpler wurde u. a. die *Dresdner Zeitung* gedruckt.

- 12 Der Text dieser in verschiedene Zeitungen gesetzten Annonce lautet:
 Im Verlag von Moritz Katz in Dessau ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätig zu haben:
 Von der schönen Rosamunde. | Gedicht von Theodor Fontane.
 4 Bogen auf feinstem Velinpapier im Format der Cotta'schen Miniaturausgaben. brosch. Preis 15 Ngr.
 In Sarsenet geb. mit Goldschnitt und Goldverzierungen Preis 20 Ngr.
 Allen, die in einer Zeit gewaltiger Erschütterungen noch Herz und Sinn haben für das unvergänglich Schöne und Harmonische echter Poesie wird dieses Gedicht eine freudig überraschende Gabe sein. Es ist eine Reihe Gesänge, vom frischen Hauch englischer Balladendichtung durchweht. Die Reinheit, Innigkeit und Kraft der Empfindung, der Wohllaut und malerische Reichthum der Sprache, die Einfachheit und wahrhaft künstlerische Klarheit des Vortrags geben diesem Werke das Gepräge klassischer Vollendung.
 Die Anzeige erschien in der *Beilage zur Dresdner Zeitung*, Nr. 300 (22. Dezember 1849), S. 1546 und in der *Dresdner Zeitung*, Nr. 10 (11. Januar 1850), S. 40 und Nr. 50 (27. Februar 1850), S. 206; gleichlautend auch die Anzeige in der [*Leipziger*] *Illustrierten Zeitung* (5. Januar 1850), S. 15.
- 13 Dieses Schreiben ist nicht überliefert.
- 14 Ob diese Soirée stattfand, konnte nicht ermittelt werden.
- 15 Das Geschäftslokal des Buchhändlers Carl August Heinrich Matthes befand sich am Neumarkt 7. Offensichtlich hatte Katz erst mit der Übernahme der Druckerei im Juni 1850 eine Geschäftsadresse in Dessau (Straße zum Bahnhof 24). Vgl. Ulbrich 2005, S. 67.
- 16 Ein Artikel Wolfsohns über die *Schöne Rosamunde* ist in dieser Zeitung weder im Dezember 1849 noch später erschienen. Mit dem Cotta-Verlag, dem Herausgeber der *Augsburger Allgemeinen Zeitung*, trat Wolfsohn erst 1852 in Verbindung (vgl. den Brief Wolfsohns an den Verlag vom 2. April 1852. In: Lehmann-Schultze 1964, Anlage 28).
- 17 Zur finanziellen Lage Wolfsohns lassen sich keine Aussagen treffen. Sein Zyklus von sechs Vorträgen über deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts, den er am 20. Februar 1849 in Leipzig begonnen hatte, war von der Kritik zwar gelobt worden, aber kein kommerzieller Erfolg gewesen. Denselben Zyklus beendete er am 31. Januar 1850 in Dresden. Vgl. die Ankündigungen in: *Leipziger Tageblatt und Anzeiger*, Nr. 47 (16. Februar 1849), S. 533; *Dresdner Anzeiger*, Nr. 31 (31. Januar 1850), S. 2 und den Artikel in: *Morgenblatt für gebildete Leser*, Nr. 114 (12. Mai 1849), S. 465.
- 18 Ein Bezug zu konkreten Ereignissen konnte nicht hergestellt werden, doch ist zu vermuten, dass Wolfsohn auf die Probleme bei der Erlangung einer deutschen Staatsbürgerschaft bzw. bei seiner geplanten Verhehlung mit Emilie Gey anspielt.
- 19 (Frz.) Postlagernd.
- 20 Müller hielt sich im November 1849 und Ende Januar/Anfang Februar 1850 auf der Durchreise nach Chemnitz bzw. bei seiner Rückreise nach Oxford in Berlin auf. Vgl. die Briefe Max Müllers in: *Max Müller* 1902, Bd. 1, S. 104–107.
- 21 Ein Assessor Riem ist 1849/1850 nicht im *Wohnungsanzeiger* nachgewiesen.

18. Fontane an Wolfsohn

15. November 1849; eB: 1 Bl., 4 S. – TFA, C 339.

d. 15^t. November 49.

Louisenstraße

12. 3 Treppen

Mein lieber Wolfsohn.

Dein Brief hat mich recht erquickt. Ich habe stets gewußt, daß Du's gut mit mir meinst, aber mich so mit Anerbietungen, Aussichten, und Empfehlungen zu be-
regnen, ist fast zu viel. Uebrigens scheinst Du Dir ein falsches Bild von mei-
ner Lage zu machen; ich habe keine Zukunft; – *sichergestellt* auch nicht einmal
eine *allernächste*, aber den bitteren Kelch der Entbehrung (es drängt sich mir
eben auf, daß dieses alte abgedroschne Bild von einem *pauvren*¹ Menschen nicht
gebraucht werden darf: wer Entbehrungen trinkt, hat seine Kelche längst ver-
setzt; Entbehrungen schlürft man am Brunnen aus der Hand, oder aus einem
abgeschabten Filzhut) hab ich noch nicht gekostet. Namentlich würden die Dir
vor Zeiten gepumpten Achtgroschenstücke, den Kohl nicht fett gemacht haben.
Beruhige Dich also.

Nun zu den Einzelheiten Deines Briefes, den ich mich mühen will möglichst
präcis zu beantworten.

1) Den Posten bei der Dresdner Zeitung nehm ich an. Das Machen in Politik
ist zwar eigentlich nicht mein Fall, und die Summe, die's abwirft ist gering, indeß
es ist doch was. Topp, es sei. Einliegend mein erster Artikel, den ich Dich erstens
sofort abzugeben, dann zweitens, mir gegenüber, in Deinem nächsten Briefe mit
3 Worten zu kritisiren bitte. Ich habe absichtlich so ganz leichthin geschrieben,
eine Zeitung wird ja auch leichthin gelesen. Dann frage, ob ich nicht statt meines
Namens ein Zeichen oder einen Buchstaben drunter oder drüber setzen kann,
es kann ja dann gleichzeitig die Ziffer sein, unter der die Artikel in der Zeitung
selbst erscheinen.² – Ich bitte Dich sehr auf dies Alles einzugehn, und mir auch
zu schreiben, ob ich – wenn ich nach 4 Wochen mal Geld fordre – mit Bestimm-
theit auf schnelle Einsendung rechnen darf. Ich bin übrigens der Meinung, daß
ich mitunter, wenn die Sache selber mich erwärmt, einen *guten* Artikel schreiben
werde, der sein Geld verdient. – Lies also den heutigen, siegle dann zu, und gieb
ihn zur Post; oder besser, wenn Du die Leute kennst, überbringe diesen *ersten*.

2) Zur Melgunoff,³ die mich gestern durch Riem auffordern ließ, doch wieder
bei ihr zu erscheinen, geh' ich noch heut Mittag, und gebe also Deinen Brief in
Person ab.

3) Sollte Deine Soirée,⁴ durch E[mil] Devrients Vortrag der Rosamunde was
Reelles abwerfen, so verfare dabei nicht zu nobel, und vergesse Deine Angele-
genheiten nicht über die meinigen. Dennoch gesteh ich Dir gern, daß eine kleine
Summe (eine große auch) mir sehr erwünscht kommen würde. Ich habe viele
Schulden u. wenn alles glückt, gar noch eine kleine Reise vor.⁵

4) Was den Druck der Rosamunde angeht, so unterschreib' ich Zeile für Zeile was Du darüber gesagt hast. „3 Louisd'or ist ein Quark, aber die Buchhändler graulen sich einmal vor Versen u. dann ist es doch besser wie gar nichts;“ alles vollkommen richtig. Die Hauptsache aber bleibt die, daß er mir eine 2^{te} Auflage entweder anständig bezahlt, oder die freie Verfügung über mein Gedicht einbüßt. Dies ist das, was mich so recht befriedigt, und mich erst zur Freude über eine Ueberraschung veranlasst, die mir im ersten Augenblick einem Schreck täuschend ähnlich sah.⁶ Die Correctur willst Du also besorgen; ich beschwöre Dich, sei so gewissenhaft wie's Deine Liebe zu mir und zu dem Gedichte mich erwarten läßt; nichts ^a[g]räßlicher, wie in einer Sache die man lieb hat, blühendem Unsinn zu begegnen. Morgen früh werd' ich das Gedicht noch mal durchsehn; ich bin selber der Meinung, daß ich blitzwenig zum Aendern finden werde; *aber ohne eine Widmung geht es nicht*: ich möcht es sehr sehr gern meiner Braut dediciren, die übrigens von der ganzen Geschichte vorher nichts erfahren soll. – Gleichzeitig mit diesen Zeilen an Dich geb' ich einen Brief an Katz auf die Post;⁷ verdeubelter Name! na, schadt nichts. – Die Ankündigung des Gedichts ist doch wohl fast zu stark im Napoleonischen Bulletin-Styl!⁸ mehre meiner Freunde hier, auch Dr. Müller, der Dich schönstens grüßt, lassen Dich im Voraus bitten, es nicht zu gut mit mir zu meinen, namentlich nicht beim Kritisiren in der Augsburger Allgemeinen.⁹ Nimm, diese Worte nicht übel; na, Du wirst das schon besorgen. – Ueber den Schluß Deines Briefes u. seine Andeutungen ist hier nicht zu sprechen; *mündlich davon*. Schreibe mir über Dein *Kommen*;¹⁰ mein *Willkommen* soll Dir nicht fehlen.

^bDer Rosamunden-Druck – u. wenn Du auch noch so ungeru Briefe schreibst – muß uns in den nächsten Wochen in eine kleine Correspondenz verwickeln; da kann ich Dir schon mal nicht helfen; schreibe mir recht bald über alle Punkte u[.] Fragen, auch namentlich über das Widmungs-Gedicht an meine Braut. Ich möchte nicht gern, schon vorher damit anfangen.

Dein *Th. F.*

^cWillst du mir nicht mal den Contract schicken?! oder wenigstens eine Abschrift.

a In der Handschrift: „Gräßlicher“.

b Das Folgende: „Der Rosamunden-Druck ... *Th. F.*“ am linken und oberen Rand von Seite 1.

c Das Folgende: „Willst ... Abschrift.“ kopfstehend am unteren Rand von Seite 1.

1 (Frz.) Armen, elenden.

2 Zwischen dem 18. November 1849 und dem 13. April 1850 erschienen in der *Dresdner Zeitung* 29 Korrespondenzen Fontanes aus Berlin. Der erste Artikel trug den Titel: *Das Polizeiregiment (Dresdner Zeitung, Nr. 271, 18. November 1849, S. 1412)*. Fontane veröffentlichte seine Korrespondenzen unter dem Kürzel „TE“.

- 3 Sophie Mel'gunova. Vgl. Anm. 25 zu Briefe, Nr. 13.
- 4 Es war nicht festzustellen, ob es zu dieser Veranstaltung gekommen ist.
- 5 Fontane meint möglicherweise seine Reise nach Liegnitz zu seiner Braut. Vgl. Briefe, Nr. 23.
- 6 Vgl. Anm. 3 zu Briefe, Nr. 16.
- 7 Dieser Brief vom 14. November 1849 (vgl. die Antwort von Moritz Katz, Briefe, Nr. 19) ist nicht erhalten.
- 8 Mit der Ankündigung Wolfsohns, Katz für die *Schöne Rosamunde* gewonnen zu haben, scheint auch der Entwurf einer Anzeige mitgeschickt worden zu sein, den Fontane hier kritisiert. Zum Text der veröffentlichten Anzeige vgl. Anm. 12 zu Briefe, Nr. 17.
- 9 Die Kritik ist nicht erschienen. Vgl. Anm. 16 zu Briefe, Nr. 17.
- 10 Wie aus einem Brief Fontanes an Lepel hervorgeht, war Wolfsohn Ende November für zwei Tage in Berlin. Vgl. Fontane an Lepel, 2. Dezember 1849 (FL, Brief 99).

19. Moritz Katz an Fontane

17. November 1849; eB: 1 Bl., 2 S. – TFA, C 372.

Leipzig 17 Novbr 1849.

Geehrter Herr!

Ihr geehrtes Schreiben vom 14 d[ie]s[e]s¹ ist mir erst gestern Abend zu gekommen, sonst würde ich es früher beantwortet haben.

Beigeschloßen erhalten Sie

C[ourant].t. 17.–, a/V. per Dort²

als Honorar für das mir in Verlag gegebene Gedicht „die schöne Rosamunde“. Die beigefügte Quittung wollen Sie gef[älligst] unterzeichnen ^amit Datum versehen & mir zurücksenden.

Ich wünsche mit Ihnen daß der buchhändlerische Erfolg Ihres Gedichtes ein recht günstiger sein möge und würde dies mit Sicherheit erwarten wenn der poetische Werth eines literarischen Werkes auch immer für den buchhändlerischen maaßgebend wäre. Hoffen wir das Beste. Sie können übrigens versichert sein, daß ich sowohl durch geschmackvolle Ausstattung als auch durch öffentliche Ankündigungen für eine recht allgemeine Verbreitung sorgen & mich freuen werde, wenn die Herausgabe einer *zweiten* Auflage³ sich nöthig machen sollte, die ich der getroffenen Uebereinkunft gemäß, nur dann herausgeben darf, wenn ich mich *vorher* mit Ihnen über die *neuen* Verlagsbedingungen geeinigt habe.

Ihre Antwort erbitte ich mir wieder hierher (Adresse Herrn Buchh[ändler] Heinrich Matthes in Leipzig) und zwar *umgehend*, da ich nur noch einige Tage hier bleiben werde.

Sollten Sie noch andre literarische Unternehmungen beabsichtigen & mich von denselben unterrichten wollen, so werde ich gern die Hand dazu bieten unsere

neue Verbindung fortzusetzen und für unser beiderseitiges Interesse lohnend zu machen.

Achtungsvoll & ergebenst

Moritz Katz

Herrn Th. Fontane
Berlin

Ist es unbedingt nöthig, daß Sie ^b[s]elbst einen Revisionsbogen vor d. Abdruck erhalten oder genügt es, wenn Herr Dr. Wolfsohn die Revision übernimmt? Das letztere wäre mir, wenn irgend möglich, lieber, weil das schleunige Erscheinen nöthig ist, ^cda sonst auf Absatz zu dem bevorstehenden Weihnachten^d nicht gerechnet werden kann. –

- a Das Folgende: „mit Datum versehen“ mit Einfügungszeichen am unteren Rand von Seite 1.
- b In der Handschrift: „Selbst“.
- c Das Folgende: „da sonst“ über gestrichenem: „wenn noch“ eingefügt.
- d Hier gestrichen: „gerechnet“.

- 1 Dieser Brief ist nicht erhalten. Vgl. Anm. 7 zu Briefe, Nr. 18.
- 2 Die ursprünglich mit fünf Talern bewertete Goldmünze (Augustdor und Friedrichdor) wurde im 19. Jahrhundert mit 5⅔ Talern bewertet, so ergibt sich der Betrag von 17 Talern. Die Abkürzungen dieser Zeile konnten nicht zweifelsfrei aufgelöst werden.
- 3 Die zweite Auflage der *Schönen Rosamunde* erschien Ende 1852 (vordatiert auf 1853) bei Katz. Vgl. hierzu auch Briefe, Nr. 44 und 45.

20. Fontane an Wolfsohn

24. November 1849; eB: 1 Bl., 2 S. (mit Adressierung: „Herrn Dr. C. W. Wolfsohn Wohlgeboren Dresden.“) – TFA, C 340.

d. 24^l. Novb. 49.

Mein lieber Wolfsohn.

Warum läßt Du denn gar nichts von Dir hören? Tagtäglich erwart ich einen Brief von Dir; Du weißt es am besten – umsonst.

Von der Redaction der Dresdner Zeitung hab' ich einige Zeilen erhalten;¹ ich bin Dir für die Verbindung mit derselben sehr dankbar; es ist doch was.

Du erhältst diese Zeilen durch den Buchdrucker Römpler,² dem ich – autorisirt durch Katz – mit diesem Briefe an Dich, gleichzeitig eine „Zueignung“³ schicke, die der Rosamunde vorgedruckt werden soll.

Nimm Dich auch dieser Weise an, und Sorge dafür, daß sie äußerlich anständig i. e. ohne Druckfehler, in die Welt geschickt wird.

Hier haben jene 4 Strophen einem kleinen Kreise gefallen; ich wünsche innig, daß Du sie, der Du in Liebesgedichten competent bist, nicht mißbilligen mögest. Ich denke mir, meine Braut, die von der ganzen Sache keine Ahnung hat, soll sich drüber freuen.

Ich rechne recht bald auf ein Paar Zeilen von Dir; schreibe darin auch über Dein Kommen.⁴

Leb wohl! Dein

Th. Fontane.

Ich entsinne mich, daß Dir früher die Schlußzeile

„der Schmerz um dieses Leben“

mißfiel, oder doch zweideutig erschien. Was meinst Du zu der Verbesserung:

„der Schmerz um alles Leben.“

Ist es eine Verbesserung?!⁵

Th. F.

- 1 Dieser Brief der Redaktion ist nicht überliefert.
- 2 In der Druckerei von C. H. R. Römpler in Dresden wurde *Von der schönen Rosamunde* gedruckt.
- 3 Ursprünglich wollte Fontane das Gedicht *Winterabend* (GBA Gedichte 1, S. 16) unter dem Titel „Zueignung“ der *Schönen Rosamunde* voranstellen. In der Erstausgabe erschien die folgende Widmung (GBA Gedichte 1, S. 499):
An Emilie
Liebe dacht es, Liebe schrieb es,
Und wie viel ihm immer fehle
Auch mit seinen Fehlern lieb es,
Als den Spiegel meiner Seele!
- 4 Vgl. Anm. 10 zu Briefe, Nr. 18.
- 5 Es handelt sich um die Schlusszeile der *Schönen Rosamunde*. Erst in der zweiten Auflage seiner *Gedichte* (1875) ersetzte Fontane „dieses“ durch „alles“. Vgl. GBA Gedichte 1, S. 501 (Kommentar).

21. Fontane: Preußen! ein Militair- oder Polizeistaat?

08. Dezember [1849]; eMs: 2 Bl., 8 S. – TFA, C 341.

Berlin d. 8^{ten} Dezember.

*Preußen! ein Militair= oder Polizeistaat?*¹

In einem hiesigen demokratischen Blatte hieß es jüngst: „der *Polizeistaat* blüht bereits; und geht das so fort, so steuern wir geradeswegs auf den *Militairstaat* los.“²

Mir scheint in dem vorstehenden Satze nicht mehr und nicht weniger als eine Begriffsverwirrung zu herrschen. Er legt die Anschauung zu Grunde, daß der

Militärstaat in Bezug auf Härte, Willkür und Unerträglichkeit für den Betroffenen eine Steigerung der Polizei-Wirtschaft sei; eine Annahme, die wir auf das Entschiedenste bestreiten müssen.

Dadurch, daß die Constabler-Armee noch um 150,000 Mann preußischer Truppen vermehrt wird,³ dadurch daß man unser, bessrer Dinge werthes Heer zum Polizeidienst erniedrigt und es, so zu sagen, zu einem zweiten Aufgebot des stehenden Constabler-Heeres macht, dadurch kriegt die Polizei-Wirtschaft, deren Wesenheit eigentlich das *Kleinliche* ist, allerdings einen Anstrich von Großartigkeit, aber hört dennoch^a keinen Augenblick auf *das zu sein, was sie ist*.

Der Militärstaat ist freilich auch nicht das Ideal einer Staatsform, ebenso wenig wie *Krieg* jemals als *Zweck* der menschlichen Gesellschaft betrachtet werden^b kann, aber im Hinblick auf die jämmerlichen Quälereien, die der Augenblick bietet, sei es uns vergönnt^c dem Militärstaat ein Loblied zu singen, und unter allen Umständen ihn gegen die Anschauung zu schützen, als sei er der zu erwartende Höhenpunkt unsres gegenwärtigen Jammers. Der alte Fritz und die Zieten und Seidlitz müssten sich im Grabe umdrehn, wenn mit ihnen und ihrer Zeit in Wahrheit so Spott getrieben^d werden sollte.

^eDer Militärstaat ist ein Kind des Krieges; in Zeiten des Kampfes ist er die natürlichste Form des Staats. Was wurde aus England^f als Cromwells Independenten-Regimenter bei Dunbar und Worcester⁴ die Feinde niedergeworfen hatten? was wurde aus Frankreich als der Sieger von Marengo⁵ wieder in seine Hauptstadt zog? Parlament und Directorium schrumpften zu bloßen Schatten zusammen; der Militärstaat war da. Der Held ist immer Herr über die Herzen. ^gEine einzige gewonnene Schlacht wirkt mehr als eine alexandrinische Bibliothek voll Parlamentsreden. – Wir nannten den Militärstaat, in Zeiten des Kampfes die natürlichste Form des Staats; wir führten Beispiele aus der neueren Geschichte an^h um darzuthun, wie die freie Selbstbestimmung des Volkes dem Kriegsruhm eines Einzelnen jedesmal als Opfer fällt, und wollten dadurchⁱ die unter Umständen statthabende Berechtigung dieser Staatsform bewiesen haben. Was sich im Leben der Völker *ungezwungen* giebt, und unter gleichen Bedingungen ewig gleich sich wiederholt, das hat ein Recht zu sein.

Der Militärstaat im *Kriege*, führt nicht diesen Namen. Je mehr er solche^j Benennung rechtfertigen würde, je weniger wird ihm dieselbe gegeben; und wenn die Knaben aus der Schule in's Feld ziehn, wenn Wittwen ihren ersparten Groschen zur Kriegskasse tragen, wenn es keinen Bauer und keinen Bürger mehr giebt, wenn alles zur Waffe greift und das ganze Volk wie *ein Soldat* dasteht, dann spricht man von begeisterter, nationaler Erhebung, von Kampf und Tod für's Vaterland, aber das Wort *Militärstaat* kommt über Keines Lippe.

Dies Wort hat eine Nebenbedeutung, und bezeichnet den Staat, der Krieg *spielt* in Friedenszeiten, bezeichnet den Staat der stehenden Heere, des bewaffneten Friedens.

^kWir haben in Vorstehendem den englischen u. französischen Militairstaat unter Cromwell u[.] Napoleon naturwüchsig genannt, u. sein Bestehen *gerechtfertigt*; wir sind weiter gegangen ^lund haben den preußischen Militairstaat des Jahres 13,⁶ der freilich *solchen* Namens entbehrte, in kurzen Worten aufrichtig *gefeiert*; werfen wir jetzt einen Blick auf das Kriegsspiel in Friedenszeiten, auf den *eigentlichen* Militairstaat.

Er ist nicht zu preisen, aber er ist hundertfach zu entschuldigen, und wird es. Wohl klagen Bürger u. Bauer über die Unsummen, die das stehende Heer verschlingt, wohl werden die Köpfe geschüttelt über die Fülle von Arbeitskraft die dem Ackerbau und dem Gewerbe, wie's heißt, um nichts und wieder nichts entzogen wird, wohl wird Mißstimmung laut über den Vorrang über die Auszeichnung die Tag für Tag dem ^mersten Stande im Staate dargebracht wird; – aber das Alles hat in der öffentlichen Meinung sein gutes Gegen[ge]wicht; *das Volk zweifelt, aber es verzweifelt nicht*. Blicken wir speziell auf Preußen; und zwar auf die Jahreⁿ sowohl unmittelbar nach dem siebenjährigen, als auch^o nach dem sogenannten Befreiungskriege,⁷ so haben wir es nunmehr leicht Parallelen zu ziehn zwischen dem Militairstaat der Vergangenheit und dem Polizeistaat der Gegenwart.

Wie stand es in den Siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, hier zu Lande? Ja! da blühte der Militairstaat. Fehlte es an Geld Kirchen zu baun, so war es für Kasernen doch zweifellos vorhanden.

Fehlte es an Menschen den Acker zu bestellen, so durfte die Rekrutirung doch nie darunter leiden. Preußen war Preußen durch seine Armee, nicht durch seinen Wohlstand und Ackerbau.

Es war die Zeit, wo der große König die Rangordnung in seinen Landen dahin feststellte: „der älteste Geheime-Rath *hinter* dem jüngsten Fähnrich.“

Es war die Zeit, wo der sonst so aufgeklärte Fürst einem seiner Officiere, der eine Förstertochter heirathen wollte, folgendermaßen schrieb: „Ich begreife nicht wie ein preußischer Kavallerie-Officier sich so *wegwerfen* mag, daß er die Tochter eines Haidereiters zu ehelichen gedenkt. Wenn Er heirathet – ist er kassirt.“

Es war die Zeit, wo der berühmte Seidlitz sammt seinem Officier-Corps auf dem Markte zu Görlitz Kunststückchen im Pistolenschießen machte,⁸ so daß die Bewohner des Platzes kaum ihres Lebens sicher waren.

Es war die Zeit militairischen Dünkels und militairischer Uebergriffe.

Und doch war das Volk glücklich; doch hing es in Liebe und Begeisterung an seinen großen Männern; – warum?! Es drängen sich uns zwei Gründe dafür auf.^p *Einmal*: die Größe darf sich etwas erlauben! Derselbe Seidlitz, der auf dem Markte zu Görlitz seinen humoristischen Unfug trieb, hatte ein Dutzend Jahre zuvor Sieg auf Sieg erfochten; er war es, der die Schlacht bei Roßbach⁹ wie ein Spielwerk betrieben hatte, – er war es, der die Marken von dem russischen Gesindel befreite, als er bei Zorndorf¹⁰ ihre Vierecke niederhieb.

Vor allen aber, und das ist der wahre Schlüssel zum Verständniß, – der Militairstaat jener Zeit schloß den *Rechtsstaat* nicht aus. Das Volk vergaß gern über

den Ruhm der ganzen Armee die Uebergriffe des Einzelnen, es betrachtete ohne Bitterkeit und Eifersucht die bevorzugte Stellung des Soldaten, denn es hatte die Gewißheit davon, daß alle diese Bevorzugung die *Handhabung des Rechtes* nicht ^aaufhob. Wo ein Kläger war, war auch ein Richter.

Die Mühle bei Sanssou[c]ji^b, und das vertrauensvolle: „da müßte das Kammergericht nicht sein“^c wird ewig als ein leuchtendes Beispiel dastehn, daß der altpreußische Militairstaat nie aufhörte ein Rechtsstaat zu sein; so wie hundert andre Vorkommnisse jener Zeit den schlagenden Beweis führen, daß die Sonderstellung von Adel und Armee der Person des Königs gegenüber, diesen niemals bestimmte auch ein *besondres Recht* seinen Bevorzugten gegenüber gelten zu lassen.

Blicken wir nun auf das jetzige Preußen! da giebt es auch eine Sonderstellung, da giebt es auch Dünkel und Uebergriffe; aber es sind nicht die lästigen Streiche großer Männer, die sich wohl gar eine halbe Zustimmung zu erobern wissen, es sind die nackten, durch nichts entschuldigten Unverschämtheiten einer ebenso ruhm= wie rücksichtslosen Polizei.

Und was das Schlimmste ist, diese Polizei steht über dem Gesetz! Kein Ruhm, keine Bevorzugung hätte, vor Zeiten, irgend welchen Rechtsverletzer gegen die Hand des Gesetzes geschützt. Die Gesetze unsrer Tage dringen überall hin; nur vor dem Nymbus der Polizei schrecken sie zurück. Jeder Tag bringt neue Uebergriffe, neue Rechtsverhöhnungen dieser heiliggesprochenen, unantastbaren Kaste, und vergeblich bittelt das Volk bei den vorgesetzten Behörden dieser staatsrettenden Grobiane um ein Fünkchen Recht.

Daß wir es sagen müssen: dies Recht= und Genugthuung-Fordern seitens der Demokratie ist zur Lächerlichkeit geworden. Die Handlanger der Polizei handeln in höchsten Aufträgen; wie mögen Uebergriffe *da* gerügt werden, wo sie, vielleicht wohlüberlegt, angeordnet wurden.

Man will die Volkspartei aufs Aeüßerste bringen, man *will* den Kampf und – wir zweifeln nicht – man wird ihn haben. Wer mag den Ausgang bestimmen! Wie er sich aber ^aauch gestalten möge, wir wenden uns, in *altpreußischem Stolz*, mit Schmerz und Scham von einer Regierungsform ab, die unsre Armee zu Polizeiknechten degradirend, an die Stelle eines *militairisch organisirten Rechtsstaates, das Schreckensregiment polizeilicher Willkür gesetzt hat.* –

a Hier gestrichen: „auf“.

b Das Folgende: „kann,“ unter gestrichenem: „wird,“ eingefügt.

c Das Folgende: „dem ... ihn“ mit Bleistift gestrichen.

d Das Folgende: „werden sollte“ über gestrichenem: „wird“ eingefügt.

e Das Folgende: „Der Militairstaat ... Recht zu sein.“ mit Bleistift durchgestrichen.

f Hier mit Bleistift eingefügt: „,“.

g Hier mit Tinte gestrichen: „A“. Das Folgende: „Eine ... Parlamentsreden.“ mit Bleistift gestrichen.

- h Hier mit Tinte gestrichen: „,“.
- i Hier mit Tinte gestrichen: „die Naturwüchsigkeit“.
- j Hier ein Wort gestrichen, im Kontext einer größeren Umformulierung durch Überschreibung.
- k Das Folgende: „Wir ... gegangen“ mit Bleistift durchgestrichen.
- l Das Folgende: „und haben ... gefeiert; werfen“ mit Bleistift umformuliert zu: „Wenn wir ... gefeiert haben; so werfen“.
- m Das folgende Wort: „ersten“ mit Bleistift in Anführungszeichen gesetzt.
- n Hier gestrichen: „,“.
- o Hier gestrichen: „neuerdings auf die Zeit“.
- p Hier gestrichen: „Vordergrund“; „in den Vordergrund“ umformuliert zu: „dafür auf“.
- q Hier „ausschloß“ verändert in: „aufhob“.
- r In der Handschrift: „Sanssouçi“.
- s Hier gestrichen: „sich“.

- 1 Vgl. Reflexionen, Fischer.
- 2 Nach Henkel/Taubert 1986, S. 226–255 erschienen im November/Dezember 1849 etwa 60 Zeitungen und Zeitschriften in Berlin. Da die entsprechenden Jahrgänge sehr lückenhaft überliefert sind, war die Anspielung Fontanes nicht aufzulösen.
- 3 Im Rahmen der vom preußischen Außenminister Joseph Maria von Radowitz verfolgten Unionspolitik kamen preußische Truppen zur Niederschlagung von revolutionären Erhebungen in Sachsen (Dresdner Aufstand), in der Rheinpfalz und in Baden (Reichsverfassungskampagne) zum Einsatz.
- 4 Mit seinen Siegen bei Dunbar am 3. September 1650 über die Schotten und bei Worcester am 3. September 1651 über die Royalisten unter dem neugekrönten König Karl II., sicherte Oliver Cromwell die Herrschaft des Parlaments in England.
- 5 Die Schlacht von Marengo am 14. Juni 1800 brachte Napoleon im zweiten Koalitionskrieg den entscheidenden Sieg über die österreichischen Truppen.
- 6 Fontane bezieht sich auf die Mobilisierung der Landwehr und die Organisation des Landsturms im Kampf gegen die napoleonische Besetzung Preußens 1813. Vgl. *Handbuch der preußischen Geschichte* 1992, S. 53–55.
- 7 Der Siebenjährige Krieg (1756–1763) und die Befreiungskriege (1813–1815).
- 8 Ein solcher Vorfall in Görlitz ist nicht nachweisbar. Der preußische General Friedrich Wilhelm Freiherr von Seydlitz stand mit seinem Regiment nach dem Siebenjährigen Krieg im schlesischen Ohlau. Vermutlich bezieht sich Fontane auf die Anekdote mit dem Ohlauer Bürgermeister, die er 1888/89 in seinem Gedicht *Seydlitz und der Bürgermeister von Ohlau* (GBA Gedichte 1, S. 194) verwendete.
- 9 In der Schlacht bei Roßbach am 5. November 1757 sicherte Seydlitz durch eine Kavallerieattacke den preußischen Sieg gegen die Truppen Frankreichs und des Reichsheers.
- 10 Seydlitz führte durch einen Kavallerieangriff die Wende in der Schlacht bei Zorndorf am 25. August 1758 gegen die in die Mark Brandenburg eingefallenen russischen Truppen herbei.

- 11 Fontane bezieht sich auf die Anekdote, nach der Friedrich II. dem Müller von Sanssouci die Mühle wegnehmen wollte und von diesem an das Berliner Kammergericht verwiesen wurde. Vgl. Kugler/Menzel 1981, S. 269.

22. Fontane an Wolfsohn

11. Dezember 1849; eB: 1 Bl., 4 S. – TFA, C 342.

d. 11^{ten} Decemb. 49.

Mein lieber Wolfsohn.

Ist es nicht als ob ich an einer Dinten Diarrhöe¹ litte? Schon wieder ein Brief, und heut auf reputirlichem Papier.²

Ich habe Dir nach mehren Seiten hin meine Noth zu klagen.

Eben erhalt ich einen sehr freundlichen, anerkennenden Brief von der Dresdner Zeitung,³ der mir trotz alledem erklärt, daß mein letzter Artikel „Preußen, – ein Militair= oder Polizeistaat?“⁴ wegen der durchgehenden altpreußischen⁵ Gesinnung nicht habe abgedruckt werden können. Ich wundre mich über diese Erklärung gar nicht, – sie ist ganz in der Ordnung; aber es geht daraus hervor, daß ich für jene Zeitung nicht schreiben kann, wenn gerade das, was mich am meisten erwärmt u. erhebt von ihr verworfen werden muß. Ich bin nun mal Preuße, und freue mich es zu sein. Wär es denkbar, daß sich aus Lippe-Schaumburg oder aus Hohenzollern-Hechingen heraus ein großes, einiges Deutschland bilden könne u. wolle, so würd' ich preußische Regierung und preußisches Volk verachten, wenn es auch nur einen Augenblick anstünde sich der Hoheit und Herrlichkeit des Gesamt-Vaterlandes zum Opfer zu bringen. Unsem par force Demokraten zu Gefallen aber mein Vaterland zu schmähn und zu verkleinern, blos um nachher eine vollständige Schweinewirtschaft und in dem republikanischen Flicken-Lappen, Deutschland genannt, noch lange nicht so viel *deutsche* Kraft und Tüchtigkeit zu haben wie jetzt in dem alleinigen Preußen, – um diese Herrlichkeit zu erzielen mag und werde ich Preußen nicht in den Dreck treten. – Mein Gehen mit der Dresdner Zeitung kann daher nur ein flüchtiges sein.⁶ Die Gegenwart bietet des Traurigen genug: ich werde Gelegenheit haben nach wie vor auf die Polizei zu schimpfen, und den augenblicklichen Kammer=Jammer zu bejammern. Aber die Entrüstung⁷ über *unpreußische* Handelweise der jetzigen preußischen Machthaber, wird nie so weit gehn, daß ich das Kind mit dem Bade ausschütte und wohl gar Land und Volk schmähe, aus *Liebe* zu dem ich überhaupt nur in Entrüstung gerathen konnte.

Wenn Du Leute jener Zeitung zufällig sehn solltest, wär es mir lieb, Du machtest ihnen Mittheilungen. Nächstens schreib ich übrigens selbst. – Kannst Du nicht unter der Hand erfahren, ob ich bei einem Gesuch um Geld gleich etwas erhalten würde? Ich brauch es zur Reise⁷ unerläßlich.

Von Katz noch keine Exemplare.⁸ An die Waldeck-Arbeit⁹ hab' ich nicht den Muth mich heran zu machen, weil es Wochen kostet und so unsicher ist. Erst wenn ich von einem Buchhändler oder Redacteur die bestimmte Zusicherung in Händen hätte, würd' ich mit Lust u[.] Liebe arbeiten können. Schreibe mir recht bald darüber. Aber nur *Bestimmtes* frommt mir. – In Politik würd' ich sehr gern weiter machen, aber ich müßte schreiben können wie mir der Schnabel gewachsen ist, drum brauch ich *preußische* Zeitungen.

Noch eins: sieh doch zu, daß Du den von der Redaction der D[resdner] Zeitung zurückgelegten Artikel bekommen kannst und stell ihn mir wieder zu.¹⁰ Ich würde Kleinigkeiten drin feilen und ändern, und ihn dann den Ostseeblättern^b (eine Stettiner demokratische Zeitung) zuschicken, °deren Redacteur mir befreundet ist.¹¹ Ist das Manuskript verschwunden, verbietet sich das freilich von selbst.

Während ich diese Zeilen schreibe stehst Du vor der haute volée Dresdens und begeisterst für die nüchternsten Kerle,¹² die ja Wasser statt Wein getrunken u. geboten habe[n]. Doppelt groß ist Dein Triumph, denn man kann von Deinen Vorträgen nicht wie von den Laubeschen Karlsschülern¹³ sagen: der Name „Schiller“ trägt das Stück.

Leb wohl, laß hören! Dein

Th. Fontane.

- a Das Folgende: „über“ über gestrichenem: „gegen“ eingefügt.
- b Hier gestrichen: „.“
- c Das Folgende: „deren“ über gestrichenem „dessen“ eingefügt.

- 1 (Griech.) Durchfall.
- 2 Der genannte Brief ist nicht überliefert.
- 3 Der Brief ist nicht überliefert.
- 4 Vgl. Briefe, Nr. 21 und Reflexionen, Fischer.
- 5 „Altpreußisch“ bezieht sich auf eine konservative und traditionsbezogene Einstellung, die sich an den Werten des preußischen Staates unter Friedrich II. orientierte. Im Gegensatz dazu stand die liberale Grundhaltung der neuen preußischen Gebiete, namentlich der Rheinprovinzen.
- 6 Im April 1850 beendete Fontane die Mitarbeit an der *Dresdner Zeitung*. Seine letzte Korrespondenz erschien dort am 13. April 1850. Vgl. Anm. 2 zu Briefe, Nr. 18.
- 7 Fontane besuchte über Weihnachten und Neujahr seine Braut in Liegnitz. Vgl. Anm. 12 zu Briefe, Nr. 16.
- 8 Zu Weihnachten schenkte Fontane seiner Braut die ihr gewidmete *Schöne Rosamunde*. Die Auslieferung begann um den 18. Dezember 1849. Vgl. Briefe, Nr. 23 und 25.
- 9 1849 strengte die konservative „Kreuzzeitungs-Partei“ einen Hochverratsprozess gegen den linksliberalen Politiker Franz Leo Benedikt Waldeck an, der mit einem Freispruch endete. Fontane veröffentlichte in der *Dresdner Zeitung* mehrere Korrespondenzen zum Waldeck-Prozess: *Die Anklage gegen Waldeck*, Nr. 272 (20. November 1849); *Weitere*

Betrachtungen zum Waldeck-Prozeß, Nr. 276 (24. November 1849); *Waldeck ist frei. Ende des Prozesses*, Nr. 286 (6. Dezember 1849); *Nachwirkungen des Waldeck-Prozesses*, Nr. 292 (13. Dezember 1849). Zu einer eigenständigen Arbeit über den Waldeck-Prozess kam es aber nicht.

- 10 *Preußen! ein Militair- oder Polizeistaat?* (Briefe, Nr. 21) Es ist unwahrscheinlich, dass Wolfsohn den Artikel schickte, da sich das Manuskript in seinem Nachlass befand.
- 11 Gemeint ist die *Ostsee-Zeitung und Börsen-Nachrichten der Ostsee*, deren Redakteur zwischen 1848 und 1850 der Journalist und Wirtschaftspolitiker Julius Faucher war. Fontane kannte ihn aus dem Berliner „Lenau-Verein“ und verkehrte später in London, wo Faucher als Redakteur am *Morning Star* wirkte, häufig mit ihm. Vgl. *Von Zwanzig bis Dreißig*: HFA III/4, S. 206–228 und GBA Tagebücher 1, 1856–1858.
- 12 Wolfsohn hielt im Winter 1849/50 im Saal des deutschen Hauses Vorlesungen über deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts. Vgl. Anm. 17 zu Briefe, Nr. 17.
- 13 Heinrich Laube: *Die Karlsschüler*. Schauspiel in 5 Akten (1846). Vgl. Wolfsohns Rezension in der *Europa* 1846 (Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 6.2.5.2).

23. Fontane an Wolfsohn

o. D. [Poststempel: Berlin 17.12.(1849)]; eB: 1 Bl., 3 S. (mit Adressierung: „Herrn D^r C. W. Wolfsohn Wohlgeboren Dresden. Johannis-Gasse N^o 25. 2 Treppen.“) – TFA, C 343.

Mein lieber Wolfsohn.

Es ist mir geradezu *unmöglich*^a am Dienstag¹ bei Dir zu sein.

Bedenke, daß ich von Dresden aus gleich nach Liegnitz will,² und daß so mit eine Unmasse von Dingen vorher noch zu erledigen ist.

Katz trägt die Schuld. Hätt' ich schon Exemplare in der Hand, und könnte die Vertheilung morgen stattfinden lassen, so ging es allenfalls.

Aber auch die Feldherrnlieder,³ die ich eben corrigirt habe, halten mich noch hier fest. – Ich *muß*^b ihr Erscheinen abwarten: einmal weil ich Dir Exemplare mitbringen will; vor allen aber, weil ich, *vor* öffentlichem Verkauf der Dinger, dem Grafen Schwerin meine Huldigung auf die Hühneraugen legen möchte.⁴

Ich beschwöre Dich Katzen zu veranlassen, daß er mir die gewünschte Zahl von Exemplaren, *warm wie sie aus dem Ofen kommen*, (allenfalls durch eine besondere Ordre an den Papp- und Kleister-Künstler), sofort zugehn läßt, damit ich sie spätestens *Mittwoch Mittag* habe; bitte, betreibe das; Du kriegst mich sonst vor dem Fest gar nicht mehr zu sehn (ich schreibe wie eine drohende Kokette an ihren Liebhaber!) da ich spätestens am 23^{ten} in Liegnitz sein will.

Hab' ich die Sachen am Mittwoch, so darfst Du mich am 20^{ten} erwarten;⁵ der 21^{te} ist aber fast sicher.

Ich frankire diesen Brief nicht, weil ich nicht Gelegenheit habe ihn zur *Post* zu geben. Revanchire Dich sobald Du schreibst.

Auf Wiedersehn!

Ist Dir, da ich nur 1 ½ Tage bleiben kann, mein Kommen nach Neujahr lieber, so laß es mich umgehend wissen, ich besuche Dich dann auf der Rückreise. Spare aber die expressen Boten; sie kosten jedesmal 2 ½ S[ilber]gr[oschen]; der Vortheil ist eine halbe Stunde.

Dein Th. Fontane

- a Doppelt unterstrichen.
- b Doppelt unterstrichen.
- c Das Folgende: „kosten ... Fontane“ am linken Rand von Seite 3.

- 1 Dienstag, 18. Dezember 1849.
- 2 Vgl. Anm. 7 zu Briefe, Nr. 22.
- 3 Bei Adolf Wilhelm Hayn in Berlin erschien fast zeitgleich mit der *Schönen Rosamunde* die Sammlung *Männer und Helden. Acht Preußenlieder*.
- 4 Gemeint ist das letzte Gedicht *An den Märzminister Graf Schwerin-Putzar* (GBA Gedichte 1, S. 206–208). In *Männer und Helden* lautete der Titel *An den Grafen Schwerin. (Zur Zeit Präsident der Zweiten Kammer)*.
- 5 Fontane war bereits am 20. Dezember 1849 in Liegnitz (vgl. Fontane an Lepel, 12. Januar 1850: FL, Brief 101); er muss also spätestens am 19. Dezember in Dresden gewesen sein, zumal er dort die Zeit fand, sich malen zu lassen. Vgl. Anm. 3 zu Briefe, Nr. 24.

24. Fontane an Wolfsohn

09./12. Januar 1850; eB: 1½ Bl., 5 S. – TFA, C 344.

Letschin. Mittwoch
d. 9^{ten} Januar ^a[50].

Mein lieber D^r. C. W. Wolfsohn.

Du bist wohl schon an mir verzweifelt? Rufe Dir indessen in's Gedächtniß zurück, daß ich nach vierteljähriger Trennung in die Arme meiner Braut eilte,¹ denke ferner daran, daß es schon in Dresden mit meinen Kassenbeständen schlecht aussah, so wird Dir mein langes Schweigen erklärlich sein. Ich schrieb nicht, weil ich einmal keine Zeit u. zweitens kein Geld hatte.

Hier in Letschin hab' ich die Cavernen² meines schwindsüchtigen Portemonnaie's halbwege wieder geheilt, und die erste That des Reconvalescenten ist die Uebermachung von 5 Thalern, die Du die Güte haben magst Gustav Adolph II, genannt Kindermann mit meinem Dank und den üblichen Redensarten einzuhändigen.

Das Bild bitte ich Dich mir erst nach Berlin zu schicken; nur wenn es dort ähnlich gefunden wird, will ich es meiner Braut zustellen.³

Nun einige Worte über die Rosamunde. Eine Waare, die nicht feilgeboten wird, findet keinen Käufer; wenn Katz über das Dresdner Tageblatt⁴ oder – wohl gar

über die Dresdner Zeitung,⁵ mit seinen Ankündigungen nicht hinausgehen will, so versprech ich ihm schwache Erfolge. Einige Annoncen in den Berliner Zeitungen sind ganz unerlässlich, nur will ich ihm allenfalls zugestehn, daß es – da das Fest mal vorbei ist – nun gerathen sein möge die Kritiken vorher abzuwarten. Für solche werd' ich rechtschaffen sorgen,⁶ sobald ich wieder in Berlin bin. Dich bitt ich hiermit Deine kritische Feder baldmöglichst hervorzusuchen, und der Augsburger Allgemeinen Deinen Trompetenstoß⁷ zugehn zu lassen. Wenn Du diese Zeilen beantwortest, so schreibe mir ja, ob in irgend welchen sächsischen Blättern eine Besprechung bereits erfolgt ist;⁸ vergiß auch nicht, über das Sein oder Nichtsein der vielbesprochenen Soirée⁹ mich zu unterrichten.

Der Dresdner Zeitung werd ich in nächsten Tagen wieder eine Artikel-Reihenfolge zustellen;¹⁰ ich setze voraus, daß die Redaction damit einverstanden ist.

Von der Rosamunde brauche ich noch viele Exemplare. Kannst Du vielleicht bei Katz anfragen ob ich, gegen gleich baare Zahlung, die Büchelchen ^bunter denselben Bedingungen wie die Buchhändler erhalten würde?

Von G[ustav] Schwab hab ich (nach Liegnitz aus Berlin mir nachgeschickt) einen *sehr* liebenswürdigen Brief erhalten.¹¹ Cotta ist seit Oktober in Wien und noch nicht nach Stuttgart zurückgekehrt. Wenn diese Rückkehr erfolgt, ist mir seine (Schwab's) Empfehlung gewiß. Ich knüpfe hieran die Möglichkeit einer Herausgabe meiner „Bilder u. Balladen“ bei Cotta.¹²

Wie steht's mit Deinem Kommen nach Berlin? Schreibe mir darüber; Du ziehst dann in meine Nähe, – es kann ganz gemüthlich u. fruchtbringend werden. Nur müssen wir uns vorher das Wort geben nach Kräften ^carbeiten und das Bum-meln beschränken zu wollen.

Die Schlußzeilen werd' ich in Berlin schreiben; ich hoffe da noch allerhand zu erfahren.

*Sonnabend Abend. Berlin.*¹³

Seit gestern Abend bin ich wieder hier. In meiner Abwesenheit ist von Seiten literärischer Freunde mannigfache Nachfrage nach mir gewesen; im Ganzen aber ist weniger geschehn als ich erwartete.

Das Feuilleton der National-Zeitung hat vorgestern die Rosamunde besprochen, hat mich und das Gedicht gelobt, aber *solche* Kritik ist wie wenn Einer ausspuckt.¹⁴ Eine derartige Rezension hat kaum den Werth einer simplen Anzeige, die gemeinhin größer und mit Fettschrift gedruckt wird.

Von ohngefähr hab' ich erfahren, daß in der Illustirten-¹⁵ sowie in der Moden-Zeitung¹⁶ wenigstens Annoncen aufgetaucht sind; dann werden auch die Besprechungen nicht lange ausbleiben; liest Du was *Gescheidtes* so bitt' ich Dich nochmals: schick es mir.

Bei meiner Braut hab' ich sehr schöne Tage verlebt; ich bin um eine liebe Rück-erinnerung reicher. Sie dankt Dir für Dein freundliches Geschenk¹⁷ auf's herzlichste u. wird Dir sehr bald einige Zeilen durch mich zustellen, worin sie das ausspricht.

Empfehl mich der Frau v. Tettau,¹⁸ dem Prof: Peters,¹⁹ auch wenn Du's passend findest Emil Devrient.²⁰ M[oritz] Katz grüße freundlichst; sag' ihm die „Rosamunde“ ginge „gut; mehre Buchhändler (Schneider, Schroeder u. sw.)²¹ hatten gleich Anfangs ihre Exemplare verkauft. Dein

Theodor.

- a In der Handschrift: „49“, darunter mit Rotstift: „50“.
- b Das Folgende: „unter“ über gestrichenem „zu“ eingefügt.
- c Hier gestrichen: „zu“.
- d Das Folgende: „gut ... Theodor.“ am linken Rand von Seite 5.

- 1 Vgl. Anm. 12 zu Briefe, Nr. 16 und Anm. 7 zu Briefe, Nr. 22.
- 2 Höhlen.
- 3 Offensichtlich handelt es sich bei den 5 Talern um das Honorar, das Fontane Adolf Dietrich Kindermann für sein Porträt schuldete. Dieses Bild ist nicht überliefert. Um die gleiche Zeit malte Kindermann ein Porträt von Wilhelm Wolfsohn (vgl. Abb. 4). Über Fontanes Porträt schrieb Emilie Rouanet-Kummer am 28. Dezember 1849 aus Liegnitz an Wilhelm und Bertha Kummer: „Theo ist in Dresden sehr gefeiert worden, hat aber trotz seiner beschränkten Zeit sich dennoch für mich in Öhl malen lassen, u. hoffen wir daß in diesen Tagen Wolfsohn das Bild nachschicken wird, worauf ich mich unendlich freue, denn es soll auch wohl getroffen sein.“ (TFA, B 391)
- 4 Das *Dresdner Tageblatt zur Vertretung örtlicher und vaterländischer Interessen* bzw. das *Dresdner Journal und Anzeiger*, wie es seit Oktober 1848 hieß, brachte im Januar 1850 keine Annonce für die *Schöne Rosamunde*.
- 5 Vgl. den Text der Anzeige in Anm. 12 zu Briefe, Nr. 17.
- 6 Ein Exemplar der *Schönen Rosamunde* schickte Fontane am 4. März 1850 einem Mitglied des *Tunnels über der Spree* mit der Bitte, „bei etwa erfolgreicher Besprechung gleichzeitig einen Blick auf die Männer und Helden desselben Verfassers“ zu werfen. (DLA, a: Fontane).
- 7 Der Artikel ist nicht erschienen. Vgl. Anm. 16 zu Briefe, Nr. 17.
- 8 Rezensionen der *Schönen Rosamunde* erschienen in: *Blätter für literarische Unterhaltung*, Leipzig, Nr. 126 (27. Mai 1850), S. 503f. (anonym); *National-Zeitung*, Berlin, Nr. 15 (10. Januar 1850; von Theodor Mügge).
- 9 Vgl. Anm. 14 zu Briefe, Nr. 17. Ob die Soirée zustande kam, ist nicht bekannt.
- 10 Die Artikel vom 29. und 30. Januar 1850 für die *Dresdner Zeitung* behandelten *Des Königs Freunde – seine Feinde* und *Unsere Kammern*. Vgl. *Dresdner Zeitung*, Nr. 27 (31. Januar 1850), S. 105 und Nr. 29 (2. Februar 1850), S. 114.
- 11 Der Brief von Gustav Schwab ist nicht überliefert. Zu Fontanes Antwort vgl. Anm. 3 zu Briefe, Nr. 16.
- 12 Die Cotta'sche Buchhandlung lehnte die Publikation ab. Vgl. Georg von Cotta an Gustav Schwab, 12. Mai 1850: „[...] ich habe die Fontane'schen Gedichte gelesen, und mit immer steigendem Interesse. [...] Sofort nahm ich nun Rücksprache mit der Buchhandlung [...]

Als Ablehnungsgrund ward angegeben, daß die JGCotta'sche Buchhandlung in einem und demselben Jahr, und zwar nicht in ihrem Interesse allein, sondern auch in dem der Dichter selbst, nicht mehr als zwey oder höchstens drey Gedichtesammlung herauszugeben pflegt.“ Vgl. Lohrer 1959, S. 450.

13 12. Januar 1850.

14 Vgl. Anm. 8.

15 Vgl. Anm. 12 zu Briefe, Nr. 17.

16 Ein Abdruck der Anzeige in der Leipziger *Allgemeinen Moden-Zeitung* konnte nicht nachgewiesen werden.

17 Goethes *Iphigenie* (1787), vermutlich die Cotta-Ausgabe: Johann Wolfgang von Goethe: *Iphigenie auf Tauris. Ein Schauspiel*, Stuttgart, Tübingen 1849. Vgl. Emilie Rouanet-Kummer an Wilhelm und Bertha Kummer, 28. Dezember 1849 (TFA, B 391).

18 Gemeint ist Friederike Baronin von Tettau, der Wolfsohn den zweiten Band von *Rußlands Novellendichtern* gewidmet hatte. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 7.1.5.

19 Der Mathematiker Adolf Peters lebte 1844–1850 in Dresden als Privatlehrer, später lehrte er an der Meißener Fürstenschule.

20 Fontane hatte während seines kurzen Aufenthaltes in Dresden den Schauspieler und Regisseur Emil Devrient kennen gelernt, von dem er „so freundlich empfangen“ worden war. Vgl. Emilie an Theodor Fontane, 26. Juni 1852 (GBA Ehebriefwechsel 1, S. 80).

21 Die Buchhandlungen von F. L. Schneider und Schroeder befanden sich in Berlin, Unter den Linden 19 und 23. Vgl. den *Wohnungsanzeiger 1850*.

25. Emilie Rouanet-Kummer an Wolfsohn

14. April 1850; eB: 1 Bl., 3 S. – TFA, C 373.

Letschin d[.] 14.4.50.

Lieber Wolfsohn,

Diese Zeilen sollten schon vor einem Vierteljahr in Ihren Händen sein u. mögen Sie mich für recht undankbar halten; aber mich beherrscht oft Unlust u. Unvermögen zum Schreiben, daß mir kaum ein Brief an meinen Theo gelingt. Sie sehen lieber Freund, ich bin aufrichtig. Ich danke Ihrer Güte viel; Ihr sinniges Geschenk hat mich erfreut u. gerade dies Schauspiel¹ ist eins meiner Lieblinge u. gewährt es mir Genuß es selbst zu besitzen, da ich mich von Zeit zu Zeit daran ergötze; solch Kunstwerk mit einem Male zu lesen u. zu faßen, fehlt mir die geistige Kraft, aber nach u. nach bekomme ich ein klares Bild u. genieße die einzelnen Schönheiten mit Bedacht. Theodors Portrait² u. den Druck seiner „Rosamunde“³ habe ich mit Freudenthränen empfangen u. innig Ihnen gedankt, die Sie, diesen ersten Schritt in die Öffentlichkeit geleitet haben. Die Tage in Dresden waren Theo sehr angenehm u. haben wir gemeinschaftlich in der Weihnachtszeit in der Erinnerung sie durchlebt u. Ihrer mit inniger Freundschaft gedacht. Seit Ostern bin ich in Letschin; Theo war auch einige Tage hier. Leider

geht es ihm nicht gut in Berlin, all seine Pläne u. Hoffnungen scheitern⁴ u. doch schreitet er muthig vorwärts u. trägt ergebener sein Schicksal wie ich. Ich lieber Wolfsohn, würde williger u. leichter in das Unvermeidliche mich fügen, wenn ich irgend für das Wohl meines über Alles Geliebten etwas leisten könnte, aber so, jahrelang die Hände müßig in den Schooß legend, komme ich mir doch gar zu oft wie ein unnützes Möbel vor, ^ada[s] hemmend ihm im Wege steht u. doch fühle ich zu meinem Glück auch wieder, daß ich zu ihm gehöre wie ein Glied zum andren.

Oft wünsche ich mir den Winter Ihrer Anwesenheit in Berlin zurück,⁵ wie anders würde ich ihn jetzt benutzen; ich konnte mich damals Ihnen nicht offen zeigen, einmal, glaubte ich Sie hätten durch Pinchens Einflüsterungen ein Vorurtheil gegen mich⁶ u. ich kannte Sie zu wenig um daß ich ernstlich gestrebt hätte, es zu vertilgen, dann fühlte ich mich in unseren häuslichen Verhältnissen so gedrückt u. unglücklich, daß mich die Prosa des Lebens schlaff machte. Jetzt lieber Wolfsohn, würde ich mich Ihnen rückhaltlos zeigen, mit meinen Fehlern, denn Sie hätten doch ein Auge für das Gute, u. ich den regen Willen Ihrer Meinung Folge zu leisten. Die Eifersucht, die mich durch Fr[au] v. M[elgunow] erfüllte,⁷ haben Sie getadelt u. da sie leider jetzt gerechtfertigt ist, so gäbe ich dennoch viel darum, Sie hätten noch in der Bewunderung für diese Frau ein Recht. Es gereicht mir nicht zur Ehre, daß ich den Instinkt hatte, sie wäre nicht das, was sie Euch beiden, schien. Diese Eifersucht, oder vielmehr ein unbegrenzter Egoismus, ist der Fehler in meiner Liebe, was heilt mich davon? ich kann es kaum ertragen, wenn Theo lobend u. anerkennend von einer jungen Dame spricht, oder wenn er recht glücklich in einer Gesellschaft gewesen ist – ohne mich; sehen Sie, wie kleinlich ich bin. Glück, Seligkeit, Alles will ich soll er durch mich allein genießen u. dabei fühle ich doch, wie ich garnicht das Wesen dazu bin u. das macht mich oft unglücklich. Nicht wahr, es wird Kampf kosten, diesen Fehler auszu-rotten, der wucherndes Unkraut in meiner Liebe ist, aber hoffen Sie mit mir, daß ich mich davon reinige.

Grüßen Sie Ihre Braut;⁸ ich möchte sie lebensgern kennen lernen, sie ist das einzige Wesen, von dem Theo mit wahrer Hochachtung spricht, wie gern wollte ich sie lieben.

Jenny⁹ grüßt ^b[S]ie; Fontane's in Amerika¹⁰ sind bis jetzt glücklich u. fordern uns zum nachfolgen auf, ich fürchte nicht, daß es noch dahin kommt.¹¹

Leben Sie recht wohl lieber Freund u. wollen Sie mich wieder einmal erfreuen, so benutzen Sie eine Mußbestunde u. schreiben

Ihrer
Emilie Kummer^c.

a In der Handschrift: „daß“, von fremder Hand verbessert zu „das“.

b In der Handschrift: „sie“.

c Unter der Unterschrift mit roter Tinte von fremder Hand: „Fontane“.

- 1 Wolfsohn hatte Emilie Goethes *Iphigenie* zu Weihnachten 1849 geschenkt. Vgl. Anm. 17 zu Briefe, Nr. 24.
- 2 Vgl. Anm. 3 zu Briefe, Nr. 24.
- 3 Vgl. Emilie Rouanet-Kummer an Wilhelm und Bertha Kummer, 28. Dezember 1849: „Wie reichlich ich wieder von meinem Theo bedacht worden, wißt Ihr wohl, meine Freude über die *gedruckte* ‚Rosamunde‘ u. die Feldherrn Lieder ließ aber den Abend für Nichts weiter Raum in meinem Herzen [...]“ (TFA, B 391)
- 4 Vermutlich bezieht Emilie sich auf Fontanes Pläne, eine Apotheke zu kaufen. Die ungesicherte Situation Fontanes verhinderte lange Zeit die Eheschließung. Vgl. Nürnberger 1967, S. 133f. und Reflexionen, Radecke, S. 373.
- 5 Emilie spielt auf den Aufenthalt Wolfsohns in Berlin (16. Januar bis 25. März 1848) an.
- 6 Ihr schlechtes Verhältnis zu Philippine Fontane deutet Emilie in ihrem Brief an Bertha Kummer vom 18. April 1847 an (TFA, B 367). Wolfsohn wandte sich im Sommer 1848 von August und Philippine Fontane ab. Er schrieb am 2. Juli 1848 an Bertha Kummer: „Ich habe mit Theodors Onkel und Tante aufs Entschiedenste und für immer gebrochen“ (TFA, C 108).
- 7 Sophie Mel'gunova. Vgl. Anm. 25 zu Briefe, Nr. 13.
- 8 Emilie Gey.
- 9 Jenny Fontane.
- 10 Philippine und August Fontane waren im Sommer 1849 nach Amerika ausgewandert. Philippine kehrte erst nach dem Tod ihres Mannes (1870) nach Berlin zurück.
- 11 Fontane hatte mit dem Gedanken gespielt, nach Amerika auszuwandern. Vgl. sein Gedicht *Liebchen komm ...* (GBA Gedichte 2, S. 125f.). In einem Brief von Ende November 1849 an Unbekannt schreibt er: „Sie [A. und Ph. Fontane] fordern uns auf zur Übersiedlung nach Amerika. Was mich angeht, so wär' ich noch vor wenigen Monaten mit Leib und Seele der Ihre gewesen. Ich habe seitdem *für* mich wieder hoffen, und – am Vaterlande noch immer nicht verzweifeln gelernt.“ (HFA IV/1, S. 99)

26. Fontane an Wolfsohn

03. Mai 1850; eB: 1 Bl., 3 S. (mit Adressierung: „Herrn Dr. C. W. Wolfsohn.“) – TFA, C 345. Fontane legte diesen Brief seinem Schreiben an Emilie Gey vom 7. Mai bei (Briefe, Nr. 27).

Lieber Wolfsohn.

Vor allen Dingen meinen Dank dafür, daß Du, wie mir das aus Deinen Verwendungen hervorgeht, von Zeit zu Zeit noch immer an mich denkst. – Keil schrieb mir neulich,¹ durch Dich veranlasst, und bat um Artikel. Ich gedachte anfangs darauf einzugehn; merkte aber an einer Nummer der Reichsbremse² die mir zufällig zu Händen kam, daß der gute Keil fast noch röther sei als sein Bart. Ich habe drum die Sache ignoriert.

Mit der Dresdner Zeitung ist's auch vorbei.³ Aus zwei Gründen: einmal steh ich wirklich auf einem ganz andern Gebiet und mußte mir in vielen Fällen geradezu

Zwang anthun; dann aber war mir's auch lästig im Lauf des vorigen Monats *drei* Mal schreiben und mein vierteljähriges Honorar erbitten zu müssen, bevor es endlich eintraf.

Heut nun von was andrem. Ich soll so'n Stück Mitarbeiter am Feuilleton der „deutschen Reform“⁴ (ministeriell) werden, und suche vorläufig *Stoff*. Es ist durchaus nöthig Vorrath, einen eisernen Fond zu haben, damit wenn der Tag mal nichts bietet man von dem Ersparten, bei Seite-Gelegten leben i. e. schreiben kann.

Ich bitte Dich dringend mir dabei mit Deinem guten Rath an die Hand zu gehn, und mir z. B. neu-erschienene Bücher (Du hörst ja doch mehr davon wie ich) zu nennen, die wohl Anspruch auf eine ausführlichere Besprechung hätten. – Sehr lieb wär es mir, wenn Du von Brockhaus ein Exemplar Deiner Pawlow-schen Novellen loseisen könntest;⁵ ich würde mich bei meiner Vorliebe dafür des Längeren und Breiteren darüber auslassen.

Dies sei nur beispielsweise angeführt; Du wirst schon machen.

Im Falle Du mir nichts einsenden kannst, wirst Du doch gewiß meine Aufmerksamkeit auf dies und jenes hinzulenken wissen; – Du bist ja in den Stücken ein alter Practicus.

Leb mir wohl, antworte recht bald, Dein

Th: Fontane.

Berlin d. 3^{ten} Mai 50.

Louisenstraße 12. 3 Treppen

Ich komme noch mal auf das Russische zurück. – Ueber Lermontoff, Gogol, Shukowsk[i,]^a auch allenfalls Ogarew möcht ich wohl kleine Berichte schreiben,⁶ die weiter nichts wollen wie *unterhalten*. Wärest Du hier, so pumpste ich auf dem Wege der Unterhaltung das Nöthige aus Dir heraus, so wünschte ich sehr Du machtest mir kurze briefliche Mittheilungen, oder gäbest mir die Quellen an aus denen ich schöpfen und mein kümmerliches Wissen aufpäppeln könnte.

a Papierverlust.

1 Der Brief ist nicht überliefert. Ernst Keil hatte 1845 einen Verlag gegründet, in dem er ab 1846 die Zeitschrift *Der Leuchthurm*, ein wichtiges Sprachrohr des Vormärz, herausgab. Nach mehreren Haftstrafen wegen seiner publizistischen Tätigkeit gründete er 1853 die Familienzeitschrift *Die Gartenlaube*.

2 Gemeint ist die zwischen 1849 und 1851 als Beilage zu *Der Leuchthurm* bzw. *Die Wartburg* herausgegebene *Deutsche Reichs-Bremse. Organ für politisch-satyrische Sticheleien*, die unter Verantwortlichkeit der Verlagsbuchhandlung Keil & Comp. in Leipzig erschien.

3 Vgl. Anm. 6 zu Briefe, Nr. 22.

- 4 Folgende Beiträge von Fontane erschienen in der *Deutschen Reform. Politische Zeitung für das constitutionelle Deutschland: Ein Tag in einer englischen Familie (Reise-Erinnerungen)*, Nr. 889 und 893 (9. und 12. Mai 1850), S. 788f. und 805; *Brighton*, Nr. 920 (29. Mai 1850), S. 908f.; *Von Gravesend bis London – Die Docks-Keller*, Nr. 942 (11. Juni 1850), S. 992f.; *Christian Friedrich Scherenberg*, Nr. 1002 und 1004 (16. und 17. Juli 1850), S. 1207 und 1212f.; *Victor Hugo (Nach La Carmagnole d'Olympio von Alexandre Thomas)*, Nr. 1044 und 1068 (9. und 23. August 1850), S. 1356f. und 1428f.
- 5 Der zweite Band von *Rußlands Novellendichter* enthielt die Erzählungen *Eine Million*, *Der Namenstag*, *Der Yatagan* und *Der Maskenball* von Nikolaj Pavlov. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 7.1.5 und 7.2.9.
- 6 Zu den russischen Schriftstellern Michail Jur'evič Lermontov (1814–1841), Nikolaj Vasil'evič Gogol' (1809–1852), Vasilij Andreevič Žukovskij (1783–1852) und Nikolaj Plantovič Ogarev (1813–1877) veröffentlichte Fontane keine Beiträge.

27. Fontane an Emilie Gey

07. Mai 1850; Textwiedergabe nach Wolters 1910a, S. 59.

Berlin d. 7.5.50.

Sehr geehrtes Fräulein!

Verzeihen Sie mir, daß ich mich, um Ihren Bräutigam (dessen Spur mir verloren gegangen ist) auszukundschaften, ohne Weiteres an Sie wende.

Es liegt mir daran, daß der einliegende Brief¹ recht bald in seine Hände kömmt; da ich bezweifle, daß er noch immer in Dresden steckt,² glaub ich durch Übersendung meines Briefes an Sie den sichersten Weg einzuschlagen.

Ist Wolfsohn in Ihrer Leipziger Nähe,³ so grüßen Sie ihn herzlichst von mir; Ihnen und den Ihrigen empfehl ich mich auf das herzlichste.

Hochachtungsvoll

Th. Fontane.

1 Gemeint ist Briefe, Nr. 26.

2 Wolfsohn befand sich Mitte April in Dresden (15. April), am 16. Juni besuchte er Otto Ludwig in Buschbad bei Weimar. Vgl. Lehmann-Schultze 1964, S. 83 und 86. Dazwischen könnte sich Wolfsohn zur Behandlung eines Magenleidens in Jena aufgehalten haben, wie aus einem Brief an Berthold Auerbach vom 30. Juni 1856 hervorgeht (DLA, 3705/6).

3 Emilie Gey lebte bei ihren Eltern im Schrötergäßchen Nr. 1.

28. Fontane an Wolfsohn

10. Oktober 1850; eB: 1 Bl., 4 S. – TFA, C 346.

Donnerstag.
d. 10^e. Octob. 50.

Mein lieber Wolfsohn.

Nur ein Paar Worte. Zunächst: gratulor! Ich wünsche dem Unternehmen¹ und – Dir das beste Gedeihn.

Empfehl mich vorläufig dem Dr. Prutz und dank ihm, in meinem Namen für seine schmeichelhafte Zuschrift.² Ich gedenke – so weit *Ihr* es gestattet – ein fleißiger Arbeiter in Eurem Weinberge zu werden.³

Die Briefe sind größtentheils besorgt. *Vier*: Dr Pröhle, Dr: A. Helfferich, ^aDr. Oldenberg und ^bDr. Melchior Meyr sind nicht zu finden.⁴ Der Wohnungsanzeiger giebt keine Auskunft über sie, – und der ist Autorität in solchen Sachen.

Rückert⁵ u. Minutoli⁶ zählen auch nicht zu den Berliner Insassen, doch ist es möglich, daß diese beiden gerade jetzt hier und als Berühmtheiten auch zu finden sind.

In Bezug auf den *Prof*: Magnus muß ich wissen, ob der *Maler* oder der ^c*Physiker* gemeint ist.⁷ Beide sind *Professoren* u. schriftstellern.

Nun noch eins. *Nächsten Mittwoch* hab ich Hochzeit,⁸ – Abend vorher ist Polterabend. Laß diese kurze Nachricht auf das „*Wann*“ Deiner Reise hieher influiren und sei überzeugt, daß Du mir ein willkommener Gast sein wirst.

Leb wohl. Dein

Th: Fontane.

- a Hier über der Zeile mit roter Tinte von fremder Hand: „Franz Duncker“.
- b Hier über der Zeile mit roter Tinte von fremder Hand: „Besselstraße 7.“
- c Das folgende Wort: „Physiker“ mit roter Tinte unterstrichen.

- 1 Gemeint ist die Gründung der Zeitschrift *Deutsches Museum. Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben* durch Robert Prutz und Wilhelm Wolfsohn. Die Zeitschrift erschien zunächst vierzehntägig bei der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig. Vgl. Berbig/Hartz 2000, S. 115–118 und die Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 6.1.1.
- 2 Offensichtlich erhielt Fontane neben dem Zirkular vom 28. August, in dem die beiden Herausgeber Schriftsteller und Wissenschaftler zur Mitarbeit am *Deutschen Museum* aufforderten, ein Schreiben von Prutz (nicht überliefert), in dem er ihn bat, sich für die Zeitschrift einzusetzen.
- 3 Matthäus 20, 1–16. Trotz intensiver Bemühungen Wolfsohns für Fontane erschien im *Deutschen Museum* (1. Jg., 1851, Heft 8, S. 569–571) nur sein Gedicht *Der Tag von Hemmingstedt* (GBA Gedichte 1, S. 164–170). Vgl. Briefe, Nr. 33–35 und Reflexionen, Radecke, S. 377–379.

- 4 Auf Bitten von Prutz und Wolfsohn besorgte Fontane die Auslieferung des Zirkulars bzw. anderer Briefe an einige Berliner Adressaten. Heinrich Pröhle, Adolf Helfferich, [Carl M. ?] Oldenberg und Melchior Meyr sind im *Wohnungsanzeiger 1849* nicht verzeichnet.
- 5 Der Orientalist und Dichter Friedrich Rückert lebte 1841–1848 in Berlin und ließ sich später in Neuseß nieder.
- 6 Gemeint ist vermutlich der Liegnitzer Regierungsrat und Kunsthistoriker Alexander von Minutoli. Der vormalige Berliner Polizeipräsident Julius von Minutoli war 1849 in Berlin ansässig.
- 7 Eduard Magnus, Historienmaler, Behrenstr. 46; dessen Bruder Heinrich Gustav Magnus, Professor für Physik und Chemie, Am Kupfergraben 7. Vgl. *Wohnungsanzeiger 1849*.
- 8 Wolfsohn nahm an Fontanes Hochzeit am 16. Oktober 1850 teil. Daneben plante er, Otto Ludwigs *Erbförster* vor „einem kleinen Kreis von Fachleuten“ vorzulesen. Vgl. Fontane an Lepel, 21. Oktober 1850 (FL, Brief 142).

29. Fontane an Wolfsohn

19./21. November 1850; eB: 1 Bl., 4 S. – TFA, C 347.

Berlin d. 19^t Novemb. 50.

Mein lieber alter Wolfsohn.

Man geht in Politik unter: kannegießern,¹ Zeitungslesen, referiren, correspondiren² – „keine Ruh bei Tag bei Nacht“;³ da kam Dein Brief und Deine wiederholte Aufforderung zur Theilnahme am Museum.⁴ Das riß mich 'raus; – Du dürftest noch jetzt, im Hinblick auf die Politik von mir singen:

'is ein Jud' (diesmal ein Christ) in s Wasser gefallen,
 Hab' ihn hören plumpen,
 Hätt' ich'n nich beim Zopp gekriegt,
 Wär er mir ertrunken.⁵

(Berliner Volkslied; – schöne Gegend!)

Ich fing also an zu schreiben, aber wie in irgend einem alten Märchen irgend einem alten Weibe alle Steine zu Diamanten wurden wurden mir alle Diamanten zu gemeinem Feld= oder Feuerstein, zu – Politik. Ich habe ganze anderthalb Bogen fortwerfen müssen, wenn die Welt und mein Ruhm dabei auch nicht viel verlieren, so verlier' ich doch praeter propter⁶ 4 Thaler Arbeitslohn was für einen „Tagelöhner mit dem Geiste“ und angehenden Familienvater kein Pappenstiel ist.

Ich schicke Dir beigehend einiges Gekohle über Theater, Bücher u. ähnliche unschuldige Gegenstände. Es geht mir bei diesem Correspondiren für Dein Blatt ganz eigen. In diesem Augenblick fühl ich, daß mein beifolgender Artikel den Eindruck eines *Verschnittenen* machen muß (er ist – wie schon gesagt – in der That verschnitten);⁷ es ist unmännlich sich in einer Zeit, wo man geradezu Politik athmet, des Sprechens u. Schreibens darüber enthalten zu wollen; und doch, umgekehrt, als mein Artikel noch sein Männlichkeits-Attribut hatte, setzte

mich dieser Anhängsel auch in Verlegenheit, wie wenn man mit Damen vor griechische Götterbilder tritt. Aber nun ernsthaft: scheint Dir nicht ein politisches Resumée geradezu nothwendig? Ich bin von der Unerläßlichkeit desselben so durchdrungen, daß ich damit schon heute – ohne weitre Anfrage – gekommen wäre, wenn es in diesem Augenblick überhaupt möglich wäre zu *resumiren*. Es ist gar kein Resultat, gar kein Abschluß vorhanden; erst die nächsten Tag[e]^a werden etwas der Art bringen. Ich zähle dahin die Kammereröffnung⁸ und – so Gott will – das Abtreten des Ministeriums. Sie haben nun noch gerade genug „Staat-gerettet“.⁹ Da Du indeß, seit lange schon, Briefe von mir erwarten wirst, wollt' ich die Krisis nicht abwarten und schicke Dir heut einen *halben* Artikel. Nimmst Du ihn für voll, willst Du keine Politik, nun so bin ich's zufrieden und lagre meine Weisheit in einer beliebigen Zeitung ab.

Im Uebrigen bitt ich Dich: Sorge für mich, gieb mir namentlich *ganz bestimmte* Aufgaben; ich schreibe sonst immer mit einem Gefühl von Unsicherheit, weil ich nie weiß, ob das, was ich unter der Feder habe, auch gerade gesuchte Waare ist.

Daß in der „Deutschen Reform“ (wenigstens *meinerseits*) Eures Museums noch immer nicht Erwähnung geschehn ist, liegt nicht an Faulheit oder bösem Willen, sondern an meiner miserablen Stellung dem Blatte gegenüber.¹⁰ Ich werde den Verkehr damit auch abbrechen. Mein Artikel über *Lenau*¹¹ liegt nun bald wieder 4 Wochen im Redactions-Bureau und kommt und kommt nicht. Solche Mitarbeiterschaft mag der Teufel holen; überhaupt ein deutscher Schriftsteller – wenn er keine Rittergüter, oder eine Banquier-Tochter zur Frau hat – kann nur *dann* leben, wenn er selber redigirt.¹²

Heut schrieb Katz an mich, wegen einer 2^{ten} Auflage der Rosamunde¹³ und fragte nach meiner Honorar-forderung. Ich schreib ihm morgen; unter 10 Louisd'or kriegt er's nicht; ich habe mir's berechnet, er verdient dann immer noch gegen 200 [Taler]; – das ist anständig. Will er nicht, so läßt er's bleiben; ich kriege hier gelegentlich mehr.

Donnerstag d. 21^{ten}

Deine Karte an Küstner¹⁴ ist besorgt. – Katz will eine 2^{te} Auflage der „Rosamunde“ erscheinen lassen. Er hat an mich geschrieben und erwartet meinerseits eine mäßige Honorar-forderung. ^b[–] beim Durchlesen merk' ich, daß ich Dir Nebenstehendes schon geschrieben habe. 10 Louisd'or wird er wohl unmäßig finden, – ich kann ihm aber nicht helfen. Zufällig ist er in diesem Augenblick hier in Berlin und war auch heut Vormittag bei^c mir. Mei[n]^d Mädchen sagte ihm (ich war nicht mehr da) ich sei schon sehr früh' in die *Kirche* gegangen, ^e[–] es war Gottesdienst für die *Abgeordneten*, ich mußte als Berichterstatter hin.¹⁵ [–] u[.] gedächte von da aus gleich in mein *Bureau* zu gehn; aber ob er nicht *Madame* sprechen wolle? Der arme Mann soll vor Erstaunen fast umgefallen sein; *Kirchengänger*, *Bureaukrat* u. *Ehemann*, das mag er von seinem ehemaligen Correspondenzler¹⁶ nicht erwartet haben. Sic transit etc.¹⁷

In meinem Artikel¹⁸ magst Du nach Gefallen streichen; manches wird wohl zu brauchen sein; über das Hervorheben Paul Heyses wundre Dich nicht, es ist in der That ein großes Talent und Freundschaft hat mich weder blind für Fehler noch zum Vergrößerungsglas für Vorzüge gemacht.

Noch eins. Wo möglich vergiß nie, daß mir eine *Redaction* (namentlich eines politischen Blattes) über alles gehn würde; wenn Du also was hörst, so denk' an mich. Dein

Th. Fontane.

- a In der Handschrift: „Tagen“.
 - b Das Folgende: „beim ... habe.“ am linken Rand.
 - c Hier gestrichen: „Dir“.
 - d In der Handschrift: „Meine“.
 - e Das Folgende: „es ... hin.“ am linken Rand.
- 1 Soviel wie: schwätzen.
 - 2 Fontane fasst so die Arbeit im *Literarischen Cabinet* zusammen, wo er von August bis Dezember 1850 angestellt war. Die Pressearbeit umfasste die Auswertung von etwa 116 Zeitungen des In- und Auslandes, die Mitarbeit an den Presseorganen des *Cabinet*s, die Beeinflussung der Tagespresse durch Korrespondenzen sowie die Unterstützung von in- und ausländischen Zeitungen. Vgl. Berbig/Hartz 2000, S. 423–425 und Jolles 1983, S. 75–88.
 - 3 Anspielung auf Wolfgang Amadeus Mozart: *Don Giovanni* (1787), I/1, Arie des Leporello.
 - 4 Der Brief vom Oktober/November 1850 ist nicht überliefert.
 - 5 Variante zu Clemens Brentano/Achim von Arnim: *Des Knaben Wunderhorn* (1806), Bd. 3, *Wenn die Kinder Steine ins Wasser werfen*. Vgl. auch Fontanes satirisches Epos *Burg* (1840), VI *Die Liberalen*: GBA Gedichte 2, S. 234–236, hier S. 236:
 - „Ja, aus Frankreich wird gemeldet:“ – murmelt leis er durch die Zähne –
 - „Gestern stürzte sich ein armer, alter Jude in die Seine“;
 - „Schrecklich!“ tönt's von allen Lippen, und sie singen schmerzversunken:
 - „Hätt man ihn am Zopf gekriegt, so wär er sicher nicht ertrunken.“
 - 6 (Lat.) Ungefähr.
 - 7 Den Inhalt des Artikels referiert Wolfsohn in Briefe, Nr. 33.
 - 8 Friedrich Wilhelm IV. eröffnete die erste und zweite Kammer (das spätere Herren- und Abgeordnetenhaus) am 21. November 1850 im Berliner Schloss. Bereits am 4. Dezember wurden die Sitzungen beider Kammern durch eine allerhöchste Verordnung bis zum 3. Januar 1851 vertagt. Vgl. *Stenographische Berichte* 1851.
 - 9 Das Ministerium Brandenburg-Manteuffel, das sogenannte „Ministerium der rettenden Tat“, stellte seit November 1848 die preußische Regierung. Es formte den preußischen Verfassungsstaat in konservativer Weise aus. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms Graf von Brandenburg am 6. November 1850 wurde der bisherige Innenminister Otto

Theodor Freiherr von Manteuffel am 19. Dezember 1850 Präsident des Staatsministeriums und Außenminister.

- 10 Zu Fontanes Mitarbeit an der *Deutschen Reform* vgl. Anm. 4 zu Briefe, Nr. 26 und Berbig/Hartz 2000, S. 39–44.
- 11 Der Artikel erschien nicht in der *Deutschen Reform*.
- 12 Anspielung auf Schriftsteller wie Friedrich de la Motte Fouqué und Gustav Gans zu Putlitz.
- 13 Die zweite Auflage erschien bei Katz in Dessau Ende 1852 (vordatiert auf 1853). Vgl. hierzu auch Briefe, Nr. 44 und 45.
- 14 Karl Theodor von Küstner, Generalintendant der Berliner Theater, den Wolfsohn während seines Aufenthaltes in Berlin besucht hatte. Vgl. Wolfsohn an Unbekannt, Staatsbibliothek zu Berlin PK, Handschriftenabteilung, Nachl. 141 (Slg. Adam), 22. Oktober 1853.
- 15 Fontane nahm als Mitarbeiter des *Literarischen Cabinets* am Gottesdienst teil.
- 16 Fontane denkt hier vermutlich an seine Korrespondententätigkeit für die *Dresdner Zeitung* (November 1849 bis April 1850). Moritz Katz stand indirekt mit der *Dresdner Zeitung* in Verbindung. Der Buchhändler Heinrich Matthes, bei dem Katz seine Geschäftsniederlassung hatte, war der Leipziger Vertreter der *Dresdner Zeitung*. Außerdem arbeitete Katz mit der Dresdner Druckerei von C. H. R. Römpler zusammen, bei der die *Dresdner Zeitung* gedruckt wurde.
- 17 Sic transit gloria mundi: (lat.) So vergeht die Herrlichkeit der Welt.
- 18 Gemeint ist der beigelegte und nicht überlieferte Artikel Fontanes für das *Deutsche Museum*. Zum Inhalt vgl. Briefe, Nr. 33.

30. Fontane an Wolfsohn

o.D. [22. November 1850]; eB: 1 Bl., 3 S. (von fremder Hand: November 1850) – TFA, C 348. Die Datierung ergibt sich aus Briefe, Nr. 29.

Freitag.

Mein lieber Wolfsohn.

Ein Glück kommt selten allein: gestern einen Brief und heut schon den zweiten.

Diesmal läuft alles auf eine Commission hinaus. So viel ich weiß, stehst Du in Beziehungen zu Brockhaus;¹ bitte überbring' ihm beifolgenden Brief persönlich und empfiehl mich so gut Du kannst. Ich frage bei ihm an, ob er für seine Deutsche allg[emeine] Z[eit]ung einen Korrespondenten gebrauchen kann,² der ihm *ganz kurz*, aber tagtäglich über unsre, jetzt höchst wichtigen Kammerverhandlungen³ Bericht abstattet. Ich überlaß es Dir, ob *Du* mir den Entschluß des Mannes *umgehend* mittheilen willst, oder ob Du ihn zu veranlassen gedenkst, daß er mir selber baldmöglichst Antwort giebt.

Du magst einfließen lassen, daß ich überhaupt *an der Quelle säße* (nenne aber nicht das *literarische Cabinet*)⁴ und auch durch *anderweite* Mittheilungen seiner Zeitung von Nutzen sein könnte.

Alter Freund, Du wirst alles besorgen; ich weiß das. Im Uebrigen verweis' ich Dich immer wieder auf die Schlußworte meines gestrigen Briefes.

Heut Abend bin ich mit meiner Frau bei Kugler. Er liest ein neues Drama „Hans von Beysen“⁵ vor. Ich werde nicht ermangeln ihn um einen passenden Beitrag für das „Museum“ anzugehn.⁶ Leb wohl. Dein

Th. Fontane

^aMeinem Briefe an Brockhaus füge auf dem Couvert noch ein H. oder F.⁷ bei; ich weiß nicht bestimmt den Vornamen.

Nachschrift von Emilie Fontane

^bDen herzlichsten Gruß für Sie u. Ihre Braut von

Ihrer
Emilie Fontane.

- a Das Folgende: „Meinem ... Vornamen“ am linken Rand von Seite 3.
- b Die folgende Nachschrift Emilie Fontanes am linken Rand von Seite 1.

- 1 Fontane spielt auf die bei Brockhaus erschienenen Bände von Wolfsohns *Rußlands Novellendichter* an. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 7.1.5.
- 2 Fontane wurde erst zwei Jahre später (letztes Quartal 1852 bis Ende 1853) Berlin-Korrespondent an Brockhaus' *Deutscher Allgemeinen Zeitung*. Vgl. Berbig/Hartz 2000, S. 29f.
- 3 Die Eröffnung der Kammern fand am Vortag statt. Vgl. Anm. 8 zu Briefe, Nr. 29. Am 27. November 1850 wurden in die zweite Kammer folgende umstrittene Vorlagen eingebracht: die Vertretung der hohenzollernschen Fürstentümer in beiden Kammern, die Feststellung des Staatshaushalts-Etats für 1851, der vorläufige Rechenschaftsbericht über die Einnahmen und Ausgaben des Finanzjahres 1849, die Verantwortlichkeit der Minister. Vgl. *Stenographische Berichte* 1851.
- 4 Die Mitarbeiter des *Literarischen Cabinets* waren gehalten, privatim Beziehungen zu Zeitungen in Deutschland als Korrespondenten aufzubauen.
- 5 Franz Kugler: *Hans von Baisen*. Trauerspiel in 5 Akten. Stuttgart 1851.
- 6 Während Wolfsohns Herausgeberschaft (bis September 1851) erschien kein Beitrag von Franz Kugler im *Deutschen Museum*.
- 7 H. für Heinrich. Der Brief ist nicht überliefert.

31. Fontane an Wolfsohn

03. Januar 1851; eB: 1 Bl., 3 S. – TFA, C 349.

aBerlin d. 3^{ten} Jan: 51.

Mein lieber Wolfsohn.

Du hast es nicht für gut befunden meinen Brief vom November her zu beantworten; ebenso wenig weiß ich, ob Dir mein Correspondenzbeitrag willkommen gewesen ist oder nicht. Durch einen Brockhause'schen Brief hab' ich nur erfahren, daß mein Manuskript unter andern bei der „Deutschen allgemeinen Zeitung“ antichambriert, aber vergebens um Zutritt gebettelt hat.¹

Wenn ich Dir jetzt schreibe daß das literarische Cabinet aufgelöst² und^b meine Wenigkeit, in Folge dessen, auf's Trockne gesetzt ist, so bist Du vielleicht gutmüthig und anhänglich genug, par pitié³ ein Lebenszeichen von Dir zu geben. Ich bin nämlich jetzt ausschließlich auf Feder-Erwerb angewiesen, und kann nicht leugnen, daß es mir lieb wäre einen einigermaßen sichren Markt für meine Waare zu finden. Ich bezweifle nicht, daß Du mir hierbei wirklich behülflich sein kannst; *Bücherbesprechungen* für das D[eutsche] Museum hast Du mir schon früher zugesagt.⁴

In welcher Art gedenkt Ihr Gedichte zu honoriren? Ich schreibe jetzt und zwar – trotz Noth u. Sorge – mit voller Begeisterung eine „Schlacht bei Hemmingstedt“ (Dithmarschen gegen Dänen).⁵ Wenn es geräth, – nehmt Ihr so was auf?

Gedenkst Du im Museum meine Verse zu besprechen? Hier sind sie in allen Zeitungen ausschließlich gelobt worden;⁶ aber man kann solch Lob keine Kritik nennen. Es verlangt mich ordentlich nach einer tiefren Auffassung; wenn mir dabei der Kopf auch leidlich gewaschen und dies und das in seiner Unbedeutendheit hingestellt wird.

Daß meine augenblickliche Lage eine harte und freudlose ist, wirst Du begreifen; mit mir ging es wohl, – aber die Thränen der Frau! Denke Dich ein klein bischen in die Seele Deines alten Freundes hinein, und tröste ihn durch Wort, wenn's sein kann auch durch eine That. Du sitzt ja jetzt an der Quelle und mußt die Buchhändler an der Hand haben wie Kasperle's im Puppentheater. – Meine Frau grüßt Dich; schreibe bald Deinem

Th: Fontane.

a Am linken oberen Rand mit roter Tinte von Wolfsohns Hand: „Beantw“.

b Hier gestrichen: „ich“.

1 Vgl. die Erwähnung der Korrespondenz in Briefe, Nr. 29 und die Erwähnung von Fontanes Brief an Brockhaus in Briefe, Nr. 30.

2 Das *Literarische Cabinet* wurde in der zweiten Dezemberhälfte 1850 aufgelöst und am 6. Januar 1851 als *Centralstelle für Preß-Angelegenheiten* neu gegründet. Fontane trat am 1. November 1851 wieder ein. Das Sprachrohr der *Centralstelle* war die *Preußische*

(Adler-)Zeitung. Vgl. Berbig/Hartz 2000, S. 45–50 und 423–425; Jolles 1983, S. 89–93 und Nürnberger 1967, S. 153–158.

- 3 (Frz.) Aus Mitleid.
- 4 Die Zusage Wolfsohns ist nicht belegt.
- 5 *Der Tag von Hemmingstedt*. Vgl. Anm. 3 zu Briefe, Nr. 28. Zum Honorar vgl. Anm. 2 zu Briefe, Nr. 36.
- 6 Vgl. Fontane an Friedrich Witte, 3. Januar 1851: „Die Berliner Kritik hat mich überaus glimpflich behandelt, die Kreuzzeitung machte den Anfang, dann kam Tante Voß u. die Constitutionelle, schließlich die Nationale und der Staats-Anzeiger. Fast alle Besprechungen sagen dasselbe, und zwar läuft es darauf hinaus: ich verstünde sehr schön zu übersetzen u. sehr schön nachzubilden. Ich erlebe dabei die Demütigung, daß meine eigenen Produkte immer erst im zweiten Gliede stehn [...]“ (HFA IV/1, S. 140–143, hier S. 141) Vgl. auch die Rezensionen von Hermann Kletke (*Vossische Zeitung*, Nr. 296, 12. Dezember 1850), von George Hesekei (*Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung*, Nr. 292, 15. Dezember 1850) und die anonyme Besprechung in der *National-Zeitung* (Nr. 594, 21. Dezember 1850).

32. Wolfsohn an Fontane

07. Januar 1851; eB: 1 Bl., 1 S. – TFA, C 9.

Mein theurer Freund,

In Arbeiten fast erstickend, kann ich Dir erst Sonnabend oder Sonntag schreiben – dann allerdings *sehr ausführlich* und in mancher Beziehung, hoff ich, Befriedigendes. Zuvor, damit Du an mir nicht irre wirst, nur dies Lebenszeichen. Du würdest mir ein schmerzlich Unrecht thun, dessen Stachel ich nie verwinden könnte, wenn Du nur einen Augenblick zweifeltest, daß ich mit Herz und Seele bin

Dein alter Wolfsohn

Deiner lieben, lieben Frau drücke ich im Geiste warm und fest die Hand. Nur Muth! Ich lasse eher den Glauben an alles fahren als daran, daß Ihr glücklich sein werdet.

Anbei ein paar Ex[em]pl[are] vom ersten Hefte des Mus[eums]¹ zu beliebiger, wo möglich fruchtbarer Benutzung. Hast ja doch versprochen unser Agent zu sein. Dein Gedicht schreibe nur fort mit Begeisterung, wir nehmen es,² und ich werde dem Buchhändler das *höchste* Honorar dafür abpressen, verlaß Dich drauf. Über Dich selbst fall' ich im *vierten* Hefte des Mus[eums] mit Pauken und Trompeten her.³ Vorgestimmt habe ich schon im ersten Hefte.⁴

Nähres und Weitres also Sonnabend!

L[eipzig,] 7 Jan 1851

- 1 Gemeint ist das *Deutsche Museum*.
- 2 Wolfsohn versprach die Aufnahme des Gedichts *Der Tag von Hemmingstedt*, noch bevor er es kannte. Fontane schickte die Ballade erst am 8. März an Wolfsohn. Vgl. Briefe, Nr. 36.
- 3 Der Artikel Wolfsohns über Fontane ist nicht erschienen.
- 4 Vgl. Wolfsohns Besprechung des *Deutschen Musenalmanachs für das Jahr 1851* (vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 6.2.3.1): „Zu dem Musenalmanach hat begreiflicher Weise Berlin das größte Contingent gestellt; um so mehr vermessen wir zwei dichterische Persönlichkeiten, die, unseres Wissens, zu den begabtesten in Spreeathen gehören – Bernhard von Lepel und Theodor Fontane; der Eine von harmonischem Sinn und wohlthuender Klarheit, der Andere von ursprünglichem, aber künstlerisch geläutertem Wesen, innig und von reiner, fast vollendeter Form.“ (S. 72)

33. Wolfsohn an Fontane

20. Januar 1851; eB: 3 Bl., 7 S. – TFA, C 10.

Lieber theurerer Freund,

„Es ist ein unverbesserlicher Kerl!“ wirst Du gesagt oder gedacht haben, wenn Du je in diesen Tagen an mich gedacht hast. Wer aber diesmal sich als unverbesserlich erwiesen, war nicht *ich*, sondern der böse, grippenartige Katarrh, der mich befallen. Der allein ist Schuld, daß ich Dir nicht geschrieben, und keineswegs, wie Du etwa in einer Anwandlung von Nachsicht denken möchtest, die vielen Arbeiten, die sich über mich häufen. Allerdings werden diese mitunter fast erdrückend: aber ich würde ihnen denn doch ein Stündchen abgemüßigt haben, um Dir pünktlich Wort zu halten. Die Sache, um die es sich handelte,¹ *war danach*. Aber in meinem Zustande war es mir geradezu unmöglich, einen ordentlichen Brief zu schreiben, d. h. einen, mit dem *Du* nur halbwegs hättest zufrieden sein können. Und dabei gab es so viel zu erledigen, daß ich heute, obgleich noch immer leidend, nicht weniger als 18 Briefe (zum Theil recht umfängliche) habe schreiben müssen! Sei ja mild und erbarmungsvoll mit N^o 19! Denn so kann ich Dir doch nicht schreiben, wie ich möchte, und noch weniger vielleicht, wie Du möchtest. Es ist neun Uhr Abends, im Kopfe ist's mir wüst, und die Augen thun mir recht weh. –

Zuallervörderst von unseren Museumsangelegenheiten. Daß Deine Correspondenz ein kastrirter, verstümmelter Art[ikel] war, hast Du ja selbst gefühlt. Hast es „etliches Gekohle“ genannt,² und das war's auch! Ein geistreicher Kerl, wie Du, wird zwar nie dummes Gekohl vorbringen: aber Kohl bleibt eben doch nur Kohl – und gerade von *Dir* mußte ich einen anständigen Art[ikel] haben. In *Deinem* Interesse, und namentl[ich] Prutz gegenüber, konnte ich nicht daran denken, Dich *so* in unserm Blatte debütiren zu lassen. Recapitulire 'mal den Inhalt Deines Art[ikels] Die allerflüchtigsten Andeutungen über das trivialste

Thema – die Birch-Pfeiffer; Erwähnung eines Stücks, das Du nicht kennst und einer Bühne, von der Du eigentlich so gut wie gar nichts sagtest³ – Notizen, wie sie kaum in der Corresp[onden]z eines Tagblatts zum Schluß angebracht werden können – dann ein tändelndes Wort über den Musenalmanach⁴ und ein überschwängliches über Paul Heyse,⁵ das sich gewiß nicht als Kritik geben ließ. Überhaupt Bücherbesprechungen, für die wir eine besondere Rubrik haben, in einer Corresp[on]d[en]z – das ging auch nicht! Nun hattest Du Dich obenein mit der Einsendung Deines Beitrags so verspätet, daß mir keine Zeit übrig blieb, Dich um einen neuen zu ersuchen und – was doch unerlässlich gewesen wäre – Dir das *Warum* und *Wie* gründlich zu exponiren. Eine pikante Corresp[on]d[en]z aus Berlin war aber schlechterdings nothwendig, und sie kam eh' ich mir's versah. Prutz hatte den geistreichen Schwadronneur, dessen Berliner Briefe Du im „Museum“ gelesen haben wirst, schon an der Hand,⁶ *bevorwortete*, wie man das zu nennen pflegt, sehr *nachdrücklich* das Engagement, und da ich mit leeren Händen gegenüberstand, mußte ich mich wohl fügen. Ei nun, dachte ich zu meinem Troste, das politische Correspondenzchen wäre bei Deiner Stellung⁷ doch auch was Mißliches für Dich gewesen, und da wollte ich Dich schon zum Ersatz auf Recensiönchen stellen. Aber damit, wie es sich nur zu bald zeigte, war's auch eine eigne Sache. Bücherbesprechungen haben wir in doppelter Form: einmal ausführliche, freie Aufsätze, die an ein Buch anknüpfen, und gar nicht thun dürfen, wie gewöhnliche Recensionen, dann kurze Besprechungen in der Rubrik „Lit[eratur] und Kunst[“]. Was letztere betrifft, so bewies mir Prutz aus 101 Gründen, daß sie lediglich von uns gefüllt werden müßte; bei 100 Gründen stritt ich, beim 101^{ten} gab ich endlich nach, schon darum weil ich nicht den bösen Schein der Arbeitsscheu auf mich ziehen wollte. Ich war somit für Dich auf Themen zu selbständigen Aufsätzen angewiesen, und sann, wie ich Dir davon eine gute Partie zurecht legen sollte, ohne dabei auf die Schwierigkeiten der Doppelredaction zu stoßen. Inzwischen kam eine papirne Sündfluth über uns, so daß wir Redactoren unsere größeren bereits fertigen Beiträge aus einem Heft in's andere schieben mußten, wie es denn noch immer geschieht. Daß gleichwohl Raum für Dich geschafft werden mußte, daran dacht' ich tagtäglich – allerdings ruhiger als jetzt, seit ich weiß, wie es um Dich steht.⁸ Daß diese Nachricht ein sehr harter Schlag für mich gewesen, daß ich die böse Thatsache wie eine Calamität empfand, die mich selbst betroffen – soll ich es Dir erst sagen? Ach, Du weißt noch immer nicht, wie ich Dich lieb habe, Du schlechter Mensch! Von dem Augenblick an, wo ich Dich mir in einer Lage dachte, vor der ich im innersten Herzen erschrak, hab ich nicht aufgehört, jeden Thaler zu errechnen, der Dir durch mich zugeführt werden könnte. Die Aufgabe ist, Dich so zu stellen, daß Du bei uns etwas Bestimmtes und allenfalls auch Erkleckliches haben kannst. Dies Dir im Allereinzelnsten darzulegen, hatte ich mir für den vergangenen Sonnabend vorbehalten. Inzwischen ist heute, *eben heute* ein Umstand eingetreten, der meiner beabsichtigten Exposition doch noch eine andere Richtung geben kann, und ich

halte daher mit dieser noch so lange zurück, bis das eben erwähnte „Vorkommniß“ zu der von mir gewünschten Entscheidung geführt hat. Der Passus hier wird Dir verteufelt unverständlich sein; aber da hast Du die Erklärung. Aergerlich genug war es mir, daß der Berliner Politiker Dir zugekommen, und nun so fest bei uns sitzt. Ich gestehe, daß eine Beseitigung desselben mir ein frommer Wunsch war – bei all’ seiner Geistreichheit war’s doch eben auch kein Mann nach meinem Herzen: aber wie ihn ohne Grund entfernen, ihn, den Goldsohn von Prutz? – Den Grund, und zwar einen, der ein förmlicher *Abgrund* für seine Correspondenzen werden soll, gab mir heute ein merkwürdiger Zufall. Ich gehe gegen 6 Uhr Abends in eine Conditorei, um ein paar Zeitungen zu lesen. Bei der Tasse Kaffee greife ich nach dem ersten freien Blatte – N° 1 der *Wartburg* von E[rnst] Keil (ci-devant⁹ *Leuchthurm*). Ich blättere, und mein Blick haftet auf den „Preußischen Spiegelbildern“, der langjährigen stereotypen Bezeichnung für Berliner Corresp[on]d[en]zen in diesem hochrothen Blatte. Unwillkürlich fange ich zu lesen an – was Teufel! welche Aehnlichkeit mit unserer neuesten Correspondenz aus Berlin im zweiten Hefte des Museums! Ich lese weiter und finde nicht allein dasselbe Raisonement (nur weit entschiedener und röther), sondern ganze Sätze, wörtlich, buchstäblich gleichlautend! Also unser junges Museum schon ein Hahnrei!¹⁰ Die uns angetraute Correspondentenseele in Berlin, die uns mit größter Züchtigkeit bat, den Schleier der Anonymität nicht von ihrem Antlitz zu lüften, liegt für Geld und gute Worte auch in den Armen Keil’s, und giebt ihm just dasselbe hin, was *wir* unter ihrem Keuschheitsgürtel gesucht! – Ich empfand darüber weniger Schreck als Freude. Sofort eilte ich in das nahe Geschäftslocal unseres Verlegers,¹¹ und schrieb an Prutz einen 4 Seiten langen Brief, worin ich feierlich erklärte, daß ich auf Scheidung von diesem Correspondenten *unerbittlich* dränge; daß ich zur Aufnahme welches Beitrags immer von diesem Herrn *nun und nimmer meine Zustimmung* geben würde; wenn er fragte: woher nun Corresp[on]d[en]z aus B[erlin]? so antwortete ich: von Fontane! Und zum Beweise, daß Du ein gar guter polit[ischer] Correspondent wärst, schickte ich einige Nummern der alten „Dresdener Z[ei]t[un]g“¹² (die ich in aller Eile nicht ohne Mühe und Anstrengung zusammengesucht!). – Übermorgen erwarte ich Prutz’s Antwort. Er wird sich sträuben, sehr sträuben gegen die Excommunication seines protégé: aber es wird ihm nichts helfen, er mag mich die Wehen der Doppelredaction noch so lebhaft spüren lassen – ich weiche und wanke nicht. Er wird nachgeben *müssen*; denn der Verleger ist auf *meiner* Seite. Dann wirst Du feierlich zu unserm Corresp[ondenten] creirt; die Ernennung kann in den nächsten Tagen erfolgen, und Du schreibst uns dann natürlich Besseres als für die Dresdener Z[ei]t[un]g. Viel wirst Du nicht davon haben: aber der Vortheil besteht in der Regelmäßigkeit. Du giebst uns jeden Monat einen halben Bogen (NB. Die Corresp[on]d[en]zen werden nicht wieder aus Petit, wie im ersten Heft, sondern aus *splendider Mittelschrift* gesetzt¹³), und dafür erhältst Du 11 Th[a]l[e]r. Bei so wenig Zeit, wie man für einen halben Bogen braucht, ist eine regelmäßige

Monatseinnahme von dem Betrag doch *was!* Und dazu kommen nun die andern Arbeiten, Charakteristiken, *Gedichte* etc. Davon sprechen wir noch mehr. Warte nur ein paar Tage, bis ich die Antwort von Prutz habe. Und nun – nimm's nicht übel – für heute muß ich schließen. Ich bin todtmüde und muß in's Bett.

Von mir sage ich Dir nur noch, daß Du sehr irrst, wenn Du mich jetzt auf Rosen gebettet glaubst! Im Gegentheil, ich bin in der ^a[??]lichsten Bedrängniß. Mein Redactionsgehalt geht erst vom Januar an, wird erst Ende März ausgezahlt, und ich habe schon seit dem September mit der *einen* Geschichte so viel zu thun, daß ich nichts anderes vornehmen kann, mithin von dem was am meisten Noth thut und Noth macht, nichts in die Hände bekommen. Habe bitter gekämpft und wieder borgen müssen – es ist zum Verzweifeln! Doch was hilft das Lamentieren?

Auf baldig Wiedersehn, guter, lieber Theodor. Grüße mir Deine Frau herzlichst.

Dein Wolfsohn

Leipzig

20 Jan. 51.^b

a Die erste Silbe des folgenden Wortes nicht gelesen.

b Unter dem Datum von Fontanes Hand: „1851.“

- 1 Um welche „Sache“ es sich handelt, war nicht zu ermitteln. Wolfsohn bemühte sich um seine Einbürgerung, gleichzeitig auch um eine Stelle für Fontane. Vgl. Wolfsohn an Karl August Varnhagen von Ense, 31. Dezember 1850 (Dokumente, Nr. 9) und die folgenden Briefe.
- 2 Vgl. Briefe, Nr. 29.
- 3 Fontane könnte über Charlotte Birch-Pfeiffers Drama *Das Forsthaus* geschrieben haben, das im November 1850 mehrmals in Berlin und Potsdam aufgeführt worden war. Vgl. *Vossische Zeitung*, Nr. 260, 263 und 269 (7., 10. und 17. November 1850). Außerdem trat Charlotte Birch-Pfeiffer im November 1850 in mehreren Stücken an den Königlichen Schauspielhäusern in Berlin und Potsdam auf. Vgl. *Vossische Zeitung*, Nr. 264 und 267 (11. und 15. November 1850).
- 4 Gemeint ist vermutlich: *Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1851*, hg. von Otto Friedrich Gruppe, Berlin 1850.
- 5 Wolfsohn selbst rezensierte mehrfach Werke von Paul Heyse, so 1851 *Francesca da Rimini* und 1860 *Elisabeth Charlotte*. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 6.2.3.3 und 6.2.13.60.
- 6 Um wen es sich hierbei handelt, war nicht zu ermitteln.
- 7 Anspielung auf Fontanes damalige Tätigkeit für das *Literarische Cabinet*.
- 8 Fontane musste nach der Auflösung des *Literarischen Cabinets* wieder von den Einnahmen aus seiner schriftstellerischen Tätigkeit leben und hatte sich deshalb an Wolfsohn um Vermittlung und Hilfe gewandt. Vgl. Briefe, Nr. 31.

- 9 (Frz.) Vormalis.
- 10 Der Beginn der Berliner Korrespondenz *Spiegelbilder aus Preußen* (*Die Wartburg*, Nr. 1, 3. Januar 1851, S. 35–39) weist in einzelnen Passagen inhaltliche Übereinstimmungen mit und wörtliche Anklänge an den Schluss der Berliner Korrespondenz vom 4. Januar 1851 im zweiten Heft des *Deutschen Museums* auf (S. 148–155).
- 11 Das *Deutsche Museum* erschien im Leipziger Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung, die von Hermann und Christian Friedrich Rost geleitet wurde. Das Geschäftslokal befand sich 1851 in der Grimmaischen Straße 16.
- 12 Fontanes Korrespondenzen in der *Dresdner Zeitung*. Vgl. Anm. 2 zu Briefe, Nr. 18.
- 13 Petit, Mittelschrift: typographische Angaben der Schriftgröße. Splendid: weiter, durchschossener Satz. Ab dem zweiten Heft des *Deutschen Museums* wurden die Korrespondenzen in der gleichen Schriftgröße wie die anderen Textbeiträge gesetzt, lediglich der Durchschuss fiel enger aus.

34. Wolfsohn an Fontane

20. Februar 1851; eB: 2 Bl., 5 S. (grünes Papier mit Initialen „W.W.“) – TFA, C 11.

Es hat lange gedauert, mein guter Theodor, bis ich Dir den weiteren Verlauf und den Abschluß einer Sache mittheile,¹ von welcher Du nach der Lebhaftigkeit, mit der ich sie Dir auseinandergesetzt, kaum annehmen durftest, daß sie in Vergessenheit gekommen. Davon nicht einmal zu reden, daß es Dir überhaupt nicht möglich sein sollte, zu glauben, ich könne etwas vergessen, wobei auch Dein Interesse im Spiele ist.

Die Verzögerung hatte ihren Grund keineswegs, wie Du etwa vermuthen magst, in einem Meinungsstreit zwischen mir und P[rutz]. Theils ist auch P[rutz], wie ich, sehr bemüht, jeden Redactions-Dissens zu vermeiden, theils konnte er den vorliegenden Thatsachen, die ich scharf genug beleuchtet hatte, nichts entgegenstellen. Es handelte sich nur noch darum, die Angelegenheit mit Wahrung alles redactionellen Decorums zu erledigen. Und da meinte denn P[rutz], wir müßten zunächst unsern Corresp[on]d[en]ten auffordern, sich über den Fall zu erklären. Ich konnte das nur billigen. P[rutz] schrieb einen sehr feinen und doch auch gehörig spitzen Brief an den Herrn. Die Erklärung kam und enthielt allerdings mancherlei, worauf besondere Rücksicht genommen werden mußte, wonach es sogar in Anbetracht vielfältiger Interessen nicht rätlich erschien, mit dem Manne ganz zu brechen. Die in Folge dessen angeknüpften Verhandlungen wurden durch eine plötzliche, von dringenden Umständen gebotene Reise P[rutz]'s ein wenig in die Länge gezogen. Die schließliche Entscheidung ist nun folgende.

Wir *theilen* unsere Berliner Correspondenz.² Die eine Hälfte behält der frühere Berichterstatter, die andere fällt Dir zu. Jenem bleibt ausschließlich die politische Debatte; von Dir, ohne daß es uns beikommt, Deiner Feder Vorschriften zu machen, wünschen wir vorzugsweise Schilderungen des gesellschaftlichen,

literarischen, künstlerischen Lebens etc in Berlin. Ich nehme die Gesellschaft im weitesten Sinne, und bitte Dich, auch bei dem Allereinsten, was Du berührst, Dich stets im Zusammenhange mit dem großen Ganzen zu erhalten, auf die Elemente einzugehen, auch wenn Du die vereinzelt hervorgehoben, wie uns denn überhaupt Schilderungen von *Allgemeinzuständen*, im Einzelnen veranschaulicht, am interessantesten sein müssen. Dadurch bekommen Deine Corresp[on]d[en]zen das, was sie von anderen unterscheiden soll, die mehr für ein Tagblatt geeignet sind; dadurch namentlich vermeidest Du Ton und Charakter des Notizenhaften, wozu ich Dir vor allen Dingen rathe. Auch hast Du ja reichliche Gelegenheit, zu individualisiren, zu charakterisiren, wobei sich Deine Feder so pikant geben mag, als Du nur immer Lust hast. Z. B. im lit[er]arischen, im künstl[er]ischen, auch im öffentlichen Leben porträtirst Du hin und wieder bedeutende, hoffnungsvolle, interessante und immerhin auch schnurrige Persönlichkeiten, beleuchtest ihre Stellung, ihr Wirken, bezeichnest ihren Einfluß u. s. w. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft kannst Du geschickt verweben. Du giebst uns, wenn Du überhaupt auf die Sache einzugehen noch geneigt bist, *jeden Monat* eine solche Corresp[on]d[en]z; dann aber muß ich Dich auch bitten, den Termin regelmäßig einzuhalten. Mache jetzt den Anfang, lieber Freund, und richte Dich so ein, daß Deine Mittheilungen *spätestens* ^aden 5^{ten} März Vormitt[ag] hier eintreffen. (Kaum brauche ich zu bemerken, daß wesentliche Bezugnahme auf politische Verhältnisse in Deinen Berichten keinesfalls ausgeschlossen wird, ja, auch nicht ausgeschlossen werden *kann*.) Bist Du 'mal verhindert, uns Deine Corresp[on]d[en]z zum Termin einzuschicken, dann sei nur so gut, uns wo möglich das bei Zeiten anzuzeigen.

Natürlich soll dies aber nur der geringste Theil Deiner Mitarbeiterschaft an unserm Blatte sein. Ich werde Dich, wenn es Dir sonst lieb ist, ganz anders anspannen. Wir wollen Themen besprechen, die Du für uns so gründlich und erschöpfend als möglich behandeln magst. Und nun gleich ein paar vorgeschlagen. Was meinst Du zu einem Artikel: „Die englischen Frauen“³ Hast Du Kenntniß und Material genug für diesen höchst interessanten Gegenstand? Oder könntest Du Dir das Fehlende verschaffen? Es dürfte an geschichtlichen Rückblicken so wenig wie an den lebendigsten Farben der Gegenwart fehlen. Stellung, Charakter, Wirksamkeit, Sitte, häusliches Leben, Tugenden, Eigenthümlichkeiten, *Entartung* – ein tiefes, großes Thema, was Dir gewiß sehr viel Mühe machen muß, was aber auch eine famose Arbeit werden und Dir eben so viel Ehre einbringen könnte. 2) „John Prince“⁴ Kannst Du eine lebensvolle Charakteristik und biographische Skizze von diesem Volksdichter geben? Dabei Einzelnes von ihm mittheilen?

Über anderes aus deutschem Stoff und Leben werde ich nicht allein nachdenken, sondern auch die erforderlichen Hilfsmittel Dir vollständig zu verschaffen suchen. Eben so erhältst Du nächstens ein paar Bücher, an die Du selbständige Aufsätze (keine Recensiönchen) knüpfen magst.

Mein Art[ikel] „Theodor Fontane“ ist fertig, aber länger geworden, als ich berechnet, und wird deshalb vor dem 7 Hefte schwerlich Raum finden. Rosamunde Preußenlieder und Gedichte sind allesamt besprochen. Eben so habe ich wegen Mangels an Raum einen kleinen Art[ikel] „Puschkin's Ende und Lermontow's Anfang“ zurückschieben müssen und einen andern „Deutsche Liedersammlungen“.⁵ Was ich über Heyse gesagt, hat Dich vielleicht verdrossen:⁶ aber ich *konnte nicht anders*, ich habe ohne alles Vorurtheil, aus tiefster Überzeugung gesprochen.

Nun, lieber, guter Theodor, gieb mir endlich wieder einmal Nachricht, damit ich auch weiß, wie es Euch geht. Grüße mir Deine Frau aufs Herzlichste. Ich wünsche Euch Glück und Gesundheit mit brüderlichem Antheil.

Was meine Verhältnisse betrifft, so sieht es damit, namentlich wegen *Einer* Angelegenheit, die aber Lebensfrage ist, *sehr* mißlich aus.⁷ Ich muß deshalb morgen nach Dresden, und werde wahrscheinlich noch weiter wandern müssen. Vielleicht berühre ich auf dieser Reise Berlin. Da Du wohl auch an eigenen Sorgen zu tragen hast, so will ich Dich mit *meinem* Jammer nicht belästigen.

Schreib' mir also ja bald. Wenn ich auch nicht hier bin, Dein Brief, an die Hinrichs'sche Buchhandlung⁸ adressirt, erreicht mich in kürzester Zeit.

Leb wohl!

Dein Wolfsohn

Leipzig 20/2 51.

Wann schickst Du Gedichte? Das größere, an dem Du gearbeitet? Mußt damit auch 'mal einen Anfang machen.⁹

a Doppelt unterstrichen: „den 5^{ten} März“.

1 Vgl. die Auseinandersetzung um die Berliner Korrespondentenstelle für Fontane beim *Deutschen Museum*.

2 Dazu ist es nicht gekommen.

3 Vgl. Fontanes Antwort in Briefe, Nr. 35.

4 Vgl. ebd. In ihrer gemeinsamen Leipziger Zeit hatte sich Fontane mit den englischen Arbeiterdichtern John Prince, Robert Nicoll und Ebenezer Elliot beschäftigt und einige ihrer Texte übersetzt. Wolfsohn waren die in der *Eisenbahn* erschienenen Übersetzungen Princescher Gedichte (GBA Gedichte 2, S. 55–68), vermutlich auch das unveröffentlichte *John-Prince-Manuskript* (TFA, Na 1, Abschrift, vgl. Nürnberger 1967, S. 95–100 und 301–324) bekannt.

5 Die Aufsätze erschienen nicht im *Deutschen Museum* und konnten nicht nachgewiesen werden.

6 Wolfsohn bezieht sich auf seinen Artikel *Francesca da Rimini*. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 6.2.3.3.

- 7 Wolfsohns Bemühungen um eine deutsche Staatsbürgerschaft. Er reiste zunächst nach Dresden und Leipzig, um dort Aufenthalts- bzw. Leumundszeugnisse zu erlangen. Überliefert sind Leumundszeugnisse von Heinrich Wilhelm (13. April 1851) und von L. Fort (22. April 1851); Dokumente, Nr. 10. Lehmann-Schultze 1964, S. 89, führt eine Aufenthaltsbescheinigung der Dresdner Stadt-Polizei vom 14. April 1851 an, die „zum Behuf der beabsichtigten Niederlassung in Braunschweig“ ausgestellt worden sei. Zur Problematik seiner Lage vgl. auch Wolfsohn an Karl August Varnhagen von Ense, 31. Dezember 1850: Dokumente, Nr. 9.
- 8 Wolfsohns Pass war zu diesem Zeitpunkt abgelaufen. Er verfügte also über keine gültigen Papiere und konnte diese auch nicht erlangen. Obwohl er auf seinen Reisen oft in Leipzig Station machte, ist er in der Rubrik „Ankommende Fremde“ im *Leipziger Tageblatt und Anzeiger* der Jahre 1850 und 1851 nicht verzeichnet. Möglicherweise griff er aus diesen Gründen auf die Redaktionsadresse des *Deutschen Museums* zurück.
- 9 *Der Tag von Hemmingstedt*. Fontane schickte Wolfsohn die Ballade am 8. März 1851. Vgl. Briefe, Nr. 36.

35. Fontane an Wolfsohn

22. Februar 1851; eB: 1 Bl., 4 S. – TFA, C 350.

Berlin d. 22^{ten} Febr: 51.

Mein lieber Wolfsohn.

Für Deine beiden Briefe nimm meinen besten Dank, um so mehr als es eigentlich nicht in Deinem Trieb u. Wesen liegt, als Henne allerhand Küchlein unter die Flügel zu nehmen.¹ – Ich schreite zur Beantwortung der einzelnen Punkte Deines Briefes und fange von hinten an. Du solltest Roman= oder Lustspieldichter werden, oder aber auch Dein Heil in der höhern Diplomatie versuchen! Mir ist noch nie ein Mensch vorgekommen, der eine solche Manie für Andeutungen, Winke, vorbereitete Ueberraschungen u. dgl. hätte, wie Du. Deine Briefe sind oft weiter nichts als eine geistvolle Variation auf das Thema: „wenn ich spräche!!“ oder: „über ein Kleines und –!“ Wenn ich Deine Zeilen gelesen habe, brumme ich gemeinhin in den Bart:

Geduld, Geduld! wenn's Herz auch bricht,
Mit Wilhelm Wolfsohn hadre nicht:
Des *Anfangs* ist er ledig
Gott sei dem *Ende* gnädig.²

Dies „*Ende*“ aber erfahr' ich in den seltensten Fällen. – Du schreibst mir in Deinem gestrigen Briefe von „*Einer* Angelegenheit die eine Lebensfrage ist“ u. dergl. m. Warum rückst Du nicht mit der Sprache heraus? Deine Sprache scheint auch nur zum Verbergen der Gedanken da zu sein;³ Du darfst alexanderartig ausrufen: wär' ich nicht C. W. Wolfsohn, ich möchte Talleyrand sein.⁴ Zwar schreibst Du mir, Du wolltest zu *meinem* Jammer nicht den *Deinigen* zugesellen, doch ist das

blos ein guter Coup, und wird derselbe von mir auf den Müllhaufen allgemeiner Redensarten verwiesen.

Was mein Gedicht⁵ angeht, so ist dasselbe mit Nächstem fertig; jedenfalls erhältst Du es rechtzeitig genug, um auch ihm – falls es Dir überhaupt gefällt – einen Platz im *siebenten* Heft einzuräumen. Vielleicht wäre das gar nicht so übel, Deine Recension⁶ durch gleichzeitigen Abdruck meines „Hemmingstedt“ zu illustriren. Die ersten 3 Strophen werd' ich Dir heut schon beipacken, theils um Dir einen Kosthappen zu bieten, noch mehr aber um die Frage daran zu knüpfen, ob Dir nicht 28, geschrieben „achtundzwanzig“ derartige Strophen des Guten etwas zu viel scheinen? Eben hab' ich mir das Format Eures Museums noch mal angesehen, und bin ich jetzt der Meinung, daß es doch wohl geht; auf vier Seiten bringt Ihr die ganze affaire mit Bequemlichkeit.

Nun ein Paar Worte über die Arbeiten, die Du mir halb u. halb angetragen oder doch in Vorschlag gebracht hast. – Was die englischen Frauen angeht, so weiß ich von [i]hnen^a soviel wie von den Patagoniern, die sehr groß sein, oder von den Karaïben die Menschenfleisch fressen sollen. Der Umstand, daß ich in London⁷ 3 alte Weiber kennen gelernt⁸ und in Deutschland einen dicken Roman von der Mrs. Gore übersetzt habe,⁹ berechtigt mich unmöglich dem schönen Geschlecht Alt-Englands im Deutsch[en] Museum klar zu machen, wie's eigentlich mit ihm steht. – Nun John Prince! Das wäre etwas, wenn ich seit dem Jahre 40 irgend welche neue Notiz über den armen Teufel erhalten hätte.¹⁰ So wie die Sache jetzt liegt, kann das viele Kinder u. Verse machende Männlein, das *sehr wahrscheinlich* lange an der Schwindsucht gestorben ist, nur in *der Masse* wirken. Es giebt nämlich jetzt eine specielle Arbeiter-Literatur,¹¹ deren Wesen und Bedeutsamkeit (*von dem rechten Kerl*) in einem dicken Buche dargethan werden müßte; ein Tropfen in diesem Ocean würde – – John Prince sein. Nicht nur England ist überreich an solchen Erscheinungen; unsre deutschen Handwerkervereine hegen u. pflegen dasselbe Element,¹² – und existirte z. B. hier in Berlin (vor Jahren schon) ein Stubenmaler Steinhäuser,¹³ der 10 mal so bedeutend und namentlich viel selbstständiger als John Prince ist. – Wenn Du mir Bücher zur Besprechung senden wolltest, erfülltest Du mir einen Hauptwunsch. Dazu hab' ich Neigung und wenigstens so viel Fähigkeit, wie für's Haus erforderlich ist.

Den Correspondenten-Posten N^o 2 nehm' ich mit Dank an¹⁴ und hoff' ich bis zum 5^{ten} März ein Briefchen (ziemlich kurz) einsenden zu können; sollte mir's – weil ich noch mit meiner Ballade vollauf zu thun habe – unmöglich sein, so vergieb, und reservire mir zwei ^bDruckseiten (mehr gedenk' ich nie zu schreiben) für das nächste Monat oder die nächste Nummer. Wahrscheinlich werdet Ihr's wieder nicht nehmen, was übrigens nichts auf sich hat; nur gesteh ich Dir ehrlich, daß es der letzte Versuch ist. Soll ich mal zu nichts kommen, so will ich meine Unbedeutendheit wenigstens mit *Bequemlichkeit* und ohne alle nutzlosen Strampeleien genießen. – Im Uebrigen kann ich Dir Gott sei Dank mittheilen, daß es vorläufig noch ganz ^cleidlich mit mir steht; erst im Sommer, wenn sich bis

dahin kein Glücksfall ereignet, werden die Sorgen kommen.¹⁵ Meine Frau grüßt Dich herzlich; laß mal wieder von Dir hören!

Dein Th: Fontane

^dDie Ballade¹⁶ schick ich doch lieber fix u. fertig!

- a In der Handschrift: „Ihnen“.
- b „Druck“ über der Zeile eingefügt.
- c Das Folgende: „leidlich ... Fontane“ am linken Rand von Seite 1.
- d Das Folgende: „Die ... fertig!“ am linken Rand von Seite 4.

- 1 Vgl. Matthäus 23, 37.
- 2 Zitat nach der letzten Strophe von Gottfried August Bürgers Ballade *Lenore* (1778):
 Nun tanzten wohl bei Mondenglanz,
 Rundum herum im Kreise,
 Die Geister einen Kettentanz,
 Und heulten diese Weise:
 „Geduld! Geduld! Wenn's Herz auch bricht!
 Mit Gott im Himmel hadre nicht!
 Des Leibes bist du ledig;
 Gott sei der Seele gnädig!“
- 3 „Die Sprache ist dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen.“ Charles Maurice de Talleyrand zugeschrieben. Vgl. Büchmann 1865, S. 189.
- 4 Anspielung auf den Ausspruch Alexanders des Großen: „Wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich wohl Diogenes sein.“ Überliefert bei Diogenes Laërtius und Plutarch: vgl. Büchmann 1895, S. 388f.
- 5 *Der Tag von Hemmingstedt*.
- 6 Der von Wolfsohn angekündigte und nicht erschienene Artikel über Fontane. Vgl. Briefe, Nr. 32.
- 7 Fontane bezieht sich auf seine erste Englandreise mit seinem Schulfreund Hermann Scherz vom 25. Mai bis zum 10. Juni 1844.
- 8 Mit den „3 alten Weibern“ sind vermutlich Mrs. Schweitzer und zwei Damen im Haus der Familie Burford gemeint. Vgl. *Tagebuch der ersten Englandreise*. In: NFA 17, S. 455–503, hier S. 482–491 und 494–496.
- 9 Catherine Grace F. Gore: *The money-lender* (1843). Der Roman schildert die Wandlung eines jüdischen Wucherers zum edlen Landlord. Vgl. Fleischer 1998, S. 16. Fontanes unveröffentlichte Übersetzung unter dem Titel *Abednego, der Pfandleiher* entstand vermutlich zwischen 1844 und 1850 (TFA, Na 7, Abschrift). Vgl. Nürnberger 1967, S. 159–165 und 324–326. 1860 verfasste Fontane einen Lexikonartikel über Catherine Grace F. Gore (Theodor Fontane: *Mrs. Gore*. In: *Männer der Zeit. Supplement: Frauen der Zeit. Biographisches Lexikon der Gegenwart*, Leipzig: Lorck 1862, Sp. 43f.).

- 10 Vgl. Anm. 4 zu Briefe, Nr. 34.
- 11 Fontane bezieht sich vermutlich auf die im Zusammenhang mit der Chartistenbewegung (1838–1850) entstandene Literatur. Vgl. Haywood 1995 und Schwab 1993.
- 12 Seit 1830 entstanden in Deutschland Handwerkervereine mit dem Ziel, die Bildung ihrer Mitglieder zu fördern. Der 1844 gegründete *Handwerkerverein zu Berlin* zählte zu den bedeutendsten. Er unterhielt eine Bibliothek und veranstaltete Vorträge und Kurse. Vgl. Meyer 1888/89, Bd. 2, S. 948 und Brockhaus 1892–1895, Bd. 8, S. 778.
- 13 Wilhelm Steinhäuser (1816–nach 1857) veröffentlichte: *Feierabendlieder* (Berlin 1845), *Evangelium der Gegenwart* (Berlin 1848).
- 14 Die Zusammenarbeit kam nicht zustande.
- 15 Anspielung auf die Schwangerschaft seiner Frau, die am 14. August 1851 den Sohn George Emile zur Welt brachte.
- 16 *Der Tag von Hemmingstedt*.

36. Fontane an Wolfsohn

08. März 1851; eB: 1 Bl., 4 S. – TFA, C 351.

Berlin d. 8^{ten} März 51.

Lieber Wolfsohn.

Beifolgend die berühmte Ballade „Hemmingstedt“. Im Ernst gesprochen: das mit Begeisterung Empfangne, ist unter ehrlicher mühevoller Arbeit, in vorliegender Gestalt wieder an's Licht gefördert worden; ob's Deinen Beifall hat muß ich dahin gestellt sein lassen, wie wohl ich nicht glaube, daß Du zu denen gehörst, die der *ganzen Gattung* keinen Geschmack abgewinnen können. In unsrem Tunnel hab ich, trotz persönlicher Gegnerschaft, bescheiden ausgedrückt – reussirt.¹ – Wenn Du's aufnimmst, so Sorge dafür, daß es mir mit einigem Anstand bezahlt wird,² denn ich habe 9 Wochen daran gearbeitet und möchte wenigstens *halb* so viel Tagelohn bekommen, wie ein Droschkenkutscher oder Dreckzusammenfeger. Diese Glücklichen stehen sich 10 S[ilber]gr[oschen] pro Tag. Nach diesem Regula de tri³ Ansatz würd' ich 10 Thaler 15 S[ilber]gr[oschen] einstreichen. Kein Pappenstiel!

Das Ausbleiben meines Correspondenz-Artikels hat nicht in Fahrlässigkeit seinen Grund. Ich gedachte – um nicht gleich mit literarischem Schnack zu beginnen – zunächst über unsre Bildhauer, Maler und Musiker namentlich aber über die Ateliers der beiden Erstgenannten kurze Mittheilungen zu bringen. D^r Eggers – Redacteur des Kunstblatts⁴ und befreundet mit den betreffenden Persönlichkeiten – sollte und wollte mir Einlaßkarte und Cicerone zugleich sein; inzwischen fuhr ihm das Podagra⁵ in die Beine und brachte mich um seine Mentorschaft. Sobald es den Unglücklichen nicht mehr zwickt und kneipt hol' ich Versäumtes nach, falls nicht Contre-Ordre von Dir eintrifft.

Ich habe Dir viel herzliche Grüße zu bestellen und zwar von Perrücken-Wihl.⁶ Ich geb' ihm flottweg diesen Zunamen, weil ich mir nicht denken kann, daß Jemand von eigner Haarfülle einen solchen Tafelaufsatz mit sich umher-schleppen kann. Das ist ja Stoff für zwei moderne Sopha's – beiläufig bemerkt, verdammte Dinger, die für amputirte Voltigeurs⁷ aber nicht für Grenadierfiguren das rechte Maaß haben. Doch à nos moutons!⁸ Wihl (ist er mit Ludwig Wihl verwandt?!)⁹ war bei der Fanny Lewald. Er schien dort sehr gut angeschrieben, was sich daher erklärt, daß er sie seit Wochen unterm Pinsel hat. Ich weiß nicht ob es Kniestück oder sonst was wird, – jedenfalls, wenn er nur halb wiedergiebt, was die Natur geschaffen, muß es ein stattliches Bruststück werden. Uebrigens scheint Wihl, allen Ernstes, ein sehr guter Kerl, eine sogenannte „Seele“; von Dir sprach er mit Liebe und einem guten Stück Bewundrung; Du mußt es doch vortrefflich verstehn an rechter Stelle Deine Trümpfe auszuspielen! – Er läßt Dir sagen „Lear u. Cordelia“ seien bei Seite gestellt; William's Grabesruhe ist also vorläufig ungefährdet.¹⁰ Eigentlich ist es schlecht, daß ich so schreibe: Wihl scheint ein eben so bescheidner wie strebsamer Mensch; – Du weißt auch gewiß, wie Du solchen Schnack von mir hinzunehmen hast; – fast bin ich freilich schon zu alt dazu!

Ich erwarte mit Nächstem einige Zeilen von Dir; wenn der Freund in Dir faul sein sollte so fordre vom *Redacteur*, daß er dem Freunde einen mahnenden Rippenstoß giebt.

Deine Recension über Heyse's Stück wird hier sehr gebilligt,¹¹ ich habe sie noch nicht gelesen, weil ich vom „Deutschen Museum“ nur das erste Heft erhalten und im Uebrigen gar keine Gelegenheit habe den Inhalt einzusehn. Mein Buchhändler (Gropius)¹² hat's nicht. Wird „Hemmingstedt“ gedruckt,¹³ so schicke mir wenigstens das betreffende Heft; mög' es dasselbe sein, in dem sich „Th: Fontane“ von W. Wolfsohn¹⁴ befindet. Ich setze voraus, daß Du mich nicht in den Dreck getreten hast. Dein

Th: Fontane.

^aIch unterlasse auch heut nicht mein Ceterum-censeo: wenn Du von einem Redactions-Pöstchen hörst, so denk' an mich. *Th. F.*

a Das Folgende: „Ich ... *Th. F.*“ am linken Rand von Seite 1.

- 1 Fontane hatte die Ballade am 2. März 1851 im *Tunnel über der Spree* vorgelesen. Beim Balladenwettbewerb erhielt sie den ersten Preis, obwohl Heyse, Kugler und andere Einwände erhoben. Vgl. GBA Gedichte 1, S. 536f. (Kommentar) und Reflexionen, Raddecke, S. 377.
- 2 Vgl. Fontane an Friedrich Witte, 1. Juli 1851: „Vor 8 Tagen erhielt ich aus Leipzig 4 Taler, geschrieben: vier Taler, für meinen ‚Tag von Hemmingstedt‘. Da ich 2 Monate dran gearbeitet hatte, macht das pro Tag 2 S[ilber]gr[oschen]. Dabei kann man satt werden.“

Vivat das deutsche Dichtertum und die Noblesse der Buchhändler! Übrigens kümmer ich mich um meinen würdigen Wolfsohn gar nicht mehr; solche Freundschaft kann mir gestohlen werden.“ (HFA IV/1, S. 171–173, hier S. 172)

- 3 Dreisatz-Regel.
- 4 *Deutsches Kunstblatt. Zeitschrift für bildende Kunst, Baukunst und Kunsthandwerk*, red. von Friedrich Eggers in Berlin, Stuttgart: Ebner & Seubert 1850–1858.
- 5 Gicht.
- 6 Gemeint ist der Maler David Wihl.
- 7 Hier: leichte Fußsoldaten.
- 8 Hier: Kommen wir zur Sache!
- 9 Der Maler David und der Schriftsteller Ludwig Wihl (vgl. Anm. 1 zu Briefe, Nr. 41) waren Brüder.
- 10 Die aus einer jüdischen Königsberger Kaufmannsfamilie stammende Fanny Lewald lebte seit 1845 als freie Schriftstellerin in Berlin und pflegte mit vielen Intellektuellen engen Kontakt. Den literarischen Durchbruch brachten ihr die Romane *Clementine* (1843) in dem sie sich gegen die Konvenienzehe ausspricht, und *Jenny* (1843), ein leidenschaftliches Plädoyer für die Emanzipation der Juden. Vgl. Fassmann 1993. Fontane war durch Bernhard von Lepel bei ihr eingeführt worden. Von David Wihl sind weder ein Porträt Fanny Lewalds noch Bilder mit Shakespeareschen Sujets bekannt.
- 11 Wilhelm Wolfsohn: *Francesca da Rimini*. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 6.2.3.3. Zur Aufnahme von Heyses Stück im *Tunnel über der Spree* schrieb Fontane: „Im Uebrigen dringt Paul doch nicht recht durch; sein Stück findet man mehr genial-thuerisch als wirklich genial, und ihn selber mehr geistreich als dichterisch.“ Vgl. Fontane an Lepel, 7. Januar 1851 (FL, Brief 145).
- 12 Die Gropius'sche Buch- und Kunsthandlung befand sich in der Königlichen Bauschule 12. Vgl. den *Wohnungsanzeiger 1852*.
- 13 *Der Tag von Hemmingstedt* erschien im ersten Jahrgang des *Deutschen Museums*, vgl. Anm. 3 zu Briefe, Nr. 28.
- 14 Nicht erschienen.

37. Wolfsohn an Fontane

19. Januar 1852; eB: 1 Bl., 3 S. (grünes Papier mit Monogramm W.W.) – TFA, C 12. Vgl. Abb. 12.

Lieber Theodor,

Im October 1850 war's wohl – in den ersten Flittertagen Deiner Ehe, da sagte ich eines Abends zu Dir und Deiner Frau, ich wolle nun auch Anstalten zu meiner baldigen Verheirathung treffen; Zeit wär's nach zehn Jahren.¹ Du lächeltest ungläubig, versichertest aber mit vieler Herzlichkeit, es sollte Dich wahrhaft freuen, dies einmal zu hören. Ich traue Dir noch etwas von der herzlichen Theilnahme zu, mit welcher Du mir damals gegenüberasest, obgleich ich aus

manchen Anzeichen schließen darf, daß Du mich abgethan, und Dich so gut wie gar nicht um mich kümmerst. Da ich nun einmal nicht so leicht den Glauben an einen Freund verlieren kann, dem ich stets doch nur die aufrichtigste und treueste Liebe entgegentrug, so erinnere ich mich jener Äußerung, und will Dir die Freude machen, zu erfahren, daß ich jetzt Anhalt-Dessauischer Staatsbürger, mich hier häuslich niedergelassen und vom neuen Jahre an verheirathet bin.² Ich habe eine sehr gemüthliche, allerliebste eingerichtete Häuslichkeit, und – bin zufrieden.

Die Thatsachen, welche diesem vorläufigen Zielpunkte vorangegangen – die Summe von Quälereien, Absetzungen und Kränkungen, von ermüdenden Kreuz- und Querfahrten, unsäglichen Anstrengungen und Opfern, welche in diesen Thatsachen liegt, würde Dich vielleicht auch „überraschen“; Du hättest bei einiger Kenntniß derselben auch einmal den Beweis, daß es eben keine Redewendung war, als ich vor meiner ersten Reise nach Braunschweig Dir schrieb,³ ich wollte *Deinen* Jammer nicht mit der Erzählung des *meinigen* erhöhen, und daß jene Stimmung, in welcher ich, mit Deinem Leid beschäftigt, das meinige auf einen Augenblick in den Hintergrund treten ließ, gewiß nicht die passendste Zielscheibe für schlechte Witze war.⁴

In den ersten Tagen meines längern Aufenthaltes in Braunschweig,⁵ als ich den satirisch-parodischen Text,⁶ welchen Du mir gelesen, noch frisch im Gedächtniß hatte, begann ich einmal diesen Text zu glossiren, und wies Dir nach, wie ungerecht Du gegen mich gerade in dem Falle warst, der Dich veranlaßte, meine Andeutungs- u. Ueberraschungslust zu bewitzeln; handelte es sich doch um ein paar Briefe, in denen ich so genau auf alles Hauptsächliche eingegangen war, und wobei ich als „Freund u. Redacteur“ so gewissenhaft das Meinige gethan hatte. – Ich wurde unterbrochen, und damit unsere Correspondenz bis auf diesen Tag. Seitdem liebest Du mich ruhig bei den Verschollenen; Du kamst mit Leuten in Berührung, die leicht über mich hätten Auskunft geben können⁷ – aber Du fragtest nicht; Du hattest Gelegenheit, Dich meiner zu erinnern, aber – – –

Soll ich trotz alledem glauben, daß Dich die Geschichte meiner Erlebnisse in dieser ganzen Zeit interessiren kann, soll ich nicht fürchten, daß Du sie auch auf den „Müllhaufen“ wirfst? Nein, das will ich nicht, und ich traue Dir, wie gesagt, noch einiges Interesse für mich zu. Wenn Du also fragst, werde ich gelegentlich Dir noch mancherlei erzählen.

Könntest Du, könnte Deine Frau nicht auf ein paar Tage der wärmsten und freundschaftlichsten Einladung nach Dessau folgen? nicht allein um Euch in den luftigen Straßen hiesiger Residenz zu ergehen und den alten Dessauer spielen zu hören,⁸ sondern um es Euch ein klein wenig in unserer Häuslichkeit gefallen zu lassen? Ihr sollt mit möglichstem Comfort bei uns wohnen.

Liebster Freund, laß mich Näheres von Dir und Deinen Verhältnissen erfahren. Meiner unveränderten und unwandelbaren Gesinnung sei für alle Zeiten gewiß.

Deiner Frau drücke ich herzlich die Hand und bringe ihr wie Dir die innigsten Grüße meiner Emilie. Sage dem Dr. Müller und Deiner Schwiegermutter⁹ alles Freundliche von

Deinem Wolfsohn

Dessau

19 Januar

1852 =

= Neujahrswünsche verstehen sich von selbst!

- 1 Die Verlobung Wolfsohns mit Emilie Gey fand im Oktober 1840 statt. Vgl. Geiger 1912c, S. 168.
- 2 Wolfsohns vorherige Bemühungen, sich in Deutschland niederzulassen, scheiterten vermutlich daran, dass er keinen Emigrationsschein der russischen Behörden vorweisen konnte. Die Einbürgerung in Dessau am 13. Dezember 1851 erfolgte ohne Vorlage eines Emigrationsscheins. Vgl. den Staatsbürgerschein der Herzoglich Anhaltischen Regierung und die Aufnahmeurkunde der Gemeinde Dessau, beide vom 13. Dezember 1851. In: Lehmann-Schultze 1964, Anlage 26 und 27 (die Originaldokumente sind offenbar nicht erhalten). Wolfsohn profitierte von der wohlwollenden Haltung des Bürgermeisters Karl Wilhelm Fritsche, der sich Wolfsohns gefährdeter Position bewusst war. So mahnte er ihn mit der scherzhaften Drohung, die Unterlagen für seine Eheschließung zu vervollständigen: „[...] sonst lasse ich Sie in aller Stille von der Kais. Königl. Russischen Allerhöchsten Behörde als Kais. Königl. Russischer, nicht ausgewanderter Unterthan requiriren, auf den Schub bringen und an die Grenze des Russischen Reiches zu weiterer Spedition abgehen [...]“ (Fritsche an Wolfsohn, 14. Februar 1852, Staatsbibliothek zu Berlin PK, Handschriftenabteilung, Sig. Autogr.) Wolfsohns standesamtliche Trauung mit der Protestantin Emilie Gey fand am 31. Dezember 1851 statt, mit „nachheriger Trauung nach israelitischem Ritus“. Vgl. Lehmann-Schultze 1964, Anlage 29. Im Nachlassverzeichnis Wolfsohns ist ein Dokument der Königlichen Superintendentur Dresden I. vom 23. Januar 1861 über den Verlust des Trauscheins erwähnt (Nachlass Wilhelm Wolfsohn; in Privatbesitz).
- 3 Wolfsohn bemühte sich auch in Braunschweig um Einbürgerung. Vgl. Anm. 7 zu Briefe, Nr. 34.
- 4 Vgl. Briefe, Nr. 35.
- 5 Wolfsohns Aufenthalt in Braunschweig am 5. und 21. Mai 1851 belegt Lehmann-Schultze 1964, S. 89 unter Hinweis auf die Laubblättersammlung im Nachlass Wolfsohns. Die noch erhaltene Aufstellung der Sammlung endet mit dem 16./28. August 1844. Ein weiterer Aufenthalt in Braunschweig ist für den 10. Oktober 1851 belegt. Vgl. Wolfsohn an [Hermann Schauenburg], 10. Oktober 1851 (Universitäts- und Landesbibliothek Bonn, Autographensammlung: Wolfsohn, W.).
- 6 Gemeint sind die ersten Absätze von Briefe, Nr. 35.
- 7 Gemeint sein könnten Moritz Lazarus und der Maler Julius Hübner. Moritz Lazarus, der spätere Mitbegründer der Völkerpsychologie und Vorkämpfer für die Rechte des

Judentums, war mit Wolfsohn befreundet. Fontane kannte ihn aus dem *Tunnel über der Spree*. Julius Hübner gehörte wie Wolfsohn der *Dresdner Montagsgesellschaft* an. Vgl. *Handbuch literarisch-kultureller Vereine* 1998, S. 334–340. Fontane besuchte Hübners Berliner Ausstellung im September 1851. Vgl. Fontane an Lepel, 8. September 1851 (FL, Brief 182).

- 8 Anspielung auf den königlich-preußischen Armeemarsch Nr. 1, der zu Ehren Leopolds I., Fürst von Anhalt-Dessau, den Beinamen „Dessauer Marsch“ trug.
- 9 Wolfsohn war mit Emilie Fontanes Halbbruder, dem Stabsarzt Hermann Müller, und mit Bertha Kummer aus der Zeit seines Berliner Aufenthaltes 1848 bekannt.

38. Fontane an Wolfsohn

21. Januar 1852; eB: 1 Bl., 4 S. – TFA, C 352.

Berlin d. 21^{ten} Januar 52.

Tages-Kalender: Todestag Ludwig's XVI.¹

Auferstehungstag Wolfsohn-Fontane'scher Liebe u. Freundschaft.

Mein lieber Wolfsohn, auch Ehemann.

Vor allen Dingen: gratulor! und dann noch einmal. Hätte Dir's nicht zugetraut; doch beweist das weniger gegen Dich als gegen mich: Du hast meine anzüglichen Zweifel widerlegt, ich aber steh' da im vollen Glanze des – Blamirtseins.

Nun aber zu der Dur-Tonart Deines Briefes; – wie kann man so empfindsam und hinterdrein noch so nachträgrisch sein?! Und das Alles *mir* gegenüber, der ich von jeher zu den nicht zurechnungsfähigen Leuten gehört habe, die sagen können was sie wollen – weil man sie auslacht, günstigsten Falls *belacht*. Ich will sterben, wenn ich noch weiß was ich Dir geschrieben habe,² kann mir aber nicht denken, daß es was apart Schlimmes gewesen sei. Ich will Dir sagen wie die Sache vermuthlich liegt: wir waren beide höchlichst verstimmt und mochten Grund dazu haben (für mich steh ich ein). In solcher Verfassung macht man Scherze, die oft mehr bitter als witzig sind, und nur vor *milden* Ohren noch allenfalls ^aals das erscheinen, was sie sein wollen. *Verstimmung* aber ist kein *milder* Richter und nimmt selbst das halbweg Gelungene vor's Secirmesser, und schneidet dran herum bis das Lachen und Weinen des Humors zu häßlicher Fadheit und – Bitterkeit wird. Wenn das am grünen Holze geschieht, was dann am dürrer?³ und ich leugne nicht, daß mein Brief viel Dürres gehabt haben mag. Wie könnt' es anders sein? man giebt was man hat. Die Verhältnisse hatten mich sehr ausgetrocknet, es war Wüste überall: im Kopf, im Herzen und vor allem – im Beutel. – Ich habe sehr traurige Monate zugebracht und so recht kennen gelernt, entweder wie schwer es überhaupt ist auch nur das bescheidenste Brot zu finden, oder aber wie wenig Leute es giebt, die bereit s[ind]^b es Einem suchen zu helfen. Freilich darf

ich mit Freude u. Genugthuung hinzufügen, daß meine eigentlichen Freunde (Lepel an der Spitze) sich mit wahrer Generosität gegen mich [b]enommen^c haben,⁴ aber solche Rettungsmittel von heut auf morgen frommten mir verhältnißmäßig wenig und wo es galt den Einfluß Fernerstehender (die mir meine Verse oft genug gelobt und mich ein liebenswürdiges Menschenkind genannt hatten) geltend zu machen, da waren die Maul-Mäcene, die da glaubten mit ihrer Thee-Lurke⁵ und ihren häßlichen Töchtern alles abgemacht zu haben, niemals zu Hause. Hol die Pest alle feigen Memmen,⁶ – der Himmel aber bewahre jeden ehrlichen Menschen vor Bittstellerei, Antichambriren und Bedientengesichtern.

Auf welche Weise ich mich schließlich aus der Affaire gezogen habe, das möge einem zweiten Briefe vorbehalten bleiben. Für heute nur die Mittheilung, daß ich seit November v[origen] J[ahres] wenigstens wieder zu essen habe,⁷ wenn auch nicht allzuviel. Am 14^{ten} August, just im höchsten Hunger-Stadium, ward mir ein kleiner Junge geboren, ein liebenswürdiges, reizendes Kind, das kein Mensch, mit Ausnahme seiner Eltern, schön finden will, – diese aber auch doppelt und dreifach. Würmchen heißt George Emil. Den Namen „Theodor“ verweigerte ich, trotz Bitten meiner Frau, mit Beharrlichkeit, da ich meinen Ruhm auch mit meinem Erstgeborenen nicht theilen will.⁸ Mag er selbst dafür sorgen, vielleicht als Staatsmann oder Feldherr.

Wend' ich mich vor Thores Schluß wieder zu Dir. Ich sehe binnen kürzester Zeit detaillirten Mittheilungen (ich kann nicht mal die *Fragen* aufschreiben, sie würden einen Brief füllen) von Dir entgegen; leicht möglich daß ich mit einem Besuche (freilich dann allein, da ^dmeine Frau das Kind nicht verlassen kann) darauf antworte. Leider ist es mir versagt der Einladung eine Einladung folgen zu lassen, denn der beste Theil unsrer Wohnung (Louisenstraße N^o 35) ist chambre garni[e] vermietet und nur zwei Zimmerchen sind ^ezu unsrer Verfügung.⁹ Leider bleibt mir nicht einmal der Trost besserer Zeiten; ich muß Gott danken wenn es bleibt wie's ist. Nun leb mir ^fwohl, empfehl mich Deiner Frau, von der ich aus alten Zeiten her *große Stücke* halte¹⁰ und befriedige die Theilnahme und die Neugier Deines

Th: Fontane.

Meine Frau grüßt herzlich!

^eSchreib unter andern auch, wie Du mit Prutz auseinander gekommen bist;¹¹ ich war sehr erstaunt.

- a Hier gestrichen: „noch“.
- b In der Handschrift: „sein“.
- c In der Handschrift: „genommen“.
- d Das Folgende: „meine ... sind“ am linken Rand von Seite 4.
- e Das Folgende: „zu ... mir“ kopfstehend am oberen Rand von Seite 4.
- f Das Folgende: „wohl ... herzlich!“ am linken und oberen Rand von Seite 2.
- g Das Folgende: „Schreib ... erstaunt.“ am linken Rand von Seite 1.

- 1 Ludwig XVI. wurde am 21. Januar 1793 in Paris hingerichtet.
- 2 Fontane bezieht sich hier auf Briefe, Nr. 35, dessen Ton Wolfsohn ihm in Briefe, Nr. 37 vorwarf.
- 3 Lukas 23, 31.
- 4 Fontane finanzierte seine zweite Englandreise mit Hilfe Bernhard von Lepels und anderer *Tunnel*-Kollegen, Hermann Scherz', seines Vaters sowie mit einem königlichen Reisestipendium. Vgl. Nürnberger 1967, S. 171–173, Reuter 1970, S. 264 und Reflexionen, Radecke, S. 374.
- 5 Lurke, Lorke: dünne Brühe, insbesondere „schlechter dünner Kaffee“.
- 6 Zitat nach William Shakespeare: *Heinrich IV. Erster Teil* (1897; 1/9).
- 7 Seit dem 1. November 1851 war Fontane an der *Centralstelle für Preß-Angelegenheiten* der preußischen Regierung tätig. Vgl. Anm. 2 zu Briefe, Nr. 31.
- 8 George Emile. Erst seinem fünften Sohn gab Fontane 1856 den Namen „Theodor“.
- 9 (Frz.) Möbliertes Zimmer. Die Fontanes hatten die Wohnung im Oktober 1851 bezogen. Ein Teil der Wohnung war an Fontanes Apotheker-Kollegen Friedrich Witte und an Fontanes Bruder Max vermietet. Vgl. Erler 2002, S. 65f.
- 10 Fontane kannte Emilie Wolfsohn (geb. Gey) aus der Leipziger Zeit (1841/42 und Sommer 1843).
- 11 Am 15. September 1851 hatte Wolfsohn die Herausgeberschaft des *Deutschen Museums* unter Hinweis auf „innere sowohl wie äußere Verhältnisse“ niedergelegt. Vgl. Wilhelm Wolfsohn: *An die Leser des Deutschen Museums* (Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 6.2.3.8). Zu den „äußeren Verhältnissen“ vgl. Wolfsohn an Karl August Varnhagen von Ense, 31. Dezember 1850 (Dokumente, Nr. 9).

39. Wolfsohn an Fontane

25. Januar 1852; eB: 1 Bl., 3 S. (grünes Papier mit Monogramm W.W.) – TFA, C 13.

Wie sehr ich Dich lieb habe, mein Theodor, das hättest Du vorgestern deutlich genug in meinen Mienen lesen können, wenn Du mich hier auf dem Wege von der Post nach meiner Wohnung sahest. Ich hatte mir eben Deinen Brief geholt, und las auf offener Straße bei hellem Sonnenschein. Ungestört ist dergleichen freilich auch nur in unserm lieben Dessau zu bewerkstelligen, da die Gefahr, von Jemand angestoßen oder gar überrannt zu werden, hier selbst in der Jahrmarktszeit zu den sanguinischen Vorstellungen gehört.

Alter Freund! Laß mich hoffen, daß die bitteren Erfahrungen, die ich Euch schmerzlich nachempfinde, Dir nicht zu tief ins Herz gefressen. Ich wüßte wenige, die nicht schweres Lehrgeld haben zahlen müssen, um nur dieses ganze Pack gründlich verachten zu lernen, aber auch um an einzelne Menschen wärmer und inniger glauben zu lernen. – Davon werden wir uns beide noch viel zu sagen haben.

Detaillierte Mittheilungen von mir darfst Du um so weniger erwarten, je näher Du mir Deinen Besuch in Aussicht stellst.¹ Wenn Du mit den bloßen Fragen

einen Brief füllen kannst, so brauche ich zur Beantwortung doch mindestens den Raum von einem halben Hundert Briefen. Da sollt' ich der Narr sein, ein paar volle Tage ans Schreiben zu wenden, damit Du ja kommst und ich dann um so weniger zu reden haben! Schöne Oekonomie das! Ich bitte Dich –

„schone *nicht*^a meiner Lunge!“²

Aber ernstlich! Wir müssen uns sehen, wir haben unendlich viel mit einander auszutauschen, und darum schieben wir unsere Zusammenkunft ja nicht lange hinaus. Ich käme gern nach Berlin; doch abgesehen davon, daß ich in den ersten Tagen meiner Häuslichkeit mich nicht so bald aus ihr entfernen möchte, wäre auch mein Besuch viel zu kostspielig. Gasthofsrechnungen! Du weißt, was das sagen will. Dir hingegen kostet Dein Aufenthalt hier *gar nichts* – und fallen Dir die Reisekosten schwer, so läßt sich auch davon noch reden. Also überlege nicht zu lange; was Du Dir aber überlegen magst, ist, ob du nicht hier Katz etwas zum Verlag anbieten kannst, damit sich das Nützliche mit dem Angenehmen³ (wie ich mir schmeichle!!) verbinde. Nur schreibe, *wie, wo und wann?*

Im Frühjahr muß übrigens auch Deine Frau 'mal her. Wird sich doch wohl mit dem lieben Kindlein, dem ich das beste Gedeihen wünsche, irgendwie, arrangieren lassen. Die reine Luft hier würde ihr sehr wohlthun. Dessau ist äußerlich ein allerliebstes Städtchen und hat eine reizende Umgebung.

Meine Emilie grüßt herzlich und gratulirt zum Erstgeborenen.

Auf Wiedersehen also!

Dein WWolfsohn

Dessau 25 Januar
1852.

Im October habe ich mit Schauenburg in Bonn ein paar Tage zugebracht.⁴

a Doppelt unterstrichen.

1 Fontane kam in den ersten Februartagen nach Dessau. Vgl. Briefe, Nr. 40.

2 Zitat nach Johann Wolfgang von Goethe: *Faust I* (1808), Szene: *Straße II* (Vers 3068).

3 Zitat nach Horaz: „Meister seines Faches ist derjenige, der das Nützliche mit dem Angenehmen verbindet.“ (*De arte poetica*, 343) Vgl. Büchmann 1865, S. 77.

4 Hermann Schauenburg habilitierte sich 1852 in Bonn und arbeitete als Assistenzarzt in der dortigen Klinik.

40. Fontane an Wolfsohn

01. Februar 1852; eB: 1 Bl., 3 S. – TFA, C 353.

Berlin d. 1^{ten} Februar 52.

Mein lieber Wolfsohn.

Ich kann den Carnevals-Monat nicht fröhlicher beginnen als mit einigen Zeilen an Dich und der Vorstellung, daß ich innerhalb weniger Tage Dich wiedersehnen werde. Deiner freundlichen Einladung bin ich nicht im Stande zu widerstehn. Aller Wahrscheinlichkeit nach komm' ich nächsten Mittwoch (den 4^{ten}) mit dem ersten Zuge. Passt Dir's nicht, so schreibe noch vorher; umgekehrt werd' ich Dich im Verhinderungsfall nicht nur durch mein Ausbleiben sondern auch durch einige Zeilen von meinem Abgehaltensein in Kenntniß setzen. Solchen Brief würdest Du aber auch erst am Mittwoch erhalten können, da ich immer erst Dinstag Mittag erfahre, ob meine Anwesenheit für den nächsten Tag nöthig ist oder nicht.

Für Katz was mitbringen wird seine Schwierigkeit haben; meine neuen Arbeiten¹ füllen nicht annähernd einen Band und sind nur gerade ausreichend, um Frühres zu vervollständigen. Dies war sogar (so viel das bei freier Production noch möglich ist) *bewußter* Zweck beim Niederschreiben. Auf die Gefahr hin mich lächerlich zu machen und denen zugesellt zu werden, die einsame Wanderer auf der Landstraße anfallen um ihnen ihre Gedichte vorzulesen, – werd' ich trotz alledem und alledem eine leidliche Rocktasche voll Manuskript mit bringen, wobei ich Dir nicht einmal den Trost geben kann, daß die Tasche ein Loch hat. Sei also auf alles gefasst, stärke Dich vorher durch kräftige Nahrungsmittel, laß aber Deinen Geist hungern, damit er allenfalls auch an dem ausgekochtsten Gedanken-Rindfleisch einigen Geschmack findet. Nun leb mir wohl, nimm Grüße von mir ^aund meiner Frau an Dich und die Deine und recke die Arme zum Empfang Deines

Th: Fontane.

a In der Handschrift: „und und“.

1 Fontane hatte zwischen März 1851 und Januar 1852 die folgenden Gedichte verfasst: *Die letzte Fahrt des Kardinals* und *Herbstlied* (GBA Gedichte 2, S. 404), *Maria und Bothwell* (GBA Gedichte 1, S. 123–125), *Sir Walter Raleighs letzte Nacht* (GBA Gedichte 1, S. 130–134; nach: Thomas Percy: *The Lye*), *Die Hamiltons oder Die Locke der Maria Stuart* (GBA Gedichte 1, S. 141–144), *Der Alte Fritz (Zur Enthüllungsfeier des Friedrich-Denkmales im August 1851)* (GBA Gedichte 1, S. 237f.), *Der Aufstand in Northumberland* (GBA Gedichte 1, S. 289–298; nach: Thomas Percy: *The Rising in the North und Northumberland betrayed by Douglas*), *Robin Hood* (GBA Gedichte 1, S. 298–305; nach: *Robin Hood. His Birth, Breeding, Valour and Marriage*. In: J. S. Moore: *Pictorial Book of Ballads*, Bd. 1, London 1847) und den ersten Entwurf zu *Wangeline, die Weiße Frau* (GBA Gedichte 1, S. 186f. und Gedichte 2, S. 406–409).

41. Wolfsohn an Fontane

03. Februar 1852; eB: 1 Bl., 2 S. (grünes Papier mit Monogramm W.W.) – TFA, C 14.

Lieber Theodor,

Deine Rocktasche erinnerte mich an ein Factum von Ludwig Wihl,¹ das mir im vorigen Sommer ein Frankfurter erzählte; ich muß aber bemerken: sans comparaison². Ludwig Wihl hat bekanntlich eine Leidenschaft zum Vorlesen seiner Gedichte, wie kein Staubgeborener. Da er nun keine so reizenden Gedichte schreibt wie Fontane und ähnliche Kerle, so ist der schrecklichste der Schrecken³ – Ludwig Wihl mit einem Blatt in der Hand. Ein Frankfurter Damenkreis lockte ihn herbei, um sich über ihn lustig zu machen, wurde aber bald aus dem Spaß herausgelesen. Wihl kam jeden Sonntag und las die Damen halbtodt. Endlich faßt sich die Tochter vom Hause ein Herz, und als er eines Sonntags erscheint, nimmt sie höflich seinen Überrock in Verwahrung, greift heimlich in die Tasche, findet richtig ein dickes Packet Gedichte, und bringt das dahin, wo weder Mond noch Sonne es bescheint.⁴ Nach einer halben Stunde spürt Wihl Leselust; er eilt nach seinem Überrock, sucht in der Tasche – die ist leer. Verstört kommt er herein und klagt den Damen seine Zerstretheit, in welcher er das ihnen zugedachte M[anuscri]pt vergessen. Das junge, diebische Mädchen triumphirt: aber Wihl ruft nach kurzem Besinnen: halt! hier habe ich noch mehreres in meiner Busentasche! – Er fängt zu lesen an, und die Tochter vom Hause grollt halbohnmächtig mit den ewigen Mächten.

Daß ich die Arme zu Deinem Empfang recken werde in allen Dimensionen, ich möchte fast sagen auf breitester Grundlage, brauche ich Dir nicht erst zu versichern.

Ich habe Dir in meinem letzten Briefe schon angedeutet, daß ich anfangs das „Nützliche mit dem Angenehmen“⁵ (verwünschtes Philisterprincip!) verbinden zu lernen. Ein neuer Beweis meines sich entwickelnden Utilitariansinnes in Folgendem:

Eben war meine Frau im Begriff, sich aus Leipzig ein größeres Kaffeebret, als wir haben, zu erbitten – da kommt die Ankündigung Deines Besuches, und ich rieth ihr, den kaffeetrunkenen Blick nach Berlin zu wenden, wo man die schönsten Breter aller Art hat, nur die unter Hülsen ausgenommen.⁶ Ein hübsches aber einfaches bring uns mit, die Länge – eine Elle – im Preise von 2 [Talern], die ich hier beischließe. Soll es durchaus ein paar Gr[oschen] mehr kosten, und Du willst sie auslegen, so erstatte ich Dir diese.

Nun auf glückliche Ankunft! Viele Grüße an Deine Frau und die Deinen. –

Wolfsohn

Dessau 3 Febr. 1852.

1 Der jüdische Philologe und Schriftsteller Ludwig Wihl veröffentlichte u. a. *Romantische Dichtungen* (Heidelberg 1833), *Englischer Novellenkranz* (Hamburg 1839), *Geschichte der Deutschen National-Literatur von ihren ersten Anfängen bis auf unsere*

Tage (Altona 1840) und gab das *Jahrbuch für Kunst und Poesie* (Barmen 1842) heraus, in dem neben Mörike, Herwegh, Geibel, Lenau, Gutzkow und Prutz auch seine Brüder David (vgl. Briefe, Nr. 36) und Lazarus publizierten. Seit 1848 lebte Wihl als politischer Flüchtling in Paris.

- 2 (Frz.) Ohne zu vergleichen.
- 3 Entlehnung aus Friedrich von Schillers *Lied von der Glocke* (1799):
 Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
 Das ist der Mensch in seinem Wahn.
- 4 Zitat aus Friedrich von Schiller: *Wilhelm Tell* (1804; III/3).
- 5 Zitat nach Horaz, vgl. Anm. 3 zu Briefe, Nr. 39.
- 6 Anspielung auf Botho von Hülsen, den Generalintendanten der Hofchauspiele in Berlin.

42. Fontane an Wolfsohn

27. Februar 1852; eB: 1 Bl., 4 S. – TFA, C 354.

Berlin d. 27^{ten} Februar 52.
 Louisenstraße. 35.

Mein lieber Wolfsohn.

Auf die Gefahr hin, daß Du auch von mir 'mal schaudernd berichtest: „er schrieb Briefe an mich auf – Packpapier“ – erhältst Du diese Zeilen dennoch auf nicht viel was Bessrem.

Ich hätte früher von mir hören und die Versicherung, daß ich mich über Deine Häuslichkeit herzlich gefreut habe – eher in Deine Hände gelangen lassen, wenn ich nicht Tag um Tag voll Erwartung des Briefes an Prof: v. d. Hagen¹ und einiger begleitenden Zeilen gewesen wäre. Sie blieben und – bleiben aus, so gönne mir denn die Initiative.

Meine Reise zu Dir hat allerhand Schönes in mir zurückgelassen: Anschauungen, Bilder, Erinnerungen und – einen Nasen=Polypen. Wenige Tage nach meiner Rückkehr erklärte mir mein Arzt, daß sich in Folge chronischgewordenen Schnupfens ein liebliches Schmarotzergewächs der Art ausgebildet habe. Ich war sehr niedergeschlagen, und bin es meistens auch noch, da die Lästigkeiten beim Sprechen (das ewige Näseln) mich täglich hundertfach an meinen Jammer erinnern. –

An Siegmund Wolff² schrieb ich gleich und legte einige überaus anerkennende, herzlich wohlwollende Zeilen *Varnhagens*³ (an den ich mich in Deinem Auftrage gewandt hatte) bei. Die Antwort⁴ ersiehst Du aus der Anlage; – dummerweise hat das Wölff'chen auch die Varnhagen'schen Zeilen verloren, so daß wir der besten Empfehlung wiederum entbehren. Ich frage hiermit bei Dir an, welche weitren Schritte ich mit dem A[lexander] Jung'schen Manuskripte thun soll? Hat *Herz* es schon in Händen gehabt?!⁵

Meine eignen Angelegenheiten stehen für den Augenblick nicht ganz schlecht. Bei Humboldt, – an den ich mich schriftlich wandte – erlebt' ich zwar einen glänzenden Abfall, doch hat sich die Preußische Zeitung bereit erklärt, mir gegen Einsendung von Feuilleton-Artikeln etc mein jetziges Gehalt zu lassen, so daß wenigstens für meine zurückbleibende Frau gesorgt ist. Ob ich das Reisegeld selbst noch aufreiben werde, steht bei den Göttern; – es wäre hart wenn an solcher Lumpensumme die ganze Angelegenheit scheiterte.⁶

Mit Katz hast Du wohl noch nicht gesprochen? Es könnte auch ohnehin nichts draus werden, da – gleichviel ob ich reise oder nicht – mir alle Muße und Muse fehlen würde, die Uebersetzungen zu vervollständigen.⁷

Wie geht Dir's? Bist Du noch immer der einzige Mensch in Dessau, der vor einem herzoglichen Wagen *nicht* den Hut abnimmt? Ist das Haus des Conditors⁸ noch immer das einzige, in das Du aus und eingehst? Hast Du noch immer keinen andren Verwandten gefunden wie den Deines Namens – *W. Wolfsohn*,⁹ den Betty-Paoly-Correspondenten¹⁰ wider Willen? Gieb Antwort mir auf meine Fragen; was Du aber auch über Deine Zukunft beschließen magst,¹¹ – *vor allem hüte Dich vor Berlin*. Es hat alle die Reize, die Du ihm giebst, aber die Concurrrenz ist unglaublich und wird nur noch durch die *Kargheit* in Lob und Anerkennung übertroffen, die hier dem Strebsamen die geistige Lebensluft entzieht, deren er zu seiner innern und äußern Existenz bedarf. Du bedarfst befreundeter Herzen, ermunternder Worte – beides ist hier rar; aber ^aan schlechten Witzen ist Ueberfluß und der Berliner ist das fleisch= und beingewordene *nil admirari*¹². – Darüber ein andermal mehr. Empfiehl mich Deiner lieben Frau, die ich aufs Neue schätzen und lieben gelernt habe, angelegentlichst, und laß gelegentlich von Dir hören.

Th: Fontane

a Das Folgende: „an ... Th: Fontane“ am linken Rand von Seite 4.

- 1 Friedrich Heinrich von der Hagen war bekannt als Editor und Übersetzer des *Nibelungenliedes* (*Der Nibelungen Lied*, Berlin 1807; *Der Nibelungen Lied, zum erstenmal in der ältesten Gestalt aus der St. Galler Handschrift mit Vergleichung der übrigen Handschriften herausgegeben*, Breslau 21816). Vgl. auch Briefe, Nr. 43.
- 2 Siegmund Wolff, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt, Friedrichstraße 190. Vgl. *Wohnungsanzeiger* 1852.
- 3 Am 10. Februar 1852 schrieb Fontane an Karl August Varnhagen von Ense: „Dr. Wolfsohn der [...] mich beauftragt hat die Versicherungen seiner unbedingten und fortdauernden Verehrung gegen Sie auszusprechen, hat mich gleichzeitig gebeten, im Interesse *Alexander Jung's*, dessen neustes Buch ‚Ueber Goethe's Wanderjahre‘ noch immer als Manuskript umherirrt, einige Empfehlungs-Zeilen von Ihnen zu erbitten.“ Varnhagen von Ense antwortete am folgenden Tag: „Das Manuskript des Werkes, das ich empfehlen soll, ist mir ganz unbekannt [...] Über Nacht fiel mir ein, daß der abgerissene Schluß eines

Briefes die bequeme Form böte, mit guter Art alles das harmlos auszusprechen, was dem nächsten Zwecke förderlich sein könnte, und was zu sagen ich unter den waltenden Umständen auch in Wahrheit verantworten kann. Ein solches Blatt bin ich so frei Ihnen in der Anlage ergebenst zu überreichen, mit der gehorsamsten Bitte, solches, im Fall es Ihre Billigung hat, mit meinen besten Grüßen dem Herrn Wolfsohn zu senden, der dann sein Heil damit versuchen möge!“ Vgl. Schultze 1985, S. 4. Es handelt sich um: Alexander Jung: *Goethes Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts*, Mainz: C.G. Kunze 1854.

- 4 Dieser Brief Wolffs ist nicht überliefert.
- 5 Wilhelm Hertz, Bessersche Sortiments- und Antiquar-Buchhandlung, Behrenstraße 41. Vgl. *Wohnungsanzeiger 1852*. Bei Hertz erschienen später Fontanes *Gedichte* sowie die *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* und mehrere seiner Erzählwerke.
- 6 Zur Finanzierung von Fontanes zweiter Englandreise vgl. Anm. 4 zu Briefe, Nr. 38. Ryno Quehl, der Leiter der *Centralstelle für Preß-Angelegenheiten*, genehmigte am 22. Februar 1852 einen zweimonatigen London-Aufenthalt Fontanes unter Beibehaltung seines Verhältnisses zur *Preußischen (Adler-)Zeitung*. Diese Regelung sicherte Fontane neben seinen Einnahmen für Korrespondenzen ein monatliches Grundgehalt. Vgl. Jolles 1983, S. 93 und Berbig/Hartz 2000, S. 48. Fontane veröffentlichte zwischen dem 26. Mai und dem 12. November 1852 22 Korrespondenzen in der *Preußischen (Adler-)Zeitung*, die 1854 zum größten Teil in *Ein Sommer in London* übernommen wurden.
- 7 Während seines Aufenthalts in Dessau hatte Fontane mit Wolfsohn die Möglichkeit erwogen, seine neuen Texte bei Katz zu publizieren. Vgl. Anm. 1 zu Briefe, Nr. 40. Die Antwort von Moritz Katz war zurückhaltend. Vgl. Briefe, Nr. 43.
- 8 Gemeint ist das Café des Hofconditors Johann Ebecke, wo Wolfsohn verkehrte. Vgl. den Brief von Karl Wilhelm Fritsche an Wolfsohn vom 15. Juli 1852 (Staatsbibliothek zu Berlin PK, Handschriftenabteilung, Slg. Autogr.).
- 9 Gemeint sein könnte der Kaufmann Woldemar Wolfsohn. Vgl. *Staats- und Adreß-Handbuch 1851*.
- 10 Die Wiener Schriftstellerin Betty Paoli hielt sich zwischen 1848 und 1850 mehrfach in Dessau auf.
- 11 Wolfsohn verfolgte zu dieser Zeit unterschiedliche Pläne. So trug er sich mit dem Gedanken, in Berlin Literaturvorlesungen zu halten. Vgl. Briefe, Nr. 43. Außerdem strebte er eine Zeitlang eine Professur an. In Dessau und Dresden betrieb er längere Zeit eine Pension. Vgl. Jeannette Aronheim an Wolfsohn, 13. März, 10. April, 30. Mai 1852, 3. März 1853 (Staatsbibliothek zu Berlin PK, Handschriftenabteilung, Slg. Autogr.) sowie Briefe, Nr. 48.
- 12 (Lat.) Sich über nichts wundern, nichts bewundern.

43. Wolfsohn an Fontane

29. Februar 1852; eB: 1 Bl., 3 S. – TFA, C 15.

^aLieber Theodor,

Nicht „gelegentlich“, sondern gleich beantworte ich Deinen langersehnten Brief, wenn auch gerade in diesem Augenblicke ein katarrhaler Zustand – vielleicht durch den Schreck über Deinen Nasenpolypen gesteigert – sich mir bis zu fiebrhafter Zerschlagenheit fühlbar macht.

Daß ich die Epistel an Nibelungen-Hagen,¹ oder vielmehr das, was ich damit bezweckte, habe bleiben lassen, ist größtentheils Folge derselben Erwägung, die Du mir jetzt mit so innigem Verständniß meines ganzen Wesens nahe legst. Um die Lorbeeren der Singakademie war und ist es mir nicht zu thun; nur ein Debüt, an das sich möglicher Weise ein Engagement knüpft, könnte mir unter meinen gegenwärtigen Verhältnissen noch wünschenswerth sein; an Zeitungslob, den Huldigungen ästhetisirender Salons, collegialen Gelehrtencomplimenten u. dgl. habe ich bei mehr als hundertmaligem öffentlichem Auftreten mich längst übersättigt und *darum* thue ich jetzt wahrlich keinen Schritt aus meinem Zimmer. Ob ich aber selbst von dem glänzendsten Succèß in der Singakademie etwas Reelles zu erwarten hätte, wurde mir bei näherer Betrachtung mehr und mehr zweifelhaft.² Meine eigenen Erfahrungen und zum Theil auch die Deinen fallen schwer in die Wage. Ein wahrscheinlicheres Resultat dieser Gastrolle wären allenfalls mancherlei gesellige Annehmlichkeiten bei dauerndem Aufenthalt in Berlin: aber daran denk' ich nicht mehr. Täglicher Verkehr mit einem so lieben Menschen, wie Du es mir bist, hätte mich freilich die schneidende Luft Berlins weniger empfinden lassen – nun gehst auch Du fort, und da wäre ich ein Narr, den Aufenthalt an Orten, wo ich Freunde habe, wo auch das Wenige, was ich leiste, zur Geltung kommt, mit einer kalten glänzenden Fremde zu vertauschen. Ob Braunschweig, ob Dresden ist fortan noch die einzige Frage,³ zu deren Entscheidung gelegentlich auch Dein Rath mitwirken soll. Einstweilen lebe ich hier in glücklicher Zurückgezogenheit; die kurze Charakteristik in Deinem Briefe ist immerhin treffend genug. Freilich als Du nach warm durchsprochenen Stunden mit dem Dampfswagen davonsaustest, hatte ich stark mit wehmüthiger Sehnsucht zu kämpfen.

Um Deine eigenen Angelegenheiten mache Dir nicht zu viel Sorge, lieber Freund. Ich habe viele und *wohlgegründete* Hoffnung, Dir, im Falle Deine Versuche mißglücken, *doch* helfen zu können – wenn ich nur erst aus dem Dilemma zwischen Jung u. Dir heraus bin.

Also zuallervörderst Jung betreffend:⁴ ich poche noch einmal selbst bei Wolff an, und dies ziemlich stark. Beif[ol]g[ende] Zeilen an ihn kannst Du lesen, dann mit Oblate zusiegeln, und vielleicht noch mit einem „Auch ich“ u. sw. begleiten. Sagt aber Wolff gleichwohl: „es gibt nur *einen* Lehmann!“⁵ so wende Dich mit Grüßen von mir u. s. w. u. s. w. an Hertz. Zuvor jedoch, und zwar *sofort*, mußt Du noch einmal zu Varnhagen;⁶ ich beauftrage Dich hiermit feierlichst ihn zu besu-

chen, ihm zu sagen, daß Wolff entweder so dumm gewesen, die schönen Zeilen zu verlieren, oder, was wahrscheinlicher, so klug gewesen, das werthvolle Auto-graphon zu unterschlagen; um des armen Jung willen aber möge er sich ja gleich noch einmal bemühen, sintemalen ich (der dem Herrn Geh. Legationsrathe sich mit herzlicher Verehrung empfiehlt und bald schreiben wird) Freitag den 5 März nach Braunschweig reisen will (historisches Faktum!) um daselbst bis Montag zu bleiben – Zeit genug also mit den dortigen Buchhändlern Vieweg und Westermann über Jung zu sprechen,⁷ bei denen aber zieht Varnhagen außerordentlich! Du siehst, es ist kein Tag zu verlieren; suche es ja möglich zu machen, daß Varnhagens empfehlende Zeilen spätestens Donnerstag Abends in meine Hände gelangen. Nach meiner Rückkehr von Braunschweig will ich Dir gleich schreiben.

Mit Katz habe ich allerdings gesprochen,⁸ und wie! mit tausend Zungen. Er meinte, über 20 Balladen ließe sich weit eher als über 10 reden; buchhändlerische Rücksichten, die ich ihm nicht verübeln kann, und doch thut es mir um jeden Tag leid, den Du mit Veröffentlichung dieser wunderbaren Dichtungen zögerst. –

Deinen Nasenpolypen suche ja los zu werden, ich bitte Dich. Scheue den Schmerz nicht und laß ihn entwurzeln, wofern nicht der Arzt mit *Sicherheit* von gelinderen Mitteln gleichen Erfolg verspricht.

Könntest mir einen rechten Gefallen thun, wenn Du Dich bei dem russischen Theehändler (ich glaube, auf der Charlottenstraße)⁹ erkundigen wolltest, wie hoch er ein Pf[un]d russ[ischen] Thee verkauft.

Schließlich noch den festesten Händedruck und die innigsten Grüße Deiner lieben Frau, die wir doch jedenfalls hier sehen werden. Deinem Jungen¹⁰ flüstre mal meinen Namen ins Ohr, und sieh, welch ein Gesicht er dazu macht.

Dein *WWolfsohn*

Dessau 29 Febr. 1852.

Nachschrift von Emilie Wolfsohn

Ich benutze die Gelegenheit die sich mir durch Wilhelm bietet, Ihnen nochmals recht herzlich für Ihren freundlichen Besuch zu danken. Leider werden uns so schöne Stunden nicht oft geschenkt; wir erinnern uns Ihres Hierseins mit wahrer Freude. Kommen Sie doch ja bald wieder zu uns. Wir rechnen darauf. Unsere Segenswünsche begleiten Sie wohin Sie auch immer gehen werden. Möge der Allgütige Ihr Streben lohnen und Sie wie Ihre liebe Frau Gemahlin und Ihr Söhnchen mit dem schönsten Glück erfreuen.

Ich bitte empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau Gemahlin aufs wärmste.

Ihre freundschaftlichst ergebene

Emilie Wolfsohn.

a Am oberen Rand von Fontanes Hand: „Februar 1852.“

- 1 Vgl. Anm. 1 zu Briefe, Nr. 42.
- 2 Im Gebäude der *Berliner Singakademie* (in der Dorotheenstadt, Am Festungsgraben 1–2, errichtet 1825–1827) fanden neben Konzerten auch Vorträge statt, die auf großen Zulauf hoffen konnten. Neben seiner schriftstellerischen Tätigkeit scheinen Vortragszyklen zur deutschen Literatur Wolfsohns Haupteinnahmequelle gewesen zu sein.
- 3 Wolfsohn siedelte mit seiner Frau im Mai 1852 nach Dresden über, wo er sich aber nicht offiziell niederlassen konnte. Vgl. *Gesetz über einige Modificationen in den bürgerlichen Verhältnissen der Juden*, 16. August 1838, § 3: „Die Niederlassung ausländischer Juden in Dresden und Leipzig kann nur mit Genehmigung des vorgenannten Ministeriums [des Innern] erfolgen, welches dieselbe jedoch bloß dann ertheilen wird, wenn vorher von der Obrigkeit und den Communitäten der betreffenden Stadt Zustimmung erklärt, auch übrigens von dem Aufzunehmenden den Erfordernissen des Mandats vom 13ten Mai 1831, die Niederlassung von Ausländern im Königreich Sachsen betreffend, Genüge geleistet worden ist.“ Im April 1852 hatte Jeannette Aronheim im Auftrag Wolfsohns eine Wohnung in Braunschweig gesucht. Vgl. Aronheim an Wolfsohn, 10. April 1852 (Staatsbibliothek zu Berlin PK, Handschriftenabteilung, Slg. Autogr.). In einem späteren Brief wunderte sie sich über die Entscheidung Wolfsohns für Dresden: „Aber auf derartige Andeutungen [den Vorschlag, sich in Dresden niederzulassen] pflegten Sie mir stets zu entgegenen, daß Sie Sich in Dresden als rußischer Unterthan nicht sicher genug, und Ihre Gattinn bei den daselbst herrschenden religiösen Vorurtheilen zu vielen Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten ausgesetzt glaubten.“ Vgl. Aronheim an Wolfsohn, 30. Mai 1852 (Staatsbibliothek zu Berlin PK, Handschriftenabteilung, Slg. Autogr.).
- 4 Vgl. Briefe, Nr. 42 und 44–46.
- 5 Anspielung auf Johann August Otto Leopold Lehmann, der zahlreiche sprach- und literaturwissenschaftliche Schriften veröffentlichte. 1852 erschien in Siegmund Wolffs Allgemeiner deutscher Verlags-Anstalt von ihm: *Goethe's Liebe und Liebesgedichte*.
- 6 Vgl. Anm. 3 zu Briefe, Nr. 42.
- 7 Eduard Vieweg leitete seit 1825/35 den 1786 in Berlin gegründeten Verlag Friedrich Vieweg und Sohn, der seit 1799 seinen Sitz in Braunschweig hat. Viewegs Schwager Georg Westermann gründete 1838 in Braunschweig seinen Verlag.
- 8 Vgl. Anm. 7 zu Briefe, Nr. 42.
- 9 Es handelt sich vermutlich um S. N. Schirokoff, Königsstraße 67. Vgl. *Wohnungsanzeiger 1851*.
- 10 George Fontane.

44. Fontane an Wolfsohn

15. März 1852; eB: 1 Bl., 4 S. (Streichungen und Änderungen mit Bleistift, offenbar von fremder Hand) – TFA, C 355.

Montag d. 15^{ten} März 52.

Mein lieber Wolfsohn.

Es war mir geradezu unmöglich die Jung'sche Angelegenheit¹ und was alles drum und dran hing in 2 mal 24 Stunden zu besorgen. Deinen Brief erhielt ich am 1^{ten} oder gar erst am 2^{ten}; am 5^{ten} wolltest Du bereits reisen, so hatt' ich denn höchstens 2 Tage zu einem Gang in die Herz'sche Buchhandlung und zu einer Visite bei Varnhagen. Herz aber würde sich schwerlich so rasch entschieden haben. Dazu kam, daß eine abermalige Attaque auf Varnhagen, mir – wie die Berliner sagen – völlig gegen die Leber war und ich statt dessen es vorzog die *erste* Empfehlung *nöthigenfalls mit Gewalt* dem Autographensammler Wolff & Compagn: aus den Zähnen zu reißen. Nach wiederholten Angriffen von meiner Seite, die schließlich mit schwerem Geschütz geführt wurden, bin ich endlich Sieger geblieben und schicke Dir beifolgend die eingebüßte, nun wiedereroberte Trophäe. – Ich denke, gestützt auf diese Varnhagenschen Zeilen, kannst Du Dich sofort an *Vieweg* wenden; der Zettel – ich kenne den Rummel – ist ihm bei Beurtheilung des Manuskripts ungleich wichtiger, als das Manuskript selbst. Dies letztre werd' ich heut oder oder spätestens morgen an Herz senden. Schilt es nicht Saumseligkeit, wenn das erst jetzt geschieht; – aber einmal bin ich fest überzeugt, er nimmt es doch nicht, dann – und das mag mich zum meist entschuldigen – steck' ich dermaßen in Arbeit und Reisevorbereitungen drinne,² daß ich wirklich über blitzwenig freie Zeit verfüge. Die schriftliche Herz'sche Antwort werd' ich Dir, gleichzeitig mit dem Manuskript, (er müßt es denn behalten wollen) nach Dessau einsenden.

Eben les' ich Deinen Brief noch mal mit Aufmerksamkeit durch und ersehe daraus, daß Du aller Wahrscheinlichkeit nach aus Braunschweig längst zurück bist.³ Ich halt' es in diesem Fall doch für besser die Varnhagenschen Zeilen noch erst bei Herz wirken zu lassen, – begnüge Du Dich derweil mit einer Abschrift, die ich diesen Zeilen beipacken werde.

Mit meinem Polypen ist es nichts, was mich – da meine Reise auf den 3^{ten} April festgesetzt ist – natürlich sehr glücklich macht; – solche Geschichte hätte mir meinen ganzen englischen Aufenthalt total verleidet.

Die erforderlichen Gelder hat mir schließlich doch mein Papa aufgetrieben. Wenn es zum Aeüßersten kommt ist es doch immer die *Familie* die für Einen einsteht, – drum wohl dem, der eine hat. Unter meinen Freunden hier an Ort und Stelle hat sich nur, wie immer, mein alter Lepel bewährt.⁴

Daß Katz keine Lust verspürt hat auf die Balladen anzubeißen,⁵ wundert mich weder, noch thut es mir leid. Er ist auch keineswegs der Verleger, den ich mir wünsche und filzt in mehr als landesüblicher Weise; – und das will viel sagen.

Vor 14 Tagen oder gar schon vor 3 Wochen schrieb ich an ihn: „ich würde reisen, brauche *viel* Geld und habe *wenig*; – dies bestimme mich ihm die 2^{te} Auflage meiner Rosamunde⁶ für die *Hälfte* des geforderten Honorars zu überlassen, wenn er es mir noch in diesem Monat einsenden wolle.“ Darauf keine Antwort. Ich muß bekennen, das ist etwas starker Toback, und Du magst ihm sagen: er könne mir gewogen bleiben. Dieser Schritt von meiner Seite war der letzte;⁷ aber ^aich werde mich hinfort auch nicht sehr geniren und am allerwenigsten mich für irgendwie gebunden halten. Empfiehl mich Deiner von mir überaus verehrten Frau und dank’ ihr in meinem Namen herzlich für ihre freundlichen Zeilen.⁸ Du laß so bald wie möglich hören, denn über ein Kleines schreiben wir Matthäi am letzten.⁹ Leb wohl Dein

Th. Fontane.

a Das Folgende: „ich ... *Th. Fontane.*“ am linken und oberen Rand von Seite 1.

- 1 Vgl. Briefe, Nr. 42.
- 2 Fontane reiste Anfang April für sechs Monate nach England. Vgl. Anm. 6 zu Briefe, Nr. 42.
- 3 Wolfsohn wollte Braunschweig bereits am Montag, den 8. März 1852 wieder verlassen. Vgl. Briefe, Nr. 43.
- 4 Vgl. Anm. 4 zu Briefe, Nr. 38.
- 5 Vgl. Anm. 7 zu Briefe, Nr. 42.
- 6 Moritz Katz hatte bereits im November 1850 eine zweite Auflage der *Schönen Rosamunde* angeregt. Vgl. Anm. 13 zu Briefe, Nr. 29.
- 7 Gleichwohl blieb Fontane auch weiterhin mit dem Verlag der Gebrüder Katz verbunden. Neben der zweiten Auflage der *Schönen Rosamunde* erschienen dort: *Ein Sommer in London* (1854) und *Argo. Belletristisches Jahrbuch für 1854*, hg. von Theodor Fontane und Franz Kugler (1854).
- 8 Gemeint ist Emilie Wolfsohns Nachschrift zu Briefe, Nr. 43.
- 9 Redensart nach Matthäus 28, 20 („alle Tage bis an der Welt Ende“).

45. Fontane an Wolfsohn

o. D. [26. März 1852] – eB: 1 Bl., 4 S. (blaues Papier mit Prägestempel „Bessersche Buchhandlung W. Hertz Berlin“; Streichungen mit Bleistift) – TFA, C 356. Die Datierung erfolgt aufgrund der Abreise Fontanes aus Berlin am 2. April 1852 und dem Zusammenhang mit Briefe, Nr. 44 und 46.

Freitag.

Mein lieber Wolfsohn.

Auf einem beau-reste¹ des gestern Abend spät von Hertz erhaltenen Ablehnungsschreibens,² schick’ ich Dir diese voraussichtlich letzten Zeilen vor meiner Abreise nach London.³ Anbei erfolgt auch die Varnhagensche Empfehlung, die sich

trotz ihrer liebenswürdigen Abfassung, nicht zureichend erwiesen hat. Der arme A[lexander] Jung, in dessen Situation ich mich hinein versetzen kann, thut mir in der Seele leid; – aber andererseits, wie kann man heutzutage *solche* Bücher machen!⁴ Man muß sich schon Zeit nehmen um die „*Wanderjahre*“ des großen Meisters zu lesen; über die pietät-reichen Commentare des Schülers geht die Welt zur Tagesordnung über. Wenn wir den nächsten großen Krieg hinter uns haben und die von Strapazen und Blutverlust müdgewordene Menschheit sich wieder auf ein 30 Jahre langes Ruhebett wirft, mag *Jung* sein Manuskript zum 2^{ten} Mal in die Welt schicken. Es ist nicht liebloser Spott was ich schreibe; es ist nur Wahrheit. –

Von Katz erhielt ich *mirabile dictu*!⁵ (vielleicht in Folge einiger Rippenstöße von Dir,) schließlich doch noch einen Brief,⁶ der mich ehrlich gestanden etwas zum Lachen brachte. Ich schreib' ihm: da Sie noch Exemplare haben und ich Geld brauche, gedenk' ich mich mit der Hälfte des Honorars zu begnügen, wenn Sie es mir *jetzt* schicken. Ich betrachtete dabei so zu sagen die einzuschusternden 5 Louis d'or wie 100 Procent Zinsen, die ich ihm für ein Darlehn von 5 Louis d'or zu zahlen bereit war. – Seine Antwort darauf ist sehr komisch: erst schreibt er mir *was ich weiß*, daß noch Exemplare da sind⁷ (sonst würd' er zu mir kommen und nicht ich zu ihm) und acceptirt von meinem Vorschlage weiter nichts als die Reducirung des *dermaleinst* zu zahlenden Honorars auf die Hälfte. Ich dachte, auf einen gebotenen Profit würde er mit einer Gefälligkeit antworten, statt dessen ist er nicht abgeneigt (sehr freundlich!) auf den Vortheil einzugehn, ignorirt aber das geforderte Gefälligkeits-Aequivalent völlig. –

Doch schon zu viel über die Lapperei! Leb wohl, empfiehl mich Deiner Frau aufs herzlichste, Du laß *bald* von Dir hören, wenn mich Dein Brief noch treffen soll.

Dein Th: Fontane.

^aBestimm auch über das Manuskript!⁸ Nöthigenfalls – wenn Du nicht vorher schreibst – besorgt meine Frau das Erforderliche. –

a Das Folgende: „Bestimm ... Erforderliche. –“ am linken Rand von Seite 1.

- 1 (Frz.) Schönes Überbleibsel; hier: unbeschrieben.
- 2 Vgl. Briefe, Nr. 42–44. Wilhelm Hertz' Ablehnung des Manuskripts von Alexander Jung ist nicht überliefert.
- 3 Fontane verließ Berlin am 2. April 1852.
- 4 Vgl. Anm. 3 zu Briefe, Nr. 42.
- 5 (Lat.) Erstaunlich zu sagen.
- 6 Dieser Brief ist nicht überliefert.
- 7 Von der ersten Auflage der *Schönen Rosamunde*. Vgl. Anm. 6 zu Briefe, Nr. 44.
- 8 Gemeint ist das Manuskript Alexander Jungs.

46. Wolfsohn an Fontane

02. April 1852; 1 Bl., 1 S. (grünes Papier mit Monogramm W.W.) – TFA, C 16.

Liebster Theodor,

Es ist dies nicht der Augenblick, auf die Einzelheiten Deiner letzten Zuschriften einzugehen. Diese Zeilen sollen Dir nur meine herzliche Freude über das Gelingen Deines Planes¹ kundgeben und meine und meiner Frau innige Segenswünsche bringen. Die Liebe geleite und beglücke Dich! Deiner guten Frau Kraft und Muth bei der unvermeidlichen Trennung und ein baldiges, ein frohes Wiedersehen!

Gieb bald Nachricht Deinem

Wolfsohn

Dessau 2 April 1852.

Jungs M[anuscri]pt² würde ich mir per Buchhändlergelegenheit (durch Katz) erbitten.

1 Fontanes Reise nach England.

2 Vgl. den vorigen Brief.

47. Fontane an Wolfsohn

16. November 1852; eB: 1 Bl., 4 S. (Streichung mit Bleistift) – TFA, C 357. Vgl. Abb. 11.

Berlin d. 16^{ten} Novemb. 52.

Louisenstraße 35.

Mein lieber Wolfsohn aus Odessa.

Wenn ich mich frage, wie lang' ist es daß Du an Wolfsohn aus Odessa schreiben willst, so krieg ich Lust mir die selbstgestellte Frage mit: „seit ^amehreren Jahrhunderten“ zu beantworten; – so lange kommt es mir vor. Genauer betrachtet sind es dann freilich nur sechs Wochen, denn just so lange bin ich von England zurück.¹ Ich habe inzwischen von Dir gehört; D' Pabst² schöpft mit mir politische Weisheit an einer und derselben Quelle und brachte mir, auf gut Glück, Grüße von Dir. Ich wette, Du hast ihm gar keine aufgetragen. Schreib' mir doch, was mein Colleague eigentlich für ein Männeken ist; er hält so wohlgesetzte Reden (alles gleich druckreif) wie man sie nur in Elbflorenz zu hören kriegt, alles wunderschön aber langweilig, glatt aber auswendiggelernt, so daß man immer rufen möchte: „siehe Lessing, Theil III pag: 199.“ Meine erste Begegnung mit ihm war sehr komisch: „ah, Herr Fontane?! ich habe mehre Artikel von Ihnen im Deutschen Museum gelesen; vortrefflich, geistvoll, interessant.“ Als er so sprach, sah ich die einsame Gestalt des „Tages von Hemmingstedt“ (dieses Unicum's meiner Museum-Thätigkeit)³ mit zwei sächsischen Kassenscheinen in jeder Hand, rasch an mir vorübergehn und wollte Herrn Pabst begreiflich machen, daß er trotz der Unfehlbarkeit seines

^bNamens auf einem leidlichen Holzwege sei, als er mir, beschwichtigend, in die Rede fiel mit einem: „o bitte, bitte! interessant! ich erinnere mich sehr wohl“. Die Lewald⁴ sagte mal: „Lepel, Ihre Liebeslieder kann ich nicht leiden“ sie citirte dann als Beweis ein Gedicht wo 2 Trasteveriner drin vorkommen, die sich 7 Strophen hindurch keilen und zuletzt faktisch todtschlagen.⁵ An dies Irrthümelchen muß’ ich wieder denken. Nun aber eine ungleich wichtigere Frage: hast Du auch von mir gehört? Ich sah Devrient oder wie Pabst und jeder ächte Dräsdner sagt, „den Emil“ mehrfach in London,⁶ unter andern bei Bunsen,⁷ wo er der bewunderte Stern des Abends war, während ich auf einem ausgeblassten blau-Atlas=Stuhl mich ennuyirte mit wenigstens 6 Möpfe-Kraft.⁸ Wär ich „Stern“ gewesen, hätt’ ichs vermuthlich interessanter gefunden. So aber war meine Seele gelb vor Neid, viel gelber als meine Handschuh, die ich eine halbe Stunde lang mit Brotkrume gesäubert und auf die Art mich überhaupt erst erscheinenbar gemacht hatte. Ach, man ist nichts, wenn man aus seinem eigentlichen Boden gerissen ist; Leute die hier mit meiner Bekanntschaft renommiren würden, wandten mir dort den Rücken; aber ich habe sie mir alle gemerkt und wenn ich mal Gesandter werde – was ich durchaus nicht für unmöglich halte – so sollen sie alle auf verblaßtem blau-Atlas sitzen und hungern (wie ich) daß ihnen die Schwarte knackt. – Vielleicht sind Dir auch „Londoner Briefe“ im Feuilleton der langweiligsten Zeitung Deutschlands⁹ (und das will viel sagen) zu Gesicht gekommen; – ist dem so, so weißt Du auch annähernd wie mir’s in England ergangen ist, oder richtiger, wie ich’s gefunden habe. Für jene Briefe such’ ich jetzt einen Verleger; – kannst Du mir dabei behülflich sein? Katz’en will *ich* weder, noch will *er*.¹⁰

^cMeine Frau ward in meiner Abwesenheit entbunden; das Kind¹¹ starb wieder; alles das beschleunigte meine Rückkehr, die ich sonst wohl noch um ein Paar Wochen verschoben hätte. England ist groß, schön, erhebend, aber auch wieder klein, beschränkt und langweilig. Der *äußre* Mensch hat es dort weiter gebracht, jede Art der Repräsentation steht in Flor und läßt uns als bloße Stümper erscheinen, wir versteigen uns knapp bis zur *Nachahmung*, auch dazu sind wir noch zu *pauvre*. Aber *innerlich* sind wir weiter und überhaupt wohl die *ersten*. Die Menschen sind überall bornirt, nur hier nicht; das macht wir sind klug, bescheiden und gerecht. Vielleicht daß wir nach Gottes Fügung als *Nation* flöten gehn, dann aber werden wir der Sauerteig sein, der aus dem Mehl und Wasser der übrigen erst was macht. In Kunst und Wissenschaft sind wir die Nonpareils¹²; vor England haben wir beides voraus, vor Frankreich mindestens das letztre, wie wohl auch unsre Kunst solider ist und ^dwir ihm das leidige Virtuosenenthum gönnen ^em[ögen]. – Dieser Brief ist nur ein ausgestrecktes Fühlhorn, um zu erfahen ob Du überhaupt da bist. Antworte mit Details und ich werde mit gleicher Münze zurückzahlen. Meine Frau empfiehlt sich der Deinen, so thu auch ich und bleibe wie immer Dein

Th. Fontane

a In der Handschrift: „mehreren“.

- b Hier gestrichen: „Haupt“.
 - c Das Folgende: „Meine ... hätte“ mit Bleistift gestrichen.
 - d Über der Zeile „wir“ eingefügt.
 - e In der Handschrift: „mag“.
 - f Das Folgende: „erfahren ... Th. Fontane“ am linken Rand von Seite 4.
- 1 Fontane war am 21. September 1852 von Brighton nach Berlin aufgebrochen.
 - 2 Julius Pabst war Mitarbeiter der *Centralstelle für Preß-Angelegenheiten* und seit 1856 Dramaturg am Hoftheater in Dresden. Als Mitbegründer des *Shakespeare-Vereins* war er mit Wolfsohn befreundet und hielt eine der Reden an dessen Grab. Vgl. *Sächsische Constitutionelle Zeitung*, Nr. 192 (20. August 1865).
 - 3 *Der Tag von Hemmingstedt*. Vgl. Anm. 3 zu Briefe, Nr. 28.
 - 4 Zu Fanny Lewald vgl. Anm. 10 zu Briefe, Nr. 36.
 - 5 Bernhard von Lepel: *Trasteveriner*. In: *Lieder aus Rom*, Berlin 1846.
 - 6 Zu Fontanes Bekanntschaft mit Emil Devrient vgl. Anm. 20 zu Briefe, Nr. 24. Während seiner Londoner Zeit besuchte Fontane am 2. und 6. Juni 1852 Gastspiele von Devrients Truppe. In privaten Rahmen traf er Devrient am 4., 9. und 30. Juni 1852. Vgl. GBA Tagebücher 1 und Theodor an Emilie Fontane, 1. Juli 1852 (GBA Ehebriefwechsel 1, S. 84). Vgl. auch den Artikel *Das deutsche Theater in England*, in dem Fontane Devrients Gastspiel in London bespricht: *Preußische (Adler-)Zeitung*, Nr. 143 (22. Juni 1852).
 - 7 Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen war von 1842 bis 1854 preußischer Gesandter in London.
 - 8 Vgl. Grimm, Bd. 12, Sp. 2525: sich langweilen wie ein Mops.
 - 9 Unter dem Obertitel *Londoner Briefe* erschienen vom 13. Juli bis 12. November 1852 14 Korrespondenzen in der *Preußischen (Adler-)Zeitung*.
 - 10 Die *Londoner Briefe* gingen in Fontanes *Ein Sommer in London* ein, das 1854 dennoch bei Katz erschien.
 - 11 Rudolph Fontane (2.–15. September 1852). Auch Fontanes Söhne Peter Paul (14. Oktober 1853 – 6. April 1854) und Hans Ulrich (29. Mai – 8. Juni 1855) starben im ersten Lebensjahr.
 - 12 (Frz.) Die Unvergleichlichen, die Besten.

48. Fontane an Wolfsohn¹

07. Juli 1853; eB: 1 Bl., 4 S. – TFA, C 358.

Kränzlin bei Neu-Ruppin.
d. 7^{ten} Juli 53.

Lieber Wolfsohn.

Sehr schade, daß Deine freundlichen Zeilen² nicht 2 × 24 Stunden eher in meinen Händen waren, – ich würde dann Deiner Aufforderung mit tausend Freuden Folge geleistet und mich unverzüglich nach Dessau begeben haben. Nun ist es zu

spät; ich stecke hier nicht weit von der mecklenburgischen Grenze,³ habe demgemäß Geschäft und Literatur (was leider ein und dasselbe ist) wie eine Zwangsjacke abgestreift und klettere hier in den Kirschbäumen umher als wär' ich schon bei Lebzeiten in den Balg eines Eichhörnchens gefahren.

Du schlechter Mensch renommirst mit den Vergißmeinnicht's (wenn Du noch mit „Veilchen“ – L. Fort 1840⁴ – renommirst hättest!!) die Du für mich auf der Brühlschen Terrasse oder im Neuen Garten⁵ voll treuer Freundschaft gepfückt hast und hast doch einen leidlich verdrehten Brief (um desto strafbarer) unbeantwortet gelassen, den ich bald nach meiner Rückkehr von England an den „Dr C. W. Wolfsohn aus Odessa“ geschrieben und zur Post befördert habe. Der Brief hatte freilich den Fehler ein Hurrah für Wolfsohn-Vater und eine ergebenste Empfehlung an Wolfsohn-Sohn⁶ nicht zu enthalten, aber ^a[der Ruhm] Deiner Tapferkeit und Erfolg-gekrönten Energie innerhalb Deines ehelichen Wirkungskreises war damals noch nicht über den Canal gedrungen und ich sprang in Ostende an's Ufer ohne eine Ahnung von der Katastrophe zu haben, die sich schon damals auf der Lüttichau-Straße vorbereitete.⁷ Verzeihung! Nimm heute, trotz vorstehender Faselei, meinen treu-gemeinten Glückwunsch und möge die Zahl Deiner Kinder mit der Deiner Pensionaire⁸ (sonst würden Mißverhältnisse unvermeidlich sein) stets gleichen Schritt halten.

Im Frühjahr wollt' ich an Dich schreiben, versteht sich aus sehr egoistischen Motiven. Unser Jahrbuchs-Unternehmen⁹ war eben contractlich festgestellt und ich hatte mich um so mehr nach Mitarbeitern um zu thun, als die Zeit drängte und meine eigne Kraft theils anderweitig engagirt, theils auf dem Gebiete der Erzählung keine sicher-bewährte war.¹⁰ Mein erster Gedanke warst Du, um so natürlicher, als ich Deine anderweiten Beziehungen zu Katz¹¹ ja kannte. Aber ich unterließ es nach reiflicher Erwägung und zwar um deshalb, weil ich meinen guten alten Wolfsohn seit 12 Jahren zu kennen die Ehre habe und aus dem ff weiß, daß er einer der gelungensten Versprecher aber ein mangelhafter Halter ist. Und doch bedurften wir lauter sichrer Leute, um zum festgesetzten und durch Katz['] Freundlichkeit bereits hinausgeschobenen Termin, auch fix und fertig auf dem Posten zu sein. Meinen Bemühungen ist *dies* zum wenigsten geglückt (nur ich selbst bin noch mit 1 Bogen im Rückstand und für mich selbst kann ich jederzeit caviren¹²) und was sonst noch fehlt empfehl' ich Deiner wie jedes andren Lesers Nachsicht. Ich hoffe, daß sich auf jeder Seite des Buches wenigstens ein honnettes Streben aussprechen soll – Einzelnes ragt entschieden hervor durch Originalität (der Frack des Herrn v. Chergal) wie durch Talent (La Rabbaiata, Ein grünes Blatt, Auf Wiedersehn! u. s. w.)¹³

Mir selbst geht es eigentlich schlecht. Ich soll die Schwindsucht haben und einem nun halbjährigen Husten nach muß ich's selber glauben. Ich war 4 Wochen in Bethanien¹⁴ und trank Ober-Salzbrunnen,¹⁵ hier trink ich Molken – dennoch wird es nicht besser und nehm' ich diesen Husten mit in den nächsten Winter hinüber, so kann ich einpacken. Eine Reise nach Italien wäre ein Rettungsmittel,

statt dessen werd' ich binnen wenigen Wochen ^bwieder in der alten Tretmühle¹⁶ gehn und so lange Zeitungsartikel schreiben bis ich eines schönen Tages auf der Hinterseite der Zeitung unter ^cden Annoncen zum letzten Mal und ohne *mein* Dazuthun die Aufmerksamkeit eines verehrlichen Publikums für mich in ^dAnspruch nehmen werde. – Wie Gott will! Nur keine lange Quälerei wenn ich bitten darf. Empfiehl mich bei Deiner Rückkehr Deiner lieben Frau auf's angelegentlichste und behalte ^eauch ferner ein Plätzchen in Deinem Herzen für Deinen

Th: Fontane.

- a Das Folgende: „der Ruhm“ fehlt in der Handschrift.
- b Das Folgende: „wieder ... unter“ am linken Rand von Seite 4.
- c Das Folgende: „den ... in“ am linken Rand von Seite 3.
- d Das Folgende: „Anspruch ... behalte“ am linken Rand von Seite 2.
- e Das Folgende: „auch ... Th: Fontane.“ am linken Rand von Seite 1.

- 1 Fontane schickte den Brief über den Verlag Katz an Wolfsohn. Vgl. Fontane an die Gebrüder Katz, 7. Juli 1853 (TFA, Ca 1818, Abschrift).
- 2 Dieser Brief ist nicht überliefert.
- 3 Fontane hielt sich auf dem Gut seines Schulfreundes Hermann Scherz in Kränzlin auf. Im Nordwesten von Kränzlin (etwa 2,5 km entfernt) lagen zwei Enklaven des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin bei den Ortschaften Schönberg und Rossow.
- 4 Wolfsohns erste Gedichtsammlung *Veilchen. Für seine Freunde nah und fern* (1840) erschien nicht bei L. Fort, sondern in der Lehnhold'schen Buchhandlung. Bei L. Fort erschienen der Wolfsohn zugeschriebene *Journalistenspiegel* (1839), *Sternbilder* (1841), *Jeschurun* (1841) und *Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen* (1843). Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 1.1.1, 4.1, 1.1.2, 4.2 und 4.3.
- 5 Wolfsohn wohnte in der Dresdner Seevorstadt, in der Nähe des Großen Gartens. Fontane verwechselte ihn offenbar mit dem Neuen Garten in Potsdam.
- 6 Matthias Wilhelm, Wolfsohns erster Sohn, war am 8. November 1852 geboren worden. Später nannte er sich Wilhelm Wolters.
- 7 Wolfsohn bewohnte 1853 die Lüttichaustraße 20 in der Seevorstadt. 1855 ist er in der Lüttichaustraße 16 verzeichnet. Vgl. *Adreß- und Geschäftshandbuch 1855*.
- 8 Vgl. Anm. 11 zu Briefe, Nr. 42.
- 9 Fontane gab gemeinsam mit Franz Kugler die *Argo. Belletristisches Jahrbuch für 1854* heraus. Vgl. Anm. 7 zu Briefe, Nr. 44.
- 10 An erzählender Prosa hatte Fontane früher nur die Novelle *Geschwisterliebe* (1839) veröffentlicht. In der *Argo* (1854) publizierte er neben Balladen und Übersetzungen englischer Balladen die Erzählungen *Tuch und Locke*, *Goldene Hochzeit* und *James Monmouth*. Vgl. GBA Erzählerisches Werk 18.
- 11 Bei den Gebrüdern Katz erschienen *Neues Laienbrevier* (1851, ²1854), *Erzählungen aus Rußland* (1851), die Wolfsohn zugeschriebene Übersetzung von Ivan Lažečnikovs *Die Eroberung Livlands unter Peter dem Großen* (1852) sowie die Manuskriptdrucke

von *Zar und Bürger* und *Nur eine Seele*. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 4.4, 7.1.1, 7.2.6, 2.3a und 2.2a.

- 12 Haften, bürgen.
- 13 Die genannten Beiträge erschienen in der *Argo* (1854): Wilhelm von Merckel: *Der Frack des Herrn von Chergal* (S. 247–284); Paul Heyse: *La Rabbia* (S. 1–22); Theodor Storm: *Ein grünes Blatt. Aus Husum in Schleswig* (S. 294–307); Leo Goldammer: *Auf Wiedersehen!* (S. 113–130).
- 14 Fontane hielt sich zwischen dem 5. Juni und 3. Juli 1853 in Bethanien zur Behandlung einer Lungenerkrankung auf. Vgl. Nürnberger 1967, S. 193f.
- 15 Mineralwasser aus Bad Obersalzbrunn in Schlesien.
- 16 Gemeint ist Fontanes Tätigkeit für die *Centralstelle für Preß-Angelegenheiten*, der er vom 1. November 1851 bis 14. Oktober 1853 und vom 1. Januar 1854 bis Ende 1858, von Mitte September 1855 an in London, als Mitarbeiter angehörte.

49. Fontane an Wolfsohn

25. Juni 1854; eB: 1 Bl., 2 S. (Streichung mit Bleistift) – TFA, C 359.

Berlin d. 25. Juni 54.

Mein lieber alter Wolfsohn.

Am Freitag früh wird meine Frau in Gesellschaft einer andern sehr hübschen jungen Dame (übrigens auch verheirathet)¹ von hier aufbrechen um eine Tour nach Dresden und in die sächsische Schweiz zu machen.

Sie reisen ohne männliche Begleitung und ist im hohen Rathe der Ehemänner *Deine* Tugend auserkoren worden für Dresden ihre Stütze, ihr Rathgeber und Führer zu sein.

Erlaubt es Dir Deine Zeit und Deine Neigung dieser Ernennung Folge zu geben, so laß es mich *umgehend* (also bis Dinstag) wissen, da andren Falls andre Kräfte flüssig gemacht werden müssen.

Empfehl in Deinem Briefe auch einen Gasthof; – ich halte Hotel de Saxe oder de Rome² für's Beste. Kosten erwachsen Dir aus Deiner Ciceroneschaft nicht, da die eine der jungen Frauen – freilich nicht die meinige – so gut bei Kasse ist wie es die Gattinnen großer Rittergutsbesitzer zu sein pflegen.

Die herzlichsten Grüße Dir und Deiner lieben Frau.

Wie immer Dein

Th: Fontane.

Louisenstraße 35.

1 Lisbeth Scherz (geb. Nernst), Ehefrau von Fontanes Schulfreund Hermann Scherz.

2 Diese beiden Hotels lagen am Dresdner Neumarkt, wo sich auch die Struvesche Apotheke befand, in der Fontane 1842/43 gearbeitet hatte.

50. Wolfsohn an Fontane

26. Juni [1854]; eB: 1 Bl., 3 S. (mit Prägestempel „Paris“) – TFA, C 17. Die Datierung ergibt sich aus Briefe, Nr. 49.

Dresden, Montag 26 Juni ^a[1854]
6 Uhr *Abends*

In diesem Augenblick erst erhalte ich Deine Zeilen, mein theurerer alter Freund, und antworte stante pede, was bei mir, wie Du weißt, viel sagen will – zumal wenn man sich mitten in einer angreifenden Schauspielszene befindet.

Ogleich ich nämlich tief im Ausfeilen und Tapezieren eines zweiten fünfaktigen Schauspiels stecke, welches am 1^{ten} Oktober hier zur Aufführung kommen soll und den bescheidenen Titel führt: „Ein Herr von tausend Seelen“¹ – will ich Deiner zwei weiblichen Seelen mich mit Stolz annehmen, und zwar nicht ihr Herr (wogegen Du jedenfalls für Dein Theil Einwendungen machen würdest) sondern ihr gehorsamster Diener sein. Laß mich nur für den *Fall eines veränderten Arrangements genau wissen, mit welchem Zuge die Damen hier ankommen*; ich hole sie ab. Kann Deine Rittergutsbesitzerin einmal an das theuere Hôtel de Saxe denken, so muß ich *entschieden* zu dem um nichts theureren Hôtel Bellevue rathen, da es zugleich die reizendste Aussicht bietet, die man in Dresden haben kann, und dicht an der Terrasse und am Theater ist.²

Mich findet man jetzt in einer Interimswohnung: Struve'sche Str. N° 8. Dritte Et[age].³ Die Erklärung dieses Interim erhält Deine Frau mündlich.

Aber wenn Du doch auch kämest! Ist's denn *gar* nicht möglich? Habe *sehr viel* auf dem Herzen gegen Dich, und bin eben deshalb nicht zum Schreiben gekommen. Ich wäre gern schon längst einmal nach Berlin – bloß um Deinetwillen.

Meine Frau freut sich auf Deine; letzterer will ich denn auch meinen in Freundeskreisen hier sehr gefeierten Prinzen⁴ präsentiren. Möglich, daß sich demselben als *Weihnachtsgeschenk* ein zweiter Wolfsohneide oder Wolfsohneidin zugesellt.⁵

Dein W.

NB. Nur die *Vormittage Sonnabend und Mittwoch* bis 3 Uhr kann ich leider Deinen Damen nicht widmen, soll aber schon *aufs Beste* für sie gesorgt sein.⁶ Nur möchte ich nicht, daß sie an einem *solchen Tage* mit dem Frühzuge herreisten, denn ich könnte sie dann nicht am Bahnhof empfangen.

a Jahreszahl von Fontanes Hand hinzugefügt.

1 Wolfsohn zog das Stück nach der Kritik Fontanes und Devrients (vgl. Briefe, Nr. 55) zurück und überarbeitete es. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 2.2.

- 2 Das Hôtel Bellevue lag an der Elbe und blickte auf den Zwinger und die Brühlsche Terrasse. Fontane war das erst 1853 eröffnete Hotel damals wahrscheinlich nicht bekannt.
- 3 Wolfsohn bewohnte damals die Wohnung von Berthold Auerbach in der dritten Etage der Struveschen Straße 8. Vgl. Wolfsohn an Berthold Auerbach, [1. Juli 1854] (DLA, 3705/65). In der ersten Etage wohnte der russische Staatsrat Joseph von Adelsohn, der ebenfalls zum Freundeskreis um Wolfsohn, Auerbach und Jeannette Aronheim gehörte. Vgl. *Adreß- und Geschäftshandbuch 1855*.
- 4 Matthias Wilhelm Wolfsohn.
- 5 August Wolfsohn wurde am 26. November 1854 geboren.
- 6 Wolfsohn wollte Emilie Fontane und Lisbeth Scherz mit Berthold Auerbach bekannt machen. Auerbach lehnte die Einladung jedoch aufgrund einer anderen Verpflichtung ab. Vgl. Wolfsohn an Berthold Auerbach, [1. Juli 1854] (DLA, 3705/65) und Auerbach an Wolfsohn, 1. Juli 1854 (DLA, 15861).

51. Fontane an Wolfsohn

o.D. [29. Juni 1854]; eB: 1 Bl., 1 S. (Streichung mit Bleistift; von fremder Hand mit Bleistift: „Juni 1854“) – TFA, C 360. Die Datierung ergibt sich aus der Abfolge der Korrespondenz (Briefe, Nr. 49, 50) und dem genannten Wochentag.

Donnerstag Nachmittag.

Mein lieber alter Wolfsohn aus Odessa.

Die Damen reisen morgen früh 7 Uhr, sind also ohngefähr um 1 oder 2 (ich weiß es nicht genau) in Dresden. Habe dann die Freundlichkeit sie zu empfangen u. in's Hôtel de Bellevue zu geleiten.

Meine Frau wird Dir neben vielem andren auch erzählen, daß in alter Liebe u. Freundschaft Deiner gedenkt Dein

Th: Fontane

52. Fontane an Wolfsohn

o.D. [Juli 1854]; eB: 1 Bl., 1 S. (von fremder Hand mit Bleistift: „Juli 1854“) – TFA, C 361. Die Datierung erfolgt aufgrund von Briefe, Nr. 49–51. Folgende Tage fielen im Juli 1854 auf einen Mittwoch und kommen als Briefdatum in Betracht: 5., 12., 19. und 26.

Mittwoch Abend.

Mein lieber guter Wolfsohn.

Schoenlein,¹ wie ich eben erfahre, ist hier; Deine Reise² kann also unternommen werden.

Für die Freundlichkeit die Du und Deine liebe Frau meinen Damen erwiesen haben³ den herzlichsten Dank von Deinem

Th: Fontane.

Es ist schon spät, so daß ich, da ich auch ohne Marken bin, nicht mehr frankiren kann. Entschuldige!

- 1 Johann Lukas Schönlein, königlicher Leibarzt, Direktor der medizinischen Klinik an der Universität, Tiergartenstraße 4. Vgl. *Wohnungsanzeiger 1854*.
- 2 Wolfsohn reiste im August oder Anfang September 1854 nach Berlin. Vgl. Fontane an seine Mutter, 20. September 1854: „Daß Wolfsohn hier war, hat Dir Emilie schon geschrieben. Storm hat in ihrem Herzen seitdem einen Kollegen. Sie hat dem einen wie dem andern gegenüber in den meisten Stücken Recht, übertreibt aber über alle Maaßen.“ (HFA IV/1, S. 392)
- 3 Vgl. Briefe, Nr. 49–51.

53. Fontane an Wolfsohn

o.D. [1853–1856]; eB: 1 Bl., 3 S. – TFA, C 362. Da ein direkter Zusammenhang mit Briefe, Nr. 52 nicht hergestellt werden kann, muss der Entstehungszeitraum weit gefasst werden. Nach den im Brief erwähnten Personen kommt dafür die Zeit zwischen 1853 und 1856 in Frage.

Dinstag früh.

Mein lieber Wolfsohn.

Vor allen Dingen freuen wir uns aufrichtig Dich zu sehn; morgen (Mittwoch) Abend erwarten wir Dich; kommst Du später, so schreibst Du uns wohl noch eine Zeile. Am Bahnhof werd ich nicht sein, da Tag und Stunde Deiner Ankunft doch noch unsicher ist.

Ob Teichmann¹ hier ist kann ich – da ich umgehend schreibe – nicht sofort erfahren, doch ist an dem Dasein (in jeder Beziehung) des alten Dusselfritzen überhaupt wenig gelegen. Es ist so einer von der Rumpelkammer, der zufällig noch unter andrem bessren Mobiliar sich ’rumtreibt und Hofrath heißt. Düringer, Döring, Stawinsky und noch einige von der Garde sind da;² an Hendrichs³ wird Dir wohl auch nicht viel gelegen sein, wenn Du nicht in Deinen alten Tagen Leidenschaften cultivirst, die ich Gott sei Dank an dem früheren Wolfsohn nicht gekannt habe. – Nun leb mir wohl, empfehl mich Katz und komme in die ausgebreiteten Arme Deines

Th: Fontane.

^aMeine Frau grüßt und freut sich lebhaft Dich wiederzusehn.

a Das Folgende: „Meine ... wiederzusehn.“ am linken Rand von Seite 3.

- 1 Johann Valentin Teichmann, Theaterhistoriker, Hofrat und Geheimer Sekretär in der Generalintendantur der Königlichen Schauspiele in Berlin.

- 2 Philipp Jakob Düringer, Schauspieler, 1853–1870 artistisch-technischer Direktor des Königlichen Schauspielhauses in Berlin. Theodor Döring, Schauspieler, seit 1845 am Königlichen Schauspielhaus in Berlin. Karl Stawinsky, Regisseur und Schauspieler, von 1828 bis 1856 am Königlichen Schauspielhaus in Berlin.
- 3 Hermann Hendrichs, Schauspieler, von 1844 bis 1864 am Königlichen Schauspielhaus in Berlin.

54. Fontane an Wolfsohn

o. D. [Poststempel: Berlin 7. September (1854)]; eB: 1 Bl., 2 S. (auf der Rückseite adressiert an: „Herrn D^r Wolfsohn *Dessau* p. adr. Gebrüd: Katz *frei*“; Poststempel: „Berlin Anhalter-Bahn: 7 9“) – DLA, a: Fontane. Die Datierung erfolgt nach dem Poststempel und den Hinweisen auf das Passbüro und das Polizeirevier.

*Donnerstag Mittag*¹

Mein lieber Wolfsohn.

In der Poststraße² ist Dein Paß nicht zu finden und in der Marienstraße³ hat man ihn weder, noch hat man ihn daselbst je gehabt. So stehn die Affairen. Die Schimpfereien des Polizisten über Unordnung und Bummelei erspar' ich Dir füglich.

Du wirst also, falls Du noch nach Böhmen reist, Dein Heil in Dresden beim östreich: Gesandten⁴ versuchen müssen. Es ist fatal, aber nicht zu ändern.

Dir ein frohes Wiedersehn all der Deinen von ganzem Herzen wünschend und unter Grüßen für Dich u. Gebr: Katz wie immer Dein

Th: Fontane.

- 1 Der 7. September fiel 1854 auf einen Donnerstag.
- 2 Laut *Wohnungsanzeiger 1855* war das polizeiliche Paßbureau in der Poststraße 16 untergebracht. Der vorhergehende *Wohnungsanzeiger 1854* verzeichnete es noch am Mühlendamm 31, so dass der Umzug in das neue Domizil im Laufe des Jahres 1854 erfolgt sein muss.
- 3 Das 22. Polizei-Revier-Lieutnant-Bureau befand sich 1854 in der Marienstraße 27, 1855 in der Marienstraße 9. Vgl. *Wohnungsanzeiger 1854/55*.
- 4 Österreichischer Gesandter in Dresden war damals Franz Seraphin Graf von Kuefstein. Vgl. *Adreß- und Geschäftshandbuch 1855*.

55. Wolfsohn an Fontane

18. September 1854; eB: 1 Bl., 1 S. – TFA, C 18.

Dresden, 18 Septbr. 1854.

Theuerer Freund,

Ich habe Dir versprochen, Dich von Eduard Devrients Urtheil über meinen „Herrn von tausend Seelen“ zu benachrichtigen – ich halte Wort.¹ Eben ist mir seine Antwort zugekommen. So weh es mir thut, das sagen zu müssen – *er stimmt fast buchstäblich* mit Dir überein, und schließt mit den Worten:

„Die gewiß wohlgetroffene Zeichnung der gemeinen Russen, die Gedankenschönheiten der Sprache, namentlich in der Rolle des jungen Mädchens können das Drama nicht retten. Sein Sie mir nicht gram, daß ich Ihnen das Blatt mit so herben Dingen vollschreibe; was hilft es aber hinter dem Berge halten, zumal Sie schwerlich irgendwo eine wohlmeinendere Beurtheilung finden können“ ...²

Du wirst begreifen, wie ich in diesem Augenblick verstimmt bin. Die Ernte eines ganzen Jahres! Aber darum ist mir die herbe Wahrheit doch lieber als eine süße Lüge. Nicht um die Sicherheit, bei der hiesigen Aufführung zehnmal gerufen zu werden, möchte ich ein von so unparteiischem Richter verurtheiltes Werk auf die Bühne schicken.³ Ob ich wohl versuche das was an dem Stücke anerkanntermaßen gut sein soll, durch eine gründl[iche] organische Umarbeitung zu retten? Was meinst Du? Wenn Du irgend kannst, rathe tröstlich und jedenfalls als treuer Freund Deinem

Wolfsohn

^aGrüße Deine Frau. Die Meinigen sind wieder hier und befinden sich wohl.

a Das Folgende: „Grüße ... wohl.“ am linken Rand.

1 Während Wolfsohns Aufenthalt in Berlin im August bzw. Anfang September 1854 (vgl. Anm. 2 zu Briefe, Nr. 52) hatte Fontane das Theaterstück gelesen, das Wolfsohn auch Eduard Devrient nach Karlsruhe geschickt hatte.

2 Der Brief Eduard Devrients ist nicht überliefert.

3 Wolfsohn hatte beabsichtigt, das Stück am 1. Oktober 1854 uraufführen zu lassen. Vgl. Briefe, Nr. 50.

56. Fontane an Wolfsohn

10. Dezember 1854; eB: 1 Bl., 4 S. – TFA, C 363.

Berlin d. 10.12.54.

Mein lieber alter Wolfsohn.

Erst spät, aber um deshalb nicht minder herzlich meinen herzlichen Glückwunsch zu dem doppelten Zuwachs, den das Haus Wolfsohn an leiblichen und geistigen Kindern erhalten hat.¹ Möge Dein zartes Verhältniß zur Muse noch viele, die Ehe aber mit Deiner guten Frau nicht *allzu* viele Früchte tragen, das ist mein lebhafter Wunsch.

D^r Lazarus überbrachte mir Deinen Brief² in Person und erzählte mir Einzelnes, wenn auch nur Aeüßerliches (namentlich die Entstehungsgeschichte) über Dein neues Stück. Ich bewundere in gleicher Weise die moralische Kraft, die dazu gehörte sich noch mal an die Lösung einer Aufgabe zu machen, dran man vorher scheiterte, – wie ich die Rapidität bewundere mit der Du das Ganze wieder aufgebaut hast.³ Ich wünsche Dir von ganzem Herzen und aus allen möglichen Motiven die günstigsten Erfolge. Dein „Zar und Bürger“ ist ein so gelungenes Stück, daß ich solche Erfolge wenigstens für möglich halte.⁴ Wie schwer sie heutzutage *überhaupt* zu erringen sind, das weißt Du besser als ich's Dir schildern kann.

Mir geht es erträglich, insoweit ich ziemlich viel Stunden zu geben⁵ und deshalb leidliche Einnahmen habe; aber einmal ist es eine große Strapaze, schließt alle eigentliche Produktion aus und gewährt doch auch keine sichere Stellung im u. für's Leben, deren man doch nun mal bedarf. – Meine Frau ^agrüßt Dich und die Deine auf's allerbeste, ich aber hoff' Dich spätestens im ^bMonat Mai wiederzusehn, wo ich eine kleine Tour durch Sachsen vorhabe.⁶

^cLeb wohl und erhalte Deine Freundschaft

Deinem Th: Fontane.

- a Das Folgende: „grüßt ... im“ am linken Rand von Seite 4.
- b Das Folgende: „Monat ... vorhabe.“ am linken Rand von Seite 3.
- c Das Folgende: „Leb ... Th: Fontane.“ am linken Rand von Seite 2.

- 1 Gemeint sind der zweite Sohn August und das Drama *Nur eine Seele* (Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 2.2).
- 2 Der Brief Wolfsohns ist nicht überliefert. Zu Moritz Lazarus vgl. Anm. 7 zu Briefe, Nr. 37.
- 3 Wolfsohn hatte auf Fontanes und Devrients Kritik hin (vgl. Briefe, Nr. 55) sein Drama *Ein Herr von tausend Seelen* einer gründlichen Umarbeitung unterzogen. Es wurde im Februar 1855 unter dem Titel *Nur eine Seele* in Leipzig uraufgeführt. Die Buchausgabe (Dresden: Kuntze 1857) widmete Wolfsohn „Meinem Freunde Theodor Fontane“.
- 4 Im Sommer 1853 hatte Wolfsohn sein erstes Theaterstück *Zar und Bürger* beendet, es wurde am 26. Dezember 1853 in Karlsruhe unter Eduard Devrient uraufgeführt. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 2.3 und Lehmann-Schultze 1964, S. 93.

- 5 Zwischen 1853 und 1855 unterrichtete Fontane die Töchter der Geheimräte Flender und von Wangenheim. Vgl. Nürnberger 1967, S. 192f. und *Das Wangenheimkapitel*: HFA III/4, S. 1049–1061.
- 6 Über das Zustandekommen der Reise nach Sachsen ist nichts bekannt.

57. Fontane an Wolfsohn

18. Dezember 1854; eB: 1 Bl., 2 S. – TFA, C 364. Da zwischen Briefe, Nr. 56 und 57 eine ganze Woche liegt, ist es wahrscheinlich, dass die Nachschrift zu einem verlorenen Brief gehört.

d. 18^t.12.54.

Nachschrift.

Gestern und heut war ich mehre Stunden mit unsrem Schauenburg zusammen. Es geht ihm ganz schlecht; seine Frau ist brav und gut und das Verhältniß zwischen beiden ungetrübt; – aber die übrige Familiensauce (Schwiegermutter, Schwäger und Schwägerinnen) ^aweni[g]er schmackhaft als sonst die holländische zu sein pflegt. Du weißt die würdige Familie ist aus Holland.¹

Er geht nun in's russische Hauptfeldlazareth nach der Krimm, weil ihm die häuslichen Verhältnisse (er hängt von seiner Schwiegermutter ab) unerträglich geworden sind. So hat doch jeder seinen schweren Pack zu tragen! Er grüßt Dich auf's herzlichste. Wahrscheinlich ist er morgen Abend schon auf dem Wege nach Warschau.² Dein

Th: Fontane.

a In der Handschrift: „wenicker“.

- 1 Mit Hermann Schauenburg waren Wolfsohn und Fontane aus ihrer Leipziger Zeit gut bekannt, auch später hielten sie zu ihm losen Kontakt. Vgl. Anm. 23 zu Briefe, Nr. 13 und Anm. 4 zu Briefe, Nr. 39. Im August 1852 hatte Schauenburg Helene Bertel aus Rotterdam geheiratet. Vgl. Schultze 1979, S. 438.
- 2 Hermann Schauenburg nahm nicht auf russischer Seite am Krimkrieg (1853–1856) teil. Zu den Gründen vgl. *Von Zwanzig bis Dreißig*: HFA III/4, S. 252. Dagegen hatte er sich 1850 während der preußischen Mobilmachung freiwillig als Militärarzt gemeldet, auch bei den folgenden Mobilmachungen trat er aktiv in den Dienst ein. Vgl. Kohl 1930, S. 27 sowie Schauenburg 1869.

58. Fontane an Wolfsohn

27. Januar 1855; eB: 1 Bl., 4 S. – TFA, C 365.

Berlin. d. 27^t. Januar 55.

Mein lieber Wolfsohn.

Deinen Brief, vom November her, erhielt ich pünktlich durch D^r Lazarus. Ich beantwortete ihn 8–10 Tage später¹ und schickte meine Zeilen durch Buchhändlergelegenheit. Da ich indeß einen ziemlich verbummelten Vetter² damit beauftragte den Brief – nebst einem 2^{ten} an den D^r Gumprecht in Leipzig³ – in der Gropius'schen Buchhandlung⁴ abzugeben, so fürcht' ich daß er entweder beide Briefe verloren^aoder, was noch wahrscheinlicher, sie erbrochen und durchstöbert hat. Viel gefunden hat er nicht. Der Inhalt meines Briefes war eine Doppelgratulation – zum Jungen und zum Stück. Ich wünschte Dir dann lebhaft mit Darstellung letztrer fortzufahren und ersterer aufzuhören, denn Kinder sind eigentlich ein Luxusartikel, den nur, wie Pferde u[.] Wagen, vornehme Leute zu halten berufen sind.

Vor 8–14 Tagen machte uns Frl. „Marie de Harder“ ihren Besuch⁵ und gab Deine Empfehlungszeilen ab. Leider waren weder ich noch meine Frau zu Haus. Letztre ist nun vor Kurzem bei den Harderschen Damen gewesen (mir ist es geradezu unmöglich Visitenzeit zu erübrigen) und hat ihnen, wie sich von selbst versteht, meine schwachen Dienste angeboten. Da ich erstens von Musik nichts verstehe und zweitens zu keiner einzigen hiesigen Z[ei]t[u]ng in irgendwelcher Beziehung stehe, so werden selbstverständlich meine Dienste nur *schwach* sein können. Uebrigens hat meine Frau beide Damen sehr liebenswürdig gefunden und wenn nichts dazwischen kommt hoffen wir sie mit Nächstem 'mal zum Thee bei uns zu sehn.

Was mich selber angeht, so geht mir's ganz leidlich. Ich habe zu leben und das will in diesen hungrigen Zeiten eigentlich schon viel sagen. Freilich muß ich zu dem Behuf arbeiten wie ein Pferd und Zeitungsschreiben und Stundengeben⁶ sind der nobleste Theil meiner Thätigkeit. Von eigentlichem Produciren ist keine Rede. Indeß das Gefühl einer gewissen pekuniären Unabhängigkeit ist doch sehr süß und wiegt vieles auf. Dazu hofft man und wär's auch bis in's Grab.⁷ Man betrachtet diese Plackerei als ein Durchgangsstadium und schmeichelt sich, dahinter lägen die Inseln der Seligen wo die Plüsch-Sophas stehn und die Kalbsbraten wachsen und wo man Verse zu machen gedenkt von Morgens früh bis Abends spät. Kommt der Tod eher als diese Inseln, nun so hat man wenigstens den *Vorgeschmack* des Glücks und der Freude gehabt, der bekanntlich besser ist als die Sache selbst.

Verzeihe daß ich Dich mit einer prosaischen Variation auf das alte Schiller'sche Thema von der „Hoffnung“ behellige, grüße lieber Frau und Kinder und sei selber herzlich begrüßt von Deinem

Th: Fontane.

a Hier gestrichen: „hat“.

- 1 Vgl. Briefe, Nr. 56.
- 2 Wem Fontane die Briefe übergab, war nicht zu ermitteln.
- 3 Adolf Gumprecht betrieb in Leipzig eine Verlagsbuchhandlung. Vgl. *Leipziger Adreß-Buch* 1855, S. 255. Er war außerdem Mitarbeiter der *Preußischen (Adler-)Zeitung* und der *National-Zeitung*.
- 4 Vgl. Anm. 12 zu Briefe, Nr. 36.
- 5 Am 14. Januar 1855 meldete Ludwig Rellstab: „Eine treffliche junge Pianistin, Fräulein Marie v. Harder, eine Schülerin Chopins, ist hier eingetroffen. Sie hat bereits in Dresden, in Leipzig in den Gewandhaus-Concerten, in Weimar bei Hofe mit vielem Beifall gespielt.“ Vgl. *Vossische Zeitung*, Nr. 12 (14. Januar 1855), 1. Beilage, S. 4. Wolfsohn hatte sie wahrscheinlich im Dezember 1854 in Dresden kennen gelernt, wo sie ein sehr gefeiertes Konzert gegeben hatte. Vgl. *Dresdner Anzeiger*, Nr. 343 und 344 (9./10. Dezember 1854).
- 6 Vgl. Anm. 5 zu Briefe, Nr. 56.
- 7 Anspielung auf Friedrich von Schiller: *Hoffnung*, 2. Strophe (1797):

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
 Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
 Den Jüngling locket ihr Zauberschein,
 Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
 Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
 Noch am Grabe pflanzt er – die Hoffnung auf.

59. Fontane an Wolfsohn

03. Oktober 1856; eB: 1 Bl., 2 S. – TFA, C 366.

Berlin d. 3^t. Oktob. 56.
 Bellevuestraße 16.

Mein lieber Wolfsohn.

Heut früh erhielt ich Deine lieben Zeilen¹ für deren immer gleiche, freundschaftliche Gesinnung ich Dir herzlich danke. Leider läßt sich unser Beisammensein nicht mehr ermöglichen – ich reise morgen früh.² Wenn, neben dem Wunsche mich zu sehn, Deine freundlichen Zeilen auch von einem praktischen Motive irgend welcher Art diktirt worden sind und ich, ^afern von Berlin, ebenfalls im Stande sein sollte dies oder jenes Deiner Interessen zu vertreten, so laß mich das, nach London oder Paris hin, wissen. Es wäre doch möglich, daß ich Dir auf die eine oder andre Art zu Diensten sein könnte. Meine Londoner Adresse ist 92 Guilford Street;³ in Paris würde mich ein Brief von Dir, zwischen dem 12^t. und 24^t. Oktober, im Hôtel du Louvre treffen.⁴

Dir alles Liebe und Gute wünschend, unter herzlichen Grüßen an Deine Frau und Dich, Dein

Th: Fontane

a Hier gestrichen: „auch“.

- 1 Dieser Brief Wolfsohns ist nicht überliefert.
- 2 Fontane hatte einen Monat Urlaub von seiner Tätigkeit in London und hielt sich in Berlin auf. Wolfsohn hatte durch Moritz Lazarus von der Anwesenheit Fontanes in Berlin erfahren. Vgl. Moritz Lazarus an Wolfsohn, 24. September 1856 (Landesarchiv Berlin, F Rep. 241 MF. 139). Fontane brach am 4. Oktober wieder nach England auf. Über Bamberg, Nürnberg, München, Stuttgart, Mannheim und Paris (14.–17. Oktober) erreichte er am 23. Oktober London. Vgl. GBA Tagebücher 1.
- 3 Seit dem 9. August 1856 wohnte Fontane bei Familie Wilmot in 92 Guilford Street, nahe dem British Museum. Vgl. GBA Tagebücher 1, S. 473f. (Kommentar).
- 4 Das Hôtel du Louvre lag in der Rue de Rivoli gegenüber dem Louvre.

60. Fontane an Wolfsohn

26. Mai 1859; eB: 1 Bl., 4 S. – TFA, C 367.

*Berlin¹ d. 26^e. Mai 59.
Potsdammerstraße 33.*

Mein lieber alter Freund

Wir saßen vorgestern beim Nachmittagskaffe in unsrer Geisblattlaube² und sogen die ächte Berliner Gartenluft (Blumen vorne und Müllkute hinten) in vollen Zügen ein – Professor Magnus³ hat nämlich bewiesen daß der gute Gesundheitszustand der Berliner in der schamlosen Unbedecktheit ihrer Rinnsteine wurzelt – als Deine liebenswürdigen Zeilen,⁴ nach kurzer Irrfahrt durch die Schönebergerstraße,⁵ hier eintrafen. Habe herzlichen Dank für den Ausdruck alter, unveränderter Liebe und Freundschaft. Man kommt nun allgemach in die Jahre wo man wahrnimmt, daß man nicht nothwendig geliebt werden *muß* und wo man schon zufrieden ist dann und wann zu erkennen, daß man wenigstens noch geliebt werden *kann*. Ach und wie's einem mit der Liebe geht, so geht's einem mit allem; man wird trostlos bescheiden in seinen Ansprüchen, giebt den Jugendglauben an eine gradlinige Abstammung von Schiller und Göthe völlig auf und legt sich ernsthaft die Frage vor, ob man größer ist als Karl Mühler⁶ oder nicht. Vielleicht steckt auch in dieser Frage noch ein gut Stück Arroganz.

Fast im Widerspruch damit scheint es zu stehen, wenn Du mir schreibst daß Du mich gelegentlich der Welt verkündigt hast⁷ (beiläufig bemerkt die reine Wüstenpredigerei) und ich Dir nach dem Vorgange von *Jean Bart* ^aden Louis XIV ^beben zum Admiral ernannt hatte, darauf antworte: „da haben Ew. Majestät ganz recht gethan.“⁸ Es liegt kein Widerspruch darin, denn wenn einen auch noch die Freunde im Stich lassen, so ist man vollends verloren; außerdem wirst Du begreifen, daß ich weniger die Absicht gehabt habe selbstbewußt zu repliciren als eine passabel hübsche Anekdote zu erzählen.

Du fragst, wie es mir geht? und ich antworte wahrheitsgemäß gut und schlecht; *gut* weil ich mich körperlich wohl fühle, Lust und Freude an der Arbeit habe und voll Vertrauen in die Zukunft blicke, *schlecht* weil ich nachdem ich mich ehrlich gequält habe die Frucht und das Ziel meiner Arbeit weniger in Händen habe denn je und die neuste Belegstelle bin, für das bekannte *travailler pour le roi de Prusse*.⁹ Schließe aber daraus nicht, daß ich zu den Malkontenten¹⁰ gehöre und scheinbar sehe zu dem sicherlich segensreichen Umschwunge der in unsrem Lande stattgefunden hat.¹¹ Das alte Regime war nicht schlecht aber dumm; grade die mißliebigen Träger desselben waren grundehrliche Leute; ihr Verbrechen war, daß sie gegen den Strom schwammen. Aus 2 Dingen baut^d sich der Typus des altpreußischen Volkscharakters auf, aus schlichtem Rechtsgefühl und einem Minimum von Glauben. Gegen beides hat man verstoßen, innerhalb des Rechts hat man gekünstelt, was fast noch^e toller ist als es brechen und die Religion hat man^f per Nürnberger Trichter besorgen wollen.¹² Die Intentionen waren nicht schlecht, aber sie waren urdumm, weil sich solche Sachen heutzutage nicht^g von oben herunter besorgen lassen. Die Zeit ist vorbei, wo man durch Hundehetzen das Böhmer-Land katholisch machen konnte.¹³ Verzeih diese Abschweifung. Für Deine freundliche Einladung den herzlichsten Dank, ich kann sie jetzt aus mehreren Gründen nicht annehmen a) hab ich zu arbeiten b) muß ich das Geld zu rathe halten c) darf ich Berlin jetzt nicht verlassen, um wenigstens zur Hand zu sein, wenn ich hier oder dort gebraucht werden sollte. Aber vielleicht im Laufe des Sommers. – Hast Du Lazarus gesprochen?¹⁴ hat er Dir vielleicht von den Büchern (3 Bände über England u[.] Schottland) erzählt, die ich herausgeben möchte.¹⁵ Die Zeit ist ungünstig, aber ich möchte *doch*. Kannst Du mir vielleicht mit Rath und That dabei behülflich sein. Katz hat mir bereits einen Korb gegeben. Dein

Th: Fontane

^hPs. Empfiehl mich Deiner lieben, sehr verehrten Frau und grüße die Herren Jungen.¹⁶ Mein ältester (wird 8 Jahr im August) ist in London geblieben, der jüngste (2½ Jahr) spielt um mich her.¹⁷ Meine Frau grüßt herzlich.

Nochmals Dein Th. F.

a Hier gestrichen: „als“.

b Hier gestrichen: „ihn“.

c Das Folgende: „-lich ... baut“ am linken Rand von Seite 4.

d Das Folgende: „sich ...noch“ am linken Rand von Seite 3.

e Das Folgende: „toller ... nicht“ am linken Rand von Seite 2.

f Hier gestrichen: „durch“.

g Das Folgende: „von ...Th: Fontane“ am linken und kopfstehend am oberen Rand von Seite 1.

h Das Folgende: „Ps. ... Th. F.“ kopfstehend am oberen Rand von Seite 4.

- 1 Am 2. Dezember 1858 hatte Fontane von London aus seine Anstellung bei der *Centralstelle für Preß-Angelegenheiten* gekündigt. Vgl. Fontane an Rudolf von Auerswald (HFA IV/1, S. 637–639). Nachdem er Mitte Januar nach Berlin zurückgekehrt war, versuchte er im Februar/März 1859 erfolglos, sich mit Hilfe Paul Heyses in München beruflich zu etablieren.
- 2 Emilie Fontane hatte die Wohnung in der Potsdamer Straße 33 während Fontanes Aufenthalt in München bezogen. Vgl. Emilie an Theodor Fontane, 12. März 1859 (GBA Ehebriefwechsel 2, S. 149).
- 3 Heinrich Gustav Magnus, vgl. Anm. 7 zu Briefe, Nr. 28.
- 4 Dieser Brief Wolfsohns ist nicht überliefert.
- 5 Die Schöneberger Straße befand sich am Askanischen Platz. Fontanes Wohnung lag in Schöneberg, das damals noch nicht zu Berlin gehörte.
- 6 Karl Friedrich Mühler, Beamter und Unterhaltungsschriftsteller.
- 7 Neben Erwähnungen Fontanes in verschiedenen Vorlesungen Wolfsohns könnte hier der XXXVII. *Culturbrief* gemeint sein, in dem er über die *Argo* referiert hatte. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 6.2.13.41.
- 8 Das vermutlich auf einen Entwurf von 1858 zurückgehende Gedicht *Jan Bart* (1888) hat dieselbe Anekdote zum Gegenstand. Dort heißt es: „Majestät, / Was klug und recht ist, kommt nie zu spät.“ Variante: „Das ist weise von Euer Majestät“. Vgl. GBA Gedichte 1, S. 174 und 541 (Kommentar).
- 9 (Frz.) Für den König von Preußen arbeiten; soviel wie: umsonst arbeiten.
- 10 Den Unzufriedenen, Missvergnügten.
- 11 Prinz Wilhelm von Preußen (der spätere Wilhelm I.) übernahm am 5. Oktober 1858 die Regentschaft für seinen erkrankten Bruder Friedrich Wilhelm IV. Er entließ am 6. November 1858 die Regierung Manteuffel und setzte eine neue Regierung unter dem liberalen Karl Anton Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen ein, das Ministerium der „Neuen Ära“.
- 12 Die Regierung Manteuffel hatte es durch bürokratische Mittel (Verschleppung von Ausführungsgesetzen, Einschränkung der gerichtlichen Überprüfung von Verwaltungsakten, Eingriffe in die kommunale Selbstverwaltung usw.) verstanden, die Durchsetzung ihr unliebsamer verfassungsmäßiger Rechte zu verhindern bzw. in ihrem Sinne zu beeinflussen. Durch Einflussnahme auf die preußischen Landtagswahlen gelang es ihr darüber hinaus, eine willfähige zweite Kammer für ihre Politik zu etablieren. Die Stellung der Kirchen wurde gestärkt, die neupietistische Bewegung gefördert. Vgl. *Handbuch der preußischen Geschichte* 1992, S. 309–315.
- 13 Anspielung auf die gewaltsame Rekatholisierung Böhmens durch die Habsburger im 17. Jahrhundert.
- 14 Zu Moritz Lazarus vgl. Anm. 7 zu Briefe, Nr. 37.
- 15 *Aus England. Studien und Briefe über Londoner Theater, Kunst und Presse*, Stuttgart: Ebner & Seubert 1860; *Jenseit des Tweed. Bilder und Briefe aus Schottland*, Berlin: Julius Springer 1860; *Balladen*, Berlin: Wilhelm Hertz 1861. Zu seinen Veröffentlichungsplänen vgl. Fontane an Henriette von Merckel, 30. April 1858 und Fontane an Wilhelm von Merckel, 3. Juni 1858 (Erler 1987, Bd. 2, S. 41–49 und S. 61–68).

16 Matthias Wilhelm und August Wolfsohn.

17 George Fontane blieb bei der befreundeten englischen Arztfamilie Merington in London, während der 1856 geborene Theodor Heinrich Fontane zusammen mit Emilie Fontane am 7. Februar 1859 nach Berlin zurückkehrte. Vgl. Erler 2002, S. 125.

61. Fontane an Wolfsohn

28. November 1859; eB: 1 Bl., 4 S. – TFA, C 368.

^aBerlin d. 28^t. Noveb. 59.

Tempelhofer Straße 51.

Mein lieber, alter Freund.

Gestern vor 8 Tagen, als ich eben, Hut auf dem Kopf und mein anderthalb Hand breites Cache-nez¹ wie ein Visir vorm Gesicht, ausrücken wollte, um im Tunnel, der nun bald nur noch aus Großvätern bestehn und jedes Mitglied unter 40 Jahren 'rausballotiren² wird, zu präsidiren,³ trat ein Unbekannter mit jener eigenthümlichen Rapidität in mein Zimmer, die mich besorgt hätte machen können, wenn ich nicht das gute Gewissen hätte weder ein reicher Bankier noch der Staatsrath Kotzebue zu sein. Der Rapide entpuppte sich denn auch bald als eine harmlose Persönlichkeit, der nur darin mit Karl Sand eine leise Aehnlichkeit hatte, daß er auf Rußland schlecht zu sprechen war.⁴ Er schien einer von den Gesinnungstüchtigen, die sich darüber echauffiren, daß in der Welt viel gestohlen wird. Sein Name war Kauffmann; wie er mir beim Abschied sagte „Bürger von Berlin“.⁵ (Ich hatte ihn nämlich für einen Ausländer gehalten und mich gewundert daß er die Querstraßen der Lindenstraße kannte.)

Besagter freundlicher Herr brachte mir Grüße von Dir, die er ehrlich genug war für etwas alt-backen auszugeben. Aus einem Notizbuch las er mir dann eine Bestellung vor, die durch das räthselhafte Dunkel worin sie sich hüllte, alle andren Schwächen vergessen ließ. Es schien sich auf meine Aufsätze über Shakespeare und englisches Theater zu beziehn.⁶ Zu gleicher Zeit erfuhr ich (und das war die Hauptsache) daß es Dir gut gehe, daß Frau und Kinder wohl seien, daß neue Bücher, neue Dramen in Sicht ständen,⁷ enfin das Haus Wolfsohn auf gutem Boden etablirt sei. Mögen die Nachrichten immer gleich günstig lauten.

Ich nahm mir gleich vor Deine Grüße durch einige Zeilen zu beantworten, theils weil ich einige Fragen an Dich auf dem Herzen habe, theils um bei der Gelegenheit mal Bestimmteres über Dein Leben und Deine Schicksale von Dir zu erfahren.

Meine Fragen beziehen sich auf die lieben, alten Dinge: Mitarbeiterschaft hier oder dort und Herausgabe von Büchern. „Was sind das für Zeiten, sagte Heinrich Smidt⁸ im Jahre 1848 zu mir, man schreibt und schreibt und keiner will's drucken.“ Da ich fürchte, daß die buchhändlerische Geneigtheit seitdem wenig gewachsen ist, so hab' ich vor allen Anfragen nach der Seite hin eine heillose Angst und verschiebe von Tag zu Tag, was doch endlich geschehen muß.

Mein schottisches Reisebuch ist beendet,⁹ ich bin schwach genug es für gut und interessant zu halten und möchte es nun herausgeben. Die einzelnen Aufsätze und Schilderungen sind, beinah ausnahmslos, bereits gedruckt worden, ein Drittel im Beiblatt der Vossin,¹⁰ ein 2^t Drittel im Feuilleton der Kreuz-Z[ei]t[u]ng,¹¹ das letzte Drittel im Morgenblatt.¹² Mit Rücksicht darauf verlang' ich nur 150 [Taler] Honorar. Kennst Du einen ehrenwerthen Mann, der anbeißen möchte, so laß es mich je eher je lieber wissen. Der Zöllner der noch lauter heulte als Sturm und Wind,¹³ kann den braven Mann nicht mehr herbeigesehnt haben, wie ich diesen Buchhändler.

Die andre Frage bezieht sich also auf Mitarbeiterschaft. Ich unterhalte hier Feuilleton-Beziehungen zu 3 Z[ei]t[u]ngen: Voß,¹⁴ Preußische¹⁵ und Kreuz-Z[ei]t[u]ng,¹⁶ aber sie sind doch sehr oberflächlich und oft ganz unterbrochen. Ich fühle das Bedürfniß noch wo anders unterkriechen zu können. Kannst Du mir dabei behülflich sein? *Gute* historische und belletristische Bücher, Memoiren, Biographien, Arbeiten die auf England Bezug nehmen u. dgl. m. würde ich gern kritisch besprechen, auch gern *längere* Arbeiten (für die „Gegenwart“¹⁷ etc) für Brockhaus übernehmen. Unterhältst Du Beziehungen und Bekanntschaften, die dergleichen einleiten können? Zu dem gewöhnlichen Feuilleton-Quatsch möcht' ich mich nicht verstehn, alles was in die literarische Wurst-Fabrikation gehört ist mir zuwider. Auf hohe Honorare bin ich nicht versessen, aber eine sichere, ^bständige Mitarbeiterschaft liegt mir am Herzen. Namentlich wär' es vielleicht gut, ich käme an Brockhaus heran; meine Kenntniß des Englischen könnte da bestens ausgebeutet werden.¹⁸ Laß bald von Dir hö^cren. A propos eins meiner Bücher über England wird unter dem Titel „Studien etc“ bei Ebner in Stuttgart erscheinen.¹⁹

Empfehl mich Deiner lieben Frau angelegentlichst. In alter Anhänglich^dkeit
Dein

Th: Fontane

Tempelhofer Straße 51.

°Auf den Brief an Pabst (dem ich für Einsendung seiner Schiller-Stanzen gedankt habe)²⁰ sei so gut eine Freimarke zu kleben, da ich dem alten Sohn auch nicht die Unkosten eines halben Neigroschens²¹ machen möchte. Dein

Th. F.

- a Links oben Notiz in roter Tinte von Wolfsohns Hand: „Beantw 7. Dec. 59.“
- b Das Folgende: „ständige ... hö“ am linken Rand von Seite 4.
- c Das Folgende: „=ren ... Anhänglich=“ am linken Rand von Seite 3.
- d Das Folgende: „=keit ... 51.“ am linken Rand von Seite 2.
- e Das Folgende: „Auf ... Th. F.“ am linken Rand von Seite 1.

1 (Frz.) Schal.

2 Wahlverfahren; durch Stimmkugel ausschließen.

- 3 Fontane war von Dezember 1859 bis Dezember 1860 „angebotetes Haupt“ des *Tunnels über der Spree*. Zum Tunnel vgl. Anm. 17 zu Briefe, Nr. 13.
- 4 Anspielung auf die Ermordung des Schriftstellers und russischen Generalkonsuls in Preußen August von Kotzebue durch den Studenten Karl Sand am 23. März 1819 in Mannheim. Die Verfolgung der Burschenschaften und der demokratisch-nationalen Bewegung in Deutschland aufgrund der Karlsbader Beschlüsse wurde mit dieser Tat gerechtfertigt.
- 5 Vgl. Wolfsohn an Berthold Auerbach, 27. Dezember 1860: „Diese Zeilen sollen nur Herrn Banquier Kaufmann aus Berlin bei Ihnen einführen, den Schwiegersohn meiner Landsmännin Frau Michalowky, einen recht liebenswürdigen jungen Mann, der mit großer Freude die Gelegenheit ergreift, Sie kennen zu lernen.“ (DLA, 3705/30) Der *Wohnungsanzeiger 1859* verzeichnet die folgenden Banquiers dieses Namens: A. Kaufmann, Mittelstraße 9; C. Kaufmann, Alte Leipzigerstraße 15; O. Kaufmann, Klosterstraße 41; Seelig Kaufmann, Spandauerstraße 57.
- 6 Fontane bezieht sich auf seine Artikelreihe *Shakespeare auf der modernen englischen Bühne* im *Literatur-Blatt des Deutschen Kunstblattes*. Die neun Artikel erschienen zwischen dem 1. November 1855 und dem 11. Juni 1857. Fontane veröffentlichte sie später unter dem Titel *Die Londoner Theater. (Insonderheit mit Rücksicht auf Shakespeare.)* in dem Band *Aus England* (1860). Vgl. Anm. 15 zu Briefe, Nr. 60. Wolfsohn rezensierte das Buch später anonym in der *Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung*. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 6.2.13.61.
- 7 Nach *Die Osternacht* (1858; Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 2.1) veröffentlichte Wolfsohn keine weiteren Dramen. Zu seinen Publikationen vgl. Briefe, Nr. 62.
- 8 Zu dem Schriftsteller und *Tunnel*-Mitglied Heinrich Smidt vgl. *Von Zwanzig bis Dreißig*: HFA III/4, S. 383–387.
- 9 *Jenseit des Tweed* (1860). Vgl. Anm. 15 zu Briefe, Nr. 60.
- 10 *Bilder und Briefe aus Schottland* (9 Folgen). In: *Vossische Zeitung*, 1. Beilage, 29. Mai – 14. August 1859.
- 11 *Das Macbeth-Land* (6 Folgen) und *Der letzte Hochlands-Häuptling*. In: *Neue Preussische (Kreuz-)Zeitung*, 30. August – 24. September 1859.
- 12 *Eine Reise in's schottische Hochland* (3 Folgen). In: *Morgenblatt für gebildete Leser*, 9.–23. Oktober 1859.
- 13 Anspielung auf Gottfried August Bürger: *Lied vom braven Manne* (1778):

Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
 Er heulte noch lauter, als Strom und Wind.
- 14 Fontane publizierte durch Vermittlung Ludwig Metzels, des Leiters der *Centralstelle für Preß-Angelegenheiten*, 1856 als außerordentlicher Mitarbeiter in der *Vossischen Zeitung*. Von 1870 bis 1890 war er Theaterreferent der *Vossischen Zeitung*, in der auch *Schach von Wuthenow* (1882) und *Irrungen, Wirrungen* (1887) als Fortsetzungsromane erschienen. Vgl. Berbig/Hartz 2000, S. 71–79.
- 15 Zwischen 1856 und 1859 veröffentlichte Fontane zahlreiche Artikel in *Die Zeit* (seit November 1858: *Preussische Zeitung*) im Zusammenhang mit seiner Tätigkeit für die *Centralstelle für Preß-Angelegenheiten*. Vgl. Berbig/Hartz 2000, S. 51–60.

- 16 Seit 1856 schrieb Fontane für die *Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung*. Von 1860 bis 1870 war er, durch Vermittlung des *Tunnel*-Kollegen George Hesekei, festangestellter Redakteur des „englischen Artikels“. Vgl. Berbig/Hartz 2000, S. 61–70.
- 17 *Die Gegenwart. Eine encyclopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände*, Leipzig: Brockhaus 1848–1856. Die Fortsetzung nannte sich *Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart* (1857–1891). Eine Mitarbeit Fontanes kam nicht zustande. Vgl. Briefe, Nr. 62 und 63.
- 18 Vgl. auch Fontane an Paul Heyse, 28. November 1859 (Erler 1972, S. 70–73).
- 19 *Aus England* (1860), vgl. Anm. 15 zu Briefe, Nr. 60.
- 20 Der Brief ist nicht überliefert. Julius Pabst (vgl. Anm. 2 zu Briefe, Nr. 47): *Prolog zu Friedrichs v. Schiller hundertjähriger Geburtsfeier*, Dresden 1859.
- 21 Neugroschen: Kleinmünze im Königreich Sachsen und im Herzogtum Sachsen-Altenburg, entspricht einem preußischen Silbergroschen.

62. Wolfsohn an Fontane

07. Dezember 1859; eB: 2 Bl., 5 S. – TFA, C 19.

^aLiebster Freund,

Es sind nun doch schon einige Tage hingegangen, seit ich Deine letzte Zuschrift erhalten – und ich hatte mir vorgenommen, sie gleich zu beantworten! Ich sehe mich da wieder an der Quelle meiner zahlreichen Unterlassungssünden in der Correspondenz mit Freunden. Wenn ich nämlich untersuche, warum ich dem und Jenem nicht geschrieben oder Monate, sogar Jahre lang Antwort schuldig blieb, so finde ich, daß es in den meisten Fällen nur darum ^bgeschah, weil ich mehr schreiben wollte als ich konnte. Beinahe wäre es mir auch diesmal so mit Dir ergangen. Du sprachst in Deinen neulichen Zeilen den Wunsch aus, Bestimmteres über mein Leben und meine Schicksale zu erfahren – natürlich hatte ich die fromme Absicht, Deinen Wunsch gleich zu erfüllen; aber dazu bedurfte es schon ein wenig ausführlicherer Mittheilungen, und zu diesen eines freien Stündchens oder richtiger einer gewissen Stimmung, die ich aber noch nicht fand – sieh, da kam ich schon wieder in Versuchung, hinauszuschieben, hinauszuschieben, bis ich sie fände; mein alter Fehler wandelte mich wieder an. Aber ich habe ihn auch schon seit Jahren mit Erfolg bekämpfen gelernt, und in meinem vierzigsten wäre es geradezu eine Schande, ihm wieder zu verfallen. So schreibe ich Dir denn heute kurz u. resolut, obgleich ich just heute von allerlei Dingen dermaßen in Anspruch genommen bin, daß ich eben nur in einer Eile schreiben kann, für deren Bezeichnung im Postscriptum eine Damenfeder nicht Superlative genug finden würde.

Von meinen „Schicksalen“ wird deshalb hier nicht die Rede sein. Über dergleichen, Du alter, theurer Freund, *müssen* wir uns in nächster Zeit einmal *mündlich* aussprechen. Aber auf Deine literarischen Anfragen laß mich Dir das Wesentlichste erwidern.

Einen Verleger in diesem Augenblicke zu finden, ist schwer. Ich habe nicht aufgehört daran zu denken, wie ich Deine Shakespeareraufsätze vortheilhaft anbringe;¹ ich wollte Dir in Bezug auf diese – soweit *sie noch nicht in Zeitungen* erschienen – schon längst Vorschläge machen. Nur handelte es sich dabei für den Augenblick noch um keinen Verleger. Die Nachwirkungen der letzten Krise sind im Buchhandel noch zu fühlbar.² Von zwei Buchhändlern, mit denen ich in näherer Verbindung stehe, hat der Eine meine „Osternacht“ vor Kurzem nur darum erscheinen lassen, weil mir das Glück von „Nur eine Seele“ zu einem Contract verholfen hatte, in welchem er sich für eine ganze Reihe zukünftiger Dramen von mir verpflichtet, wofern dieselben mit Erfolg zur Aufführung gekommen.³ Der Andere hat mir für eine Schrift kritischen Inhaltes, die schon im vorigen Sommer erscheinen sollte, das volle Honorar ausgezahlt – und zögert noch immer mit dem Druck, weil er die Zeitumstände noch nicht für günstig hält.⁴ Dies ist die gegenwärtige Stimmung der Buchhändler in meinem nächsten Kreise, und ich denke, mehr oder weniger wird sie überall eine gleiche sein. So viele Beziehungen ich zu Buchhändlern in Leipzig, Stuttgart u. anderen Orten habe, so beruhen sie doch jetzt mehr darauf, daß die Herren für das einmal von ihnen Unternommene meinerseits eine gewisse Förderung beanspruchen und erwarten, als daß sie einer Bereicherung ihrer Manuskripte durch mich entgegensehen – die freilich ausgenommen, die sie für ihre Zeitschriften brauchen.

Was also, wirst Du fragen, waren meine Vorschläge für Deine Artikel? Sie liefen eben auf eine journalistische Verwerthung hinaus. Da, wohin *Du* Deine Blicke richtest (bei Brockhaus) sehe ich nichts Ersprößliches. Zu Arbeiten für seine „Gegenwart“ hat er mich wiederholt und dringend aufgefordert; allein nachdem er mir für meinen Art[i]kel über die Ristori (im ersten Heft),⁵ der ungewöhnlichen Beifall fand, ein Honorar von 10 [Taler] berechnet, hätte ich größere Arbeiten für die Brockhaussche „Gegenwart“ lediglich als eine Sache der Ehre und des Vergnügens betrachten müssen. Beides ist aber auch in anderen Zeitschriften zu holen, die daneben ungleich besser bezahlen. Ich möchte Dir daher kaum rathen, Dich mit Brockhaus einzulassen. Willst Du einmal durchaus an einem Unternehmen wie die „Gegenwart“ Dich betheiligen, so kann ich Dir Lorck in Leipzig empfehlen und Dich ihm. Lorck braucht für seine „Männer der Zeit“ kleinere biographische Artikel.⁶ Lorck wäre auch noch der Erste, bei dem sich Geneigtheit finden dürfte, Dein schottisches Reisebuch⁷ zu nehmen. Schicke mir nur das M[anuskr]ipt; ich werde mein Möglichstes thun und hoffe, daß mich mein lieber Freund Andree (der bekannte Ethnograph), der am meisten dazu mitwirken kann, bei Lorck redlich unterstützen wird.⁸

Nun aber die Hauptsache: ein regelmäßiges und fruchtbares Verhältniß zu einer Zeitung. Ich weiß wirklich nicht, ob ich Dir davon geschrieben, daß ich seit drei Jahren vom hiesigen Ministerium für die wiss[enschaftliche] Beil[a]g[e] der Leipziger Zeitung engagirt bin, der ich monatlich zwei Aufsätze zu liefern habe.⁹ Sieh, bei diesem Blatte denke ich für Dich – und zwar nicht von der Redaction,

sondern vom Regierungsrath v. Witzleben,¹⁰ ein hübsches Plätzchen zu erobern.¹¹ Das Honorar, auf das ich Dir vorläufig Aussicht geben darf, könnte 40 bis 50 [Taler] pr[o] Bogen betragen. Beif[ol]g[end] sende ich Dir unter Kreuzband einige Nummern dieses Blattes, die Dich mit der äußeren und inneren Gestalt desselben und gelegentlich mit der Art *meiner* Aufsätze darin bekannt machen. Wenn Du mir über letztere etwas sagen kannst, woraus ich ein klein wenig Gefallen entnehme, so wird mir das natürlich sehr angenehm sein. Schicke mir aber die Blätter zurück.

Also das Beste ist, ich erhalte so bald als möglich von Dir einen interessanten Aufsatz über England, oder worüber es immer sei – den händige ich Witzleben ein, und dann kann sich ein für Dich sehr lohnendes Verhältniß daraus ergeben.

So viel für heute. Meine Frau erwiedert auf das herzlichste Deinen Gruß. Der Deinigen bringe mich wieder einmal in freundliche Erinnerung.

Dein Wolfsohn

Dresden

7 December 1859.

An der Bürgerwiese

Halbegasse N° 9.

P.S. Doch noch ein P.S! Wenn Du aufmerksam meine beif[ol]g[enden] Aufsätze durchlesen willst, findest Du auch – *Dich*.¹² Nun such' einmal!

a Rechts oben in schwarzer Tinte von Fontanes Hand: „Dezember 1859.“

b Hier gestrichen: „nicht“.

1 Vgl. Anm. 6 zu Briefe, Nr. 61.

2 Wolfsohn bezieht sich auf die erste Weltwirtschaftskrise 1857–1859.

3 Gemeint ist Rudolph Kuntze aus Dresden, bei dem *Wilhelm Wolfsohn's dramatische Werke* erschienen. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 2.

4 Nicht ermittelt.

5 Vgl. Anm. 17 zu Briefe, Nr. 61. Wolfsohns Artikel *Adelaide Ristori* erschien ungezeichnet in: *Unsere Zeit* (1857). Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 6.2.12.

6 Fontane veröffentlichte 40 Artikel in Lorcks biographischem Lexikon *Männer der Zeit* (1859–1862) und vier im Supplement *Frauen der Zeit* (1862).

7 *Jenseit des Tweed* (1860).

8 Der Geograph Carl Andree, der Anfang 1855 nach Dresden gezogen war, stand mit Carl Lorck über dessen *Hausbibliothek für Länder- und Völkerkunde* in Verbindung, für die er mehrere Werke übersetzte.

9 Zwischen dem 4. Januar 1857 und dem 22. Dezember 1859 veröffentlichte Wolfsohn in der *Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung* 55 *Culturbriefe* mit Betrachtungen und Mitteilungen zum deutschen Geistesleben. Zur Ausrichtung und Zielsetzung vgl. den I. *Culturbrief* (vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 6.2.13.2).

- 10 Cäsar Dietrich von Witzleben, Publizist und Historiker, seit Oktober 1856 königlicher Kommissar für die *Leipziger Zeitung*.
- 11 Offensichtlich scheiterte dieser Plan. Wolfsohns letzter *Culturbrief* erschien am 22. Dezember 1859, womit seine regelmäßige Mitarbeiterschaft an der *Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung* endete.
- 12 Im XXXVII. *Culturbrief* (*Künstlerjournalistik. – Drei Albums.*) rezensierte Wolfsohn unter anderem die *Argo. Album für Kunst und Dichtung*, hg. von Friedrich Eggers u. a. (1859). Dabei druckte er Fontanes Ballade *Bertrams Totengesang* (GBA Gedichte 1, S. 272f.) als Probe ab. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 6.2.13.41.

63. Fontane an Wolfsohn

08. Dezember 1859; eB: 1 Bl., 4 S. (Streichungen mit Bleistift) – TFA, C 369.

°Berlin d. 8^{ten}. Dezeb. 59.
Tempelhofer Straße 51.

Mein lieber, alter Freund.

Besten Dank für Deine freundlichen Zeilen und die Cultur en masse.¹ Ich werde mich heute Abend durchbeißen und rechne auf die bekannte Reismauer,² nicht auf harte Nüsse.

Die Mitarbeiterschaft für die „Leipziger Zeitung“ käme mir ganz gelegen; als wackrer Reaktionär hab' ich ohnehin einen gesteigerten Anspruch darauf.³ Etwas eigens dafür schreiben, kann ich jetzt nicht, da ich vom Januar an Vorlesungen halten will,⁴ die meine Zeit und Arbeit in Anspruch nehmen. Von diesen Vorlesungen selbst aber dürften sich einige zum Abdruck in der Leipziger eignen⁵ und wenn Du mir nicht Contre-Ordre gibst, so möcht' ich Dir im Lauf des Januar und Februar die eine oder andre zustellen. Die Themata sind folgende:

- 1) Whigs und Tories.
- 2) Englische Presse und Times
- 3) Englische Historienmalerei
- 4) Tennyson und Longfellow
- 5) Oxford und engl. Universitäten.
- 6) Hochland u. die Hochländer
- 7) Englisch-schottische Volkspoësie.

Nun wegen meiner Bücher. Die *Shakespeare-Aufsätze*, zusammen mit 2 Arbeiten von gleichem Umfang, werden als ein starker Band innerhalb einiger Monate bei Ebner in Stuttgart erscheinen.⁶ Das also ist abgemacht.

Es handelt sich nur noch um meine *schottische Reise*⁷ (etwa 400 Seiten stark). Dafür wäre allerdings Lorck der rechte Mann und ich würde mich sehr freuen, wenn er seine Geneigtheit aussprechen wollte den Verlag des Buchs zu übernehmen. Preis 150 [Taler]; zahlbar wann er will innerhalb Jahresfrist. Das M.S. besteht aus so und so viel Feuilleton-Nummern, deren Ausschneidung und

Zusammenstellung ich dann erst unternehmen kann, wenn ich die Geneigtheit Lorcks kenne das Buch zu nehmen. Er muß vorweg davon ausgehn, daß ich ihm keinen Schund schicken werde; außerdem sind 150 [Taler] ein Lumpengeld, mit denen ich mich natürlich nur in Rücksicht auf das schon Erschienen-sein der meisten Briefe und Aufsätze begnügen kann. – Auch die ^bMitarbeiterschaft an seinem „Männer der Gegenwart“ käme mir sehr gelegen.⁸ ^cBrockhaus ist ein Fitz, das weiß alle Welt und meine ^dneuliche Anfrage war nur ein Schuß in's Blaue.⁹ – Im nächsten Frühjahr (Mai) wenn Gott mich leben läßt, gedenk' ich zu reisen;¹⁰ dann führt ^emich der Weg auch wohl mal wieder nach Elb-Athen¹¹ und auf der Brühl'schen Terrasse, bei Kaffe und Sodawasser, wollen wir uns von ^fden Leben und Thaten des Pastetenbäckers Zweckerlein (i. e. Du und ich) ausführlichst unterhalten. Gruß und Empfehlung Deiner lieben Frau. Wie immer Dein

Th: Fontane

Die „Beiblätter“¹² erfolgen mit Dank zurück, sobald ich mit der Lektüre fertig bin.

- a Links oben in roter Tinte von Wolfsohns Hand: „Beantw. 9. Dec. 59.“
 - b Das Folgende: „Mitarbeiterschaft ... meine“ am linken Rand von Seite 4.
 - c Das Folgende: „Brockhaus ... meine“ mit Bleistift gestrichen.
 - d Das Folgende: „neuliche ... führt“ am linken Rand von Seite 3. Von fremder Hand mit Bleistift ist der Satz verändert zu: „Meine neuliche Anfrage bei Brockhaus war nur ein Schuß in's Blaue.“
 - e Das Folgende: „mich ... von“ am linken Rand von Seite 2.
 - f Das Folgende: „den ... bin.“ am linken und kopfstehend am oberen Rand von Seite 1.
- 1 Gemeint sind Wolfsohns *Culturbriefe*, die er Fontane als Anlage zu Briefe, Nr. 62 geschickt hatte.
 - 2 Anspielung auf die humoristische Utopie vom Schlaraffenland, zu dem man sich durch einen Breiberg essen muss.
 - 3 Anspielung auf Fontanes Tätigkeit für das *Literarische Cabinet* und die *Centralstelle für Preß-Angelegenheiten*. Vgl. Fontane an Bernhard von Lepel, 8. April 1850: „Ich gelte [...] für einen rothen Republikaner und bin jetzt eigentlich ein Reactionair vom reinsten Wasser.“ (FL, Brief 110)
 - 4 Vom 11. Januar bis zum 14. März 1860 hielt Fontane zehn Vorträge über England in Arnims Hotel in Berlin: 1. *Whigs and Tories* (11. Januar), 2. *Englische Historienmalerei* (18. Januar), 3. *Englische Presse und „Times“* (25. Januar), 4. *Tennyson und Longfellow* (1. Februar), 5. *Das schottische Hochland und seine Bewohner* (8. Februar), 6. *Altenglische Balladen* (15. Februar), 7. *Schottische Volkslieder* (22. Februar), 8. *Longfellow* (29. Februar), 9. *Oxford und die englischen Universitäten* (7. März), 10. *Melrose Abbey und Abbotsford* (14. März). Vgl. Chambers 1989, S. 45 sowie Fontanes Ankündigung seiner Vorlesungsreihe in: *Vossische Zeitung*, Nr. 2, 2. Beilage (3. Januar 1860), S. 2.

- 5 Fontanes Vorträge erschienen nicht in der *Leipziger Zeitung*. Der 1. Vortrag wurde zu Fontanes Lebzeiten nicht gedruckt. Vgl. NFA 19, S. 249–263. In *Aus England* (1860) erschienen der 2. Vortrag (*Aus Manchester. Siebenter Brief*) und der 3. Vortrag (*Die Londoner Wochenblätter; Die Londoner Tagespresse*). Der 4. Vortrag wurde zu Fontanes Lebzeiten nicht gedruckt. Vgl. Fricke 1938. Der 5. Vortrag erschien in: *Europa. Chronik der gebildeten Welt* (Nr. 16, 1860, Sp. 509–524). Der 6. und 7. Vortrag erschienen unter dem Titel *Die alten englischen und schottischen Balladen I–II* zwischen dem 5. Februar und 5. März 1861 im *Morgenblatt für gebildete Leser* (Nr. 6, 7, 9, 10). Der 8. Vortrag wurde zu Fontanes Lebzeiten nicht gedruckt. Vgl. Chambers 1989. Der 9. Vortrag erschien in der Wiener Zeitung *Das Vaterland* zwischen dem 3. und 12. Januar 1860 (Nr. 2, 4, 9, 10). In *Jenseit des Tweed* (1860) erschien der 10. Vortrag.
- 6 *Aus England* (1860). Vgl. Anm. 15 zu Briefe, Nr. 60.
- 7 *Jenseit des Tweed* (1860). Vgl. Anm. 15 zu Briefe, Nr. 60.
- 8 Vgl. Anm. 6 zu Briefe, Nr. 62.
- 9 Vgl. Briefe, Nr. 61 und 62.
- 10 Das für Mai 1860 geplante Treffen von Wolfsohn und Fontane in Dresden kam nicht zustande. Vgl. Briefe, Nr. 65.
- 11 Analogiebildung zu „Spree-Athen“ für Berlin. Der gebräuchliche Beiname Dresdens ist „Elbflorenz“. „Elb-Athen“ war im 18. Jahrhundert eine Bezeichnung für die Universitätsstadt Wittenberg.
- 12 Wolfsohns *Culturbriefe*.

64. Wolfsohn an Fontane

09. Dezember 1859; eB: 1 Bl., 2 S. – TFA, C 20.

Lieber Freund,

Also halten wir beide im Januar Vorträge! Ich über Goethe.¹ Viel Glück zu den Deinigen.² Ich wünsche Dir mindestens so viel Zuhörer als ich im vorigen Winter für Vorträge über Schiller hatte: über 500.³

Die Gegenstände, die Du mir bezeichnest, sind alle höchst interessant und gerade für eine Zeitschrift; eine gar zu spezifische Vorlesungsform wirst Du ihnen doch wohl nicht geben. Also sende mir nur gleich den ersten Art[i]kel, so wie Du ihn gelesen und druckfertig hast. Ich wiederhole es, ich habe die beste Hoffnung für Dich ein dauerndes und sehr lohnendes Verhältniß zur Leipziger Z[ei]t[un]g zu gewinnen.⁴

Was Lorck betrifft, mit dem muß ich über die Sache *sprechen* – nicht weil ich schreibfaul bin, sondern weil ich es für gerathen halte, den sichersten Weg zu gehen. Lorck braucht mancherlei von mir; in mündlichem Gespräch kann ich ihn ganz anders stimmen und habe dabei Andree *zur Seite*.⁵ Es wäre denn daß Letzterer, wie er mir allerdings versichert, noch *vor* Weihnachten nach Dresden

kommt. Dann suche ich alles durch Andree in's Reine zu bringen. *Nach* Weihnachten aber gedenke *ich* einen Ausflug nach Leipzig zu machen.⁶ So oder so – das Resultat sollst Du ungesäumt erfahren.

Warum schweigst Du so ganz von Deiner Frau? Ist sie gesund und hat sie noch irgend ein freundlich Gedenken an uns?

Herzliche Grüße Deinem ganzen Hause von
Deinem
Wolfsohn

Dresden 9. Decemb. 1859.

- 1 Wolfsohn sagte die geplante Vortragsreihe über Goethe kurzfristig ab. Vgl. Staatsbibliothek zu Berlin PK, Handschriftenabteilung, Nachl. Ziegler, 22. Februar 1860.
- 2 Eine lobende anonyme Besprechung von Fontanes erstem Vortrag *Wighs und Tories* erschien am 13. Januar 1860 in der *Vossischen Zeitung* (Nr. 11, 1. Beilage, S. 3).
- 3 Die *Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung* berichtete am 27. Februar 1859 aus Dresden: „Am 19. Februar eröffnete Herr Dr. Wolfsohn seine angekündigten Vorträge über Schiller als Dramatiker, im Saale des Hôtel de Saxe [...] Das Publikum hatte sich so reichlich eingefunden, wie es nur selten bei derartigen Veranlassungen geschieht, und folgte mit sichtlicher Spannung und warmer Theilnahme den Betrachtungen des Redners.“ (Nr. 17, S. 75)
- 4 Die Verbindung kam nicht zustande.
- 5 Vgl. Anm. 6 und 8 zu Briefe, Nr. 62.
- 6 Ob Wolfsohn diese Reise unternahm, ist nicht bekannt.

65. Wolfsohn an Fontane

o. D. [05. November 1860]; eB: 1 Bl., 4 S. (gedruckte Geburtsanzeige, darauf handschriftlicher Brief) – TFA, C 21. Die Datierung erfolgt aufgrund der Geburtsanzeige und der Angaben im Text.

^aHeute im Ausgang der dritten Morgenstunde schenkte mir meine liebe Frau zu unseren drei Knaben ein kräftiges Mädchen.¹

^b*Dresden*, den 25. October 1860.

Dr. Wilhelm Wolfsohn.

Vor zehn Tagen schon, liebster Freund, war dieses Blättchen² auf dem Wege zu Dir, kam aber nicht weiter, als zur hiesigen Postexpedition, die es zurückwies, weil ich es unter Kreuzband schickte. Unsere Post hat neuerdings verordnet, daß Familienanzeigen nicht mehr unter Kreuzband befördert werden dürfen. Wenn sich dieses Verbot noch auf Vermählungsnachrichten allein bezöge, so könnte man darin vielleicht eine zwar spitzfindige, doch im Widerspruch mit der gewohnten Postgrobheit zarte Rücksicht entdecken, die von Ankündigun-

gen ehelicher Zukunft alles entfernt sehen will, was ominöser Weise ans Kreuz erinnert. Aber warum soll einem Vater, der seine Herzensfreude einer beträchtlichen Zahl Personen mitzuthellen hat, nicht wenigstens die Portoermäßigung vergönnt sein, da die sonstigen Kosten dieser Freude sich doch nun einmal nicht ermäßigen lassen?

Genug, das Blättchen blieb zurück. Hatte ich einmal *„Briefpflicht“* damit, so wollte ich auch *„Briefrecht“* haben und so viel dazu schreiben, als ich nur immer konnte. Aber viel oder wenig – ich kann Dir erst heute schreiben.

Aus dieser Verspätung habe ich nun den Vortheil, Dir zugleich berichten zu können, daß meine Frau glücklich über das Wochenbett hinaus ist und daß sie sowohl wie mein Töchterchen – Valeria genannt – sich wohl befindet; leider aber kann ich von *meinem* Befinden Dir heute weniger Gutes sagen. Wenn Du wüßtest, alter Freund, mit welchem Jubel ich noch vor Kurzem einige Tage nur *fast* ungetrübten Gesundheitsgefühls begrüßte! So selten waren sie für mich geworden. Ich hatte einen schrecklichen, peinvollen Sommer. Ende April erkrankte ich unter anfänglich gastrischen Erscheinungen; daraus entwickelte sich aber bald ein heftiger Bronchialkatarrh und steigerte sich zu einem andauernden furchtbaren Husten von krampfhaft nervösem Charakter. Es ist nicht zu beschreiben, was ich da gelitten habe. Mehrere Wochen hindurch floh nicht allein der Schlaf mich, sondern auch ich den Schlaf, weil das Erwachen nach kurzem Einschlummern noch entsetzlicher war. Keine Nacht kam ich aus den Kleidern und am Tage wechselte Erschöpfung mit Hustenanfällen, die bis zum Erbrechen mich erschütterten. Im Juli begab ich mich nach Franzensbad,³ wo ich noch sehr böse Tage und Nächte hatte. Unter den trefflichen, wiewohl vom Wetter äußerst beeinträchtigten Wirkungen der Salzquelle erholte ich mich langsam. Erst im Anfang vorigen Monats erlangte ich ein Gefühl wirklicher Genesung und war darüber maßlos glücklich. Ein neuer Schnupfen, den ich mir vor einigen Tagen zuzog, hat den Husten wieder hervorgerufen und mich damit sehr erschreckt. Indeß wird derselbe zusehends schwächer, und ich darf hoffen, daß er mich diesmal bald verläßt. Ich habe in meiner langen Leidenszeit oft daran gedacht, daß auch Du mir einmal von einem viele Monate dauernden Husten schriebst, der Dich zur Verzweiflung brachte. Bitte, theile mir doch ein wenig genau[er] mit, wie der Verlauf desselben war und auf welche Weise es endlich gelang, ihn zu beseitigen.

Du hattest mir versprochen, im Mai herzukommen.⁴ Daß Du es nicht gethan, ist, wie Du mich in *diesem* Mai gefunden hättest, natürlich nicht zu bedauern. Aber Du versprachst mir auch Deine Vorlesungen zu schicken, Dich durch meine „Cultur en masse“⁵ durchzubeißen und was sonst noch! Alles das noch Anfang December v. J. – das volle Jahr ist bald abgelaufen! – und seitdem habe ich kein Sterbenswörtchen wieder von Dir gehört. Hat Dich meine „Cultur en masse“ so verblüfft, daß Du darüber die Sprache gegen mich verloren? Oder was ist es, das Dich stumm machte? Selbst daß Du keinen Verleger mehr brauchtest, kann mir

das nicht erklären. Nun, hoffentlich erklärst Du mir das selbst schon in ein paar Tagen.

Meine Frau grüßt Dich mit alter Freundlichkeit. Wolle Du mich der Deinigen bestens empfehlen. Meine Schwester ist mit ihrem Mann und ihren Kindern⁶ auf einige Jahre nach Deutschland gekommen, und in diesem Winter habe ich sie zur Thürnachbarin.⁷ Ein Glück, das ich wie lange entbehrt und wie heiß ersehnt habe!

Antworte mir ja bald. Übermorgen ist der Geburtstag meiner Frau.⁸ Ein Brief von Dir wäre eine sehr liebe Festgabe für

Deinen
Wilh Wolfsohn

- a Das Folgende: „Heute ... Wolfsohn.“ gedruckte Anzeige.
- b „Dresden“ in der Anzeige gesperrt gedruckt.
- c In der Handschrift: „Briefpflicht“.

- 1 Wilhelm Wolfsohns Kinder hießen: Matthias Wilhelm, August, Franz und Valeria.
- 2 Gemeint ist die obige gedruckte Geburtstagsanzeige.
- 3 Zu seinem Aufenthalt in Franzensbad vgl. Wolfsohn an Berthold Auerbach, 30. Juli 1860 (DLA, 3705/24).
- 4 Vgl. Anm. 10 zu Briefe, Nr. 63.
- 5 Wolfsohns *Culturbriefe*.
- 6 Laut einem Stammbaum aus den 1930er Jahren (Nachlass Wilhelm Wolfsohn; in Privatbesitz) war Wolfsohns Schwester Ernestine mit dem Dresdner Großkaufmann Matthias Geduld verheiratet. Sie hatten drei Kinder, Franziska (später verheiratete Halberstadt), Sophie (später verheiratete Jolles) und Matthias. In seinem Brief an Auerbach (vgl. Anm. 3) schreibt Wolfsohn, dass er sich in Franzensbad mit der Familie seiner Schwester getroffen habe.
- 7 Das *Adreß- und Geschäftshandbuch* 1861 gibt lediglich den Kaufmann Leon Geduld als Nachbar Wolfsohns in der Halbegasse 9 an, der jedoch nicht als selbstständiger Kaufmann aufgeführt und im folgenden Jahr nicht mehr verzeichnet ist.
- 8 Der Geburtstag fiel auf den 7. November.

66. Fontane an Wolfsohn

07. November 1860; eB: 1 Bl. 4 S. (Streichungen mit Bleistift) – TFA, C 370.

Berlin d. 7^{te}. Novb. 60.
Tempelhofer Straße 51.

Hoch
das Geburtstagskind!
Heil und dreifacher Segen
über die Firma
Wolfsohn und Frau.

(Bim bam, Glockengeläut;
bumm bumm, Kanonendonner)

Mein lieber alter Freund.

Dein Brief beobachtet ein hartnäckiges Stillschweigen über das Datum, an dem er geschrieben, er treibt sich in der Periode zwischen gestern und dem 25. Oktober unbestimmt umher, so daß es möglich ist, trotzdem ich umgehend antworte, daß dieser Geburtstagsbrief drei Tage nach dem Geburtstage Deiner lieben Frau bei Dir eintrifft, ja es ist sogar wahrscheinlich, da sich wohl die Fälle zählen lassen, wo man das Datum des Poststempels auch zugleich als das ursprüngliche Datum Deiner Briefe ansehen kann. Doch lassen wir das; jemandem der seit 6 Monaten hustet, hat man die Pflicht angenehmere Sachen zu sagen.

Du hast ganz recht: auch ich habe gehustet; wer hätte nicht. Wie jeder 'mal geliebt hat, so hat auch jeder 'mal gehustet; es kommt nur darauf an, wie lang es dauert und womit man die Sache kurirt. Doch nun ein vernünftiges Wort. Ich war im Winter 52 auf 53 sehr herunter, man sagte mir rund heraus, es sei nicht mehr viel los mit mir, aber ich glaubte es nicht. Ich ging in ein Krankenhaus (nach Bethanien) trank 3 oder 4 Wochen Salzbrunn, brauchte eine Nachkur auf dem Lande – frische Luft und Molke, und genas.¹ Seitdem hab ich keinen Anfall mehr gehabt, wobei ich bemerken muß, daß ich sehr sehr vorsichtig bin, bei Nacht zwei seidne Tücher umbinde und *immer* in einem cache nez² stecke, nur 2 oder 3 Monate im Sommer trag ich's nicht direkt um den Hals, *hab es aber immer bei mir*, ganz ungenirt wie einen Spatzirstock in der Hand, und bind es um so wie ich ein Lüftchen spüre. Dieser großen Vorsicht verdank' ich mein Wohlbefinden; die sogenannte „Abhärtungs-Theorie“ halt' ich für puren Blödsinn; ich hab es auf Zureden immer wieder und wieder probirt, aber *jedesmal* mit dem schlechtesten Erfolg. Es ist ganz richtig: gesunde Menschen können sich verweichlichen und hinterher auch wieder abhärten, es ist nur das Aufgeben einer schlechten Gewohnheit; Leuten aber die wirklich krank sind, die wirklich an Herz oder Hals

oder Lunge leiden ihre „Abhärtung“ anpreisen wollen, ist pure Morderei. Was Deinen Zustand angeht, so kann ich zunächst nur Vorsicht anempfehlen und so wie der Mai kommt „change of air“. Dieser „Luftwechsel“ den die englischen Aerzte beständig verordnen, scheint mir unter allen Heilmitteln ^adie die Natur hat, das schönste und wirksamste. Es kommt mit seiner stillen Macht gleich hinter der Wundermacht des Schlafs. – Zur Geburt des Töchter^bchens meinen herzlichsten Glückwunsch. Wir haben seit dem Frühlingsanfang (21^c. März) auch eins, ein freundliches, liebes, kleines Dingelchen³ das uns viel Freude macht; ^ddie Jungens sind auch gut, ^eaber der ältere mit einer starken Hinneigung zum Schneider, der jüngere dagegen zum Knoten;⁴ – wird sich hoffentlich noch verwachsen. – Deine „Cultur en masse“⁵ ^efür deren Uebersendung ich Dir noch nachträglich danke, *bring ich Dir* zurück sobald ich nach Dresden komme,⁶ was hoffentlich so lange nicht mehr dauert. Vieles hab ich mit Interesse gelesen. Und nun lebe mir wohl und habe Dank für das Lebenszeichen von Dir, das Du mir freundlichst gegeben. Wie immer Dein

Th: Fontane.

- a Das Folgende: „die ... Töchter-“ am linken Rand von Seite 4.
- b Das Folgende: „-chens ... macht;“ am linken Rand von Seite 3.
- c Das Folgende: „die ... masse“ am linken Rand von Seite 2.
- d Das Folgende: „aber ... Deine“ mit Bleistift gestrichen.
- e Das Folgende: „für ... Th: Fontane.“ am linken Rand von Seite 1.

1 Vgl. Briefe, Nr. 48.

2 (Frz.) Schal.

3 Martha (genannt Mete) Fontane.

4 Der älteste Sohn George wurde später Offizier und Kadettenlehrer. Der zweite überlebende Sohn Theodor schlug eine Beamtenlaufbahn ein. Knoten: studentensprachlich für Handwerksbursche.

5 Wolfsohns *Culturbriefe*.

6 Diese Reise ist offenbar nicht zustande gekommen.

67. Fontane an Wolfsohn

01. Januar 1861; eB: 1 Bl., 1 S. – TFA, C 371.

Berlin

d. 1. Januar 1861.

Mein lieber Wolfsohn.

Es war mir vorgestern, in der Hitze des Gefechts (es war mein Geburtstag) nicht möglich, der Rücksendung Deiner *Cultur en masse*¹ noch einige Worte der Entschuldigung und des Danks hinzuzufügen. Ich hole das heute nach, zugleich

meine herzlichsten Glückwünsche zum neuen Jahr an meine Danksagung anschließend. In 14 Tagen darf man Dich also erwarten? Deine Zeit wird es Dir hoffentlich erlauben mal Mittags zu Tisch oder Abends beim Thee unser Gast zu sein. An Stoff zur Unterhaltung wird es nach so vielen Trennungsjahren nicht fehlen. In der Hoffnung Dich ohne obligaten Husten, ^ader entschieden das schlechteste Instrument ist, das ein russischer ^bReisende[r] spielen kann,² wiederzusehn, unter Gruß u. Empfehlung an Deine liebe Frau, Dein

Th. Fontane

- a Das Folgende: „der ... Th. Fontane“ am linken Rand der Seite.
 b In der Handschrift: „Reisende“.

1 Wolfsohns *Culturbriefe*.

2 Wolfsohn reiste im Frühjahr 1861 über Berlin und Königsberg nach St. Petersburg. Dort hielt er im April Vorlesungen über Schiller und führte Gespräche zur Gründung der *Russischen Revue*. Vgl. Lehmann-Schultze 1964, S. 114–118 und 182–188.

68. Fontane an Emilie Wolfsohn

19. August 1865; Textwiedergabe nach Wolters 1910a, S. 134.

Berlin, d. 19. August 65.

Aus den Blättern, hochzuverehrende Frau, haben wir hier zu unsrer größten Betrübnis ersehnt, welch schwerer Verlust Sie betroffen hat.¹ Gestatten Sie uns Ihnen zu sagen, daß wir Ihrer täglich in herzlicher Theilnahme gedenken. Das Bewußtsein der Liebe, deren der Heimgegangene sich in so hohem Maße erfreute – auch von seinen *alten* Freunden hat ihn wohl keiner vergessen – wird Ihnen jetzt Trost und Stütze sein. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen noch ganz besonders. Neben dem Beistande Gottes, der das Beste bleibt, mögen Ihnen gute Menschen zur Seite stehn. Mit diesem aufrichtigen Wunsche und der Versicherung alter Anhänglichkeit Ihr ergebenster

Th. Fontane.

- 1 Am 17. August 1865 hatte die *Vossische Zeitung* folgende Nachricht abgedruckt: „In Dresden starb am 13. d.M. der namentlich als dramatischer Dichter bekannte und verdienstvolle Dr. Wilhelm Wolfsohn im Alter von 45 Jahren nach mehrmonatlichen schweren Leiden am Leberkrebs. Er hinterläßt eine Witwe und vier unmündige Kinder.“ (Nr. 191, 1. Beilage, S. 4). Vgl. auch die Todesnachrichten in der *Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung*, Nr. 66 (17. August 1865), S. 292 und in der *AZJ* vom 29. August 1865, zitiert in: *Reflexionen*, Shedletzky, S. 397f.

Dokumente

1. [Wilhelm Wolfsohn]: Tagebuch seit meiner Abreise aus Odessa.

1837; eMs: 12 S. – Nachlass Wilhelm Wolfsohn; in Privatbesitz. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 8.1.1.

Tagebuch seit meiner Abreise aus Odessa.

Für mich, für wenige Freunde – sonst für Keinen!

Leipzig. 1837.

I.

Cum repeto noctem, quâ tot mihi cara reliqui,

Labitur ex oculis nunc quoque gutta meis.

OVID.¹

Meine Abreise aus Odessa war von meinen Eltern auf den Mai d[ieses] J[ahres] festgesetzt worden. Ich hatte diesen Zeitpunkt sehnlich ^aherangewünsch[t], und beschäftigte mich schon lange im Voraus mit dem Gedanken, endlich doch ein Mal den innern Drang meiner Seele auf einer der Hochschulen Deutschlands zu stillen. Um so mehr aber hielt ich es für recht die letzten Tage, die ich in meiner Vaterstadt zubringen sollte, dem Genuße geselliger Freuden und dem Umgange mit meinen Freunden zu widmen. Ich war sonst immer in meiner Stube mit meinen Büchern eingeschlossen gewesen; jetzt durchstreifte ich oft des Abends tiefsinnig aber gleichwohl aufgeräumt die Spaziergänge Odessa's, und verlebte unter Anderen im Vorgenuße einer künftigen schönen Zeit an der Seite meines herrlichen Grossmann's, dessen ich in diesen Blättern gar oft Erwähnung thun werde, selige und glückliche Stunden. Ich dachte nicht daran, daß der Mensch schon da, wo er an seinem Ziele steht, es noch nicht erreicht haben kann. Freilich sah ich auch ein, daß die Ausführung meines Planes nicht ganz ohne Hindernisse von Statten gehen könnte; denn darauf gaben mir die keineswegs günstigen Umstände meines Vaters nicht eben viele Hoffnung; aber ich wußte, was mein Vater für mich zu thun im Stande wäre, und kannte überhaupt die Gesinnungen meiner ganzen Familie gegen mich : u. so schwärmte ich mich denn über solche kleinliche Grillen od. *irdische Verhältnisse* (wie ich sie gewöhnlich nannte) ganz hinweg, und lebte ungestört in meinen reizenden Träumen. Je lebhafter ich in der That von Zeit zu Zeit das Drückende unserer Lage fühlte, um so glühender erwachte in mir die Sehnsucht nach dem heiligen Germanien, jenem wundervollen u. gesegneten Lande, das ich mir mit den schönsten Farben meiner trunkenen Phantasie mahlte. Ich sprach daher unaufhörlich von meiner Abreise, und schilderte das Universitätsleben mit einer Glut und einer Wärme, die mich oft mächtig dahinriß.

Aber unter so vielen u. so zahlreichen Bekannten, wie ich mich ihrer in meiner Vaterstadt erfreute oder vielmehr nicht erfreute, mußte es mancher mit giftigem Neide ansehen, daß ich mich von ^beiner so reinen Liebe zu den Wissenschaften beherrschen ließ, und nun auch wirklich im Begriffe stand ein schönes Vorhaben auszuführen. Beißend genug hallte es mir daher manchmal entgegen: „So gar bald reisen Sie noch nicht!“ – Es lag in solchen Äußerungen immer eine höhrende u. kränkende Anspielung auf den kümmerlichen Vermögenszustand meines guten Vaters; u. mit der größten Erbitterung ergoß ich mein Gallesiedendes Herz in den Briefen an meinen geliebten Bruder Marcus, der sich dazumal in Kertsch aufhielt. Allein ich sah mich doch schon so nahe am Ziele meiner Wünsche – u. was fehlte mir? Trotz meiner Neider, dachte ich, will ich recht lustig u. frohen Muthes sein! ויבשו! ויבשו! ויבשו! – und das gelang mir auch dann u. wann. Daß sich bald schwarze u. düstere Wolken über meinem Haupte zusammenziehen würden, ahnte mir nicht ein Mal; auf *Wechsel* hofft man gewöhnlich, u. man legt diesem Begriffe ein gutes Omen bei; aber wer möchte gerne daran denken, daß *Wechsel* eine Umänderung in jedem Sinne bedeute? Und so kam denn ganz unerwartet der Tag, an dem sich jene Gewitterwolken unter lauten Donnerschlägen zu entladen angingen.

Zu den vielen Wohlthaten, für die ich meinem Schöpfer nie genug zu danken vermag, gönnte er mir auch seit frühester Kindheit, mich an dem erwärmenden Strahl einer überschwänglichen Vater- u. Mutterliebe zu sonnen. Diese zarten Bande waren es, die mich am Stärksten an meine Heimath fesselten. Ueberdieß gab mir die Natur – (gesteh' es nur immer, denn es gereicht dir ja nicht eben zum Lobe!) – eine glühende Leidenschaftlichkeit, die sich gleich heftig im Zorne (im Hasse nicht!) als in der Liebe bleibt. ^cVon dieser Leidenschaftlichkeit ist mein ganzes Wesen erfüllt; mit dieser Leidenschaftlichkeit umfasse ich Alles; mit dieser Leidenschaftlichkeit liebe ich das Schöne, verabscheue ich das Unedle. Doch nicht zu vergessen! ich prahle nicht; es ist auch keineswegs Ruhmredigkeit; denn wie oft muß ich mich nicht selber einer Ungerechtigkeit anklagen? gleichwohl verabscheue ich sie in der That; ich bin nicht minder glühend u. leidenschaftlich in meiner Reue.

Verum satis de indole nostra!³ Von Begebenheiten u. Thatsachen will ich sprechen, in so fern sie sich auf mich beziehen; aber nicht einzig u. allein vom lieben Ego. – Auch kennen mich Alle, für die diese Blätter bestimmt sind, gar wohl, u. nur was tief in meinem Innern verborgen liegt, das will ich ihnen entfalten.

Wie mich nun meine Eltern so heiß und innig lieben, so hänge ich nicht minder mit der zärtlichsten Liebe u. Treue an ihnen. Ich habe lange gezweifelt ob ich mich von ihnen würde losreißen (zu) können. Denn wie konnte ich mich mit dem Gedanken vertraut machen, diesen theueren Wesen Kummer zuzufügen? Gäbe ich doch für sie freudig mein Leben dahin! – O wer nur so ganz in meiner Seele lesen könnte – er würde mich verstehen! Das Schicksal verstand mich zu gut;

es wußte wohl welche Stelle meines Herzens am Meisten verwundbar wäre, u. tückisch ließ es das Loos des schwarzen Verhängnisses fallen. —

Schon dachte ich daran mir ein Befreiungszeugniß von der Odessäer Bürgergemeinde zu verschaffen, u. schon sprach man in unserem Hause häufiger von den bei meiner Abreise zu treffenden Anstalten, als sich mit einem Male das Blatt fürchterlich wendete. Meine geliebte Mutter verfiel plötzlich in eine hartnäckige und anhaltende Krankheit; u. eine übermäßige Entkräftung versetzte sie bald in einen sehr bedenklichen Zustand. Der Arzt, der sie behandelte, war unser vieljähriger und würdiger Hausfreund, Herr Dr. Rosenblum. Mit einem Edelmuthe, den ich nicht genug loben kann, bemühte er sich unsere Leiden zu beschwichtigen, u. nahm sich unser ich will nicht sagen wie ein Freund, sondern wie ein Vater an. Doch schienen eine Zeit lang alle seine Bemühungen fruchtlos zu sein, u. ich sah es dem guten Manne oft deutlich an, wie er uns seine Bedenklichkeiten nur schlecht verhehlen konnte. Von welchen Qualen ich da gefoltert wurde, wie Liebe und Standhaftigkeit Angst und Vertrauen in meinem Innern einen furchtbaren Kampf erregten, das wäre thöricht schildern zu wollen. Das Gefühl kann gefühlt nicht aber beschrieben werden. Oft stand ich wie vom Schlage gerührt, wenn ich das bleiche Antlitz des mir über Alles theueren Wesens sah, in dem der Ausdruck stiller Ergebung, inniger Zärtlichkeit und einer unaussprechlichen Güte lag. Mein Sinn war betäubt, mein Herz weich u. aufgelöst, und nur mit Mühe konnte ich meine Thränen in ihrer Gegenwart zurückhalten. — Des Nachmittags hatte die Mutter gewöhnlich die meiste Gesellschaft, und da schlich ich mich denn oft von ihrem Bette auf mein einsames Zimmer, wollte Trost suchen in meinem Lieblings=Dichter Flaccus⁴ — aber ach! mir lag es centnerschwer auf dem Herzen, ich weinte laut und bitterlich! — Und wie ich nun so ganz verloren stand in meinem Schmerz, wandte ich die trüben Blicke gen Himmel, suchte drüben „ein Ohr zu hören meine Klage, ein Herz sich des Bedrängten zu erbarmen!“⁵ —

Wohl mir! ich habe es gefunden, mein Gott verließ mich nicht. — Bisweilen wurde ich in meiner Einsamkeit gestört und nach dem Arzte hingeschickt, den ich mit klopfendem Herzen und einer unnennbaren Bangigkeit aufsuchte. Aber dieser edle Mann beruhigte mich auf eine so leutselige u. zugleich so vernünftige Art, daß ich ihn immer getröstet und gestärkt verließ. Mein Weg führte mich an der Wohnung meiner Schwägerin vorbei, zu der ich dann gewöhnlich eintrat. Schon meine Miene sagte ihr, daß ich ihr nichts Erfreuliches zu hinterbringen hätte, u. sie wagte es daher nur sanft und leise mich über den Zustand meiner Mutter zu befragen. Allein so schonend dieß auch immer geschehen mochte, so wurde doch ^dmeine Wunde durch die Erinnerung aufgerissen, und mein Herz blutete von Neuem. Und nun kam ich nach Hause — Gott! welch ein schrecklicher Anblick! Mein armer Vater, der die ungeheueren Ausgaben kaum zu bestreiten im Stande war, trat mir bleich und abgehärmt entgegen; aus seinem feuchten Auge sprach eine unsägliche Traurigkeit, u. wenn auch das liebevolle Herz

dieses unvergleichlichen Mannes ihn oft dazu zwang, mir ein fröhliches Gesicht, fast möcht' ich sagen, zu heucheln, so that ich doch einen tiefen Blick in sein Inneres, u. stand ergriffen und zerknirscht vor ihm. Er war jetzt nach seinem mühsamen Tagewerke heimgekehrt, sollte im Zirkel seiner Familie Trost, Ruhe und Erheiterung finden, ach, u. fand Angst, Kummer u. Besorgniß! – So hatte sich eine dicke, undurchdringliche Finsterniß über den Himmel unserer Hoffnungen gezogen, u. die Hülfe schien noch weit, sehr weit.

Es verflossen Tage u. Wochen; die schreckliche Umänderung der Dinge hatte mein ganzes Wesen eingenommen, und alle meine Wünsche, Pläne u. Aussichten waren in Schatten zurückgetreten, bis endlich der Blitz der menschlichen Seele – freilich nur ein Funke von oben her – ein Rath, ein Einfall, ein Gedanke auch diese dicke Nebelhülle durchbrach.

Wer ist dir gleich, du heilige Tochter des Himmels, Freundin des Weisen, o Zeit! – Du rettetest den Unglücklichen, der auf offener See umhertreibt, wenn Sturm u. Regen u. zuckende Flammen ihn umringen, u. er in jedem Augenblicke des Todes Rachen gähnen sieht; du sättigst den Armen, der vom Hunger zernagt an des Elends Krücke ein Gebild des Jammers dahinschleicht; du lösest die Ketten des Leidenden, den Krankheit, Harm u. Schmerzen martern; du kannst eben so hoch erheben, wie du tief in den Abgrund stürzest; in deinem ewigen Rad ist ewiger Wechsel und Heil denen, die deinem Schöpfer vertrauen!

Auch wir hatten schon allzulange gelitten; auch uns solltest du befreien, denn wo die Noth am Größten ist, da ist ja, sagt ein altes gutes Sprichwort, auch die Hülfe am Nächsten.

Meine geliebte Mutter fing an sich allmählich zu erholen; nur konnte sie noch immer nicht zu dem Besitz ihrer Kräfte gelangen; u. das war es, was uns am Meisten beunruhigte und ängstlich machte. Eines Tages (es war ein Donners-tag) begab ich mich zu Hr. Dr. Rosenblum um mich bei ihm deßhalb Rathes zu erholen. Er nahm mich dießmal nit einer ganz besonderen Heiterkeit und zuvorkommenden Freundlichkeit auf. „Ich habe über den Zustand Ihrer Mutter nachgedacht“ begann er in einem äußerst vertraulichen und theilnehmenden Tone „und meine, daß eine Reise in dieser warmen Jahreszeit, daß mannigfaltige Zerstreuungen, Sorgenfreiheit etc. bei ihr die wirksamsten Mittel sein können, um ihr die verlorenen Kräfte wieder herzugeben.“

„Sie müssen doch ein Mal abreisen“ sagte er jetzt nach einer Pause, in welcher er meine Antwort zu erwarten schien, und mich durchzuckte es wie eine Flamme bei den Worten – „Sie müssen abreisen, und nun ist es mein Rath, daß Ihre Mutter Sie bis nach Brody begleite, und wenn dieß noch früh genug geschieht auch nöthigen Falls ein Bad besuche, wo nicht doch wenigstens den Winter hindurch in Brody ein bequemes und gemächliches Leben führen. Erwägen Sie“, fügte er noch hinzu „daß auch Ihr Vater sich seines drückenden Joches entlastet – der gute Mann! auch er verdient es endlich ein Mal zu gesunden“ = = = „Sie sind ein Bote des Himmels!“ unterbrach ich ihn in meiner freudigen Ueberraschung „aus

Ihrer Hand empfangen wir immer Gutes.“ – Und nun eilte ich diesen Plan meinem Vater mitzutheilen, der auch sogleich den Entschluß faßte ihn auszuführen. Mußte mir in der That Hr. Dr. Rosenblum wie ein Himmelsbote erscheinen, so war ich es nicht minder den Meinigen. Auf meine Mutter besonders machte diese Nachricht den heilsamsten Eindruck; sie sprach viel u. Alles mit einer freundlich lächelnden Miene. So kehrte denn nach vielen traurigen Tagen jetzt zum ersten Male die Freude in unser Haus zurück. –

In der Ueberfülle meines Herzens eilte ich auch zu meinem guten Grossmann, meinem treuen Gefährten in Lust u. Schmerz. Ihm mußte ich doch Alles erzählen, er sollte sich mit mir freuen, wie er mit mir geweint hatte. Er hörte mich mit sichtlicher Spannung an, und schmiegte sich fest an mich „Wolfsohn!“ rief er als ich geendigt hatte „grata superveniet quae non sperabitur hora!“⁶ – sagt’ ich’s dir nicht: Es muß ein Mal kommen? Und wenn es nun nicht so bald kommt – (hier senkte er den Blick zweifelnd zur Erde) – doch es kommt gewiß!“ – Jetzt ergriff er hastig meinen Arm und riß mich mit sich fort auf den schönen volkbelebten Boulevard. „Freund, sagte er auf dem Wege zu mir, jetzt wirst du doch auch Carlsbad sehen, eine Stadt, an die du gar nicht gedacht hast.“ –

Die heilsamen Quellen Carlsbad’s zu besuchen hatte sich meine Mutter wirklich vorgenommen; denn nach 2 Wochen glaubten wir schon reisefertig zu sein, u. also noch in Carlsbad den warmen Sommer zu finden. Wie nun späterhin mannigfaltige Umstände unsere Abreise weiter hinaus schoben, zeigte es sich auch in der Folge, daß dieses Bad sich für die Krankheit meiner Mutter ganz und gar nicht eignete. Inzwischen machte mein Vater aus seinem Entschlusse kein Geheimniß, und so verbreitete sich denn unter unseren Freunden und Bekannten gar bald das Gerücht, daß wir im Begriffe wären Odessa zu verlassen, u. uns in’s Ausland zu begeben, wobei sich denn ein jeder verschiedentlich gebärdete. „Das ist nun wiederum so ein Luftschloß!“ sagte mancher und lächelte drüber hinweg, freilich mitleidig; denn was ist leichter als bemitleiden u. bedauern! – Wir konnten es uns allerdings nicht verhehlen, daß die ganze Sache für uns ein sehr schweres Unternehmen sei, aber wir setzten unser Vertrauen auf Gott und seine unendliche Güte; und was nun auch die Leute dafür oder dawider reden mochten, es wurde fleißig an den Anstalten zur Ausführung unseres Planes gearbeitet, und mit jedem Tag, mit jeder Stunde nährten wir uns immer mehr dem entscheidenden Augenblicke, an dem ein schwerer und furchtbarer Kampf meinem blutenden Herzen bevorstand.

Wenn ich mich jetzt jener Vorstellungen erinnere, in denen ich mir schon im Voraus den Abschied von meiner Vaterstadt, meinen Eltern und Freunden mahlte, so tritt vor mich die Vergangenheit in der ganzen Fülle u. Lebendigkeit der Jugend; und wie uns der Geist eines Verblichenen schon längst vernarbte Wunden wieder aufreißt, so erfaßt mich auch jetzt jenes namenlose und unaussprechliche Gefühl. Denn wenn es auch wahr ist, was schon der alte Römer sagte, *Memoria malorum praeteritorum jucunda est*⁷ – so findet es doch nicht immer Statt: nicht

etwa weil jede Regel ihre Ausnahmen hat, sondern fast ist es hier eine Regel, daß nur unter gewissen Umständen jene Sentenz ihre Gültigkeit hat. Im Schooße der Freude erinnern wir uns wohl gern an überstandenes Drangsal, u. der Schatten hebt das Licht hervor; aber wo noch die Seele zwischen Furcht und Hoffnung schwebt; da ist auch die Erinnerung schmerzlich. Hier bin ich in einem fremden Lande, von allen meinen Lieben entfernt, und wenn ich an die herbe Abschiedsstunde denke, wie sollte mich nicht die heißeste Sehnsucht ergreifen, wie sollten sich nicht alle überirdischen Empfindungen erneuern, die mein Herz in jenem schrecklichen Augenblicke stürmten und überfüllten! –

Hätte ich nun mit einem Male an jener Klippe meine Kraft geprüft, wie leicht wäre sie nicht auch gescheitert. Aber die gütige Vorsehung fügte es nach ihrer ewigen Weisheit, und nur allmählich sollte ich mich an das Unvermeidliche gewöhnen. Der Markstein an dem blumenreichen Garten meiner Heimath war nicht zugleich ein Grenzpunkt zwischen Rosen und Disteln; noch blühten auf dem Wege hie und da zu beiden Seiten herrliche Blumen empor, u. nur mit jedem Schritte, der mich aus meinem Paradies entfernte, entschwand eine nach der anderen, bis endlich kahl das Blachfeld vor mir lag.

Die erste treue Seele, durch deren wunderbaren Anklang oft das Sturmgeläute meines Herzens in sanfte Melodien hinschmolz, der erste Liebling, von dem ich mich nun auf lange trennen sollte, war – mein unvergleichlicher Grossmann. Während wir über den Genuß der Freundschaft aller weltlichen Nebenumstände vergaßen, war unvermerkt die Stunde herangenaht, wo uns die nackte Wirklichkeit gar unsanft daran erinnerte, daß Alles, was wir für Nebensache hielten, eigentlich Hauptsache wäre. Es ist hier wohl der Ort die näheren Verhältnisse auseinanderzusetzen, die zwischen mir und meinem Freunde Statt fanden; ich darf mich hier über diesen trefflichen Jüngling etwas weiter auslassen, u. wahrlich, ich thue dieß mit einer ganz besonderen Freude, da es mir immer am Liebsten ist von ihm zu sprechen und an ihn zu denken. Aus seiner Vaterstadt Humon, die 22. Meilen von Odeßa entfernt ist, kam er in unsere lebenslustige Stadt, um das dortige Gymnasium zu beziehen. Durch die nahe Bekanntschaft unserer Eltern wurde es mir leicht ihn gar bald kennen zu lernen, u. schon seit dem ersten Augenblicke entspann sich zwischen uns eine enge Verbindung, die bald in die vertrauteste Freundschaft überging. Und wie konnte es anders sein? Wie sollten wir uns nicht einander finden, da wir gleich dachten, gleich fühlten, ja in fast gleichen äußeren Verhältnissen uns bewegten? Wir hatten uns beide den Wissenschaften gewidmet, wir wollten beide die Medicin zu unserem Fachstudium wählen, und wir hingen mit gleicher Liebe und Bewunderung an den Heroën des classischen Alterthums. Oft saßen wir Stundenlang beisammen, u. ergötzten uns an der edeln Erhabenheit eines Homer, eines Horaz, Plutarch, Cicero etc., und hiernach wandelten wir wiederum vereint aus unserer kleinen Musencapelle zum unschuldigen Genuße der Naturschönheiten. So wurde er mir am Ende unentbehrlich, u. in manchen trüben Stunden, in denen mir das Herz

zu brechen drohete, konnte mich sein Erscheinen trösten, sein Lächeln stärken, sein Wort ermuthigen. Schön ist es, was er mir einst zurief, als ich mit ihm über unsere künftigen Schicksale sprach. „Wir müssen“ sagte er „an's Unglück denken, so wie wir an den Character von Personen denken, mit denen wir uns in Nothwendigkeit sehen könnten einst zusammenzuleben.“ – Aber *ein* Unglück gab es für mich, woran ich keineswegs denken wollte – die Trennung von ihm, weil sie mir nicht unvermeidlich schien. Denn ob ich gleich zu meinem größten Leidwesen erfahren hatte, daß ihn seine Verhältnisse nach einer vaterländischen Universität riefen, während ich schlechterdings nach Deutschland gehen mußte, so hoffte ich doch noch immer ihn mir nachzuziehen. Jetzt hatte er auf unserem Gymnasio sein Examen auf eine ganz besonders rühmliche Weise abgelegt, und mit der größten Ungeduld erwarteten ihn seine zärtlichen Eltern.

a In der Handschrift: „herangewünschte“.

b Hier gestrichen: „so“.

c Das Folgende: „Von“ über gestrichenem „Mit“ eingefügt.

d Hier gestrichen: „durch“.

e Hier gestrichen: „jetzt“.

1 „Wenn ich an die Nacht zurückdenke, in der ich so viel mir Teures verließ, / fließt noch jetzt die Träne aus meinen Augen.“ (Ovid: *Tristia*, 1, 3)

2 „Und unsere Feinde werden (es) sehen und beschämt sein!“

3 „Aber genug von meinem Charakter!“

4 Horaz (Q. Horatius Flaccus).

5 Nach Johann Wolfgang von Goethe: Prometheus (1774; 3. Strophe, Verse 5–7).

6 „Willkommen wird jede unverhoffte Stunde sein, die noch dazukommt!“ (Horaz: *Epistulae*, 1, 4, 14)

7 „Die Erinnerung an vergangene Übel ist angenehm.“ (Nach Cicero: *De finibus*, 2, 32)

**2. C. Lpn. [Wilhelm Wolfsohn]: Allgemeine Schul-Anstalten.
Humanität. Gemeinde**

1838; Allgemeine Zeitung des Judenthums, 2. Jg., Nr. 76 (26. Juni 1838), S. 307f. und Nr. 77 (28. Juni 1838), S. 311f. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 6.2.1.1.

Odessa, Mai.

Allgemeine Schul-Anstalten. Humanität. Gemeinde.

Wohl verdienen Sie meinen Dank in vollem Maße, verehrter Freund, daß Sie mir all die erfreulichen Nachrichten über die schönen Bestrebungen unserer Glaubensgenossen in Ihren Gemeinden so oft und so gern mittheilen; und da habe ich nun auch etwas für Sie gesammelt, um Ihnen thatsächlich den Eifer zu vergelten, mit dem Sie die Hoffnungen einer besseren Zeit von Deutschlands reichen Fluren zusammenlesen und in einem lieblichen duftenden Strauße Ihrem jungen Freunde übersenden, daß er sich daran labe nach Herzenslust. Ich schicke Ihnen hier einige Blüthen, die unter einem andern Himmel gereift; und sie sind, wie ich mir schmeicheln darf, kein unwürdiges Gegengeschenk. Was? höre ich Sie ausrufen, Freiheitsblümchen in der Ferne! Die sind wol aus unseren Gärten verpflanzt, wo schwere Gewitter erst die Atmosphäre abkühlen mußten, damit sie gedeihen – und dort, dort zwingt man sie wol aus einem Treibhause hervor. Nicht doch, mein lieber Freund, bei uns ist eine warme Frühlingssonne aufgegangen, es sind die ersten Maiblumen, erzogen von lauer Luft, vom reinen Thau genährt: wir wissen nichts von früher entkeimten, die in den Gluthstrahlen einer zürnenden Majestät verdorrt sind. Es ist wahr, auch bei uns erschallt die Posaune euerer Kämpfer, und wir sehen euch begeistert die Schranken durchbrechen, die euren Wirkungskreis engen und euren kühnen Geistesflug hemmen: uns aber ist ein weites Feld angewiesen, und wir müssen erst darauf hinarbeiten, es zu bebauen, schöne Gärten anzulegen und feuerfeste Gebäude zu errichten; wenn es uns im Laufe der Jahre zu eng wird, dann hoffen wir, wird die milde Hand unsere Grenzen erweitern, die sie so weit gesteckt hat. Sie sehen, daß ich mich brüste, aber Sie sollen befriedigt werden, und es mir selbst gestehen, daß ich nicht zuviel gesagt habe. –

Wenn wir auf die Art und Weise hinsehen, wie jeder unter den europäischen Staaten die Ketten des israel. Volkes zu lösen anfängt, so ließe sich wol die Frage aufwerfen, wer größern Ruhm verdient, der Reiche, der vom Jammer und von den lauten Klagen des Unglücklichen bewegt, seine Bitten endlich beherzigt, oder der Menschenfreund, der unaufgefordert, aus reinem Trieb zu helfen und zu erleichtern die Hütten der Armen aufsucht, ihre Leiden erforscht, und nicht gewährt, sondern schenkt? Ich glaube in der Frage selbst liegt die Entscheidung, und so dürfte es mir vielleicht erlaubt sein, Sie auf den nordischen Riesen aufmerksam zu machen, und ein Paar Worte über ihn zu sprechen. In Ihrem guten Germanien

sind allerdings manche politisirende Philosophen oder philosophirende Politiker von einem gewissen Vorurtheil gegen Rußland eingenommen. Wie könne, meint man, dieser Knabe an Bildung, der ohne alle Ueberlegung nur nach seiner Willkür handelt, der Kartenhäuser aufbaut und niederreißt, der in demselben Augenblicke schmeichelt und wüthet, wie könne so ein frecher, wilder Knabe an die höheren Rechte der Menschheit denken, was sich nur einem zur Klarheit gekommenen Gefühle und einem richtigen, hellsehenden Verstande zutrauen läßt? Aber diese Herren vergessen, daß auch sie einmal Knaben gewesen sind, und daß die Jahre vorüberfliehen. Sie sehen noch immer die alten Zarenstadt und die verfallene Hütte *Iwan des Schrecklichen*, wo jetzt ein herrlicher Marmorpallast emporragt. Rußland ist kein Knabe mehr, es ist ein kühner, immer vorwärts strebender Jüngling, und steht in der schönsten Kraft und Blüthe dieses Alters. Eben weil es ein Jüngling ist, weht durch all sein Thun und Wirken Poesie, fühlt es sich begeistert für das Schöne, Hohe und Edle, empfindet es tiefer und glühender als mancher andere Staat, der zu männlicher Reife gelangt ist. Während anderwärts so viel für die Emancipation der Juden geschrieben und gesprochen wurde, während in andern Ländern die bedrückten Kinder am Throne ihre Klagen, die Verfechter der gerechten Sache ihren Donnerruf erschallen ließen; beobachteten die Israeliten in Rußland ein tiefes Schweigen, und leider aus Gründen, die wir unserer Regierung keineswegs zur Last legen dürfen. Was sie eigentlich dazu bewog, das lassen wir dahin gestellt sein. Aber dem wahren Edelmuthe ist auch das Schweigen beredt, und vom Herrscher der Reussen wird das *stille* Streben der Juden anerkannt und belohnt; sie erhalten das Gute nicht erbeten, nicht erweint; er sieht nicht neidisch auf ihre emporkeimende Bildung, er spornet sie vielmehr zur Vollkommenheit an. Wirft man nur einen Blick auf alle die Freiheiten, die den Israeliten in Rußland eingeräumt, und *wie* sie ihnen eingeräumt wurden, so wird es jedem einleuchten, daß Verbreitung der Cultur unter den Juden unseres Monarchen aufrichtigster Wunsch ist. Von keinem Lehrstuhle ist der Sohn Israels weggebannt, wenn er nur als Meister seine Stelle mit Ruhm bekleiden kann: in jeden Staatsdienst darf er treten und den Lohn seiner Treue ernten; denn Russia's Wahlspruch ist: *Dem Verdienste seine Kronen!* Nie trägt man Bedenken, einem Israeliten die Würde und die Rechte eines Apothekers zu ertheilen; denn *unser* Aesculap kennt keinen Religionsunterschied unter seinen Jüngern, und keinem Russen kam es in den Sinn, den *Juden* für einen Giftmischer zu halten. – Was soll ich Ihnen nun noch von der Bereitwilligkeit sagen, mit der jüdische Jünglinge auf Gymnasien und Universitäten aufgenommen werden? Da das Ministerium des Cultus befürchtete, die orthodoxeren unter den Israeliten würden ihre Kinder darum nicht auf christliche Schulen schicken, weil von denselben etwa eine Aenderung ihrer Tracht verlangt würde, so bemerkte man ausdrücklich, es sei diesen erlaubt, auch in ihrer polnisch-jüd. Tracht die Gymnasien und höheren Schulen zu beziehen. So legt man ihnen nicht, wie vielleicht anderwärts, Hindernisse in den Weg, sondern man sucht vielmehr alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu

räumen. Der ausgestreckte Arm des Wohlwollens und der Humanität weist ihnen die Bahn, ein lohnendes Ziel beschließt sie. Denn wer sich unter den Israeliten den Doctorgrad oder den Titel eines Apothekers erworben hat, erhält den Rang eines *Ehrenbürgers* für sich und seine Nachkommen, wer Arzt, Candidat und im pharmaceutischen Fache Provisor ist, wird *persönlicher* Ehrenbürger.

Wollen Sie aber Früchte sehen, mein werther Freund, wollen Sie Früchte sehen dieser liebevollen und menschenfreundlichen Behandlung; so nenne ich Ihnen nur eine einzige Stadt im südlichen Rußland, und diese liefert ihnen die sprechendsten Beweise. Sie wissen es wohl, welche Stadt ich meine, Sie wissen es, daß ich von keiner andern als von *Odessa* spreche, und lächeln über die Selbstzufriedenheit, mit der ich es niederschreibe. Immerhin. Wie sollten mich nicht die schönen Fortschritte in meiner Vaterstadt mit einem ganz besonders freudigen Gefühl erfüllen, da ich ja selbst in der hiesigen Pflanzschule israelitischer Bildung den ersten Keim meines Wissens empfangen habe? da ich ja selbst noch die Nacht gesehen und die Dämmerung, und jetzt das Licht sehe, das sich bald nach allen Seiten hin verbreiten wird? – Ja, Odessa, dieser aus dem Chaos hervorgezauberte, große Bau des hochseligen Herzogs von *Richelieu*, sollte sich nicht nur zum Altar des Mercurius, sondern auch zum Tempel der Freiheit und Toleranz erheben. Hier ist es, wo die Juden Rußlands zuerst den schmachlichen Staub von sich abschüttelten, und hineingriffen in die sturmbewegte Zeit mit Lust und Eifer, mit Wort und That. – Es ist Ihnen wol auch Manches von unserer Gegend schon zu Ohren gekommen, aber nicht Alles und nicht ausführlich; darum soll Sie diesmal meine Geschwätzigkeit schadlos halten. Lassen Sie mich zuvörderst von den Schulen reden, weil diese gleichsam als der Grundstein der jetzt allgemein hier unter den Israeliten herrschenden Bildung zu betrachten sind.

Im Jahre 1827 bemühte sich ein Kreis würdiger Männer der hebräischen Jugend in unserer Stadt eine Anstalt zu eröffnen, in der sie mit den nöthigsten Kenntnissen befreundet und zu einem höheren Aufschwung wie in sittlicher so in geistiger Strebbarkeit angeleitet werden sollten. Es war ein schwieriges Unternehmen, und das Zetergeschrei der noch hie und da unter unserer Gemeinde hervorspuhenden Sectirer erhob sich drohend gegen die muthigen Kämpfer für Aufklärung und Bildung. Sie hatten sich also mit Macht gegen große Hindernisse zu stemmen, und wer weiß, welchen Ausgang die Sache genommen haben würde, hätte nicht der edle Graf *von Pahlen*, der dazumal Stellvertreter des General-Gouverneurs von Neurußland war, der besser gesinnten Parthei seinen vollen Beistand angedeihen lassen. Mit Gewalt wurde aller Aufruhr gedämpft, und der erste Grund der Schule auf festem und unerschütterlichem Boden gelegt. Unvergeßlich bleiben uns für immer die Bestrebungen eines ihrer thätigsten Stifte[r] und zugleich ihres ersten Directors, des sel. Hrn. *Samuel Sittenfeld*, der mit nie genug zu lobender Thatkraft allen Ungemächlichkeiten Trotz bot, und so im herrlichen Ringen fürs allgemeine Wohl sich selbst in seinem Feuereifer verzehrte*). Bald erhob sich durch seinen Einfluß die Lehranstalt zu einer Blüthe, die nicht nur die Regierung unserer Stadt

aufmerksam machte, sondern auch dem Ministerium in *St. Petersburg* bekannt wurde, was ihren Wachsthum nur noch um so mehr förderte. Die Macht der Wahrheit besiegte endlich ganz die Parthei der Aufwiegler und Frömmeler, und ihre anfänglichen Gegner wandten sich nun selbst dürstend nach der neuen Quelle der Bildung, um daraus für ihre Kinder zu schöpfen. Seit dieser Zeit entfaltete sich das schöne Wirken unserer Gemeinde immer mehr, und dehnte sich auch auf andere Verhältnisse aus. – Selten aber hat eine Schule, und blühte sie auch noch so lange, sich der Gegenwart solcher hohen Personen erfreut, wie die unsrige. Schon in den ersten Monaten nach ihrer Entstehung würdigten sie die Generale *Bibikow* und *Boschmakow* ihres Besuches; und bei ihrem zweiten jährlichen Examen sah sie die Grafen *Witt*, *Scheremetew*, *Potocky* und mit ihnen den glorreichen General-Gouverneur Neuußlands, den Grafen *Michael Woronzow*; diesen sanftsinnigen Helden und glühenden Verächter aller Unterdrückung, von dessen Großmuth und unvergleichlicher Herzensgüte ich Sie noch später unterhalten werden, und der unsere Schule auch mehrmals mit seiner Gegenwart beehrt hat. Der Obercurator und gleichsam der Schirmherr der Anstalt ist unser Stadtgouverneur, der auch als Schriftsteller in der russischen Literatur rühmlichst bekannte *Lewschin*, der Sr. Majestät dem Kaiser manchen Bericht von ihr erstattet, bis sie zu Ende des vorigen Jahres selbst das Glück hatte, ihren erhabenen Landesvater *Nicolaus* und die ganze kaiserliche Familie als ihre Gäste zu begrüßen. Der hohe Monarch äußerte seine Zufriedenheit im vollen Maße, und munterte die Stifter der Schule zu ähnlichen Unternehmungen in andern Städten des Reiches auf. Dieses ist nunmehr geschehen, und auch hiervon will ich Ihnen bald erzählen. Gegenwärtig erhalten in unsrer Lehranstalt beinahe 400 junge Leute in der *hebräischen*, *russischen*, *französischen* und *deutschen* Sprache, in der Weltgeschichte, Physik, Rhetorik, Geographie, Buchhaltung, Arithmetik, Schönschreibe- und Zeichenkunst gründlichen Unterricht; und auch vom Talmud und von mancher andern Wissenschaft wird Vieles gelehrt. Daß die Bemühungen der wackeren Lehrer nicht fruchtlos sind, zeigen uns viele ihrer Zöglinge, die theils als nützliche und gebildete Bürger dem Staate und der Menschheit dienen, theils auf den vorzüglichsten Universitäten Deutschlands sich in den Wissenschaften vervollkommen, auch wol ihre Studien schon vollendet haben, und von denen mancher hoffen dürfte, auch außer seiner Heimat bekannt zu werden**) – Der Fond unseres Instituts vergrößert sich mit jedem Jahre, und zu einem neuen schönen Gebäude schenkte der Statthalter einen weiten und geräumigen Platz. Ihre Hauptlehrer, die Herren *Pinsker*, *Finkel* und *Horowitz*, drei treffliche und verdienstvolle Männer, verschafften der Anstalt eine ausgezeichnete Bibliothek, wo die vorzüglichsten Classiker und wissenschaftlichen Werke aller Nationen lernbegierigen Jünglingen offen stehen. Diesen drei Männern verdanken wir auch eigentlich die Stiftung der Mädchenschule. Längst hatten sie das Bedürfniß einer solchen Anstalt gefühlt, und im Stillen an deren Gründung gearbeitet. Darauf wandten sie den kleinen Rest der Muße, den ihnen ihre Berufsgeschäfte übrig ließen, und oft auch ihr spärliches Vermögen,

ohne jemals dafür Entschädigung zu hoffen. Aber nun bedurfte es, um dieses Vorhaben auszuführen, auch weltlicher Leitung, und vor allem, da die Schule anfänglich nicht den geringsten pecuniären Anhalt hatte, uneigennütziger Personen. Da opferten zwei edle Frauen unseres Glaubens mit den schönsten Gaben des Geistes und des Herzens ausgerüstet, Mad. *Annette Jusefowitsch geb. Rosenblum*, die Tochter eines der vorzüglichsten hiesigen Aerzte, und die Frau eines Kaufmanns, Mad. *Rebecca Alexander geb. Meyer* alle Zeit, die Erfüllung häuslicher Pflichten mit Recht in Anspruch nehmen durfte, diesem wohlthätige[n] Zwecke, und führten die Aufsicht und lehrten, bis ihr herrliches Werk mit unglaublicher Schnelligkeit zu einem Flore gelangte, der ihnen wol der *größte* Dank sein soll. Auch dieser Schule widerfuhr dieselbe Ehre, wie der ersteren. Auch unter ihren Gästen waren Sr. Majestät der Kaiser, der Großfürst *Michael*, Graf *Woronzow*, Lord *Durham* u. a. – Als zu ihrem ersten jährlichen Examen ein kleiner Ball gegeben wurde, befand sich auf demselben auch die hochgefeierte Gemahlin des Grafen *Woronzow*; und diese erhabene Frau mengte sich unter die Reihen der tanzenden Mädchen, und lächelte und klatschte Beifall, und zeigte ihre aufrichtige Freude offenbar. – Ohne Zweifel aber verdient diese Anstalt nicht minder die Begünstigung unserer Regierung; denn soll Israel dem Staate tüchtige und aufgeklärte Bürger geben, so müssen nicht nur diese selbst ausgebildet werden, sondern auch Frauen und Mütter ihre Bildung theilen. Und dieser Ansicht entspricht das erwähnte Institut vollkommen. Es werden daselbst bis 150 Mädchen in der *russischen, deutschen* und *französischen* Sprache, in der biblischen und profanen Geschichte, in der Geographie, Arithmetik, in weiblichen Handarbeiten, der Musik, Zeichen- und Tanzkunst unterrichtet. Auch an dessen äußerer Einrichtung läßt das schöne, große Local, die musterhafte Ordnung nichts zu wünschen übrig, und gegenwärtig hat sich zur Unterstützung desselben ein nicht unbedeutender Fond gebildet. – Bald wird auch außer Odessa in *Kischenew*, einer Stadt in Bessarabien, zufolge eines Auftrags, den unser Schuldirector, der Ehrenbürger *Stern* vom General-Gouverneur erhalten hat, eine israelitische Lehranstalt eröffnet, die unter der Leitung unseres würdigen Directors und der unmittelbaren Aufsicht eines unserer Hauptlehrer stehen wird. Eben so in anderen Städten, wo der ausgestreute Same der Bildung früher oder später zur Frucht reift.

So viel von dem Schulwesen, mein werther Freund. Sie werden diesen Fortschritten, wie groß sie auch immer sind, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber nun hören Sie auch Manches von den andern, bürgerlichen Verhältnissen der Israeliten. Um nicht weitläufig zu sein (was ich gern wäre, wenn mich nicht Zeit und Raum daran verhinderten), will ich Ihnen nur durch einige charakteristische Züge einen deutlichen Blick über Alles verschaffen. Die Gesinnungen unserer Regierung erkennen Sie schon aus dem Eifer, mit dem aller Keim des Fanatismus erstickt wurde. Denn es ist leider eine traurige Erfahrung, daß beinahe alles Neugeborene unter den Christen in dem schwarzen Flusse des Judenhasses getauft wird, und daß oft gegen die Pfeile des Rechts und des Gewissens nicht einmal,

wie beim Peliden, wenigstens eine Stelle verwundbar ist. So auch Odessa, diese junge Stadt, die noch vor einem halben Jahrhundert kaum aus einigen zerstreuten Hütten eines nomadischen Völkchens bestand. Auch hier suchte sich ursprünglich gar Mancher, und absonderlich der Griechenpöbel auf diese Weise den Weg zur *Seligkeit* zu bahnen; ja viele rohe Ankömmlinge aus *Constantinopel* brachten es zu Gewaltthätigkeiten, die laut um Hilfe schrieen. Ihre durch den Märtyrertod des Patriarchen *Gregorius* entflammte Rache fragte: ποῦ σιῶν¹; und da schien es ihnen denn freilich am leichtesten: auf Judennacken. *Börne* hatte wahrlich Recht *zürnend*, wie er sagt, *oder lächelnd, tadelnd oder bemitleidend auszurufen: Der ewige Jude!* Unsere Zeit ist noch reich an Menschen aus dem sechszehnten Jahrhundert, und ein Dr. Holst findet überall unter dem Pöbel, unter den er gehört, gar viele Consorten. – Aber die entarteten Hellenen hatten sich verrechnet. Mit einer Schonungslosigkeit ohne Gleichen wurde an ihnen der Frevel geahndet; viele vertrieb man aus Rußland; dem zischenden Hephhepungethüm schlug man alle neun Köpfe ab, die sterblichen mit dem *unsterblichen*, und jeder Nachklang wurde mit Macht zum Schweigen gebracht. Noch jetzt, wo diese Raserei längst vergessen, und keine Spur mehr von ihr zurückgeblieben ist, entfernt die Regierung ihre strenge Vorsicht und ihre Maßregeln nicht, und noch immer wird an Festtagen zur Abendzeit die Kirche der Griechen in Odessa mit Bewaffneten umringt, gleichsam zum Trutz, und ihnen zu zeigen, wie wenig man ihrer Aufklärung traut. – Außerdem gibt es bei uns keine ausschließlich *christliche* Barmherzigkeit und *christliche* Mildthätigkeit. Ich meine aber hier *christliche* Barmherzigkeit, in so fern nur *christliches* Unglück auf sie Anspruch machen darf. Man hat die Sperre aufgehoben gegen Judenthum, weil die Christen keine Judenansteckung mehr fürchten, und es wol einsehen, daß manche Krankheit in ihrem eigenen Organismus erzeugt wird. Als in den Jahren 1833, 1834 eine grause Hungersnoth im Geleite allgemeinen Jammers durch unsere Gegend zog, bildete ein Verein fürstlicher Frauen (worunter auch die Gräfin *Woronzow*, Gräfin *Rarischkin* u. a.) ein Dilettantentheater, dessen Ertrag der Unterstützung der Armen geweiht war, da nun wurden auch bedeutende Geldsummen unter leidende Israeliten vertheilt; und bei dieser Gelegenheit so wie immer hörte man nicht das Losungswort selbst der Bessergesinnten: Bis hierher und nicht weiter! – Als unsere Stadt Se. Majestät den Kaiser mit einem jubelnden Hurrah empfing, sammelte sich auch die jüdische Gemeinde, um nach herkömmlicher Sitte den Landesherrn mit Brod und Salz willkommen zu heißen. Aber der erleuchtete *Lewschin* rief ihnen zu: Wer seid ihr denn, daß ihr euch absondert? Wir kennen keinen Unterschied zwischen Juden und Christen, warum macht ihr selbst eine Scheidewand? Mengt euch unter die Christen und so erscheint vor unserem Monarchen. – Später als die würgende Pest in Odessa wüthete, erlaubte sich der Stadtarzt, ein Mann von hohem Range, eine kleine Ungerechtigkeit gegen einen armen jüdischen Handwerker, und mit vieler Schmach entsetzte ihn der edel zürnende Graf *Woronzow* seines Amtes und seiner Würde. Er selbst, dieser hochherzige Sohn der Nemesis, suchte wie *Howard*

Kranke, um zu *heilen*, und vor den Hütten der Unglücklichen schrak seine Größe nicht zurück; offen durfte der Betrübte klagen, und freudig half er ihm. Was freilich nur Pflicht ist, verdient zu einer Zeit, wo Pflichten so selten erfüllt werden, unstreitig Lob und Anerkennung. Daher nehmen wir auch die kleinste Gutthat unseres Gouverneurs, die sich in solcher Menge bedeutender liebevoller Handlungen verlieren möchte, mit dankbarem Herzen auf, in so fern sie uns ein neuer Beweis ist seiner wohlwollenden Gesinnung. Er ist ein *Menschenfreund*, die Juden hält er für *Menschen*, darum ist er ein Freund der Juden. Er rettet den Leidenden, tröstet den Gefangenen und zieht sein Schwert für die weinende Gerechtigkeit; die Juden sind leidend, sind gefangen, ihre Thränen sind gerecht, darum ist er ihr Retter, ihr Tröster, ihr Schirm in Gefahr. – So, mein verehrter Freund, so wird der äußere Drang entfernt, der manchen kräftigen Genius in seinem Kerker verschmachten ließ; und im Innern keimt und wächst ein Leben, das, wo unsere Ahnung nicht trägt, sich bald in aller Jugendfrische entwickeln wird. –

Aber auch das Amtwesen der Israeliten und ihre religiöse Ausbildung will ich nicht unberührt lassen. Es ist hier eine eigene jüdische Behörde^{*)}, welche die öffentlichen Angelegenheiten der Gemeinde, auch wol manche Privatverhältnisse anordnet. Die Wahl ihrer Vorsteher findet gewöhnlich alle drei Jahre Statt. Außerdem sind Juden auch in höheren Stadtämtern stimmfähig. So der Kaufmann Herr *Moses Trachtenberg* im Stadtrath (Дума). – Was nun vollends den Gottesdienst anbetrifft, so wird an dessen Verbesserung wie an einer geziemen-deren Einrichtungen der Synagogen etc. mit unermüdlichem Fleiße gearbeitet. Der gelehrte Hr. *Stern* hat in einer schönen deutschen Rede die Nothwendigkeit eines zeitgemäßen Ritus aus ethischem und religiösem Standpunkt auseinandergesetzt. Er schilderte mit hinreißendem Feuer die Leiden Israels, die Glorie ihres Strebens durch so viele Jahrhunderte und den Demantschild ihrer Eigenthümlichkeit, ihrer Religion. Er hat die Gemüther aller seiner Zuhörer für seine hohen Absichten begeistert, so daß unsere Hoffnung nicht ungegründet ist, es möchte Vieles wol eher zur Ausführung gelangen als man erwartet.

Was sagen Sie nun zu meinem Gegengeschenk? Gewiß, Sie stimmen mit mir in den Wunsch ein, daß Gott die Bestrebungen dieser Männer mit seinem ewigen Segen kröne! Urtheilen Sie indeß, und ordnen Sie meine Blumen nach [I]hrem Belieben; aber haben Sie Nachsicht mit der ungeschickten Art meines Zusammenbindens. Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas.

C. Lpn.

*) Er zog sich nehmlich durch übermäßige Anstrengung seinen frühzeitigen Tod zu.

**) Ich erinnere hier nur an ein Paar junge Leute, die die Früchte ihres Fleißes der Oeffentlichkeit übergeben haben:

Ruth, sujet episodique, tiré de l'écriture sainte et traité d'après Caroline Pehler par *Joachim Tarnopol*. Odessa chez D. Miteille 1835.² – Bei vielem

Mangelhaften ist doch dieser erste Versuch in einer fremden Sprache lobenswerth, und ein Kenner urtheilt im Journal d'Odessa von dieser französischen Nachbildung: L'auteur a tâché avec succès de conserver les beautés de l'original. Il a donné une touche plus religieuse à ses caractères, etc.³

Frühlingsknospen von *Wilhelm Toporoff*, stud. med. Dorpat 1837. – Was diese lyrischen Gedichte anbetrifft, so empfinden wir freilich noch hier und da das Rauhe und Schwankende des jugendlichen Aprildilettantismus; aber manche kräftig erklungene Empfindung eines warmen Herzens verspricht uns einen schönen, hoffnungsreichen Sommer. *Corr.*

***) Das auch aller Orten bestehende לכהל⁴, das hier aber eine weit ausgedehntere Macht hat. *Corr.*

1 „Wohin, bei Gott?“

2 „Ruth, episodisches Thema aus der Heiligen Schrift und nach Caroline Pehler bearbeitet von Joachim Tarnopol. Odessa, bei D. Miteille 1835.“

3 „Der Autor hat mit Erfolg versucht, die Schönheiten des Originals zu bewahren. Er hat seinen Charakteren eine stärker religiöse Note verliehen, etc.“

4 Gemeinde.

3. Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn]: Gedichte von Moritz Fränkel und Max Ring. 1840; *Literaturblatt des Orients. Berichte, Studien und Kritiken für jüdische Geschichte und Literatur* [Beiblatt zum *Orient*], Nr. 5 (1. Februar 1840), Sp. 65–73. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 6.2.7.1.

Gedichte von *Moritz Fränkel* und *Max Ring*.
Leipzig, J. F. Hartknoch, 1839. (220 S.)

Wenn zu den vielen lyrischen Dichtern ein neuer tritt, und auch dieser vertrauensvoll sein überschwelliges Herz an die Brust der Menschheit wirft, und ihr seine Freude und seine Klagen, seinen Schmerz und seine Liebe als ein heiliges Vermächtniß giebt, daß sie ihm ein Ohr leihe, seine Worte zu hören, und ein Herz, seine Empfindungen mitzufühlen, so wird wohl Keiner diesem neuen Ankömmlinge zumuthen, daß er nur durch den Reiz der *Neuheit* die Aufmerksamkeit der Menschen beanspruche. Es wäre lächerlich, von ihm zu verlangen, daß gerade *seine* Empfindungen eine andere Farbe tragen müßten, gerade *sein* Schmerz ein anderer, *seine* Freude nicht dieselbe sei, weil vor ihm schon viele so empfunden, weil vor ihm schon hundert andere das ewige Wellenspiel des menschlichen Lebens dargestellt. Man müßte in der That den schönen Ausdruck unserer Gefühle, das stürmende und seufzende Wort, worein sich dämmernde Ahnung und der Ueberschwang polternder Empfindungen kleidet, man müßte alles dies nur für Verwunderungstöne über das Geheimniß der menschlichen Seele halten, und dann hätte man freilich an den vielen Tausenden genug. Aber tritt uns nicht immer wieder der ganze Mensch in dem verkörperten Bilde seiner Gedanken entgegen, und ist es nicht eine ewige Wahrheit, die der unsterbliche *Goethe* ausgesprochen: das eigentliche Studium der Menschheit sei der Mensch? – Betrachtet den Denker, der sich durch alle Räume, die ihn umgeben, und die er ahnt, mit rastloser Prüfung emporarbeitet, sieht alle Systeme, die er aufbaut und niederreißt, und fragt euch, wohin am Ende die Bezügnisse führen, die er an den mannigfaltigsten Seiten anknüpft – entschließet euch nun mit frommen und theilnehmenden Herzen zu einer Wallfahrt durch alle Tiefen einer kämpfenden, vielbewegten Seele, und fragt euch, nach welchem Ziele hin dieses stürmische Meer von Gefühlen wogt und fluthet, um welchen Punkt dieses brausende Element sich immer verwirrt und entwindet – steigt dann von den Höhen des menschlichen Geistes herab zu den gemeinsten und alltäglichsten Bewegungen, und fragt euch auch hier, um welchen Punkt sich diese einfachen Verhältnisse drehen? Immer wird es klarer und deutlicher in euch: es ist das menschliche Leben oder vielmehr der lebende Mensch mit seinem ewig erforschten und unerforschlichen Wesen. Vor allen aber, bei denen der Drang so gewaltig, sich ganz in diese Tiefen zu versenken, denen er der Hebel alles thatkräftigen Strebens und das niederziehende Gewicht jeder Beschränkung ist, hat

der *Dichter* das meiste Recht, sich immer gleich zu bleiben, und zu allen Zeiten zu sprechen, weil die Gefühle nie veralten, und ihre Sprache allen verständlich ist als die Sprache des *Herzens*. Denn wenn in jeder Zeit die Meinungen der Menschen so verschieden und abwechselnd waren wie ihre Sitten und ihre Kenntniß, wenn manche spurlos vorüberging, ohne je wieder aufzutauchen; so blieben doch die Empfindungen mit ihren kleinsten Nüancen immer und ewig dieselben wie die Natur, in deren innerstem Heiligthume sie leben und weben: und wie die Nacht mit dem Tage wechselt, und wie es immer einen Frühling gab mit Blüthen und Keimen, und einen Winter mit rauhen Stürmen, so haben zu jeder Zeit die Menschen gezürnt und verziehen, gehaßt und geliebt, geweint und gelacht, gescherzt und gejammert, und in dem großen Garten der Gefühle da blüthete es und welkte es nach wie vor, und durch die Wolken des Trübsinns glänzte der Sonnenstrahl der Freude. So aber der Dichter zu uns redet, trete er versöhnend in das Leben; denn alle Stürme und Kämpfe der Leidenschaften muß er an ihrer Wurzel erfassen, und wie menschliche Lust und menschliches Leid in seiner Seele athmen, lasse er alles *gerade so*, wie es ihn bewegt, vor unsern Blicken aufsteigen. Es liegt etwas Göttliches in dem Gedanken, daß wir in allen Wirren und Irrgängen der vielfachsten Begegnisse mit einer höhern Macht ringen, die wir Schicksal nennen; dieses Sehnen, Hoffen, Jagen, Erliegen und Ankämpfen durchgeistigt und veredelt unsere innere Natur, und mancher wird es erfahren haben, daß es auch im bittersten Schmerze erhebt und tröstet, wenn man sich seine eigenen Leiden als etwas zu Betrachtendes vor Augen stellt. Daher muß der Dichter vor allem rein menschlich fühlen, wenn er uns im Strome seiner Begeisterung fortreißen soll: dann sehen wir in jeder Welle dieser lieblichen und schaurigen Bilder eine Regung unseres Herzens abgespiegelt, und wie wir überhaupt alles in uns selbst zurückführen müssen, wenn wir mit dem *innern* Sinne wie mit dem *äußern* wahrnehmen sollen, so bringen wir eben durch dies Zusammenstellen und Vergleichen auch jene veredelte Anschauung in uns, die durch das reine und geläuterte Gemüth des Dichters dahinwallt. Wahrheit aber ist die einzige Fessel des *freien* Sängers; Wahrheit an sich und an andern. Denn wenn er im letztern Falle auch auf den gesunkenen Menschen hinweist, wenn er nicht nur die Treue in ihrer kindlichsten Demuth, die Liebe in ihrer schönsten Hingebung, sondern auch den Stolz in seinem ekelhaftesten Dünkel, die Rache in ihrer empörendsten Wallung uns vor Augen führt; stets ist er unserer vollsten und lebhaftesten Theilnahme gewiß, sobald er uns nur den *wirklichen* Menschen gezeigt, und je wahrer und natürlicher die Wirklichkeit, je deutlicher und lebendiger wird uns die Nähe der Poesie. – Man wird mich fragen, wo ich mit diesen allgemeinem Betrachtungen hinauswill, und ob ich sie an die Erzeugnisse der genannten Verfasser knüpfe, mit denen ich es hier zu thun habe. Allein ehe ich auf diese specieller zurückkomme, bekenne ich unumwunden, daß ähnliche Betrachtungen sich mir jedesmal aufdrängen, sobald ich eine neue Gedichtsammlung sehe. Die Art und Weise wie man solche bald als ein Bündel schöner Haare dem panegyrischen Friseur, bald als einen ästhetischen Knochen den

journalistischen Bullenbeißern überläßt, mehr aber noch die Gründe, durch welche man gewöhnlich ihre Gewöhnlichkeit nachzuweisen sucht, wollte ich in diesen meinen flüchtigen Andeutungen nachdrücklich verwerfen. Es ist wahr, Niemand kann dafür, daß *Herz* sich gerade auf *Schmerz* reimt, und daß dieses neckische Spiel eines sprachlichen Zufalls jene endlose Fluth ungereimter Reime-reien hervorgezaubert, die in so viele Journale gleichwie in Cloaken abfließen. Aber darf man an der Macht des Gesanges zweifeln, weil viele kreischende Kehlen zu singen vorgeben? ist der Name „*Gott*“ schon entheiligt, weil ihn auch Unheilige im Munde führen? – Muß man wirklich jeden Dichter wie einen gewöhnlichen jungen Mann über die Achsel ansehen, weil auch gewöhnliche junge Leute Gedichte schreiben? und wenn ich noch einen andern Punkt berühren soll, darf die poetische Form als Zeichen der Unreife gelten, weil die Unreife am öftesten nach der poetischen Form hascht? Es wundert mich, daß *Theodor Mundt* behaupten kann, mit der fortschreitenden Ausbildung eines Volkes müsse auch die ungebundene Rede die Oberhand gewinnen. Das ist eine falsche Anwendung jener unumstößlichen Wahrheit, die man aus dem Leben und der Geschichte der Völker gezogen, daß die Poesie im Allgemeinen die Jugend eines Volkes bezeichne. In der Jugend freilich greift jedes Volk zuerst nach der Poesie, weil die Jugend überhaupt poetischer ist, aber wer will nachweisen, wann im ältesten und gebildetsten Volke die eigentliche *Jugend* aufhört? Ist es denn nur *ein* Geschlecht, das ein Mal jung gewesen, und jetzt altert? Die Geschlechter wechseln, und immer kehrt eine neue Jugend wieder, die eben so glüht und jubelt, eben so tobt und klagt. Aber man wird mir den Fortschritt des *Zeitgeistes* entgegenstellen und ich sehe schon die Brücke, die man von hier zu der vielbesprochenen *materiellen* Richtung schlägt. Mit diesem Einwand kommen alle Philister, und da fordere ich meine jungen Mitstrehenden auf, mir beizustehen. Wo ist einer, dem das Herz nicht heißer und voller schlägt, wenn er das berechnende Treiben des brodheischenden Philisterthums ansieht? wo ist einer, den diese spießbürgerliche Prosa herabzerrt, und in wem erweckt sie nicht vielmehr die glühendsten Gegensätze, die der Poesie viel näher stehen als der Prosa! Wahrlich, an diesem Orte möchte ich es aussprechen, ich halte unsere Zeit für weit poetischer als die Tage der hochseligen Perrücken, wo man sich erst verlieben mußte, um zu dichten, wo man in gemächlicher Ruhe den Mond ansang, weil man gerade nichts besseres zu thun hatte, und keine Stürme von außen hereinbrachen. Indeß fällt mir just hier das entgegengesetzte Extrem ein, das ich nicht minder mit allem mir inwohnenden Nachdruck rügen möchte, damit man nicht meine, daß ich etwa den literarischen Jacobinern beitrete, die jenen Materialismus der Zeit zu einem wilden Geheul über einen katzenjämmerlichen Weltschmerz benutzen. Es ist schön, wenn der Dichter die Interessen der Menschheit vertritt, es ist schön und erhebend, wenn er den Schmerz der Gesamtheit so ganz in seine Seele aufnimmt, daß es sein eigener wird; aber es ist schrecklich und widerlich, wenn man die frische blutende Wunde der Menschheit mit rhetorischen Phrasen und prunkenden Tiraden überpflastert, es ist

ein Anblick, der Grauen erregt, wenn mancher Dichterling sein brennendes Gehirn zerplatzen läßt, auf daß mit aller Gewalt eine Minerva hervorspringe. Jene Leutchen, die von den *Hochwäldern* ihres Herzens faseln, und schielende Bilder auf Bilder häufen, bringen wohl eine Schaar journalistischer Couriere und Nachwächter in Alarm, aber die Menschheit kann dabei nichts gewinnen, und das wahrhaft fühlende Herz bleibt ungerührt. – Es ist wohl Zeit, daß ich an die Herren *Fränkel* und *Ring* denke, und ich würde auch gleich zu meinem eigentlichen Zwecke schreiten, wenn nicht der Umstand, daß beide als *jüdische* Dichter auftreten, mir noch einige allgemeine Bemerkungen abzwänge. Es sei mir hier vergönnt, einiges über eine heutzutage sehr herrschende Ansicht auszusprechen. Sie betrifft die sogenannte Separation der Juden in der Kunst und stellt sich am besten in einer Aeüßerung heraus, die ich hiermit einem Privatschreiben entlehne, welches mir vor einigen Tagen von einem sehr ehrenwerthen Manne zugekommen. Es heißt darin: „Die Juden sollen keine eigne *belletristische* Organe gründen; in der Kunst dürfen die verschiedenen Kirchen ungehindert neben einander stehen. In der Wissenschaft ist es schon anders; da ist das Interesse weniger ein allgemeinemenschliches; es handelt sich um Wahrheit; in ihr herrscht Krieg, in der Kunst, im Reiche der Schönheit, Frieden!“ – Es ist mir lieb, einem sehr geachteten Literaten hierdurch öffentlich ein Wort zur Widerlegung dieser Ansicht sagen zu können. Die Kunst, und namentlich die *schöne* Kunst, soll ja weiter nichts, als das Leben idealisiren, d. h. die vielfachen Beziehungen des Lebens in geläuterter Anschauung darstellen. Nun giebt es aber am Leben gar viele Seiten, und so mannigfaltig die Bedingungen des praktischen Lebens, eben so verschieden müssen sich auch die künstlerischen Produktionen zeigen. Unter den schönen Künsten ist freilich nur eine, in der sich die Verschiedenheit der Lebensverhältnisse am bestimtesten ausdrückt, die *Dichtkunst*; aber eben da darf es keinen Wunder nehmen, wenn viele tausend Menschen, die gemeinsames Wohl und Weh in einem engern Bezuge theilen, gleichsam unwillkürlich zusammentreten, und nur *den* Ton anstimmen, der aus ihrem Leben hervorquillt. Der Gedanke an Zusammenrottung ist zu engherzig, und riecht gewaltig nach der Furcht vor demagogischen Umtrieben. Was man aber von *allgemeinemenschlichen* Organen im Reiche der Schönheit spricht, möchte wohl nicht durchgreifend und nicht praktisch genug sein, da alle diese Organe sich nur behelligt sehen, wenn sie die Anklänge eines *besondern* Nationalcharakters, der nun einmal ein solcher ist, in dem Maße, als es die Zeit erfordert, in sich aufnehmen sollen. In der Wissenschaft jedoch meine ich gerade das entgegengesetzte Verhältniß zu finden. Die Speculationen des Geistes und die Forschungen der kalten Vernunft haben mit dem Conflict socialer Zustände durchaus nichts gemein; und wenn von einem Kriege im Gebiete der Wahrheit die Rede ist, eben so ist dieser *Krieg* ein allgemein menschlicher; da wo es *Ernst* um die Sache ist, kann an eine Verschiedenheit der Kirchen nicht gedacht werden. Wenn ich mir denn endlich sagen soll, in wie fern das bisher Berührte auf die Gedichte der Herren *Fränkel* und *Ring* seine Anwendung haben könnte, so gerathe ich

wirklich in eine nicht geringe Verlegenheit. Es treten uns hier zwei Dichter entgegen mit dem besten *Willen*, etwas zu leisten; und eine solche laudanda voluntas wird oftmals zur Brustwehr gegen eine unpartheiische Beurtheilung. Allein was soll man nun anfangen, wenn uns ein Dichter nicht einen Augenblick Bedenken erregt, wie wir nach der bekannten Lessingschen Tonleiter gegen ihn verfahren müssen? Man wird mich verstehen, wenn ich meine, daß es den Herren *Fränkel* und *Ring* an einem Haupterforderniß poetischer Begabung fehlt, an *Geschmack*. Ihre Gedichte sind nicht um ein Haar besser als die alltäglichen Verseleien, und wohl reicher an erhabenen Lächerlichkeiten eben wegen der entsetzlichen Anstrengung, etwas *Großartiges* zu bringen. – Herr *Fränkel* leiert uns gleich in der Einleitung von seiner Jugend vor:

„Ein Knabe spielt’ ich mit den Christenknaben,
Den blondgelockten kleinen *Ungeheu’rn*“ – –

Da müssen wir uns freilich bescheiden, und den christlichen Ausdruck: „*Judenjungen*“ noch sehr gelinde heißen. Die Christenknaben Ungeheuer! Kamen sie etwa dem *Judenknaben*, ich sage dem *Knaben*, so vor, nun warum bezeichnet er dies nicht deutlicher? Sonst könnte ich diese *Ungeheuer* aus keinem andern Grunde begreifen, als daß der darauf folgende Reim aus „*Gemäu’rn*“ besteht. Auch wird der Ausdruck bald gemildert, da er eben diese Christenknaben, incl. seine eigene Person, ein „*Volk von jungen Raben*“ nennt. Worin die Schönheit dieser poetischen Figur bestehe, kann ich eben so wenig enträthseln, als Str. 2. das Synonymon „schnellgeschaffenes Trojanerpfard“ für ein gewöhnliches Steckenpfard. Der Dichter scheint aber dies Trojanerpfard mehr als seinen Pegasus zu lieben, denn am Schlusse des Gedichtes kann er sich nicht enthalten, noch einmal von seines „störr’gen Lied’s Trojanerpfard“ zu singen. – Nach solchen und noch vielen andern Inauguralalbernheiten führt uns Herr F. eine Reihe biblischer Gestalten vor, die aus der Bibel wohl die Namen und manche weitläufige Paraphrasen mitbringen, denen man aber weder an dem fremdartigen und verkrüppelten Geiste noch an den bunten Fetzen und Lappen der Einkleidung ihre heilige, alterthümliche Abstammung ansehen kann. Nie hätte ich mir ein so abgeschmacktes Modernisiren, ein unlogisches Vergleichen und Ausmalen in so manierirten Pinselstrichen bei einem so erhabenen Gegenstande denken können! Man muß sich schon aller Verwunderung enthalten lernen, wenn z. B. S. 22 eine Mutter, die ihren Sohn und seine Geschenke erwartet, sich ausdrückt:

„Bringt uns Gürtel, goldne Ranken
Für der *Brüste weiße Hügel*“ u. s. w.

oder wenn S. 67. die zürnende, strafende Nemesis mit dem „Löwen“ verglichen wird, der „grimmig des Rehes Kehle erfaßt.“ – Wird es nicht auch jedes Unge-

heuer von einem Christenknaben Herrn F. sagen können, daß der Löwe mehr ein Repräsentant des *Raubes*, und das Reh mehr ein Bild der *Unschuld* sei? Nun kommt Herr *Ring*. Darüber nur gestatte man mir einiges Erstaunen, daß unter den beiden Herren nicht immer Einer den Andern auf dessen Ungereimtheiten aufmerksam gemacht hat. Wie Herr F., nur beiläufig gesagt, als Dichter der Liebe von des „*Kusses Göttermeth*“ phantasirt, so hobelt Herr *Ring* an der Poesie so lange, bis er einen „*Schrein des Herzens*“ erblickt; so erlustirt er sich gern an medizinischen Betrachtungen, und sieht „*die Brüste* der seligen Braut wogen“ (die Mediziner lieben immer die *Mehrzahl*) und studirt Angiologie an den Gassen und Plätzen von Paris (S. 121) u. s. w. u. s. w. – Würde ich so recensiren, wie die Herren F. und R. dichten, so müßte ich hier schon ausrufen: Eheu, jam satis! aber ich thue es nicht; ich gehe weiter, und will Herrn *Ring* noch dies und jenes sagen. Manches Urprincip, nicht der Poesie, aber selbst der nackten Rhetorik, ist ihm durchaus unbekannt; davon will ich gleich einen sprechenden Beweis geben. Die hyperbolische Redeweise muß vor allem am rechten Orte angewandt werden, und dient in der ernstern Poesie wohl dazu, das Geringere durch die phantastische Uebertreibung zu erheben, nie aber das Großartige zu den unbedeutendsten Kleinigkeiten herabzuziehen. Man darf (so sophistisch dies auch klingt) das Kleine wohl mit dem Großen aber nie das Große mit dem Kleinen vergleichen. Ovidius, der an die letzte bittere Scheidestunde in Rom denkt, wagt es den Jammer seines Hauses mit dem ungeheuern Falle Troja's zu vergleichen, und das ist schön, und kann uns nur rühren; wenn aber Priamos Herrn Naso gekannt hätte, und wollte den Sturz seines Königreiches recht lebendig schildern, indem er sänge: So hat es im Hause des verwiesenen Dichters ausgesehen, als er Rom verlassen mußte – dann dürften wir ihm wohl sagen: Herr Priamos, Sie machen sich lächerlich! Und dies sage ich Herrn R. wenn er S. 133 vom „*König Lenz*“ singt:

„Es lud uns ein Herrscher zum ländlichen Fest,
Der Frühling beim herrlichsten Wetter,
Es brachte sein *Jockey* – der flüchtige West –
Statt *Karten*, uns Blüten und Blätter.

Der Boden war eitel *Seide und Sammt*,
Die Teppiche golden durchwoben,
Als *Leuchter* hing Mond und Sonne entflammt,
Lasur war die Decke hoch droben.

Die *Spielleute* hingen im *grünen Balkon*
Und jauchzten und sangen hernieder.

— — —

Es tanzten im silbernen *Ballkleid* so zart,
Wie *Damen am Hof*, die Kaskaden.“ u. s. w.

Es scheint beinahe, als ob der Dichter sich in *Parodien* gefalle, und er sollte doch lieber eine *Palinodie* nach Art der Horazischen schreiben. Was mir an Herrn R., dem *jüdischen* Sänger auffällt, und was ich durchaus tadeln muß, ist die widerliche Sucht, nach der Symbolik des Christenthums zu haschen. Glaubt der schmerzgedrückte *Jude* etwa nur darum vom *Heiland* und der Jungfrau *Maria* faseln zu müssen, weil ihm die Symbolik des Judenthums zu arm an poetischem Leben dünkt? Dann würde ich Herrn R. rathen, sich nie wieder als *jüdischer* Dichter zu zeigen, wofern es ihm überhaupt räthlich sein kann, im Gedichtschreiben fortzufahren. Ein so schlechtverdecktes Wedeln um einige Aeüßerlichkeiten kann nimmermehr den Anschein vermeiden, als wolle man sich nur auf eine feine Weise bei den Christen einschmuggeln, und das fehlte noch in dieser Zeit! Ist es doch schon so weit gekommen, daß man es dem Juden zum *Verdienste* anrechnet, wenn er den *Juden* nicht verleugnet, wie dies neulich ein elender Versifex in einem der jämmerlichsten deutschen Winkelblätter von Dr. *Zirndorfer* ausgesprochen. – Der Jude liebe den Christen als seinen *Bruder*, als *Menschen*, aber nicht als *Christen*; und damit will ich durchaus nicht gesagt haben, daß er ihn als solchen *hasse*. – Zur Mittelmäßigkeit erheben sich nur wenige Gedichte in dieser ganzen Sammlung. Dahin gehören vielleicht: „Grabgesang“ (S. 18), „Simsons Untergang“ (S. 36), „Der Judenkirchhof“ (S. 116), „Der ernste Sänger“ (S. 118):

„Ihr fragt, warum so düster
 Und schwarz des Sängers Wald?
 Warum nur Schmerzgeflüster
 Aus Grabcypressen schallt? –
 Warum um seine Locken
 Ein blut'ger Reif sich schlingt,
 Gleich eis'gen Blumenflocken (!)
 Sein Sang sich niederschwingt?“ u. s. w.

„Börne's Monument“ (S. 121) nur theilweise. Schön und poetisch, wenn auch etwas überladen, ist das Sonnet „An eine Zürnende,“ von *Max Ring*, S. 164:

„Du kannst nicht zürnen, Schönste du der Schönen,
 Du kannst nicht zürnen mit dem Zorn der Erden:
 Ein Seraph, mit des Himmels Lichtgeberden,
 Kann so nicht seine Gottnatur verhöhnen.
 Du kamst herab, um Tiger zu versöhnen,
 Und dich umspielen der Hyänen Heerden, –
 Willst du zur Lügnerin dir werden,
 Du zarte Lyra wilde Donner dröhnen?
 Nicht wird ein Nachtgespenst in Lichtregionen,

Nicht Höllengluth in Himmelssphären wohnen:
 Du solltest lieblos sein? nicht faßt's mein Glaube.
 Im Fluthendrang nur tilgst du meine Sünden,
 Wie Gott wirst du den Friedensbogen gründen,
 Mit frischem Oelblatt nah'st du, meine Taube.“

Eben so tief empfunden und zart ist das folgende: „Rettung“ (S. 165). Unter den Liebesliedern des Herrn *Fränkel* möchte ich kaum das folgende hervorheben (S. 201):

„Geliebte, der ich alles gab,
 Nimm hin mein letztes Wort.
 Es kommt von eines Herzens Grab,
 Wo's endlich doch verdorrt.“ u. s. w.

Was soll man sich aber bei dem Sonnetten: „Der Ball“ von demselben Verfasser denken? (S. 211):

„Es warnt der Freund mit spöttisch-ernster Miene:
 Schau' nicht zu tief in's braune Aug' hinein,
 Auch nicht in's Glas! denn beider Zauberei'n,
 Sie lauern tückisch hinter der Gardine. –

Da steht man nun schlagfertig auf der Bühne
 Im Frack, – Gesicht gefaltet, freundlich fein, –
 Voll Selbstgefühls schau'n Vaternörder drein –
 Der Fuß seufzt ängstlich, der bedrängte Kühne.

Da tönt des Walzers Melodie gewaltig
 Durch Aller Herzen, – hehr und vielgestaltig
 Woge jetzt die Lust, – es sprüh'n des Festes Funken.

Auch mich ergreift's mit höhnischer Geberde –
 Dem Schicksal Unterthan sind Gott und Erde – (!)
 Vom *Theedansant bin ich verwirrt und trunken.*

(Davon zeuge dies Gedicht!)

Eines der besten unter den Gedichten des Herrn *Fränkel* ist unstreitig die „Totenfeier am Grabe des Prof. Dr. Ed. *Gans*“ wiewohl auch hierin viel unsinniges Geklingel, und namentlich Verse, wie folgende, vorkommen:

„Des Guten, Schönen war sein Aug' ein *Saal*, (!)
Es mocht' in Höh'n sich regen oder Tiefen“ u. s. w.

Mit diesem Gedichte schließt Herr F. die ganze Sammlung; und ich – schließe meine Recension mit der aufrichtigsten Versicherung, daß ich die *Gesinnungen* dieser beiden jungen Leute hochachte. Aber ich muß auch die Bitte hinzufügen, das wohlgemeinte Wort zu beherzigen, daß es mit dem *Willen* allein nicht gethan sei. Wer für seine Nation *fühlt*, der *handle* für sie, wo er kann. Müssen denn alle Dichter sein wollen, wenn es auch durchaus nicht geht? –

Carl Maien.

4. Gedichte von Wilhelm Wolfsohn

4.1. Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn]: Huldigungen III.

1839. In: Die Posaune, 8. Jg., Nr. 81 (10. Juli 1839), S. 324. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 1.2.5.1.III.

Huldigungen III.

Mich jagt der Kampf auf meinen Lebenswegen,
Und ewig blutend nähr' ich meinen Schmerz –
O träte sie als *Freundin* mir entgegen,
Sie brächte Frieden in dies kranke Herz!

Sie ist so reich, sie kann so viel verschenken,
Da schon ihr Wort ein glühend Hoffen stillt –
Und Wer – Wer könnte stolz und prahlend denken,
Daß er *allein* ihr großes Herz erfüllt?

Und wenn sie nur mit Trost und milden Lehren
Zu andern Zielen lenkte meinen Blick;
Ich würde kindlich ihre Weisheit ehren,
Und weichen einem mächtigern Geschick.

Dann werd' ich Keinem seine Schätze neiden,
Ja, selbst dem Fürsten nicht auf seinem Thron;
Denn für mein Dulden find' ich, für mein Leiden
In ihren Thränen meinen reichsten Lohn.

Und wenn auch oft in unverwahrten Stunden
In heil'gem Sehnen alle Kraft zerstiebt;
Doch werd' ich selbst von tiefsten Schmerz gefunden,
Wenn sie es weiß, und kennt, und mir – vergiebt!

Wol dürft' ich dann an jenem Himmel hangen,
Der wunderbar in ihrem Busen flammt –
Mich lockte ja nicht sündliches Verlangen,
Mich trieb ein Geist, der aus dem *Himmel* stammt!

4.2. Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn]: Antwort

1840. Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn]: Veilchen. Für seine Freunde nah und fern. Leipzig, S. 24. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 1.1.1.17.

Antwort.

Warum ich nur ein Flammenschwert
Im Kampf der Freiheit möchte tragen? –
Wohl hast du nie *ihr* Wort gehört,
Das Thränen könnt' aus Felsen schlagen.

Warum ich nur zu lichten Höh'n
Den schwachen, trunknen Blick gewendet? –
Wohl hast du nie ihr Aug' geseh'n,
Das leuchtend wie die Sonne blendet.

Warum ich nur im linden Hauch
Den Gott des Himmels mag erkennen? –
Ach, fühltest du den *Odem* auch,
Der Eis in Herzen kann entbrennen!

Und wo ich nahm den kühnen Muth,
Der Seele tiefstes Leid zu tragen? –
Du weißt es nicht, wie Liebe thut,
Wie könntest du mich sonst auch fragen!

4.3. Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn]: Des Juden Heimkehr

1840. Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn]: Veilchen. Für seine Freunde nah und fern. Leipzig, S. 56f. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 1.1.1.27.

Des Juden Heimkehr.

Sie hatte mit Erz und Eisen des Helden Arm bewehrt,
Sie gürtet ihm um die Lenden sein feuerblitzend Schwert –
Ade nun Lieb'! laß Klagen, laß deine Thränen sein,
Und kehr' ich niemals wieder, zur *Heimath* kehr' ich ein.

Er brauste voran in Schlachten, er hielt dem Tode Stand,
Er dachte oft verblutend an Weib und Vaterland –
Da dämmert' am fernen Himmel des Friedens Morgenroth.
Und es klang durch alle Gauen sein fröhlich Machtgebot.

Des Kriegers harrt die Liebste, als jetzt er wiederkehrt,
 Sie löst ihm von den Lenden sein feuerblitzend Schwert –
 Er aber er sprach finster: Weib, laß den Jubel sein,
 Aus fremdem Lande kommend kehr' ich zur *Fremde* ein.

Wohl haben wir gerungen, gekämpft mit mächt'ger Hand,
 Doch unsre Edlen fielen nicht um ihr *Vaterland!* –
 Im Kriege rasten die Stürme, da brachen die Ketten entzwei,
 Der Frieden der lächelt so ruhig, und schmiedet die Ketten auf's Neu'.

4.4. Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn]: Gruß dem deutschen Volk

1840. Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn]: Veilchen. Für seine Freunde nah und fern. Leipzig, S. 100. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 1.1.1.34.

Gruß dem deutschen Volk.

Als ich mich der Wieg' entrang,
 Lallt' ich schon in deutschen Tönen –
 Seltsam wundermächt'ger Drang,
 Der mich zog zu Deutschlands Söhnen!

In der Heimath Mutterarm,
 Weit entfernt von Deutschlands Gauen,
 Liebt' ich schon so treu und warm
 Deutsche Männer, deutsche Frauen.

Bin ein Fremdling diesem Land,
 Und zur Fremde kehr' ich wieder –
 Doch mich hält ein ewig Band
 An dies Volk und seine Lieder!

4.5. Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn]: Jerusalem

1840. In: Jeschurun. Taschenbuch für Schilderungen und Anklänge aus dem Leben der Juden. Auf das Jahr 5601 israelitischer Zeitrechnung, hg. von Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn] und Siegm. Frankenberg. Leipzig 1841, S. 97f. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 1.2.3.4.1.

Jerusalem.

Begraben liegst du, Zions Veste,
Seitdem dein klagend Volk in Banden;
Doch selbst im Schutt die morschen Reste
Dem Hauch des Todes widerstanden.

Ich seh' im Geiste deine Zinnen
Im Morgensonnengolde strahlen –
Da trägt's den bangen Geist von hinnen
Zu deinen alten Grabesmalen:

Da weht's mich an so frisch und kräftig,
Als athmet' ich der Heimath Lüfte,
Die Hand des Lebens webt geschäftig
Noch immer um verfall'ne Grüfte.

Lebt noch ein Geist in diesen Steinen?
Schlägt noch ein Herz in diesen Mauern?
Mich dünkt, ich seh' die Trümmer weinen,
Mich dünkt, ich seh' die Steine trauern.

Es mahnt mich an vergang'ne Zeiten,
An unsrer Freiheit goldne Tage;
Es tönt von unsichtbaren Saiten
Im Winde leise Liebesklage.

Das ist kein Gaukelspiel der Blendung,
Das ist ein Ton aus tiefem Herzen;
Das ist des Geistes heil'ge Sendung,
Der zu uns spricht in uns'ren Schmerzen.

Wer weiß ob Mauern sich erheben,
Darein des Himmels Blitz geschlagen?
Der *Geist* wird auf dem Fittig schweben,
Der diesen Blitz herabgetragen!

4.6. Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn]: Des Juden Waffe

1840. In: Jeschurun. Taschenbuch für Schilderungen und Anklänge aus dem Leben der Juden. Auf das Jahr 5601 israelitischer Zeitrechnung, hg. von Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn] und Siegm. Frankenberg. Leipzig 1841, S. 106–108. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 1.2.3.4.4.

Des Juden Waffe.

Wenn aus des Kampfes wildem Grausen
Ein wilder Krieger heimgekehrt,
Sah ich, wo Sturm und Donner brausen,
Den Krieger sanft am Heimathheerd:

Um ihn der Wolken dichte Hülle,
Um ihn der Stürme laute Schaar – –
Und doch sein Herz so mild und stille,
Und doch die Seele licht und klar.

Ihm wird das Schwert zur ernsten Mahnung,
Das Schwert, so in dem Kampf geglüht,
Und eine heil'ge Gottesahnung
Durchleuchtet tröstend sein Gemüth.

Da drückt er an sein Herz die Wehre,
So ihn geschirmt in Todesfahr –
Und wo nicht Tempel noch Altäre,
Da wird sein Heerd zum Hochaltar.

Und so auch ich – in kleiner Zelle
Bet' ich den großen Schöpfer an;
Und wo sich Welle drängt auf Welle
Da steur' ich froh mit leichtem Kahn.

Denn uns auch ward ein Schwert gegeben,
Ein Flammenschwert im Lebenskampf –
Das sinkt uns nicht im letzten Beben,
Entfällt uns nicht im Todeskrampf.

Es ist das Wort, von Gott gesendet,
Das uns in tiefster Seele loht –
Wohin es seine Blitze wendet,
Da weicht der Feind, der uns bedroht.

Und wie ich's loben möcht' und preisen
 In dieser Stunde Hochgefühl,
 So hör' ich rings in tausend Weisen
 Ein gleichbesaitet Harfenspiel;

Zu einem Feste seh' ich's wallen,
 Und seltsam hat sich Freund und Feind
 Bei diesem einzigen von allen
 Zu einem Einzigen vereint;

Es ist ein Mann ja, den sie feiern,
 Weil er – dem *Worte* Flügel gab,
 Daß es die Welten kann durchsteuern,
 So himmelauf wie höllenab.

Und zu den lauten Jubelsängen,
 Die ein Jahrhundert froh begrüßt,
 Sollt' ich mich nicht vor allen drängen,
 Dem dieses Wort mein Alles ist!

O darf auch nur mein Volk es hoffen,
 Was jetzt zum Liede mich geweiht –
 Dann steh'n ihm Bruderarme offen,
 Und seht – auf einmal ist's befreit! –

4.7. Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn]: Den Kämpfern für die Rechte meines Volkes

1841. Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn]: Sternbilder. Dichtungen. Leipzig 1841, S. 105. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 1.1.2.18.

Den Kämpfern für die Rechte meines Volkes.
 Zum neuen Jahre.

Nicht mag ich viel von meiner Hoffnung sagen,
 Von meinen Wünschen, meines Herzens Segen,
 Der euch umschwebt auf euren Dornenwegen,
 Der gern euch hülfe Schwert und Lanze tragen.

Wohl wird uns noch so manche Stunde schlagen,
 Die nicht in Freud' und Hoffnung tritt entgegen –
 Doch sind vor uns Jahrhunderte gelegen,
 Und lehrten uns – vor Stunden nicht verzagen.

Euch wünsch' ich nur: so viel euch Jahre kreisen,
 Daß jedes Jahr auf dieser dunkeln Erden
 Nur *einen* Wunsch euch in Erfüllung bringt;
 Daß ihr bewahrt Zufriedenheit der Weisen,
 Und doch recht zahlreich jene Wünsche werden,
 Weil euch die Krone vieler Jahr' umschlingt!

4.8. Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn]: Zum Schillerfest

1841. In: Die Eisenbahn. Ein Unterhaltungsblatt für die gebildete Welt, 4. Jg., Nr. 77 (28. Dezember 1841), S. 305. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 1.2.1.2.

Zum Schillerfeste.
 Für die Entfernten.

Noch viele Länder giebt's auf Erden,
 Wo alle Bäume lustig blüh'n,
 Wo Blumen froh gezogen werden,
 Und flammend goldne Früchte glüh'n –
 Doch wo man Herzen, reine, warme,
 Die Lieb' und Freiheit hoch bewegt,
 Daß aller Gottesgeist verarme,
 Mit frechem Hohn in Ketten schlägt

Noch Meere giebt's, worüber wehend
 Nach fernen Ländern Segel zieh'n,
 Und neuen Lenz auf Erden spähend
 Die Schwärme freier Vögel flich'n –
 Doch wo man edel reines Denken,
 Das frei dem Unterdrücker flucht,
 In ihre Wellen eilt zu senken,
 Sobald's ein grünend Ufer sucht. –

Doch wie aus Erz sie Ketten schlingen,
 Der Dichtung Flamme schmelzt das Erz!
 Wie tief ins Meer sie Herzen bringen,
 Der Dichtung Anker hebt das Herz!

Es steigt der Flamme Lebensoden
 Auch nach den fernsten Himmelshöh'n –
 Es kann auf tiefstem Meeresboden
 Der goldne Anker nie vergeh'n!

So hat im Kerker, schwarzumnachtet,
 Auch Schiller seinen Flug gelenkt,
 Und manche Seele, die verschmachtet,
 Mit seiner Liebe vollgetränkt;
 So hat auch Meere weit durchdrungen
 Oft unsers Schiller's ew'ger Klang,
 Und manchen Geist emporgeschwungen,
 Der sterbend in den Wellen rang!

Und ob ich keins der Meere nenne,
 Bezeichnen mag kein fernes Land –
 Doch für die Vielen, die ich kenne,
 Und für die Vielen, unbekannt,
 Und für die Vielen, die noch sehnen,
 Gedrückt von Tyrannen Joch,
 Ruf' ich mit Schmerz- und Freudenthränen
 Dem *deutschen* Dichter: Lebehoch!

4.9. C. Wilh[elm] Wolfsohn: „Den Fremden an den Heimathheerd ...“

31. Januar 1843. Wilhelm Wolfsohn: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen. Leipzig 1843, S. VII–X. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 1.2.7.1.

Den Fremden an den Heimathheerd zu bringen,
 Um hier ihn warm und gastlich zu empfahn,
 Versucht' ich Heimathlieder ihm zu singen –
 Ein Werk der Liebe war's, das ich gethan!
 Wenn sich die Völker kennen und verstehen,
 Kein Sprachenfluch den lichten Geist verwirrt,
 Wenn Völker sich in's innre Leben sehen,
 Dann sehn sie auch, wie weit ihr Haß geirrt.
 Die Zeit verspricht's, die Zeit muß fürder gehen!

Wer mag ihr wohl die Adlerschwingen lähmen,
 Wenn sie des Menschen Geist zum Himmel trägt?
 Wer will der Zeit den Lebensodem nehmen,
 Wenn sie aus Aschenherzen Flammen schlägt?

Wer ihren eh'nen Fuß in Ketten schlagen,
 Wenn sie die Schlangen dieser Welt zertritt?
 Wer ihre milde Hand zu fesseln wagen,
 Wenn sie dem Edlen, der mit *Allen* litt,
 Die Herzen öffnet, daß sie Dank ihm sagen?

Ach, Keiner hielt ihr frevlerisches Walten,
 Als sie die Menschheit warf in Staub und Schmach –
 Wer will sie jetzt in ihrer Reue halten,
 Jetzt da sie sühnen will, was sie verbrach?
 O gönnt ihr doch, für alle Scheiterhaufen,
 Mit denen sie die Hölle einst erhellt,
 Von der Verdammniß jetzt sich loszukaufen
 Mit schön'ren Flammen, die durch alle Welt
 Zum Licht, zum Heil durch alle Länder laufen! –

Ans Werk der Liebe setz' ich *Deinen* Namen!
 O Herr, Du hast mit voller Hand gestreut
 Auf dürre Felder reichen Liebesamen,
 Und – auch mein tiefverarmtes Volk erfreut!
 Mein Volk – Du kennst's: verhaßt, verbannt, verstoßen,
 Verkannt in seines Lebens schönstem Drang –
 Für dieses Volk, dem sich Dein Herz erschlossen,
 Nimm meines Liedes unbestochnen Dank,
 Das aus der heißen Seele mir geflossen!

4.10. Wilhelm Wolfsohn: Heimath

1864. In: RR 3 (1864), S. 263. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 1.2.6.22.

Heimath.

Ob der Gewohnheit süß Erinnern
 An deine Heimath dir verschwand;
 Ob dir entfremdet ganz im Innern
 Das längst verlass'ne Vaterland –
 Du fühlst an jedes Hauses Schwelle,
 Wo es beglückte Kinder giebt:
 Dir heimisch ist nur *eine* Stelle,
 Wo du als Kind dich sahst geliebt.

Und ob dir längst die fremde Erde
Dein Geist gewonnen, stark und frei;
Ob sie dir ganz zur Heimath werde,
Und lieber als die Heimath sei –
Du fühlst an jedes Hauses Schwelle,
Wo es beglückte Kinder giebt:
Fremd ist und bleibt dir jede Stelle,
Wo du als Kind nicht warst geliebt!

5. [Wilhelm Wolfsohn]: Östreichische Opfer

1849. In: Europa. Chronik der gebildeten Welt 1 (1849), Nr. 2 und 3 (11. und 18. Januar 1849), S. 28–30 und 40–43. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 6.2.5.58.

Östreichische Opfer.

Wenzel Messenhauser. – Hermann Jellinek.

1.

Δ Unter den Opfern der Soldatentyrannei in Wien sind es, nächst Robert *Blum*, diese beiden Männer, deren tragisches Schicksal die tiefste Theilnahme gefunden, deren gerichtlicher Mord alle Gemüther mit Entsetzen erfüllt hat. Kaum dürfte es zwischen zwei Individualitäten in ihrem ganzen Wesen, ihrem Geiste und Charakter eine größere Verschiedenheit geben als zwischen Messenhauser und Jellinek. Sie blieb ihnen selbst im Tode, der sie vereinigt, den sie für dieselbe Sache erlitten. Der Heldenmuth, mit welchem der Eine, die Fassung und Ruhe, mit welcher der Andere gestorben, sind eben so verschieden dem moralischen Ursprung nach wie im Ausdruck.

Messenhauser war bis zu dem Augenblicke, wo er seine hochwichtige Stellung in der Wiener Octoberrevolution einnahm, wenig bekannt. Er hatte nach außen ein dunkles Soldatenleben, nach innen ein einsames Dichterleben geführt.

Über seine Jugend wüßten wir kaum etwas zu sagen. Nur so viel scheint uns gewiß, daß er zu denen gehörte, welche die *Freiheit um so heißer lieben, weil sie als Knechte geboren, sie um so besser verstehen, weil sie die Sklaverei gelernt*. Aus der amtlichen Kundmachung seiner Richter erfahren wir, daß er zu Proßnitz in Mähren vor etwa 35 Jahren das Licht der Welt erblickt. Man erzählt nur daß er der Sohn eines Tambours war, und früh als Gemeiner in den Militärdienst trat. Es bedarf, glaube ich, keiner weitem Angaben, um uns in den wesentlichsten Beziehungen seine Jugendeindrücke zu verdeutlichen. Wir denken uns gewiß nicht zu viel, wenn wir ihn uns als Kind umgeben denken von Armuth, Geistesverfinsternung und allem Druck, aller Erniedrigung einer Lebenssphäre in welcher die Menschenwürde vernichtet und die geistige Kraft in demselben Maße gelähmt und ertödtet ist, als die rohe, körperliche mit der Zuchtruthe gebildet, mit Stahl und Eisen gehärtet wird zur willenlosen Frohne. Messenhauser muß indeß Gelegenheit gefunden haben, seine Fähigkeiten in jeder Richtung zu entwickeln und sie mit allem Nachdruck geltend zu machen. Für das Eine zeugt sein edler, geläuterter Sinn, der sich den sittlichsten Lebensfragen zuwendete; für das Andere die Anerkennung die ihn in Friedenszeiten so rasch förderte. Denn obgleich nirgends weniger als in diesem Kreise das Verdienst nach sittlicher Schätzung bestimmt wird, so tritt doch auch hier eine solche unfreiwillig ein, sobald der begabte Geist sich mit jener imponirenden Macht äußert, die sie überall erzwingt.

Wir finden Messenhauser in Wien als k. k. Oberleutnant in trautem Freundschafts- und poetischem Verkehr mit gleichgestimmten Jünglingen. Wie so oft edle Naturen sich gerade an den Gegensätzen erheben, an die sie mit ihren Neigungen und tiefsten Bedürfnissen sich stoßen, so war es auch bei Messenhauser. Der Despotismus, an den er sich äußerlich gebunden sah, machte ihn innerlich um so freier; der Formenzwang, den er an sich fühlte, der gleißnerische Schein einer seelenlosen und erkünstelten Gemeinschaft trieb sein Gefühl um so mehr zu inniger, unbegrenzter Hingebung an ein Naturleben und seine ganze Ideenthätigkeit zur Berechtigung des persönlichen Willens, zu dem frei einigenden Geiste der Liebe. In diesem Geiste, der aus den Widersprüchen seiner Verhältnisse so mächtig hervortrat, gestaltete er die ersten poetischen Lebensbilder, die er in die Öffentlichkeit brachte. Es sind Novellen die in drei Bänden unter dem Titel „*Wildniß und Parquet*“ 1847 in Wien erschienen. Anders mußte es freilich werden, als diese Widersprüche nicht bloß sein Denken und Fühlen berührten, sondern auch in sein Handeln eingriffen. Da kam er in jenen Conflict, für den keine andere Lösung möglich ist als völlige Aufhebung des Gegensatzes, indem man entweder aus sich selbst heraustritt oder aus dem feindlichen Element. Messenhauser schwankte, er war nicht unabhängig und entschlossen genug, einen entscheidenden Schritt zu thun, der doch einmal geschehen mußte, und bei welchem seine Entscheidung ja keine zweifelhafte war. Das büßte er mit allen Schmerzen, die eine solche Entzweiung in uns hervorruft.

Es war nämlich im Jahre 1846, als Messenhauser zuerst erfahren mußte daß sein heillooses Pflichtverhältniß ihn zu nichts Geringerm trieb als zu moralischem Selbstmord, zum Vernichtungskampf gegen seinen innersten Glauben, zur Unterdrückung seiner schönsten Überzeugungen. Krakau hatte sich erhoben, die unglückliche Stadt welche für den Schein von Selbständigkeit, den man ihr gelassen, unter der eisernen Wucht dreier Scepter seufzte; die Bewegung ergriff die Polen auf preußischem Gebiet wie in Galizien. Bekanntlich übernahm es Oestreich, den revolutionären Brand mit Strömen von Blut zu löschen. Es sendete seine Truppen aus, und warb in den Bauern die grausamsten Mörder jener Edelleute die zugleich edle Menschen waren. Messenhauser, damals im Regimente Deutschmeister, war gezwungen dem Kriegsrufe zu folgen. Seine Freunde machten ihm die bittersten Vorwürfe. „Wie kannst Du das? wie darfst Du das? Du, mit Deinen Grundsätzen!“ ... Vielleicht war es ihm geradezu unmöglich aus dem Dienste zu treten in einem Augenblick, wo man ihn zu den Waffen rief; er verwünschte das Leben, er verzweifelte und antwortete seinen Freunden mit gebrochenem Herzen: „Ich werde hingehen und den Tod suchen!“ Er ging hin, und fand nicht den Tod, sondern Nahrung für ein neues, begeistertes Leben, das er der Freiheit widmen, das er der Freiheit opfern sollte; er ging hin, nicht als würde er von einer, wenn auch nur äußern, feindlichen Macht gedrängt, sondern als hätte ihn ein tiefinnerer Zug, als hätte ihn nur die Bestimmung hingeführt, „das unglücklichste Heldenvolk der Neuzeit“, wie er die Polen nennt, in nächster Nähe kennen zu lernen. Sein Aufenthalt in

Lemberg*) machte ihn mit dem ganzen Wesen, dem öffentlichen und häuslichen Charakter dieses Volkes innig vertraut, und er wandte dessen Schicksalen eine lebhaft empfängliche Phantasie zu, ein Herz voll Liebe und flammenden Rechtsgefühles. Er ließ die Eindrücke nicht verloren gehen, die ihn auf den frischen Spuren der Gräuel und der Zerstörung von allen Seiten überstürmten; er sammelte sie in einem erschütternden Gemälde das er von diesen Blutthaten entwarf. Und dabei beruhigte sich noch nicht der tiefempörte Geist, der ihn hier zu poetischer Mittheilung drängte: er verfolgte die Blutspur des Despotismus bis in die nordische Residenz aus welcher die vernichtendsten Blitze auf Polen geschleudert wurden, und zurück in die grauenvollsten Perioden politischer und religiöser Tyrannei in England. Daraus schöpfte er den Inhalt seiner „*Ernsten Geschichten*“**) die zugleich mit den „*Polenräubern*“ (bei Theodor Thomas) in Leipzig erschienen sind. Dem Umstande, daß er selbst diese dichterischen Arbeiten im Manuscript nach Leipzig brachte, danken wir es, ihm einmal im Leben begegnet zu sein. Ein Paar Wochen hindurch fiel im vorigen Winter den Besuchern des Leipziger Museums ein Mann in östreichischer Officiersuniform auf, der ein sehr fleißiger Zeitungsleser schien. Sein Äußeres war nicht gerade imposant, aber sein bleiches Gesicht, von schwarzem Haar umschattet, mit den scharfgeschnittenen Zügen, in denen so viel freundliche Milde und zugleich so viel gedankenvoller Ernst lag, hatte einen herzugewinnenden Ausdruck. Die Stunden die wir mit ihm zugebracht, sind uns in treuer Erinnerung geblieben. Er las uns seine Novellen. Sein schlichtes, natürliches Wesen, in welchem Biedersinn und unbewachtes Feuer sich auf den ersten Blick zeigte, der sanfte, ruhige Ton seiner Stimme ließ einen eben so wohlthuenden als dauernden Eindruck nach.

Während in Leipzig seine „*Ernsten Geschichten*“ unter der Presse waren, überraschte ihn in Lemberg die erste Nachricht vom Sturz der Julidynastie. Große, freudige Hoffnungen rissen ihn hin, die er in einem Vorwort zu seinen Novellen laut in die Welt hinausrief:

„Die Larven des Absolutismus, die prunkenden Lügen der Reaction werden Niemand mehr täuschen. Sie sind abgenützt. Die sieche Menschheit strebt sich zu verjüngen.“

Daß der Mann welcher dieses schrieb, daß namentlich der Verfasser der „*Polenräuber*“ nicht länger östreichischer Officier bleiben konnte, liegt auf der Hand. Mit dieser einzigen Novelle war er thatsächlich aus einer Genossenschaft geschieden, gegen deren Gewalt und Willkür er das unerbittliche schonungslose Urtheil nicht etwa blos der Romanleser herausforderte, sondern, wie er selbst sagt, Aller im deutschen Volk, „Hoher wie Niederer, Großer wie Kleiner, Edler wie Gemeiner, die ernst den ersten Gang der Völkererlösung betrachten.“ Was daher als die nächste Ursache zu seinem Austritt aus dem Dienste angegeben worden, sei es seine Theilnahme an der Organisirung der Nationalgarde in Lemberg oder was sonst immer, war nichts als ein gelegentlicher Anlaß, der sich unter allen Umständen gefunden hätte.

Messenhauser wurde entlassen, und ging dann, auch äußerlich ein freier Mann, nach Wien. Er setzte hier seine dichterische Thätigkeit fort, betheiligte sich mit Herz und Hand an der neuen politischen Entwicklung, ohne jedoch besonders einzugreifen; denn er blieb bescheiden im Hintergrunde. Da brachen die Octoberereignisse herein, und jetzt wurde er zu seinem großen, gefahrvollen Amte erhoben von den Leitern der Bewegung, die ohne Eigensucht, ohne Selbstüberschätzung ihre Sache den sichersten Händen anvertrauen wollten. Man sieht daraus daß sie von Messenhauser ein so lichtiges, fleckenloses Bild in sich trugen, wie wir es hier gezeichnet. Leider aber zogen sich bald finstere Schatten darüber, und es thut uns weh daß wir diese nicht zerstreuen können. Es sind gegen Messenhauser schwere Beschuldigungen laut geworden, Beschuldigungen von um so größerm Gewicht, da sie von seinen Freunden ausgehen, von denselben die ihm ihr ganzes Vertrauen entgegenbrachten. Namentlich wirft man ihm Unterlassungssünden vor, Schwanken, Unentschlossenheit, einen fast leichtsinnigen Hang nach Vermittelung, wo die Unmöglichkeit eine augenfällige war, und vor Allem daß er nicht energisch an dem Grundsatz fest hielt: Wer nicht *für* uns, ist *wider* uns. Wir können das nicht bekräftigen, wir können es nicht widerlegen. Wir haben dem Schauplatz der erschütternden Ereignisse zu fern gestanden, um uns irgend ein Urtheil zu erlauben; dürfte ja doch selbst der umsichtigste Augenzeuge in diesen ungeheuern und schmerzlichen Wirren kaum noch den Standpunkt für eine allseitige und richtige Betrachtung gewonnen haben! Wir können nicht sagen, welche Schuld Messenhauser an dem Unheil hat, das so fürchterlich über Wien hereinbrach, wir können nicht sagen, worin er fehlgriff, was er unterließ, was er zu viel, was er zu wenig that in diesen schwierigen und verwickelten Verhältnissen, wo Schwäche, Unkenntniß, Verrath auch die besten Absichten und außerordentlichsten Anstrengungen Einzelner vereitelten. Aber es drängt uns zu glauben daß seine Fehler nicht bloß die Untugenden eines schwachen Charakters, sondern auch die Irrthümer eines edlen Herzens waren. Wir finden einen Trost darin daß *alle* Parteien das Mitgefühl für ihn theilten als der Würgengel schon über diesem Haupte schwebte, welches sich freiwillig den mörderischen Richtern preisgegeben. *Alle* vereinigten sich in so inständigem Bitten um seine Begnadigung, daß man ihr mit fester Zuversicht entgegen sah.

Windischgrätz hat den Glauben an die sittliche Begriffsfähigkeit Seiner Durchlaucht mit Pulver und Blei zu Schanden gemacht; Messenhauser aber, kann er auch gegen schwere Anklagen sich nicht mehr vertheidigen, so gab er doch in seinem Tode eine erhebende Antwort auf solche die zu weit gehen, auf Verdächtigungen die er nicht verdient.

Möchte es wahr werden, was ein Correspondent der Augsburger Allg[emeinen] Z[ei]t[un]g behauptet: Messenhausers Tod habe selbst die erbittertsten Gegner mit ihm versöhnt! Dieser Correspondent bekennt sich selbst entschieden als einen politischen Gegner Messenhausers; gleichwohl ruft er ihm die ehrendsten Worte nach, Worte, die uns eine hohe Befriedigung gewährt haben. „Durch eine

lange Reihe von Jahren, sagt er, kannten wir Messenhauser als den lebenswürdigsten Gesellschafter, als ein durch und durch poetisches Gemüth, das nur in Beglückung Anderer, in rücksichtsloser Selbstverleugnung das eigene Glück fand. Nie ist ein Mann heldenmüthiger gestorben als Messenhauser. Seine sonst etwas gebeugte Gestalt war nie so gerade, seine Haltung nie so stolz, sein Blick nie so ruhig erhaben, als da er zum Tode ging. Seine Stimme war als er mit unverbundenen Augen *selbst* commandirte, bis zum letzten ‚Feuer‘ ohne Schwanken, klar, ruhig und tönend, wie wir es immer von ihm gewohnt waren. Ein Schrei des Schmerzes erscholl aus hundert Kehlen als dieses Herz, dessen liebevolle Güte nie einer Regung des Hasses fähig war, unbarmherzig von den Kugeln zerrissen ward.“

- *) Die Schilderung Lembergs in unserer Zeitschrift, 1848. Erstes Halbjahr Nr. 15 war von Messenhauser. *D. Herausg.*
- ***) Im zweiten Halbjahr 1848 unserer Zeitschrift lieferten wir eine Beurtheilung der „Ernsten Geschichten.“ *D. Herausg.*

2.

Δ Ich sagte bereits daß Jellinek nach Charakter, Bildung und Geistesrichtung von Messenhauser sehr verschieden war; ich kann noch hinzufügen daß auch sein ganzer Lebenslauf von dem Messenhauser's weit abwich. Und doch hat Beider Leben nicht nur ein gemeinsames Ende, es hat zufällig auch einen gemeinsamen Anfangspunkt. An einer und derselben Stelle mit Messenhauser hat Jellinek sein Blut verspritzt – auf einer und derselben Scholle mit Jenem war er zur Welt gekommen. *Ungarisch-Brod* in Mähren, wo er am 22. Januar 1822 geboren ward, ist nur wenige Meilen von Proßnitz entfernt. Seine Kindheit erscheint demnach im Allgemeinen unter denselben localen und gesellschaftlichen Einflüssen: Armuth, Druck und Erniedrigung (worunter seine Stammesgenossen doppelt zu leiden hatten!) umgaben auch *seine* Wiege. Gleichwohl waren schon die ersten Einwirkungen von außen, die diesen eigenthümlichen Geist trafen und dessen Entwicklung bestimmten, ganz anderer Art als bei dem Soldatenknaben Messenhauser. Jellinek wuchs in dem patriarchalen Frieden einer jüdischen Familie auf, bei der, wie bei den meisten Juden vom alten Schlag, religiöse Studien zur Hausandacht gehörten. Eine wissenschaftliche Richtung war also hier schon äußerlich gegeben, und wie er nun einmal von Natur einen gewaltigen Drang nach Wissen und eine rastlos arbeitende Denkkraft hatte, konnte es nicht fehlen daß er sehr früh eine solche Richtung mit einseitiger Entschiedenheit verfolgte. Ohnehin bilden sich im jüdischen Familienleben, besonders wo dieses in seiner Eigenthümlichkeit noch so abgeschlossen ist wie in Polen, Böhmen und Mähren, die Geisteskräfte leicht zur Einseitigkeit aus. Wildflammende, überwuchernde

Phantasie oder übergreifender, alles zersetzender Verstand, – zu diesen Extremen werden verschiedene Individualitäten unter denselben Verhältnissen getrieben. Die asketische Strenge im Hause des Juden, die Einförmigkeit seines äußern Lebens, wobei die Jugend nicht austobt, den jungen Trieben selten eine freie Bewegung gestattet ist, in der sich das heiße Blut abklärt – Alles das drängt den Geist in das eine oder das andere Element zusammen, worin er für seine natürlichen Neigungen den meisten Spielraum findet. Hiezu kam bei Jellinek noch daß er gar bald das entbehren mußte, was den Menschen am längsten kindlich erhält und ihn am meisten vor Frühreife schützt: die mütterliche Liebe und Pflege. Seine Mutter verlor er als Kind, und fast gleichzeitig hörte er auf, es zu sein. Mit dreizehn Jahren wird er schon ein Fanatiker der Wissenschaft, und lernt und lies't Alles was er mit seinem staunenswerthen Gedächtniß nur irgend umfassen kann. Die Gymnasialzeit benutzte er als eine des Überganges zur *Universität* im weitesten Sinne; nicht nur daß er sie mit drei alten Sprachen und eben so viel neueren ausfüllte, er griff vorarbeitend, man möchte sagen in jede Facultät hinein. Schon im siebzehnten Jahre war er Student in Prag; aber gewiß selten hat eine Hochschule einen solchen Fuchs gesehen. Das war ein fertiger Autodidakt in einer Menge Fächern! Es versteht sich daß er sich nun auf die Wissenschaft aller Wissenschaften, auf die Philosophie warf. Östreich, das deutsche sowohl wie das slawische, ist kein Philosophenland, und Jellinek fand in Prag keinen andern Weltweisen, von dem er lernen konnte, als den eben nicht weltberühmten *Exner*, denselben, der sich einbildete, mit einigen Broschüren das ganze Hegelthum in nichts aufzulösen. Unstreitig aber ist *Exner* ein scharfsinniger Herbartianer; von ihm angeregt machte Jellinek seinen philosophischen Turnkursus an Herbart's System durch. Weiter war's eben nichts. Kaum fühlte er seine Schwungkraft, so schwang er sich über ein System hinweg, an welchem vielleicht mehr philosophische Form als philosophischer Geist. Dieser Geist aber war es, der sich ihm in der Tiefe *deutscher* Wissenschaft, auf der Höhe *deutscher* Ideenentwicklung so göttlich offenbarte daß er hinfort an nichts glaubte als an ihn, und da ergriff ihn zugleich jener nationale Enthusiasmus, jene Liebe zu Deutschland, die ihm das Leben kostete. Er ging 1842 nach Leipzig, nicht um die andern Apostel Herbart's, Drobisch und Hartenstein, aufzusuchen, sondern offenbar, weil es die nächste deutsche Hochschule war, die er erreichen konnte. Einen Lehrer, auf dessen Worte er schwur, gab es nun für ihn weder hier noch anderswo; aber mit großem Eifer folgte er der Leitung *Weißes*, um welchen sich damals eine kleine philosophische Disputirgesellschaft gebildet hatte. Hier debütierte Jellinek mit seiner zwar noch unbeholfenen aber unverwüstlichen Dialektik. So vielfach er im Ausdruck mit sprachlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, so disputirte er doch Alle zu Schanden, obwohl er selbst oft genug unklar blieb. Mit dem Naturphilosophen Schelling hatte man angefangen und ging zu Hegel über. Von diesem war Jellinek bald ganz erfüllt; es ließ sich denn auch voraussehen, welchen Einfluß die Philosophie des absoluten Begriffs, die Theorie des absoluten

Wissens auf den Jüngling üben mußte, der als Knabe schon ein Fanatiker der Wissenschaft gewesen; sie machte ihn zum Fanatiker der *Wahrheit*. Er trat nun überall mit jener Rücksichtslosigkeit auf, die solchem Fanatismus eigen ist, und die im gewöhnlichen Gang der Dinge zu nichts als zum Märtyrerthum führen kann. Den Muth, dieses Märtyrerthum auf sich zu nehmen bewährte Jellinek seitdem Tag für Tag. Bedrückungen jeder Art, der bitterste Mangel, Verfolgung, Schmähung, Verdächtigung – alles, was den stärksten Geist erschüttern kann, hat den seinigen kaum angetastet, obgleich es seine Gesundheit untergrub. Bis zu jener Stufe, auf welcher jeder Muth nicht nur der Gefahr trotzt, sondern sie herausfordert, steigerte Jellinek seinen Muth für die Wahrheit. Das magis amica veritas trieb er dermaßen auf die Spitze daß er überhaupt gar keinen andern Freund haben wollte, wodurch sich um so schneller die Zahl seiner Feinde mehrte. Noch lange bevor er ein Opfer der politischen Unduldsamkeit wurde, traf ihn die religiöse, und zwar zuerst von Seiten der Juden. Stolz und verachtend warf er ihnen hin, was er von ihnen erhielt, die kümmerlichen Mittel zur Existenz, und mit scharfer Waffe der Kritik verwundete er sie in ihren tiefsten Lebensinteressen, sprach offen und schonungslos gegen sie im Leipziger Redeübungsverein, nannte sie in seiner Schrift über *Uriel Acosta's Leben und Lehre* (Zerbst 1847) geradezu Feinde der Wissenschaft. Die allgemeine Aufmerksamkeit auf den wenig gekannten Uriel Acosta, zu der Gutzkow's Trauerspiel angeregt hatte, war für Jellinek ein Triumph. Zu solchen Gestalten wie Spinoza und Acosta, blickte er mit glühender Begeisterung auf: er theilte ihre philosophische Natur- und Lebensanschauung, er fühlte sich ihnen verwandt im Denken und Handeln, er war mit ihnen von gleicher Abstammung, und ihr Schicksal, die Verfolgung von den Stammesgenossen, schien ja nun auch das seinige zu werden. Dem Dichter Gutzkow aber wußte er keinen Dank für die poetische Verherrlichung Acosta's. Er konnte ihm vor Allem die Liebesepisode des Stückes nicht verzeihen, die dem Dramatiker freilich ein Hauptmotiv geworden. Für Jellinek hatte Gutzkow „den Moralphilosophen zu einem Liebesaffen gemacht“; das nannte er „lügen“, und somit erklärte er auch die ganze Darstellung Gutzkow's für unwahr. Acosta, sagte er, erscheint hier nur als ein „liberaler Phrasenmacher, der der ganzen Welt seinen Schmerz klagt, wegen der verfolgten *Überzeugung*.“ Dabei unterließ Jellinek nicht über das neuere Drama überhaupt den Stab zu brechen; als Princip desselben bezeichnet er „den *Schein*, die *Lüge*, die überspannteste Phantasie und die bizarrste Combination.“

Dieser kleinen Broschüre mit welcher er gelegentlich die Reihe seiner Schriften eröffnete, versprach er bald größere Werke nachzusenden, und hielt Wort. Noch im selben Jahre erschien sein Buch: über die *religiösen Zustände der Gegenwart*, dessen Würdigung einer andern Zeit vorbehalten bleibt. Hier begann er den außerordentlichen Reichthum seines Wissens und origineller Gedanken niederzulegen. Damals aber wandte sich die politische Hetzjagd gegen ihn, die ihn von Ort zu Ort trieb. Aus Leipzig und Berlin ausgewiesen, von Wien im

Voraus verbannt, mußte er sich in die Einsamkeit seines Geburtsortes zurückziehen, bis endlich die Märztage ihm den Weg nach der Kaiserstadt und zu einer neuen durchgreifenden Wirksamkeit öffneten. Die ungeheuern Ereignisse, die wie Blitz auf Blitz erfolgten, entzündeten nicht allein, sie erleuchteten Jellinek's Natur. Alles was in ihm noch dunkel rang und ungeordnet wogte, schien auf einmal klar und vollständig hervorbrechen zu wollen. Derselbe Mann dem es bis dahin nie geglückt war, sich aus dem eckigen, durchaus unpopulären Styl herauszufinden, in welchem er seine Einfälle an den Tag brachte, führte jetzt ununterbrochen die Feder mit einer Frische und Leichtigkeit, die uns auf einmal zu unserer Überraschung nicht bloß die Fülle, sondern auch die lebendige Jugend dieses Geistes zeigte. Seine publicistischen Aufsätze übertreffen an Prägnanz, an klarer schlagender Darstellung das Meiste was die Wiener Tagespresse in die Öffentlichkeit gebracht. Keine nur irgend wichtige Frage ließ er in Wien unerörtert, wobei sich immer entschiedener sein kritisches Talent entwickelte. Für den Anschluß Östreichs an Deutschland hat Keiner schöner und beredter das Wort geführt als Jellinek; mit heiliger Entrüstung trat er dem schwarzgelben Particularismus entgegen: „Ich, ruft er aus, der ich mit allen Fasern meines Geistes an Deutschland hänge, weil ich es kenne, ich würde mich schämen in Wien zu sein, ohne den entschiedensten Protest gegen die Wiener Barbarei einzulegen. Man schließe sich in Wien immerhin ab, man ziehe eine neue chinesische Mauer um Östreich, daß ja kein deutscher Gedanke eindringe: Deutschland wird sich zu trösten wissen. Deutschland kann von Östreich nichts lernen, dagegen versumpft Östreich geistig, wenn es sich von Deutschland abschließt.“ (*Kritische Geschichte der Wiener Revolution*. Wien 1848.)

In der Octoberkatastrophe endlich, als ein gewisser Taumel Alle ergriff, als die erhitzten Gemüther in sanguinischer Selbsttäuschung befangen waren, erhob er laut und warnend seine Stimme, der gedankenlosen Wuth gegenüber, und mit wahrhaft prophetischem Blick wies er auf den alleinigen, auf den tiefsten Sitz des Übels. Seine Stimme verhallte in der Verwirrung des Augenblickes, aber sie hatte die Feinde erschreckt. Propheten sind von jeher gekreuzigt und gepfählt worden; mehr als den mit Feuer und Schwert bewaffneten Gegner fürchtet die Tyrannei den Seher. Darum mußte Jellinek fallen; darum geschah das Unerhörte, daß ein Schriftsteller der unter dem Schutz der gesetzlichen Behörden seine Gedanken äußerte, durch kriegsrechtlichen Spruch zum Tode verurtheilt ward. Mit derselben unerschütterlichen Festigkeit, mit der Jellinek den vielfach an ihn ergangenen Rath zur Flucht verschmähte, stand er seinen Richtern Rede; seine Offenheit hätte edlen Naturen imponiren können, verhärtete aber erbitterte sie nur. Siebzehn Tage wurde er in Haft gehalten; die letzte Nacht ließ man ihm Zeit sich zum Tode vorzubereiten. Er bedurfte einer solchen Vorbereitung nicht; er hörte das Todesurtheil mit einem Gleichmuth an, wie es sich von einem Manne erwarten ließ, der in einem seiner letzten Aufsätze die Ahnung ausgesprochen, daß er sich sein Testament schreibe, daß er es aber freudig thue, „weil das menschliche

Leben nur Werth hat in einer freien Gesellschaft und keineswegs in einer von Despoten geknechteten.“ – Er habe nichts von den Schrecken des Todes empfunden, schreibt er seinem jüngern Bruder; daß er frei von „religiösem Firlefanz“, das habe ihm die Ruhe und Klarheit seines Geistes wunderbar erhalten.

Der jüdische Geistliche, der zu ihm geschickt wurde, Herr *A. Brandeis* hat über *Jellinek's* letzte Stunden folgenden Bericht erstattet:

„Ich ward den 22 Novbr. 1848 um 5 Uhr Abends in der Eigenschaft eines Seelsorgers in's Polizeihaus zum Deliquenten Dr. *Hermann Jellinek* von Seite der Behörde berufen. – Gleich nach dem Ablesen seines Todesurtheils kam er zu mir auf ein separates Zimmer mit den Worten: ‚Herr! wenn Sie mit mir in religiöser Beziehung sprechen wollen, so muß ich Ihnen freimüthig bekennen, daß ich über diesen Punkt ganz im Reinen mit mir selbst bin, und daher weder neue Ideen aufzunehmen vermögend bin, noch über alte, Reflexionen anzustellen gedenke.‘

Sein Aussehen verrieth viel Aufgeregtheit des Geistes, seine Bewegungen im Zimmer waren rasch, als wollte er die kurze Zeit seines Lebens noch mit ernstlicheren Dingen benutzen; er forderte von seinen Vorgesetzten die baldige Gegenwart seiner Braut und die Erlaubniß einige Briefe zu schreiben. Nach kurzer wehmüthiger Betrachtung verließ ich den Deliquenten.

Am 23. des Morgens halb 6 Uhr fand ich mich bei ihm ein, da ihm eben das Frühstück vorgesetzt ward.

Heute nahm er mich viel freundlicher und liebevoller auf. Er erzählte mir ganz flüchtig daß er in Prag studirt habe und gab mir überhaupt einen kurzen Umriss seiner literarischen Thätigkeit. Seine weiche Stimmung bei der *größten Heiterkeit* des Geistes veranlaßte mich mehrere Fragen über die Angelegenheiten seiner Familie zu stellen, die er mit Bereitwilligkeit beantwortete und ertheilte mir noch mehrere Liebesaufträge für dieselben. Er schweifte gerne von einer Idee zur andern ohne consequente Richtung, sah dabei oft unwillkürlich nach dem Fenster, um dem anbrechenden Morgen – dem Verkünder seiner letzten Lebensminute gleichsam nachzuspähen und gestand mir hierbei daß er seinen Geist stärker als seinen Körper fühle, indem ersterer die vollkommenste Ruhe genieße, während den letztern eine gewisse Mattigkeit zu überfallen schien, die er mit Kraft zu überwältigen suchte. – Er vermochte nicht etwas Nahrung zu sich zu nehmen und trank in Tropfen in dreiviertel Stunden kaum einen halben Becher Kaffee's.

Von *Spinoza* war er ganz begeistert und seine Philosophie hatte er mit Wärme absorbirt. Die Welt schien ihm die Gottheit, so wie jene diese zu sein. Sein besonderer Trost lag ganz in der Idee, für die *Wahrheit* überhaupt zu sterben und als ein Zoll der Freiheit für seine Nation entrichtet zu werden. *Luther's* Anschauungen eines Jenseits wünschte er wohl noch zu lesen, weil sie ihm eine reichliche, erhabene Phantasie darbot. Seine Reden folgten unter ungleichen Pausen, doch fließend, seine Stimme war weich und schmiegend; er war fähig über jeden Gegenstand ruhig nachzudenken; er schied merklich seinen politischen Akt von

jedem religiösen Einflusse. Man sah deutlich, wie die Seele aus ihrer irdischen Hülle hinauszuarbeiten sich bestrebte und daß die Kraft belebter als die Maschine war.“ –

Jellinek's nachgelassene Schriften nebst einer Biographie des Verewigten wird dessen älterer in Leipzig lebender Bruder herausgeben.

6. Wilhelm Wolfsohn: Lessing als Dramatiker

1855. In: Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung, Nr. 41, 42, 44, 53, 54, 57, 58, 59 und 60 (24., 27. Mai, 2. Juni, 5., 8., 19., 22., 26. und 29. Juli 1855), S. 209f., 213f., 241f., 289f., 293–295, 305–307, 309–311, 313f. und 317f. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 6.2.13.1.

Lessing als Dramatiker. Drei Vorträge* von Wilhelm Wolfsohn

I.

So oft ich nun schon seit einer Reihe von Jahren das Glück hatte, in theilnehmendem Kreise, wie diesmal, Zustände und Charaktere aus der Geschichte des deutschen Geistes zur Darstellung zu bringen, empfand ich es immer tiefer, und ich erinnere mich sogar, es ausgesprochen zu haben, daß für mich der Werth solcher Stunden nicht sowol in der wissenschaftlichen Thätigkeit oder künstlerischen Gestaltung liegt, zu der sie mir Gelegenheit geben – als in dem Zuge gemeinsamer Betrachtung, die ich für den eigentlichen Inhalt derselben ansehe. Und ich mußte darauf hinweisen, daß ein solches gemeinsames Interesse nur aus einem gewissen Gemeingefühl gegenwärtiger Zustände, gegenwärtiger Bedürfnisse sich ergeben kann. Fragen der Literatur und Kunst haben aufgehört, für uns Lebensfrage zu sein, wenn sie nicht Fragen des Lebens sind. Ein Recht an das Gemeingefühl der Gegenwart hat im Studium der Poesie und ihrer Geschichte so wenig der bloß wissenschaftliche Zweck als der sogenannte aesthetische Selbstzweck. Oder statt „wissenschaftlich“ sollte ich lieber sagen „literarisch“. Ich sollte dabei eine ähnliche Unterscheidung machen, wie sie Lessing selbst zwischen Gelehrsamkeit und Weisheit macht, indem er sich dahin ausspricht: der aus Büchern erworbene Reichthum fremder Erfahrung heiße Gelehrsamkeit; eigene Erfahrung sei Weisheit, und das kleinste Capital von dieser sei mehr werth, als Millionen von jener. Lassen Sie uns nun immer, selbst auf die Gefahr der Unbescheidenheit, unser wissenschaftliches Streben dahin verlegen, wo mehr Ergebnisse der Weisheit als der Gelehrsamkeit in Aussicht stehen. Wir Alle dürfen es, die das Bewußtsein unserer Zeit trägt. Und es ist nothwendig, diesen Standpunkt

*) Diese Vorträge, in Dresden vor einem zahlreichen Publicum in freier Rede gehalten, werden hier nach einer stenographischen Nachschrift mitgetheilt. Der Verf. hat von dieser nur Unwesentliches abgeändert oder weggelassen – nemlich was zu sehr mit dem Moment oder mit allzu localer Beziehung zusammenhing. Weiter glaubte er nicht gehen zu dürfen, oder er mußte überhaupt den Charakter und die Form ändern, welche diese Betrachtungen durch die Art ihrer Entstehung und Ausführung erhielten. Und freilich ist dabei an die Bemerkung eines geistreichen Schriftstellers zu erinnern, daß das lebendige Wort auf dem Papier sich wie ein Gemälde im Kupferstich ausnimmt: die Farbe fehlt.

literargeschichtlicher Betrachtung so scharf als möglich zu bezeichnen gegenüber jener schwärmerischen oder im günstigsten Falle harmlosen Schönseligkeit, die uns ein klägliches Bild desselben Müßigganges bietet in aesthetischem Geschwätz wie in aesthetischem Zuhören, in der andächtigen Commentir- und Reliquienwuth wie in der gläubigen Hingebung an dieselbe. Suchen wir uns unseren Standpunkt durch eine Analogie im Alterthume zu verdeutlichen, bei einem Volke, das gerade auf dem Gebiete der Kunst für uns maßgebend ist, als Stammvolk des Schönen – bei den Griechen. Sie traten heraus aus der heitern, naiven, tendenzlosen Anschauung ihres Heroenthums, als die großen Bewegungen in ihrem staatlichen Leben begannen; der ruhige, epische Vortrag ihrer Heroengeschichte mußte der individuellen Betrachtung in der Elegie, der persönlichen Stimmung im jambischen Spott- und Strafgedicht weichen. Nicht anders ergeht es uns mit der Geschichte unserer Geistesheroen; und würde noch soviel plastische Kraft, noch soviel künstlerischer Reichthum an die Erzählung ihrer Großthaten gewendet, wir haben keinen Sinn mehr, dürfen keinen Sinn mehr haben für eine tendenzlose, naive Epik in der Literaturgeschichte. Auch diese – um im antik=griechischen Sinne weiter zu reden – ist mehr und mehr zu elegischem oder jambischem Ausdruck gedrängt. Zwar die letztere Richtung, also Satyre, Polemik können wir uns, so weit es gehen will, fern halten, weil mit ihrer Berechtigung nicht immer ihre Nothwendigkeit verbunden ist. Aber jene elegische Tendenz mag unsern Gesichtspunkt feststellen; sie liegt in einer Zurechtsetzung der Gegenwart durch Anschauen solcher Thatsachen und Persönlichkeiten der Vergangenheit, die auf das Ewiggiltige hingewirkt. Diese Zurechtsetzung – ich leugne es nicht – ist der Zweck unserer Betrachtungen; das Gefühl einer Missetzung in Kunstfragen, die wirklich Lebensfragen sind, das wird, hoffe ich, das Gemeingefühl sein, in welchem ich mit Ihnen zusammentreffe.

Wenn aber ein solches Bedürfniß uns den großen Führern des deutschen Nationalgeistes nachgehen heißt – kann man da noch lange fragen, zu wem man unbefangen und vertrauend aufschauet? kann man da noch lange suchen, an wessen Hand man sicher genug einen so belehrenden, erhebenden, versöhnenden Umblick gewinnen möchte? Bei wem sonst als bei *Gotthold Ephraim Lessing*? Giebt es doch in sittlicher und wissenschaftlicher Lebensentwicklung kein Verhältniß, in das Lessing nicht Klarheit und Bestimmtheit brachte durch eine Forschung, die Wahrhaftigkeit nicht minder als Scharfsinn auszeichnete! Ueberwand er doch jeden Irrthum an sich und an Andern mit der berichtigen Ordnung des Naturgemäßen. – Wer in der Selbstbefreiung von allem Vorurtheil soweit gelangte, daß er das Gewissen seiner Zeit wurde, ein unbestechliches, ein unerbittliches Gewissen – der hält *jeder Zeit* den Spiegel der Religiosität vor; und mehr als *dieser* Religiosität bedarf es nicht, um uns auf dem Wege des Lebens und der Kunst zurechtzufinden, ob wir nun wirklich davon abgekommen oder auch nur im Unklaren darüber sind, daß wir ihn gehen. In den schmerzlichsten Anliegen, in den entmuthigendsten Bekümmernissen, die je das deutsche Volk bewegen können,

darf es in seiner Literatur Trost suchen um dieses einzigen Mannes willen – weil er, der seine Thätigkeit auf rein literarischem Felde entwickelte, der keine andern Waffen führte, als das Wort und die Feder, doch unmittelbar an Allem Theil hatte, was auf anderm Felde errungen, mit andern Waffen erkämpft wird.

Indessen, wie ich vorhin ausdrücklich bemerkte, diesmal ist unsere Betrachtung von dem Gefühl eines Misverhältnisses in Kunstzuständen geleitet. Und zwar handelt es sich um die dramatische Kunst. Für diese also nahm ich die volle Bedeutung einer wirklichen Lebensfrage in Anspruch. Ich rechtfertige diese meine Auffassung von vorn herein dadurch, daß ich den Vertreter, den Ordner der dramatischen Kunst eben in Lessing suche. Der Mann des Wirklichen und Wahren, dem aller Schein zuwider war – und hätte derselbe auch die außerordentlichsten Mittel der Kunst geborgt – der das Unausführbare als nichtig verwarf, und wurde es von dem heiligendsten Idealismus getragen – er, der selbst die todten Bücher belebte, für den es keine Wissenschaft gab ohne den unmittelbarsten Zusammenhang mit der Welt, dieser Mann konnte unmöglich dem *Spiel* des Lebens seine besten Kräfte, seine edelsten Bemühungen, seine heißesten Wünsche zuwenden, wenn nicht aller Ernst des Lebens darin lag. Sein künstlerisches und theoretisches Wirken für die Bühne giebt uns den richtigen Maßstab, wie weit überhaupt unser Interesse für dieselbe berechtigt ist; aus seinen Versuchen zu ihrer Hebung lernen wir die natürlichen Bedingungen, von denen allein ihre Veredelung abhängt; seine Erfolge zeigen uns, was mit den Mitteln der Bühne für die höchsten Zwecke der Kunst und des Lebens zu erreichen ist; die Grenzen, über die er dann nicht hinaus konnte, die Hindernisse, die er nicht zu überwinden vermochte, gaben die Anlage zu einer neuen Wirksamkeit für seine Nachfolger, die in *seinem* Sinne und mit seiner Kraft das eroberte Gebiet zu erweitern hatten. Bis zu welchem Punkte dies Goethe und Schiller geglückt, das ist auf den inhaltsreichsten Blättern unserer Dichtungsgeschichte verzeichnet. Ob nun aber seit diesen Eroberungen unsere Bühne – ich will nicht sagen in gleicher Weise fortgewonnen, sondern nur von dem Geiste dieser ihrer letzten Helden fortbeherrscht wurde? das ist eine Frage, auf die man mit einer Reihe Namen von Kotzebue bis auf die allverarbeitende Birch=Pfeiffer leicht antworten kann. Doch wären es nur diese Namen, an welche sich die Misverhältnisse unserer Bühne anknüpfen ließen! Verfall, würde ich sagen, wenn es nicht gefährlich wäre, vom Verfall der Bühne in einer Zeit zu sprechen, wo die Schauspielkunst allerdings mit seltenen Virtuositäten ihre Triumphe feiert. Und wer kann es sich verhehlen, daß jetzt fast alles dramatische Interesse auf die Schauspielkunst concentrirt wird? Wie Wenige denken daran, daß die Darstellung des Lebens an sich nichts bedeutet, wenn das Leben, das sie vorführt, bedeutungslos ist – daß aber letzteres nach dem Ausdruck desselben im Gedichte, nicht nach der Erscheinung auf der Bühne zu bemessen ist! Eine Schauspielkunst, und wäre es die größte, die aus gemeinem oder winzigem Lebensinhalt schöpft, hört nicht nur auf, groß zu sein, sondern auch Kunst zu sein, weil eine Form, die dem Inhalte

nicht entspricht, eine Lüge ist, die Kunst aber niemals in der Lüge, sondern nur in der Wahrheit bestehen kann. Freilich wird man mir einwerfen, die Dichtungen Shakespeare's, Lessing's, Goethe's und Schiller's sind ja nicht verloren, – ihr großer Lebensinhalt ist uns doch geblieben: doch wer weiß es nicht, daß nicht die Festtage classischer Aufführungen (die übrigens nur in zwei, drei kunstsinnigen Städten wirkliche Festtage sind), sondern die Werkeltagslieferungen der allerneuesten und gesuchtesten Bühnenerzeugnisse den Ton und die Haltung des Repertoires bestimmen! Nach diesen aber zeigt unsere Bühne uns nicht geringere Misstände als die, gegen welche das reformatorische Wirken Lessing's gerichtet war. Nicht von Verwilderung und Rohheit, sondern von der Convenienz muß sie gerettet werden. Was für das deutsche Theater unter Gottsched – um mich so auszudrücken – das französische Akademisiren war, das ist jetzt das französische Salonsiren. Der Erbfeind ist desselben Stammes. Nicht das Reinigungswerk einer Neuber und eines Gottsched ist an der deutschen Bühne zu erneuen, sondern das Zurückführen „zur Wahrheit und Natur“ – was Schiller an Goethe rühmt, was aber kein Anderer wie Lessing gethan; denn die Aftermuße, von deren zertrümmerten Altären Schiller spricht, wer hat sie entthront, als Lessing? – Die reimlose Courtoisie unserer Conversationsdramen ist um nichts besser als der gepuderte Alexandriner der Gottsched'schen Tragödie; und mit der Frivolität der altmagisterlichen Schäferspiele kann der moderne Pariser Grisettenhumor in unsern sogenannten Intriguen- oder historischen Lustspielen dreist concurriren. Wer möchte mir daher nicht beistimmen, daß wir eines neuen Lessing und einer neuen Dramaturgie bedürften? Bis aber diese erscheinen, kann es sehr nützen, den alten Lessing und seine Dramaturgie so oft als möglich ins Gedächtniß zu rufen. Einen neuen Lessing herbeizuführen ist nicht in der Gewalt von Generationen; den alten wieder einzuführen – dazu kann jeder Einzelne beitragen, und das versuchen auch wir.

Lessing's Stimme entschied für das Theater zu einer Zeit, wo von den Tonangebern der Literatur in Deutschland die eigentlich berufene und begabte Majorität, die Schweizer, Klopstock, Wieland, Kleist, Gleim demselben fern standen. Diese Majorität bewegte sich zwischen beschreibender und erzählender Dichtung, zwischen seraphischen Gesängen und tändelnder Märchenromantik, zwischen Lehrpoemen und convivialem Esprit in anakreontischen Liedern, Epigrammen und dergleichen. Nur Gottsched, an der Spitze ganz untergeordneter literarischer Handlanger, nahm sich des Schauspiels an, in derselben Weise, wie seiner Zeit Opitz mit der fruchtbringenden Gesellschaft sich der gesamten deutschen Dichtung angenommen. Denn Gottsched bekämpfte in seinem Sturm gegen die Stegreifcomödie und den Hanswurst alles Volksthümliche gerade so wie die Mitglieder des Palmenordens, als sie den zur Bänkelsängerei gesunkenen Dichterstand adeln wollten. Lessing's Entscheidung war jedoch kein Sieg für Gottsched, sondern beschleunigte dessen Sturz, weil er auf dem echt nationalen Gebiete einen falschen Geschmack vertrat, während die Andern den guten

Geschmack nur auf einem für die Nation nicht mehr zu benutzenden Gebiete förderten. Was Lessing zum Drama hinwies, lag allerdings in seinem persönlichen Berufe sowol wie in dem Bedürfniß der Zeit. Gervinus aber scheint mir Beides zu verkennen, wenn er hervorhebt, daß Lessing theoretisch das Epos bevorzugt und nur praktisch davon abgegangen, weil die geschwächte Erregbarkeit der Nation die stärkeren Wirkungen des Dramas auf die Phantasie erfordert hätten. Fürs Erste möchte ich die Nothwendigkeit und die Grundlagen dramatischer Dichtung nicht auf eine solche Semiotik zurückführen, welche uns die höchste Blüthe des Nationalgeistes (denn eine solche erkenne ich im Drama) als einen pathologischen Zustand erscheinen ließe – der Abstumpfung oder Ueberreiztheit. Dann aber konnte Lessing selbst nie etwas theoretisch bevorzugen, was er nicht auch praktisch bevorzugte. Darin eben ist der Ausgangspunkt seiner reformatorischen Bestrebungen ein anderer als der von so vielen seiner bedeutendsten Zeitgenossen – daß er nicht sowol dem, was bei Allen Geltung hatte, Werth zu verleihen, als dem, was für Alle Werth hatte, Geltung zu verschaffen suchte. Seine ideelle wie seine sittliche Werthschätzung ging nie von der Abstraction aus, sondern stets von dem Realismus psychologischer und historischer Thatsachen. An die letzteren knüpfte er offenbar die Höherstellung des Epos. Wenn er aber gleichwol den vollen poetischen Strom desselben, wie sehr er ihn auch bewundert, nicht in den Vordergrund des Nationalinteresses zu leiten versuchte, so war das kein Zugeständniß an die Zeitstimmung, sondern es hängt eben mit seiner ganzen *Kunsttheorie* zusammen, welche die psychologische Realistik über die historische stellt, womit ihr denn nothwendiger Weise das Drama am nächsten liegen muß. Denn selbst in der historischen Tragödie sind für Lessing die Facta nur um der Charaktere willen da, und er läßt die historische Treue nur so weit gelten, als sie mit psychologischer Treue zu verbinden ist. Weshalb, fragt er, wählt der tragische Dichter wahre Namen? Wie ein Trauerspiel eigentlich entstehen sollte, nehme er die Charaktere nicht aus diesen Namen, sondern er nehme diese Namen, weil die Charaktere, welche ihnen die Geschichte beilegt, mehr oder weniger Gleichheit haben mit den Charakteren, die er in Handlung zu zeigen sich vorgenommen. In Allem, was die Charaktere nicht betreffe, könne daher der Dichter von der historischen Wahrheit abgehen, soweit er wolle. – Nur jenes Studium, welches nach Goethe das eigentliche der Menschheit ist: der Mensch – nur was auf die Erforschung und Darstellung des Allgemeinmenschlichen gerichtet ist, in Tugend und Laster, in Kraft und Schwäche, in Leidenschaft und Grundsatz – das ist für Lessing die Aufgabe der Poesie. Und weil er frühe schon erkennt, daß diese Aufgabe in keiner Dichtungsart so energisch zu lösen ist wie in der dramatischen, da keine so unmittelbar auf Gegenwart der Handlung drängt – darum entscheiden schon seine frühesten Neigungen und Arbeiten für das Theater. Je gereifter dann seine Lebens- und Kunstanschauung ist, je weiter er in seiner psychologischen Richtung geht, desto höher stellt er nicht allein die Bedeutung des Dramas, sondern auch die Forderungen an dasselbe. Sie erfüllen sich ihm

nur in der reifsten Frucht eines männlichen Geistes. Dramatische Jugendarbeiten betrachtet er fast wie Peter Frank die Kuren junger Aerzte: für Schulden, die ein erkenntnißreicherer Alter abzutragen habe, weil nur der Reichthum an Erfahrung vergüten könne, was der Mangel an Erfahrung verschuldet.

Diese psychologische Richtung nun, der gemeinsame Ausgangspunkt der Eigenschaften, die in jedem Wirken Lessing's gleichermaßen hervortreten, führt ihn auf jene Höhe der Umsicht in allen Verhältnissen des individuellen und öffentlichen Lebens, des Staates, der Religion, der Wissenschaft, der Kunst, sie führt ihn schließlich auf jene Höhe, auf der kein Deutscher ihn erreicht – der Humanität. Sein Bildungsgang, von den Meißner Schuljahren bis zu seinem Testament Johannis und Nathan dem Weisen – sein Lebensweg, von dem Pfarrhause in Camenz bis in die Bibliothek zu Wolfenbüttel, ist ein einziges festes Fortschreiten zur Humanität, durch welche Opfer und Entbehrungen, durch welche Kämpfe und Siege dieser Weg auch gehen mag, oder durch welches von den zahlreichen Gebieten, in denen sich Lessing als Schriftsteller auszeichnet. Auch indem wir ihn vorzugsweise als Dramatiker betrachten, müssen wir diesen Bildungs- und Lebensweg verfolgen.

Unabhängigkeit von allen Eindrücken, die ein solches Fortschreiten hindern, von einem solchen Wege ableiten können, ist der Grundzug seines Wesens, der sich schon im Elternhause feststellen muß, weil gerade hier solche Eindrücke zuerst und am meisten auf ihn wirken. Nicht als ob sie in einer Gemüthsbeschaffenheit oder Geistesrichtung seiner Eltern gelegen hätten, die der Humanität entgegen war; vielmehr erkennen wir an seiner Mutter sowol wie an seinem Vater Tugenden, die nur aus liebendem Herzen und edlem Geiste stammen. Aber die Beschränktheit ihrer Sphäre war es, die ihre Welt- und Menschenkenntniß beschränkte – die einzige Grundlage der Humanität; sie wurden durch die Enge ihrer Verhältnisse in Vorurtheilen festgehalten, die sich an trüben Erfahrungen stärkten. Von den Wirkungen aber solcher Verhältnisse, Wirkungen, die um so mehr zu besorgen waren, als Lessing mit warmer Liebe an seinen Eltern hing, erscheint schon seine Kindheit wenig oder gar nicht berührt. Eigene Erfahrungen hatte er nicht entgegenzusetzen: was half ihm diese Eindrücke bestehen? Eine Naturanlage, die sich von selbst weiter entwickelte: ein klarer und gesunder Sinn. Mit einem solchen sah er frühe schon über jede Beschränkung hinaus, und ließ sich durch nichts in seiner unbefangenen Auffassung irre machen. Mit seiner ersten Verstandesreife gewinnt er schon die sichere Erkenntniß, daß nur das schön, was wahr, nur das wahr, was natürlich ist. Kaum zwei Jahre auf der Fürstenschule zu Meißen – dieser Klosterschule, wie sie in seiner Biographie mit einer gewissen Betonung genannt wird – kaum zwei Jahre älter als seine zwölfjährige Schwester, spricht er in einem Briefe an diese mit ein paar Worten das Geheimniß aus, worin später der ganze Zauber seiner Sprache selbst in den wissenschaftlichsten Erörterungen lag. „Schreibe, wie Du redest, so schreibst Du schön.“ Umgeben von einer dumpfen Bücherluft, scheinbar abgeschlossen gegen

jeden frischen Zug des Lebens, festsitzend auf der Pflanzstätte der Tradition – der Schule – im Verkehr mit den alten Dichtern und Philosophen, die ihm Alle die Verschlechterung der Welt predigen, Alle von einem goldenen Zeitalter singen, alle die fortwährenden Klagen seines eigenen Vaters über die Verschlimmerung der Zeit zu bestätigen scheinen, erhebt er sich gegen Alle mit einer einzigen Sicherheit, im Vertrauen auf den ewig guten Gottesgeist, auf die ewig gleiche Naturkraft. Er beglückwünscht seinen Vater beim Jahreswechsel mit einer Abhandlung, daß ein Jahr dem andern gleiche. Die Erzählungen jener alten Dichter, sagt er, sind Hirngespinnste; sie bleiben uns den Beweis schuldig und haben darum kein Recht auf unsern Beifall. Was ist die Zeit? Eine Ordnung der Dinge, die in der Welt auf einander folgen. Nun leugne Niemand, daß Gott der Schöpfer dieser Welt sei, Niemand leugne, daß Gott die Welt sehr gut geschaffen, und daß sehr gut sein eben so viel heiße als in seiner Art die größte Vollkommenheit besitzen. Wenn aber die Welt in ihrer Art die größte Vollkommenheit habe, so müsse Alles, was in der Welt zugleich ist und auf einander folgt, mit einander übereinstimmen. – Solche Gedanken, solche Schlüsse, so nahe dem tiefsten historischen Einblick in den Zusammenhang der Zeiten, enthält der erste schriftstellerische Versuch Lessing's des vierzehnjährigen Jünglings! Keines weitem Zeugnisses bedarf es, daß auch die Schuljahre in Meißen, die es am ehesten vermocht hätten, ihm den Autoritätsglauben keineswegs einpflanzen, und daß der Kampf, welchen er später gegen denselben aufnahm, ihm keine Selbstüberwindung gekostet haben kann. Ebenso leicht überzeugen wir uns dabei, daß auch die Schulperiode trotz seiner Abgeschlossenheit ihm Anlaß und Gelegenheit genug gab, seinen beobachtenden Blick für alle menschlichen Beziehungen zu schärfen, wenn ihm auch noch die Kenntniß dieser Beziehungen fehlte. An den Comödien, die er auf der Schule anfang, mögen freilich die Exercitien nach Plautus und Terenz noch den meisten Antheil gehabt haben; daß er aber auch da schon die eigenste dialektische Gedankenübung vornahm, die eigensten Anschauungen sammelte, daß er bis in die kleinsten Züge auffaßte, was sich ihm dort nicht allein zur Beobachtung, sondern auch zu psychologischer Motivirung des Beobachteten bieten konnte – das beweist jenes Lustspiel, welches er zuerst auf die Bühne brachte und das an seine Schulerinnerungen anknüpft. Als nun in der Gelehrtenkrippe zu Meißen das „doppelte Futter“ nicht mehr ausreichte, welches nach der Aussage des Rectors der jugendliche Fleiß Lessing's verlangte, brachte man diesen 1746 an die Quellen akademischer Gelehrsamkeit in Leipzig. Anfangs glaubte Lessing hier seinen wissenschaftlichen Fleiß verdoppeln zu müssen, und theils dieses, theils wol auch das erste Fremdgefühl, die erste Weltscheu drängten ihn in eine Vereinsamung mit den Büchern so weit, daß er selbst bekennen mußte, in Meißen nicht so eingezogen gelebt zu haben. Mit Schrecken sieht er später auf jenes Vergessen aller Außenwelt zurück. Er habe dabei so selten an die Menschen gedacht, wie an Gott. Vielleicht war diese Selbstanklage nur darum so lebhaft, weil er sich damit gegen die allzulebhaften Anklagen Anderer, namentlich der

Seinigen, zu rechtfertigen hatte wegen der eigenthümlichen und in den Augen seiner Eltern sündlichen Mittel, die er ergriffen, um recht an die Menschen und an Gott zu denken. Kaum hat er die ganze Welt im Kleinen, wie er sie in Leipzig findet, nur von Weitem auf sich wirken lassen, so wird er inne, daß ihn die Bücher zwar gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen. Damit wagte er sich zuerst aus seiner Stube, wie er sagt, unter seines Gleichen und sah mit Scham, wie ungleich er seines Gleichen war. Rasch streifte er nun mit gymnastischen Uebungen und geselligen Anknüpfungen seine Unbeholfenheit, seine schülerhafte Schüchternheit ab. Von jeder ausschließenden Fachgelehrsamkeit drängten ihn ohnehin seine allseitigen Geistesinteressen fort; nun vollends der jugendglühende Lebenszug, in den er gekommen. Den ursprünglichen Trieb seiner Künstlernatur nährten dabei die außerordentlichen localen Anregungen.

In Leipzig sah sich Lessing an einem Orte, wo Schöngeisterei in allen gebildeten Kreisen bald als Cultus, bald als Handwerk getrieben wurde. Gottsched mit seiner dictatorischen Poetik pflegte vor Allem das Theater. Zu diesem ist Lessing mit einem Male hingerissen – nicht allein durch den Umgang mit ästhetisch gesinnten Freunden, deren Neigung Gottsched mitbestimmt hatte, sondern mehr noch durch innersten Antheil, vielleicht sogar schon durch eine bald geharnischt hervortretende Opposition gegen den Pedantismus, die Mittelmäßigkeit und Trivialität der Gottsched'schen Schule. Aus den ersten Wirkungen des Theaters auf Lessing's kritisches Talent, wie auf sein sittliches Gefühl gewinnt er, was weder die Schule noch die Universität ihm erschlossen, von deren Lehrern kaum ein einziger, der witzigste Kopf unter den Professoren, der scharfe Epigrammatist Kästner, auf ihn Einfluß hatte. „Aus den Comödien,“ schreibt Lessing seiner Mutter, „lernte ich eine artige und gezwungene, eine grobe und natürliche Aufführung unterscheiden. Ich lernte wahre und falsche Tugend daraus kennen, und die Laster ebenso wegen ihres Lächerlichen als wegen ihres Schändlichen fliehen.“ Aber als den höchsten Gewinn daraus bezeichnet er die Selbstkenntniß. Seitdem sei er unerbittlich geworden gegen seine eigenen Schwächen. Wenn er solcher Wirkungen schon aus der Lectüre sich bewußt ward, so gab er sich desto leidenschaftlicher den Eindrücken der Bühne hin, nicht zufrieden, sie an sich selbst zu erproben, sondern bald auch bemüht, sich ihrer zu sittlichen und künstlerischen Zwecken für die Nation zu versichern. Er trat in unmittelbaren Verkehr mit den Schauspielern, an deren Spitze die energische Umbildnerin der deutschen Bühne, Frau Neuber, stand. Aus diesem unmittelbaren Verkehr lernte er, wie er sich ausdrückt, hundert wichtige Dinge, die ein dramatischer Dichter lernen müsse, und aus der bloßen Lesung seiner Muster nimmermehr lernen könne. In dem Entschlusse, sich selbst an die dramatische Dichtung zu wagen, bestärkte ihn sowol das, was er an der neuen Bühne musterhaft, wie das, was er an der neuen Dramendichtung sehr wenig musterhaft fand. Als Lessing nach Leipzig kam, hatte sich die enge Verbindung der Neuber mit Gottsched längst in Feindschaft gelöst, jene Verbindung, aus welcher 1737 die epochemachende Heldenthat der Neuber und der dramaturgische Triumph des

Professor Gottsched, die feierliche Verbannung des Hanswurst, hervorgegangen war. Die Verdienste der Neuber pries Lessing nicht blos im ersten Jünglingsenthusiasmus oder in frischer dankbarer Erinnerung an den nach seinen Worten sehr blühenden Zustand der von ihr geleiteten Bühne, der ihm seine ersten Arbeiten ungemein versüßte und erleichterte; er würdigte sie auch zu einer Zeit, wo er mit schonungsloser Strenge gegen die Schule ankämpfte, welcher die Neuber bis an ihr Ende treu geblieben. Denn er hatte, wie Wenige, eine klare Vorstellung von der Gesunkenheit, aus welcher sie eine Bühne gehoben, von der er selbst folgendes Bild entwirft: „Man kannte keine Regeln, man bekümmerte sich um kein Muster; unsere Staats- und Heldenactionen waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz. Unsere Lustspiele bestanden in Verkleidungen und Zaubereien, und Prügel waren die witzigsten Einfälle derselben.“ Dagegen konnte Lessing in dem, mit der Neuber verbündeten Wirken Gottsched's keine literarische Verbesserung der deutschen Schaubühne erkennen; das einzige Verdienst, das er Gottsched zugestehen muß, dieses Verderbniß eingesehen zu haben, schlägt er nicht zu hoch an. Dazu, sagt Lessing, brauchte man eben nicht der feinste und größte Geist zu sein. Auch sei Gottsched nicht der erste gewesen, der es eingesehen, sondern nur der erste, der sich Kräfte genug zugetraut, Dem abzuhelpen. Wie aber wäre Gottsched damit zu Werke gegangen? „Er verstand ein wenig Französisch und fing an zu übersetzen; er ermunterte Alles, was reimen und *Oui Monsieur* verstehen konnte, gleichfalls zu übersetzen; er verfertigte, wie ein schweizerischer Kunstrichter sagt, mit *Kleister* und *Scheere* seinen *Cato*; er ließ den *Darius* und die *Austern*, die *Elise* und den *Bock im Processe*, den *Aurelius* und den *Witzling*, die *Banise* und den *Hypocondristen*, ohne *Kleister* und *Scheere* machen; er legte seinen Fluch auf das Extemporiren; er ließ den Harlekin feierlich vom Theater vertreiben, welches selbst die größte Harlekinade war, die jemals gespielt worden; kurz, er wollte nicht sowol unser altes Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen sein. Und was für eines neuen? Eines französirenden, ohne zu untersuchen, ob dieses französirende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei oder nicht.“

Zwischen diesem entschiedenen Verdammungsurtheil über Gottsched's Bühnenreformen und der ersten Anschauung, die Lessing selbst von jenem literarischen Treiben erhielt, liegen elf Jahre. Es kann indeß nicht zweifelhaft sein, wie er schon damals darüber urtheilte, und welche reformatorischen Elemente er seinerseits schon in seine ersten dramatischen Versuche aufnahm. Wenn Lessing seine Stimme jetzt und später für den Harlekin erhob, so war es ihm sicherlich nicht um eine außer aller Handlung stehende possenhafte Figur zu thun, die jeden natürlichen Zusammenhang in der Komödie unterbrach, sondern er lehnte sich gegen das Zurückdrängen alles Volkshumors auf, und soviel als der Harlekin davon hatte, wollte er beibehalten, am liebsten unter dem volksthümlichen Namen. Was aber von Pöbelwitz im Hanswurst lag, davon hatten die Gottschedianer wesentlich oder unwissentlich, unter anderem Namen, in verändertem Kleid gerade

genug aufgenommen, sodaß Lessing's erste Lustspiele mit ihrer reinen, natürlichen, von allem Possenhaften entfernten Komik schon darin den schlagendsten Gegensatz gegen sie aufstellten. Selbst Bedienten- und Zofenrollen, auf die das Privilegium des Hanswursts übergegangen war, haben bei ihm nur dessen Volkshumor, wo ja ihrem Charakter gemäß etwas Rohheit mit unterläuft – aber ihren Witz möchte man eher zu fein, zu pointirt, zu dialektisch finden, als daß man etwas von Pöbelwitz darin entdecken könnte.

Wie ich schon erwähnte, knüpft das erste Lustspiel, das er auf die Bühne brachte, nachdem er es der Beurtheilung Kästner's, dann der Neuber vorlegte – „*der junge Gelehrte*“ – an seine Schulerinnerungen an, und der erste Entwurf desselben rührt auch noch aus der Schulzeit her. Allein jener erste Entwurf hat mit der Ausführung, die Lessing in Leipzig unternahm, nichts mehr als den Grundgedanken gemein: Verspottung eines Büchernarren. Nach dieser Ausführung aber können wir es nicht mehr als ersten Versuch ansehen selbst einer späteren Periode, in welcher Lessing bereits nicht bloß dramatische Literatur, sondern auch Bühnentechnik eifrig studirt hatte. Auch bezeichnet sein erstes Auftreten in der dramatischen Literatur ein anderes Lustspiel: „*Damon oder die Freundschaft*“, welches 1747 in der Hamburgischen Wochenschrift „*Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüthes*“ erschien, worauf dann erst im Januar 1748 der „*junge Gelehrte*“ zur Aufführung kam. Jenes einactige Stück „*Damon*“ ist der erste dichterische Beweis Lessing's für seine Versicherung, daß er wahre von falscher Tugend unterscheiden gelernt. Mit achtzehn Jahren hatte er bereits die Hohlheit jener Sentimentalität erkannt: die nichts als der Ausdruck eines gleißenden gefühlsschwelgerischen Egoismus ist, während sie als Ausdruck einer fast unnatürlichen Selbsthingebung erscheint. *Unwahr, was unnatürlich* – dieses sittliche und künstlerische Prinzip tritt hier schon in seine erste Lebensdarstellung, und um deswillen hätte sich Lessing auch später dieser seiner Jugendarbeit nicht zu schämen gebraucht, die mit den feinsten Zügen in der Gedankendisposition wie in der Charakteristik überrascht. Zwei Freunde lieben dasselbe Weib; um der Freundschaft nicht untreu zu scheinen, haben sie nicht den Muth, der Liebe treu zu scheinen. Das natürliche Gefühl ruft dazwischen: Eine Schande für die Liebe, wenn sie nicht stärker ist als die Freundschaft! Aber es handelt sich ja bei ihnen auch nur um das Scheinen. Sie haben nicht die Kraft, wahr zu sein und darum die Schwäche zu lügen. Als die Schwäche nun in psychologischer Consequenz zum Laster wird, die Lüge zum Betrug – wie trefflich gelingen dem jungen Dichter die Stellen, wo sie sich mit einer sentimental Freundschaftsrhetorik übertäubt! Es ist kaum denkbar, daß dieser Satyre nichts Thatsächliches in seiner Umgebung zu Grunde gelegen – und fast möchte man auf die Vermuthung kommen, er habe dabei den Freundschaftscultus vor Augen gehabt, der im Kreise Klopstock's, Gellert's und der Genossen der Bremischen Beiträge allerdings oft gar zu inbrünstig und rührend wurde. Von jenem Freundschaftscultus hat uns Klopstock in seinen Oden und Elegien, namentlich in der an Ebert, ein Denkmal hinterlassen. Ich

will damit nicht sagen, daß Lessing auch diese Uebertreibung von Seiten der Lüge aufgefaßt – von Seiten der Narrheit gewiß. Und er war eben dran, gegen Narrheit seine satyrischen Waffen zu schwingen, die er bald genug auch gegen Bosheit und Ungerechtigkeit kehrte. – Das Lustspiel „Damon“ kam auch auf die Bühne, allein erst nach dem „jungen Gelehrten“, mit welchem Lessing debütierte. Ueber dieses gab das Publicum, wie er uns erzählt, mit Gelächter und Händeklatschen sein beifälliges Urtheil ab. Wenn der „junge Gelehrte“ jetzt kein solches Publicum und kein solches Urtheil mehr findet, so ist es, weil wir heut zu Tage auch über einen alten Bücherwurm nicht mehr lachen, über einen jungen noch weniger. Die Narrheit ist zu sehr verblaßt, welche Lessing so scharf zeichnete, mit so hellen Farben malte, obgleich das Ungeziefer, wie er jene Schulcreaturen nennt, noch ganz so üppig unter dem Schulstaub aufwuchert. Das satyrische Interesse aber ist zu überwiegend im Stück; eine dramatische Fabel hat es kaum, nur nothdürftig, damit es sich auf der Scene auch um etwas handle. Der Hauptcharakter ist Mittelpunkt einer mit dieser Fabel fast gar nicht zusammenhängenden Anekdote, die nicht einmal recht ausgebeutet ist, nicht einmal eine rechte Spitze hat; und an der übrigen Handlung ist nur so viel gelegen, als ein paar Personen dadurch in Berührung mit der Hauptfigur kommen, um deren Narrheit von allen Seiten brilliren zu lassen. Aber die Combination ist von einer wunderbaren Folgerichtigkeit in den Motiven. Der Charakter des jungen Narren entwickelt sich fast, möchte ich sagen, genetisch vor unseren Augen. Wir sehen ihn als Sohn eines Vaters, der zwar von ganz anderem Schlage, so real klug (wenn Pfiffigkeit und Unehrllichkeit diesen Namen verdienen) wie der Sohn ideal närrisch, so wenig einverstanden mit der Bücherwühlerei des Sohnes, daß er ihm bei einem Heirathsantrag zuruft: Guck' endlich mal in ein lebendiges Buch – aber der Alte wirft doch auch immer mit seinen lateinischen Brocken um sich; er trägt eben auch sein gelehrtes Eitelkeitsmäntelchen, allerdings nicht so weit, nicht so schwer, wie der Schultalar des Sohnes; es ist freilich fadenscheinig, zerrissen, aber durch die Löcher guckt derselbe Dünkel, den andere Verhältnisse in seinem Sohne groß gezogen. Zu all dem nun dieser Dialog! wo eigentlich gar nichts vorgeht – welche Fülle von Leben, welche Sprache wirklicher und leibhafter Menschen! – –

II.

Wenn wir den alten Spruch „Man lernt, indem man lehrt“ auf die allseitigen reformatorischen Bestrebungen anwenden wollten, denen sich Lessing gegenüber sah, so möchten fast alle poetischen Lehrmeister jener Periode uns Lügen strafen; und ganz besonders Gottsched. Sein ganzes Ungeschick und Misgeschick ließe sich vielleicht darauf zurückführen, daß er nicht lernte, indem er lehrte. Lessing dagegen scheint diese sprichwörtliche Tradition, wie er es mit so manchem überlieferten Grundsatz gethan, auf den Kopf gestellt zu haben; und in dieser Um-

kehrung bewährt sich der alte Spruch durchgehends an Lessing's Versuchen wie an ihren außerordentlichen Erfolgen. Lessing lehrte, wo er lernte – im Kleinen wie im Großen, an Büchern wie an Menschen, in der alleräußerlichsten Formübung wie in dem vollen Inhalt künstlerischen Schaffens. Daher wie er nach seinem eignen Bekenntniß sich im Leben zuerst nach der Komödie orientirt, ist er auch der Erste, der die Komödie nach dem Leben zurechtsetzt. Wenn er zuerst durch das Theater lernte, wie die Laster sowol wegen ihres Lächerlichen als wegen ihres Schändlichen zu fliehen seien, so lehrte er dasselbe, nachdem er es im Leben erfuhr, auch zuerst durch das Theater. In dramatischer Gestaltung veranschaulicht er sich und der Zeit Alles, was ihm mit Widerspruch entgegentritt in seinem Fortschreiten zu gesunder und edler Humanität (wie wir dies ja als seinen ganzen Bildungsgang bezeichnet haben), sei es nun etwas, was er als hohl, als unnatürlich, als Grimasse verspotten, oder was er als unwahr, als ungerecht, als Vorurtheil verwerfen muß. – Seine ersten Komödien, die alle mit dem „jungen Gelehrten“ das gemein haben, daß das satyrische Interesse in ihnen alle dramatischen Elemente überwiegt, theilen sich daher, je nachdem Lessing sich der lachenden Beobachtung hingiebt oder von ernster Erwägung geleitet wird, je nachdem Narrheit oder Ungerechtigkeit ihr Zielpunkt ist, in zwei Hauptgruppen. Die erstere fanden wir am bemerkenswerthesten in „Damon“ und im „jungen Gelehrten“ vertreten. Was sich den genannten Lustspielen darin anschließt, können wir hier nur ganz allgemein mit diesem Hinweis auf ihre Intention charakterisiren; theils sind es eben nur Entwürfe, theils ist auch das Vollendete, namentlich das dreiactige Lustspiel „die alte Jungfer“ und das später sogar erweiterte und überarbeitete „der Misogyn“ nicht so unmittelbar aus Lessing's Lebenserfahrungen hervorgegangen und hängt noch zu sehr mit bloßen Eindrücken der Bühne und der dramatischen Literatur jener Zeit zusammen, als das wir Gelegenheit hätten, das reine Gepräge des Lessing'schen Geistes daran zu erproben. Desto schärfer und glänzender zeigt sich dieses in der zweiten Gruppe von Lessing's Jugendstücken, wo wir seine satyrischen Waffen gegen das Unrecht, das Vorurtheil gerichtet sehen. Zwar geschieht dieser Uebergang sehr bald, kaum ein Jahr nach seinen Erstlingsversuchen; aber er geschieht zugleich mit einem Uebergang in größere Localverhältnisse, in einen erweiterten Gesichtskreis, und ergiebt sich so von selbst als naheliegend, als nothwendig. Lessing war zu nicht geringer Ueerraschung seiner Freunde, zur Bestürzung seiner Eltern nach Berlin gegangen, wo ihm die Welt im Kleinen beziehungsreicher erscheinen mußte, als in Leipzig. Aus der schönggeistigen Bewegung und der Bühnenatmosphäre, welche ihn dort umgeben hatte, trat er hier mitten unter die drängendsten Lebensinteressen, wo es aller Sammlung und entschlossenen Kraft bedurfte, wie sie der Jüngling selten hat, um nur festzustehen. Er sah sich vor der literarischen Fremdenherrschaft am Hofe eines deutschen Fürsten, auf dessen Geist die Nation stolz war, indeß dieser Fürst den Geist der Nation misachtete. Lessing fühlte sich dadurch um so lebhafter von dem Nationalgeiste ergriffen. Er fühlte alle seine Widerstands-

kraft herausgefordert, die nur mit geschärfter Prüfung, mit gesteigerter kritischer Arbeit, mit geläutertem Geschmack, mit erhöhtem Bewußtsein seiner sittlichen und wissenschaftlichen Aufgabe zu gewinnen war. Und mit dieser neuen inneren Thätigkeit verbindet sich eine äußere, durch das unabweisliche Bedürfniß des Tages, durch die unerbittliche Noth hervorgerufen. So überblicken wir auf einmal die vielfältigen Anregungen, die Lessing's wissenschaftlicher Fleiß in Berlin erhielt; und hier beginnt die Reihe unmittelbarer Erfahrungen, mit denen Lessing nach und nach seine dramatische Dichtung wie seine dramatische Theorie bereicherte.

Die ersten Vorurtheile, gegen die sich sein sittlicher Unwille kehrte, sind Religions= Stammes= und Standesvorurtheile. Das Schicksal der Juden macht ihn nachdenkend zu einer Zeit, wo ihn noch keine persönliche Theilnahme parteiisch machen konnte. Noch kennt und liebt er seinen Mendelssohn nicht; noch haben die Juden, die ihm näher gekommen, ihn nicht an Juden erinnert; denn waren es auch nach der Versicherung seines Biographen sogar gelehrtere und gebildete als Mendelssohn selbst zu jener Zeit gewesen, so hätten sie doch ihre Philosophie auf christliche Weise umgeformt. Also nur die ihm ganz fernstehende Masse, das Volk als solches regt ihn durch die schimpfliche Unterdrückung, in der es seufzt, zu einer sehr ernsthaften Betrachtung an, deren Resultat das einaktige Lustspiel, „die Juden“ ist (1749). Wir wollen es versuchen, Lessing's Gedankengang bei dieser ernsthaften Betrachtung zu verfolgen, weil sich daraus für unsere Analyse die psychologische und dramatische Anlage des Stückes ergibt. Er findet den Grund dieser schimpflichen Unterdrückung eines ganzen Volkes in dem Zweifel an dessen Redlichkeit. Ein solcher müsse sich entweder auf die Natur des Volkes oder auf dessen Verhältnisse gründen. Im ersteren Falle setze man es weit unter die Menschheit; das könne nur ein Vorurtheil, das aus Stolz oder Haß fließt – und das ist es eben, was er bekämpft. Stütze man aber die Anklage auf die Verhältnisse, so fiele sie, wo diese wegfallen; sie könne überhaupt nicht mehr die Juden, als solche, treffen, weder ihre Religion noch ihren Stamm, aus welchem, wie Lessing erwägt, einst so viele Helden und Propheten aufgestanden. In dieser psychologischen Consequenz ist nun das Stück aufgebaut. Wir sehen einen Juden, der von den verschlechternden Verhältnissen unberührt ist; vielmehr haben seine menschlich schönen Naturanlagen günstige Umstände entwickelt; Reichthum hat ihm die Möglichkeit verschafft, seinen Geist auszubilden und von allen Anfechtungen gemeiner Erwerbsucht fernzuhalten. So hat er Tugenden erlangt, die man bei ihm als Juden am wenigsten vermuthet; in einem Grade erlangt, der überhaupt kein gewöhnlicher ist. Er liebt die Wissenschaft so leidenschaftlich, daß ihn Bü[ch]er selbst auf Reisen begleiten; er ist zartsinnig, uneigennützig, aufopfernd. Allein das sind nur Tugenden des Menschen; die ausgesprochene Tendenz des Dichters bliebe unerfüllt, wenn er sie nicht als Tugenden des Juden und diesen als einen solchen zeigte. Es ist daher äußerst fein von Lessing charakterisirt, daß er seinen Juden nur von solchen Verhältnissen unabhängig

erscheinen läßt, die den Juden schlecht machen, weil sie den Menschen schlecht machen, nicht von jenen, die den Juden zum Juden machen, noch auch von solchen, die eine unedle Natur allerdings verschlechtern, eine bessere dagegen noch veredeln können. Der Held ist ein gläubiger Jude von strenger Observanz; er ißt kein Schweinefleisch und macht hundert Alfanzereien, wie wir zuletzt vom Diener erfahren. Auch läßt der Dichter ihm gegenüber alle Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit sich aussprechen; mit welcher sein ganzes Volk beurtheilt wird, und zwar nicht vom Pöbel allein, welcher dem blinden Trieb des Hasses folgt, sondern auch vom Gebildeten, den einzelne Erfahrungen bestimmt haben. Wir erkennen dabei, wie ein edler Geist großmüthig verzeiht und würdevoll berichtet, wo ein gemeiner durch Rachsucht und Erbitterung das Vorurtheil nur rechtfertigen könnte. Und doch verschmäht Lessing alle Rühmittel der Sentimentalität. Sein Jude mildert zwar durch Wehmuth den gerechten Abscheu gegen das Vorurtheil – wie könnte er sonst verzeihen? – aber er ist frei und männlich genug, diesen Abscheu nicht zu bergen; er beschämt zwar durch ein scrupulöses Rechtsgefühl die Unehrllichkeit sowol wie die Unbesonnenheit: aber er ist keinen Augenblick unentschlossen, was er bei dem Gegner zu entschuldigen und was er schonungslos zu bekämpfen hat.

Ein großer Fortschritt ist in der scenischen Structur dieses Stückes unverkennbar. Die Fabel ist einheitlicher und zusammenhängender als im „jungen Gelehrten“, aber auch nur als dürftiger Hintergrund für das Bild des Hauptcharakters benutzt; sie erscheint sogar noch viel vernachlässigter, weil sich hier eine wirklich dramatische Handlung hätte herausarbeiten lassen, und Situationen, wie sie im „jungen Gelehrten“ nirgends gegeben sind, aus denen leicht eine interessante Verwickelung und eine sehr natürliche Lösung hervorging: statt dessen ist die Handlung im Momente gelegt, die eben so interesselos als unwahrscheinlich sind, während die Zeichnung der Nebenfiguren gar zu flüchtig und namentlich in den komischen Zügen wenig der Feinheit entspricht, womit der Hauptcharakter ausgeführt ist. Welchen Erfolg das Stück auf der Bühne hatte, und ob ihm die vom Dichter beabsichtigte sittliche Wirkung nicht fehlte, darüber habe ich keine bestimmten Nachrichten auffinden können. Urtheilte das ungelehrte Publicum so wie der gelehrte Recensent Michaelis, der in den Göttingischen Anzeigen bei allen Lobpreisungen des Dichters den redlichen Juden für ein zwar wünschenswerthes, aber unmögliches, unglaubliches Ideal erklärte, dann hatte Lessing Recht, für die Wirkung dieses Lustspiels besorgt zu sein. Lange scheint es sich keinesfalls auf der Bühne behauptet zu haben, obgleich nach den Auführungen, die in der Theatergeschichte verzeichnet sind, später wol noch vereinzelte stattgefunden haben mögen an Orten und unter Umständen, welche sie der weitem Beachtung entzogen. Ich erinnere mich selbst, in früher Jugend eine darauf bezügliche Anekdote in einer Zeitschrift gelesen zu haben: wie nemlich ein Schauspieldirector in einer kleinen Stadt aus Erkenntlichkeit gegen die jüdische Bevölkerung derselben, welche den größten Theil seines Publicums bildete,

Lessing's „Juden“ zur Aufführung gebracht habe; der Versuch sei jedoch übel abgelaufen, denn das jüdische Publicum hätte die judenfeindlichen Aeußerungen im Stück so schlecht verstanden, daß es dasselbe nicht habe zu Ende spielen lassen.

Was übrigens an Lessing's „Juden“ für die große allgemeine Tendenz des Dichters zu klein, zu episodisch und mangelhaft erscheint, liegt nicht allein an der dramatischen Ausführung. Der ganze Entwurf hat eben noch die Hast des Einfalls, der ersten Wallung, die Unruhe, Ungeduld und Unsicherheit des ersten Versuchs, was er dem ethischen Ausgangspunkte nach ist. Mit um so größerer Sorgfalt und Umsicht ist der nächste Versuch durchgeführt, der in dasselbe Jahr fällt, nemlich das fünfactige Lustspiel „*der Freigeist*“, das bedeutendste von Lessing's Jugendwerken. Hier hat dieser seine Tendenz erschöpft, seinen Stoff vollkommen bewältigt. Ja er erscheint als dramatischer Dichter hier schon in dem ganzen Umfang seiner Kräfte. An Gedankenreichthum steht dieses Lustspiel seinen reifsten Dramen nahe; an didaktischem Gehalt möchte es sogar vor dem Nathan von keinem übertroffen werden. Die Charakteristik ist hier in der Gesamtcomposition so scharf, so fein psychologisch, wie wir das früher nur an Hauptfiguren und nur in einzelnen Zügen wahrgenommen; und was den Dialog, den ganzen dramatischen Ausdruck betrifft, so könnte uns dessen Fülle und Energie fast an die Minna von Barnhelm erinnern, wenn nicht ein Werk, das so ganz aus der Reflexion hervorgegangen, schon seiner Natur nach zu weit abstände von einer Gestaltung aus wechselvollem und ereignißreichem Leben. Die Erwägungen, als deren Resultat wir den „Freigeist“ anzusehen haben, grenzen so nahe an jene, die Lessing als den Ursprung seiner „Juden“ bezeichnet, wie Stammesvorurtheile an Standesvorurtheile grenzt. Als einen unversöhnlichen Gegner des letzteren hat sich Lessing in allen Verhältnissen erwiesen; selbst in seinen wissenschaftlichen Streitigkeiten wurde er am bittersten und heftigsten, wo er darauf stieß. Später freilich begegnete es ihm mehr in der Gestalt des Hochmuths und der Ueberhebung; im Freigeist greift er es von Seiten der Ungerechtigkeit an. Allein auch in dieser erscheinen ihm Stolz und Haß vereinigt. „Er sei ein Feind allgemeiner Urtheile über ganze Völker“, läßt er seinen Juden sagen, „da es unter Allen gute sowol wie böse Seelen geben könne“. Dasselbe gilt denn natürlich von jeder Gesammtheit und auch von der Genossenschaft im Stande. Solche allgemeine Urtheile aber fielen dem jungen Lessing nicht nur im Leben überall auf; sehr frühe schon empörte ihn die Unsitte in der dramatischen Literatur, durch Preisgebung eines ganzen Standes dem Vorurtheile der Menge zu schmeicheln. Er kann es seinem nächsten Jugendfreunde Christlob Mylius noch im Grabe nicht vergessen, daß er einmal von einem speculativen Buchhändler sich dergleichen abdringen lassen; und fast um dieselbe Zeit sagt er von einem ähnlichen Stücke: „Nichts kann unbilliger sein, als die Verspottung eines ganzen Standes in der Person eines einzigen, in welcher man die Laster aller Mitglieder zusammenhäuft. Gemeiniglich beschäftigen sich nur mittelmäßige

Köpfe damit, die den Gegenstand ihrer Satyre, so zu reden, von der öffentlichen Straße nehmen müssen und sonst nich[t]s Lächerliches aufzufinden wissen, als was der Pöbel schon ausgepiffen hat.“ Denselben Stand nun, welchen diese Unsitte am unbändigsten in dem Stücke des Schauspielers Krüger getroffen, die Geistlichen, nimmt Lessing in Schutz, und zwar ganz wie die Juden, nicht bloß gegen das Vorurtheil gemeiner Seelen. Je würdiger der Gegner, desto lohnender der Sieg. Dies mag der erste Grund sein, weshalb Lessing die Judenverachtung so nachdrücklich aus dem Munde des gebildeten, humanen Edelmannes zum Ausspruch bringt und den Geistlichenhaß so unerbittlich von einem Jünglinge mit dem besten Herzen, mit den tugendhaftesten Gesinnungen ausgehen läßt. Ein nächster Grund aber liegt wol darin, daß edle Naturen die einzigen sind, die für das Vorurtheil eine scheinbare Berechtigung mitbringen. Dieser einzige Anhalt desselben muß ganz vernichtet werden, um jenes vollkommen zu besiegen. Was könnte bessere Menschen im Vorurtheil bestärken? Einzelne Erfahrungen, die in ihnen Mistrauen oder Leidenschaft erwecken. Mistrauen und Leidenschaft machen auch den Gerechtesten ungerecht; sind also die edlen Träger des Vorurtheils nur von dem einen oder dem andern beherrscht – und sie müssen es sein – so führen sie noch vor dem positiven Beweis gegen das Vorurtheil, der freilich dem psychologischen Dichter nicht erlassen werden kann, schon einen negativen dagegen, der ihn sehr unterstützt, indem daran klar wird, wie leicht auch noch so gegründete Einzelerfahrungen irreleiten. – Gab es nun einen Stand, von welchem sich Lessing selbst überzeugt hatte, wie viele Erfahrungen der Lieblosigkeit und Unduldsamkeit täglich an ihm gemacht würden, so waren es die Geistlichen, und gab es eine Gegnerschaft desselben, die Lessing am berechtigtesten erscheinen mußte, so waren es jene feurigen Wahrheitsforscher, jene unabhängigen Denker, zu welchen er selbst gehörte, die von jener Unduldsamkeit und Lieblosigkeit am meisten zu leiden hatten und mit denen man freilich unter dem gemeinsamen Namen „Freigeister“ auch ihre Affen zusammenwarf: leichtsinnige Vernunftprahler, haltlose, gemeine Verstandesrenommisten.

Eine ruhmwürdigere, oder was für Lessing weit mehr gilt, eine wirksamere Unparteilichkeit konnte er daher nicht bewähren als in diesem Stücke, wo er dem Vorurtheile die Stütze gerade der Erfahrungen entzieht, die er selbst gemacht, und die Ungerechtigkeit auf Seiten derer straft, deren Gesinnungen ihm am nächsten liegen. Dabei wird er auch hier denen zum Lehrer, von denen er lernt, und es ist schwer zu entscheiden, was an diesem seinem Theologenspiegel die glänzendste Seite ist: die Vertheidigung des Standes gegen die Vorwürfe, die dem Einzelnen gemacht werden, oder nur die Vertheidigung des Einzelnen gegen die Vorwürfe, die dem Stand gemacht werden? Wenn Lessing in einem Briefe an seinen Vater diesen Versuch im Tone eines beschwichtigenden Versprechens ankündigt, und daran die Hoffnung knüpft, nachdem er eine Komödie auf die Verächter des geistlichen Standes gemacht, würde der Vater, der diesem Stande angehörte, wol auch vieles von seiner Schärfe gegen die Komödienschreiber fahren lassen, – so

ist damit gerade das am wenigsten ausgesprochen, wofür man es am meisten genommen, nemlich ein gewisses Zugeständniß, eine gewisse Begütigung des väterlichen Vorurtheils, sondern umgekehrt dessen directeste Widerlegung, der männliche Entschluß, auch bei seinem Vater Ungerechtigkeit durch Gerechtigkeit zu entwaffnen.

Vielleicht weil Lessing dieses Mittel der Widerlegung seinem Vater gegenüber zuerst und am tiefsten als das Mittel der Liebe erkennt, weil ihm diese Beweisführung positiver, sicherer erscheint, als die Waffenführung der Satyre, auch wenn beides gleichermaßen im Dienste der Humanität geschieht – gewinnt er in dieser neuen dramatischen Arbeit die eigentliche Dichterkraft, die nur von der Begeisterung, nicht von der Ironie getragen wird. Denn für die Poesie im Allgemeinen gilt der Gegensatz von dem, was Juvenal für die Satyre behauptet: *Si natura negat, facit indignatio versum.*¹ So lange wir in den Lustspielen Lessing's nur die Ironie oder den Unwillen schöpferisch sahen, offenbarte sich uns noch nicht sein poetischer Genius. Hier zum ersten Male zeigt er sich mit aller Frische jugendlichen Empfindens, mit allem Schwung männlicher Gedanken; und wir lernen schon hier jene eigenthümliche Dialektik des Gefühls, jene Weisheit des Herzens kennen, die wir an dem Dichter der Emilia Galotti bewundern. Je seltener nun dieses Lustspiel aus der Reihe der vergessenen Jugendarbeiten Lessing's hervorgehoben wird, desto gerechtfertigter mag es erscheinen, wenn wir hier der Betrachtung desselben einen vielleicht unverhältnißmäßigen Raum geben.

Die Fabel lehnt sich an ein französisches Stück von de Lisle, das 1739 zur Aufführung gekommen: „*Les caprices du coeur et de l'esprit*“. Mit dem zweifelhaften Lächeln des Humors läßt Lessing es dahingestellt sein, inwieweit er hier eine fremde Erfindung benutzt, jedenfalls der Anerkennung sicher, daß er sie auf seine eigene Art benutzt. In der That ist diese Anlehnung nur eine ganz äußerliche. Da die Charakterzeichnung bei Lessing seiner Tendenz nach wie nach der ganzen dramatischen Composition eine grundverschiedene ist, so ergiebt sich die Verschiedenheit der Handlung von selbst. Der Anknüpfungspunkt liegt in dem einzigen Moment, daß zwei Paare, nach dem Grundsatz „Gleiches zu Gleichem“ verlobt, diesen Grundsatz in der Liebe Lügen strafen, weil das Ungleiche sich anzieht. Der Franzose legt Alles in die Darstellung dieses wahlverwandtschaftlichen Processes – eben aus Capricen des Herzens und des Geistes. Für Lessing aber hängt dieses Moment nur äußerlich mit der psychologischen Entwicklung der Charaktere zusammen, welche die Träger seiner Tendenz sind. Zwei Mädchen und zwei Jünglinge stehen sich durch die natürliche Ungleicheit ihres Wesens gegenüber: von den Mädchen ist das eine still, zart, ernst – das andere laut, lebhaft, heiter; von den Jünglingen der eine besonnen, innig, religiös – der andere stürmisch, leidenschaftlich, ungebunden. Die Mädchen trennt das nicht, weil natürliche Verwandtschaft sie zusammenhält – sie sind Schwestern – und die friedliche Häuslichkeit, aus der sie nie herausgetreten, in der sie gleichen Beruf, gleiche Pflichten haben. Die Jünglinge könnte auch eine gewisse

Verwandtschaft zusammenhalten: ihre verwandte tugendhafte Gesinnung; aber die streng scheidenden Bedingungen, Aufgaben, Berufsrichtungen und Erfahrungen des Lebens haben ihre Gegensätze zur Geltung gebracht. Der Religiöse, Theophan, ist Geistlicher; der Ungebundene, Adrast, ein Gegner der positiven Religion und Feind der Religionslehrer. Das erstere kann er aus vorurtheilsfreier, wenn auch noch so irrthümlicher Ansicht geworden sein, das letztere nur aus Vorurtheil; und dieses Vorurtheil stützt sich auf persönlich erlittenes Unrecht, persönlich erfahrene Täuschung. Priester haben ihm Unglück gebracht, ihn verfolgt, gedrückt, wie nahe sie auch durch das Blut mit ihm verbunden gewesen; er will Tausende dieses Standes gesehen haben, die unter der Larve der Heiligkeit betrogen. Diesen Stand nun haßt er, oder, wie er sich beredet, flieht er in Theophan. Aber er trifft mit ihm in Beziehungen zusammen, die zur Freundschaft herausfordern. Er soll sein Schwager werden. Beide haben sich um jene Schwestern beworben, deren Gegensätze nun auch in ihren Neigungen hervortreten. Denn indem jede das gerecht beurtheilt, was sie unparteiisch beurtheilen darf, nimmt sie für das Gegensätzliche mit ihrem Herzen Partei nach einem gewiß richtigen Seelengesetz, daß weibliche Würdigung so oft zur weiblichen Neigung wird. Daraus erfolgt denn, daß der Vater der beiden Mädchen (wie ihn Lessing selbst im ersten Entwurfe charakterisirt: unentschlossen, ohne Grundsätze, bald dem Einen, bald dem Andern Recht gebend, ohne zu wissen warum) daß dieser Vater sich mit seiner oberflächlichen Verbindung des Gleichartigen verrechnet hat. Alle diese Thatsachen entwickelt die meisterhafte Exposition in ein paar Scenen. Auch Adrast seinerseits liebt die sanfte, sinnige Juliane, nicht seine Braut, während dieser, der lebhaften Henriette, sich die Neigung Theophan's zuwendet, nur daß dieselbe, seinem Charakter gemäß, langsamer hervortritt. Zu dem Standesvorurtheil Adrast's gegen Theophan kommt also noch das Gefühl einer unglücklichen Liebe, woran Theophan als Nebenbuhler schuld ist – zwei Dinge, wie Theophan sich zuletzt äußert, deren eines schon hinreicht, einen Mann zu etwas ganz Andern zu machen, als er ist. Theophan hat gleich in der ersten Scene Alles aufgeboten, um Adrast zu versöhnen, aber vergebens; umsonst hat er allen Zuspruch eines liebevollen Gemüthes, umsonst alle Vorstellungen einer unwiderstehlichen Logik erschöpft, Adrast zur Freundlichkeit, zum Vertrauen umzustimmen, ja, ihm nur eine unbestochene Prüfung abzugewinnen. „Der Schleicher! der blöde Verleugner seines Verstandes!“ ruft ihm Adrast nach. Aber dieser geräth in Verwickelungen, welche T[h]eophan Gelegenheit geben, noch weiter zu gehen, allen Zartsinn der Freundschaft, alle Großmuth der Liebe an ihm zu bewähren. Adrast's Diener bringt die bestürzende Nachricht, daß ein Gläubiger seines Herrn eingetroffen, von diesem eine Wechselschuld einzuziehen, die er zu zahlen außer Stande ist. Die Figur des Dieners, welcher die misverstandene Freigeisterei seines Herrn nachäfft, hebt sich hier zuerst ganz individuell von dem damaligen Bediententypus in der Komödie ab. Nur an einer Stelle kommt der in diesen Typus versteckte Hanswurst wieder zum Vorschein: bei dem kindischen Scherz,

mit welchem das Kammermädchen den frech renommirenden Kerl straft. Als der sich nehmlich vermißt, den Teufel abzuschwören – „er wolle gleich erblinden, wenn ein Teufel ist“ – hält ihm Lisette die Augen zu, und der schwachegeistige Tropf glaubt in seiner abergläubischen Angst, wirklich blind geworden zu sein. Ein Scherz, der sich vielleicht etwas natürlicher durch Auslöschen eines Lichtes hätte gestalten lassen. Außer dieser Stelle aber ist die ganze Komik dieser Bedientenfigur eine so frische, lebendige, und wenig fehlte, daß sich dieselbe als Genrebild neben Riccaut de la Marliniere stellen dürfte. Wie charakteristisch ist z. B. die Schlußscene des ersten Actes, wo dieser Diener in roher Folgerung aus der Unkirchlichkeit seines Herrn als etwas, was sich von selbst verstände, einen falschen Schwur anrath! Adrast ist ohnehin verletzt durch die gemeine Parodie der Freidenkerei; „ein ehrlicher Mann möchte einen Ekel davor bekommen, Freigeist zu sein, wenn er sieht, wie jeder Lump es sein will.“ Aber gegen diesen Abscheu einer bessern Natur vor dem Misbrauch ihres Beispiels bezeichnet die volksthümliche Logik des Dieners sehr treffend die Gefahren eines solchen Beispiels, dessen Misbrauch unausbleiblich ist. „Da geht er, der barmherzige Schlucker!“ spottet Johann nach – „das Maul ist groß genug an ihm; aber wenn es dazu kömmt, daß er das, was er glaubt, mit Thaten beweisen soll, da zittert das alte Weib! Wohl dem, der nach seiner Ueberzeugung auch leben kann! So hat er doch noch etwas davon.“ –

Der Gläubiger Adrast's ist, ohne daß es dieser geahnt, ein Vetter Theophan's, und halb und halb einer von denen, die geeignet sind, sein Vorurtheil gegen die positive Religion selbst zu nähren. Er will gegen Adrast nachsichtslos verfahren, womit er, wie er es nicht allein weiß, sondern auch beabsichtigt, dessen Credit vernichten, ja sogar dessen Heirath rückgängig machen kann, und Alles das nicht um des Geldes willen, sondern um dem spöttischen Freigeiste, der an das künftige Leben nicht glaubt, das gegenwärtige ein wenig sauer zu machen und ihn nebenbei durch diese Grausamkeit zu bekehren. Theophan verhindert das durch die Vorstellung, damit würde nur das Gegentheil erreicht, und bringt endlich seinen Vetter dahin, daß dieser ihm die Wechsel überläßt, so gut wie zum Geschenke macht. Nun will Theophan sie in Adrast's Hände legen, und als dieser das Geschenk nicht annimmt, zerreißt er sie. Aber statt den Feind damit zu rühren, erbittert er ihn. Adrast sagt in seinem eigensinnigen Argwohn: „Entweder will er mich beschämen oder gewinnen; keines soll ihm gelingen.“ Im weiteren Verlaufe entwickelt sich das Verhältniß Adrast's zu den Schwestern. Die Hauptscene im vierten Act zwischen Adrast und Juliane bringt das dramatische und sittliche Interesse des Stückes auf den Höhepunkt. Die muthwillige Henriette hat sein leidenschaftliches Geständniß belauscht und führt Theophan herbei. Adrast wiederholt herausfordernd gegen diesen das Geständniß; allein Theophan hört auch als Nebenbuhler nicht auf mild und besonnen zu sein. Es wird ihm das freilich leicht; er lodert nicht in Eifersucht auf, ist vielmehr im besten Zuge, auch sein Herz gegen Adrast zu eröffnen, der sich aber dem mit schnöder Verachtung

entzieht. Noch einmal steigert Theophan seine freundschaftliche Aufopferung, indem er ohne Adrast's Wissen bei einem Wechsler, von welchem dieser Geld aufnehmen will, ihm nur durch seine Verbürgung den gesunkenen Credit herstellt. Adrast erfährt es und weist auch dies trotzig zurück. Jemehr Beleidigungen er auf Theophan häuft, desto mistrauischer macht ihn dessen Gelassenheit. Endlich da Theophan über diese unwürdige Behandlung doch die Geduld verliert, und gleichwol in seiner Sinnesart wie in seinem Verfahren sich treu bleibt; ja als sogar Theophan's Großmuth und Entsagung in seiner Liebe zu Henriette eine natürliche Erklärung findet, muß Adrast an dessen Ehrlichkeit glauben, und ist beschämt – würde ich sagen, wenn nicht Lessing selbst sich gegen eine solche Bezeichnung ausgesprochen hätte, nemlich bei Gelegenheit der Aufführung des „Freigeist“ in Hamburg, wo das Stück zum Unterschiede von dem gleichnamigen Brawe's unter dem Titel „der beschämte Freigeist“ gegeben wurde. Eigentlich könne man wol nicht sagen, meint Lessing, daß der beschämt würde, der sich bessert.

Hiermit wären wir nun gleichzeitig zum Abschlusse der ersten Periode in Lessing's productiver Thätigkeit für das Theater wie zum Beginne seines dramaturgischen Wirkens gelangt. Vorbereitet hatte er dieses in Leipzig durch die unmittelbare Anschauung der Bühne, in Berlin mehr durch wissenschaftliches Eingehen in die dramatische Literatur aller Völker. Es hing das letztere mit der ganzen theoretisirenden, theils philosophischen, theils philologischen Richtung zusammen, die er in Berlin durch persönliche wie durch literarische Beziehungen erhielt, durch selbstgewählte sowol wie durch äußerlich gegebene Beschäftigungen. Wenn in Leipzig Lessing's künstlerischer Gestaltungstrieb erwacht war, so bildete sich in Berlin unter solchen Einflüssen sein größtes Talent, das der kritischen Analyse in Wissenschaft und Kunst. Aber sowie beides bei ihm auf psychologischer Grundlage zusammentrifft, so ist auch beides zunächst auf das Theater gerichtet. Kurz nachdem er seinen „Freigeist“ vollendet, verband er sich mit Mylius zur Herausgabe einer Vierteljahrsschrift: „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters“. Dramatische Dichter sowol wie Schauspieler sollten daraus Belehrung und Anleitung erhalten. Die Aufgabe wurde dahin gestellt: für diejenigen, die zu ihrer Arbeit oder zur Verbesserung ihres Geschmacks noch Vorschriften nöthig hätten, Alles aufzusuchen, was sowol alte als neue, sowol einheimische als ausländische Kunstrichter von der Einrichtung der Schauspiele geschrieben, freilich mit Ausschluß der Anfangsgründe, nur auf die wichtigsten Elemente und Bedingungen der dramatischen Kunst eingehend. An solche Abhandlungen Anderer wollten die Herausgeber ihre eigenen Erörterungen anknüpfen, und nach den Principien, die sich so aus Theorie und Beispiel feststellten, die dramatischen Novitäten beurtheilen, ohne Bitterkeit, ohne Eingenommenheit, jedoch bei überwiegender Rücksicht auf das Anerkennenswerthe mit strenger Prüfung der Kräfte, die sich dem dramatischen Berufe widmeten, damit dieser nicht als eine Kleinigkeit erscheine, als eine Arbeit, der jeder gewachsen sei. Für

solche Talente aber, die nur durch Muster aufgemuntert zu werden brauchten, sollten diese in Uebersetzungen aus dem Griechischen, Lateinischen, Französischen, Italienischen, Englischen, Spanischen und Holländischen gegeben werden. Im Betreff der „neueren Ausländer“ ist das Augenmerk der Herausgeber hauptsächlich auf das englische und spanische Theater gerichtet; Shakespeare ist vornan genannt. Noch ist die Stellung gegen Gottsched eine sehr schüchterne; aber bei aller Höflichkeit, mit welcher der vielbelesene und berühmte Professor hier noch behandelt wird, erkennt man bereits Lessing's Standpunkt gegen das französirende Theater. Die Franzosen, meint er, wären die Einzigen, welche die deutsche Bühne sich zu eigen gemacht: dadurch aber habe sie eine Einförmigkeit erhalten, der auf alle Weise entgegen gearbeitet werden müsse.

Die mangelhafte und bald unterbrochene Ausführung dieses großen Planes war eine Folge der nicht allein schwachen, sondern auch störenden Mitwirkung von Mylius. Lessing's Beiträge zeigen, wie ernstlich er seinestheils an der Erfüllung des Versprechens arbeitete, allen Fleiß vorzugsweise auf das griechische und römische Drama zu wenden – nicht allein in Uebersetzungen, sondern auch in Abhandlungen. In den vier erschienenen Stücken dieser Zeitschrift beschäftigt sich Lessing fast ausschließlich mit Plautus. Er bringt eine Abhandlung über dessen Leben und Werke, eine Uebersetzung der „Gefangenen“ und eine ausführliche Kritik dieser Comödie, wie wir denn als eine Frucht seiner Beschäftigung mit Plautus auch die Bearbeitung des Trinummus erkennen, in Lessing's einactigem Lustspiel „der Schatz“. Man hat auf dieses letztere als eines der hervorragendsten von Lessing's Jugendstücken hingewiesen; für uns nimmt es diese Stelle nur unter seinen dramaturgischen, nicht unter seinen poetischen Versuchen ein. Es ist unstreitig ein kleines Musterwerk von Erneuerung eines antiken Lustspiels. Allein wie selbstständig auch Lessing den Plautinischen Stoff verwendet, wie sehr es ihm gelungen ist, das eigentlich dramatische Element des Trinummus in einen Act zu concentriren: über das specielle Interesse an Plautinischer Komik vermögen wir doch nicht dabei hinauszukommen. Und wenn man neuerdings versucht hat, den „Schatz“ als einen unmittelbaren Ausdruck Lessing'schen Geistes hervorzuheben, so können wir unsererseits das nur als Misgriff bezeichnen, auch ohne uns auf den Erfolg zu stützen, den solche Versuche bis jetzt gefunden haben.

III.

Mit den „Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters“ gab Lessing nur den Versuch auf, sein dramaturgisches Unternehmen in Gemeinschaft mit Mylius durchzuführen, der sich bald genug so unfähig als hindernd dabei erwiesen hatte. Auf das Unternehmen selbst kam er nach drei Jahren zurück, soweit auch seine Beschäftigung in der Zwischenzeit ihn davon abgelenkt zu haben schien.

Denn kein Wechsel in Lessing's Studien entfernt ihn auch nur einen Schritt von jener psychologischen Richtung, in der seine wissenschaftlichen und sittlichen Intentionen immer wieder zusammentreffen. Alle Wandlungen in seiner schriftstellerischen Thätigkeit, so plötzlich sie eintreten, so oft sie kaum Begonnenes zu unterbrechen scheinen, sind nur nothwendige Consequenzen eines und desselben Princips, gesteigerte Uebungen derselben Kraft, Erweiterungen derselben geistigen Arbeit. Er hatte in Berlin nur eben angefangen, die Fülle von Anschauungen und Erfahrungen zu verarbeiten, mit denen der dortige Aufenthalt, wie wir bemerkten, seine dramatische Dichtung so wol als seine dramatische Theorie bereicherte – da drängten ihn schon wieder äußere Anlässe oder vielleicht mehr noch ein Bedürfniß innerer Sammlung in ein akademisches Stillleben zurück. Er suchte es in Wittenberg. Allein der philologische Fleiß, welchem wir ihn jetzt und zunächst hingegeben sehen – wenn er auch nicht dem in Berlin verfolgten Theaterzwecke dient – ist doch nur eine Weiteranwendung derselben Mittel, deren sich Lessing zu diesem Zwecke zu versichern gesucht. Hatte er in den oben genannten „Beiträgen z. H. u. A. d. Th.“ einmal an der reinsten Quelle römischen Dichtergeistes gestanden, so schöpfte er jetzt nicht allein für sich selbst daraus weiter, sondern es lag ihm nahe, anmaßende Stümper, welche diese Quelle für den Genuß der Nation trübten, zurückzuseuchen. Einem solchen kritischen Gemeingefühl haben wir jenes köstliche „Vademecum für den Pastor Lange“ zu danken, das auch von unserem Gesichtspunkte bemerkenswerth ist als ein nicht bloß in jener Zeit, sondern überhaupt in seiner Art einziges Beispiel einer Gelehrtenrede, in der jedes Wort Action ist, einer Schriftsprache, die nicht sowol geschrieben als gesprochen scheint, so vernehmlich lebendig, daß wir keine Schriftzüge zu sehen, sondern Athemzüge zu hören glauben. – Wenn wir Lessing ferner mit der Uebersetzung eines ganz absonderlichen anthropologischen Werkes aus dem Spanischen beschäftigt finden, so haben wir uns nur zu erinnern, daß er bei der ersten Ankündigung seiner dramaturgischen Thätigkeit unter den Neuern die Spanier neben den Engländern als die wichtigsten bezeichnet, auf die er sein Augenmerk richte; und es ist kaum zu bezweifeln, daß ihn bei dieser Arbeit ebensowohl das philologische Interesse geleitet, wie ihn das psychologische gereizt hatte. Bleibt er hier also wissenschaftlich und künstlerisch in demselben Zuge, der in Berlin seine theatralischen Arbeiten gefördert, so giebt auch sein sittlicher Antheil an den neuen Beschäftigungen sich durch denselben Gerechtigkeitszug zu erkennen, welcher die „Juden“ und den „Freigeist“ zu Lessing's ersten dramatischen Großthaten im Dienste der Humanität erhebt. Und was an Lessing so menschlich schön ist, daß er überall auf das Nächste eingeht, bewährt sich auch in Wittenberg dadurch, daß hier wie in Berlin die Ortsbeziehungen ihn nach dieser Seite hin zu ernsthafter Betrachtung anregen; obgleich der Unterschied zwischen den beiderseitigen Ortsbeziehungen so groß ist, als er nur immer zwischen Hofluft und Bücherluft, zwischen Gegenwart und Vergangenheit sein konnte. In Berlin hatte Lessing die widersprechenden Themen, Verfolgung

und Freigeisterei, die er in jenen beiden Lustspielen so unmittelbar neben und nach einander behandelte, aus dem unmittelbaren gemeinsamen Eindrucke beider in der Residenzluft genommen. Wer etwa noch daran zweifeln wollte, dem braucht man nur einen Brief vorzuhalten, welchen Lessing noch im Jahre 1769 aus Hamburg an Nikolai geschrieben. Er finde, heißt es darin, keinen Ort in Europa, an welchem mehr Unterdrückung sei, als in Berlin; man solle ihm nur nichts von Berlinischer Freiheit sagen, sie reducire sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen, als man wolle; und dieser Freiheit sich zu bedienen, fährt Lessing fort, muß der rechtliche Mann sich schämen. Wer hört hier nicht den Verfasser des „Freigeistes“ sprechen? Wie nun in Berlin dieser Gerechtigkeitszug Lessing's durch den großen Friedrich herausgefordert wird, den Ortshelden der Gegenwart, – so in Wittenberg durch den Ortshelden der Vergangenheit, durch Luther. Das hebt weder seine Bewunderung des Einen, noch seine Begeisterung für den Andern auf. An Friedrich's glänzenden Eigenschaften läßt er sich durch nichts, auch nicht als Sachse durch Particularpatriotismus irre machen, und Luther verehrt er nach seinem eigenen Geständnisse bis zur Gefahr, ihn zu vergöttern. Allein er hat es mit dem Vorurtheil zu thun. Was er in Berlin im Leben bekämpfte, bekämpft er in Wittenberg in der Geschichte. Rücksichtslos geht er Luthern auf den Spuren der Unduldsamkeit nach – zur Rettung der Verfolgten, wenn auch nur im Urtheil der Gegenwart. Damit beginnt er jene sogenannten „*Rettungen*“, ein Werk, welchem er selbst in edlem Stolze das Lob der Weltklugheit abspricht; denn er habe lauter Todte vertheidigt, die es ihm nicht danken könnten, gegen lauter Lebende, die ihm ein sauer Gesicht machen würden. – Es wird nun wol keines weiteren Nachweises bedürfen, daß der Gewinn dieser drei Jahre, die zwischen der ersten dramaturgischen Zeitschrift und der „*theatralischen Bibliothek*“ Lessing's liegen, auch für uns, die wir hier nur dem Dramatiker auf seinem Bildungsgange folgen, von höchster Wichtigkeit ist. Mit der „*theatralischen Bibliothek*“ erneute und ergänzte er 1754 in Berlin jene frühere Zeitschrift, unabhängiger, weil auf sich allein angewiesen, sicherer, weil er für keine fremden Misgriffe mehr einzustehen hatte, sonst aber von gleichem Standpunkte, mit gleicher historisch-kritischer Tendenz, nur daß für diese der Plan bedeutend eingeengt wurde. Er reducirte nemlich die Kritik auf das Historische und Fremde, wobei sie sich allein auf das Epochemachende beschränkte; den einheimischen Dichterproductionen wie den Bühnenleistungen der Gegenwart wich er aus. Damit nahm er freilich jener ersten Aufgabe selbst die epochemachende Bedeutung, die wenigstens in dem ursprünglichen Plane gelegen. Aber es war diese einer höheren Aufgabe vorbehalten, die Lessing sich zu gleicher Zeit stellte. Die „*theat. Bibl.*“ setzte allerdings auf diese Weise mehr die Beiträge zur *Historie* als die zur *Aufnahme* des Theaters fort; allein letztere suchte Lessing wieder durch unmittelbare Bethheiligung an demselben zu fördern. Er wollte eben nicht den Kunstrichter da spielen, wo er selbst wieder, und zwar mit größerem Kraftaufwand als jemals, die Ausübung

der Kunst in die Hand nahm. So tritt in unserem Interesse die „*theat. Bibl.*“ Lessing's gegen seine gleichzeitigen poetischen Versuche zurück. Sie ist uns auch nur wegen des Materials wichtig, das Lessing für seine theoretischen Grundlagen benutzte, nicht wegen dieser selbst, die hier weit weniger als in seinen dramatischen Dichtungen zur Anschauung kommen. Jenes Material aber, mit welchem Lessing vorzugsweise seine „*theatralische Bibliothek*“ bereichert, ist theils dem englischen Drama, theils überhaupt den Elementen der englischen Poesie entnommen, insofern sie Lebenswahrheit als Gegensatz gegen den französischen Regelzwang und das natürliche Pathos gegen die hohle Oratorik der Franzosen zur Geltung bringen. Aus diesen Gegensätzen entwickelte Lessing seine Theorie des Trauerspiels oder vielmehr erläuterte er sie. Denn sie hatte sich im Grunde aus derselben psychologischen Tendenz ergeben, aus demselben Studium des Reinmenschlichen, das für Lessing von vornherein die Aufgabe aller Poesie ist; und sein Uebergang vom Lustspiel zum Trauerspiel ist nur ein Schritt weiter von dem Uebergange, den er innerhalb der Comödie selbst gemacht – nemlich von der satyrischen Beobachtung zur ernsthaften Betrachtung: es ist eben der Schritt von der Betrachtung zur Mitempfindung, von der Anschauung zur Mitleidenschaft. Nun gab die englische Dichtung ihm Beispiele für seine Theorie und diesen Beispielen schloß sich sein eigenes an, das erste dieser Art in Deutschland für die reinmenschlichen Beziehungen der Tragödie – seine „*Miß Sara Sampson*“. (1755.) Der poetische Gesichtspunkt ist hier ein ungleich höherer und allgemeinerer, als in jenen Beispielen; die Behandlung, die Sphäre, ja die Charakteristik eine denselben sehr entsprechende, theils weil sie den Sympathien der Zeit und der Nation am meisten entsprechen, theils weil Lessing in der Charakteristik sich hier auf einem ihm noch fremden Gebiete bewegt, auf welchem er sich von fremder Erfahrung muß leiten lassen, statt der seinigen zu folgen. Wenn ich auf den Zeitgeschmack hinweise, so ist dabei zu bedenken, daß Lessing auch da, wo er weit über denselben steht, ihn noch nicht immer verläßt, und zwar nicht sowol aus Rücksicht auf denselben, als aus Vorsicht gegen sich. Lessing will eben nicht das Neue, sondern das Bessere; und zur Feststellung des Besseren bedarf es der Prüfung. Daher knüpft Lessing am liebsten an solche Neuerungen an, die sich in irgend einer Weise schon erprobt, wenn auch nur um über sie hinauszugehen. Wie er nun in seiner *Miß Sara Sampson* an eine bestimmte Formneuerung des englischen Dramas anknüpfte, so behielt er auch den Namen bei, den diese Neuerung der Sphäre gemäß, in welche sie das Trauerspiel versetzt, bereits erhalten hatte: „*bürgerlich Trauerspiel*“, obgleich es sich bei ihm keineswegs um die Concurrenz des bürgerlichen Heldenthums mit dem fürstlichen handelte, sondern vielmehr um einen Gegensatz gegen alles Heldenthümliche durch das Reinmenschliche. Ein solcher Gegensatz konnte aber unter den einmal gegebenen Verhältnissen nicht besser zur Erscheinung kommen, als indem das Menschliche so auf das Familieninteresse gestellt wurde, wie das Heldenthümliche sich auf das Staatsinteresse stützte. „*Miß Sara Sampson*“ war also

in Deutschland das erste Muster einer Familientragödie, gegenüber der Helden- und Staatsaction, und damit hatte Lessing seine erste psychologische Eroberung auf dem Gebiete des deutschen Dramas gemacht. Der Umschwung, welchen dieses Werk in allen Verhältnissen der Bühne hervorrief, war unausbleiblich in einer Zeit, wo alles dem Cultus der Empfindung verfiel, wo die rührselige Sittenlehre Richardson's alle Gemüther beherrschte. Lessing selbst dachte damals bei dem bloßen Namen Grandison an eine Kunst, „welche ihre größte Stärke angewendet habe, das menschliche Herz auf allen Seiten zu rühren, um es durch diese Rührungen zu bessern.“ Dieselbe Kunst hat Lessing in seiner Miß Sara Sampson aufgeboden, denselben didaktischen Standpunkt nimmt er in dieser Tragödie ein, womit er eben als Sittenlehrer wie als Künstler alle Irrthümer und Schwächen erfahren muß, welche die Folgen eines solchen Empfindungscultus sind. Ein Glück, daß er sie an sich selbst erfahren. Dessen bedurfte es nur bei Lessing, um sie desto sicherer auch in der Nation zu überwinden. Wol hatte Schink, der, wie alle Zeitgenossen, die Miß Sara Sampson unendlich überschätzte, ein Recht, daran zu loben: „zum ersten Male habe hier ein Deutscher in der Tragödie das Buch der Leidenschaften aufgeschlagen“. Mir scheinen diese Worte am bezeichnendsten für die Schwächen des Stückes. Das Buch der Leidenschaften hat Lessing hier aufgeschlagen – in *das Leben* der Leidenschaften hat er uns nicht versetzt; denn er hatte es selbst noch zu wenig beobachtet. Ersteres dagegen hat er gründlich studirt, in der Schule der Alten sowol wie bei den Engländern. Wenn daher auch in der Miß Sara Sampson hier und da Glossen aus Lessing's persönlicher Erfahrung eingezeichnet sind, so sind diese *Glossen* aber auch das einzige Lessing'sche darin: der *Text* der Leidenschaft ist ein übertragener. Nur wer das, was in den männlichen Werken Lessing's Reichthum ist, für Armuth nimmt, kann seine Armuth in der Miß Sara Sampson für Reichthum nehmen. Man hüte sich überhaupt, das, was Lessing, dem Manne, nicht eigen ist, für einen Jugendvorzug bei ihm anzusehen. Lessing's Jünglingstugenden zeigen sich alle entweder schon als entschieden männliche, oder sie bleiben auch Vorzüge des Mannes. Was bei ihm mit dem Jüngling der Mann nicht mehr gemein hat, ist eben nur die Schwäche des Erstern. Wer sich daher versucht sieht, in der Miß Sara Sampson den breiten Redestrom der Empfindung zu bewundern, der achte genau auf die entgegengesetzten Eigenthümlichkeiten Lessing's, auch in seinen Jugendwerken, und er wird in Allem eine Entfernung vom Lessing'schen Geiste finden, was nicht zu jener Gedrängtheit und Knappheit hinführt, die Goethe so treffend hervorhebt. Lessing war es in Miß Sara Sampson darum zu thun, das Pathos gegen die Oratorik wirken zu lassen; aber einerseits ließ er sich selbst dabei von der allgemeinen Empfindsamkeit zu weit hinreißen und andererseits war er viel zu sehr auf den schauspielerischen Ausdruck der Empfindung bedacht. Eine Folge von beidem war, daß er an die Stelle des *Rhetorischen* nur das *Pathetische* setzte, wenn es nehmlich erlaubt ist, das Wort in einem Sinne zu gebrauchen, welcher das Verhältniß des *Pathetischen* zum *Pathos* für analog dem des *Sentimentalen*

zur Empfindung annimmt. Daß er auf das Theatralische eher zu viel als zu wenig Rücksicht genommen, mußte Lessing selbst gegen Mendelssohn erklären: er habe dem Schauspieler jene Verfassung des Geistes erleichtern wollen, auf welche gewisse Veränderungen des Körpers von selbst ohne sein Zuthun erfolgen; denn wer dem Schauspieler diese Verfassung am meisten erleichtere, befördere dessen Spiel am meisten; nun würde sie aber nicht dann erleichtert, wenn man den ganzen Affect, der zur Erscheinung kommen soll, in wenigen Worten fasse, sondern jemehr sie ihn zergliedere, je verschiedener die Seiten sind, auf welchen sie ihn zeigen, desto unmerklicher gerathe der Schauspieler selbst darein. Inwiefern Lessing seine dramaturgische Absicht damit erreicht, ist nicht zu bemessen; die poetische hat er damit verfehlt. Die Poesie ist nur eine Gedankensprache, keine Geberdensprache. Die letztere soll zur Erläuterung der ersteren dienen, aber nicht umgekehrt. Wenn die Poesie Empfindungen ausspricht, so überträgt sie eben das Körperliche daraus ins Geistige; sie giebt das, was sich in Gedanken übersetzen läßt. Soll sie umgekehrt dabei das Geistige ins Körperliche übertragen, dann bleiben ihr nur Empfindungslaute. Damit beginnt freilich die Geberdensprache, hört aber auch die Gedankensprache auf. Die allzugroße Rücksicht auf die Bühnenaction brachte Lessing in der Miß Sara Sampson um die Action der Poesie. Weil aller Nachdruck der Leidenschaft in Worte gelegt ist, fehlt er der Handlung, für deren Hauptmomente nun die alten Bühnenrequisite, Gift und Dolch, benutzt sind. Weil die Empfindung redet, handelt sie nicht; weil sie so lange redet, bis sie den Spielenden in Bewegung bringt, geht sie weit über die Bewegung des Gespielten hinaus; sie wird, mit einem Worte, das Lessing selbst schon damals, wenn auch nicht in seiner ganzen Schwere gebrauchte, sie wird schwatzhaft. Und weil die Charaktere nicht in der Action zur Geltung kommen, können auch die Motiven nicht fest und sicher sein. So ist die böse Marwood zu einer rein theatralischen Figur geworden, während sie in Wahrheit ein medeischer Charakter hätte werden können – nur nicht in dem Sinne von Gervinus, dem hier in schielender Analogie zur Emilie Galotti einfällt, es handele sich um das Modernisiren eines antiken Charakters. Ich meine, ein medeischer Charakter nach den Motiven, welche Euripides seiner Medea gegeben. Dann freilich hätte eine wirkliche, weil berechtigte, Leidenschaft an ihr das psychologische Interesse erregt; dann hätte aber auch nicht das reumüthige, schmachtende Mädchen, sondern das in seiner Liebe wie in seiner Ehre tiefgekränkte Weib die dramatische Handlung beherrscht. Und in der That ist die beste Scene des Stücks die im vierten Acte zwischen Marwood und Sara ganz danach angelegt; aber Richardson'sche Empfindsamkeit, und Richardson'sche Sittenlehre fahren dazwischen und Marwood's Charakter ist so schwankend, so getheilt zwischen Wahrheit und Schein, daß ein vortrefflicher Forscher wie Danzel gar auf die Meinung kommen konnte, sie wolle bei den Worten „sieh in mir eine neue Medea“ die Medea nur spielen, was doch gewiß nicht in Lessing's Intention gelegen, da nur Eine, die es wirklich ist, mit Gift und Dolch so umgehen kann. Was aber soll endlich unsere

Kritik der Miß Sara Sampson beweisen? Sie soll beweisen, daß Niemand mehr das Recht hatte als Lessing, wenn er in den Literaturbriefen aussprach: „Die Jahre der Jugend sind die Jahre nicht, von welchen wir tragische Meisterstücke erwarten dürfen; alles was auch der beste Kopf in dieser Gattung unter dem dreißigsten Jahre leisten kann, sind Versuche.“ Mochte Lessing auch später seinem Bruder rathen, es eher mit einer Tragödie als mit einer Comödie zu versuchen, weil man eher lerne, was Glück und Unglück als was sittlich und unsittlich, was anständig und lächerlich sei – so hat er die letztere Behauptung am wenigsten durch sein Beispiel erwiesen, wol aber in der Emilia Galotti den schlagendsten Beweis gegeben, welcher Reife des Alters, welcher lang erprobten Sicherheit des Urtheils, welcher allseitigen Erfahrung und Bildung es bedarf, um in der Tragödie nur das auszuführen, was man als Jüngling schon mit klarem Bewußtsein erstrebt. Bei dem Rathe, welchen Lessing seinem Bruder giebt, hat er übrigens wol nur die Wirkung im Auge: „es sei leichter, zum Mitleiden zu bewegen, als zum Lachen zu bringen.“ Und dies hat der außerordentliche Erfolg der Miß Sara Sampson gegen alle seine früheren Werke glänzend bestätigt.

Lessing fühlte bald selbst im Beginne dieser zweiten Periode seines dramatischen Schaffens, daß ihn die literarischen Eindrücke schon allzulange wieder beherrscht hätten. Er eilte nach Leipzig, sie mit unmittelbaren Theatereindrücken zu vertauschen. Neue Kunstbeziehungen, neue Lebensverhältnisse eröffneten sich ihm. Freudig ergriff er die Gelegenheit, einen reichen Leipziger auf Reisen zu begleiten, gelangte aber nur bis nach Holland, als ihn die Wirren des Krieges wieder zurücktrieben. Allein aus den Ereignissen dieses Krieges selbst, besonders durch kriegerische Freunde, vor allen durch Kleist angeregt, gewinnt er Anschauungen, mit denen er seine Poesie, um mit Goethe zu reden, „aus der bürgerlichen und literarischen Welt in eine höhere und bedeutendere“ hinüberleitete. Er ließ, von den partikularen und persönlichen Interessen des Krieges unberührt, nur die Fülle seiner Erscheinungen, das große Spiel menschlicher Kräfte, das dabei entfaltet wurde, auf sich wirken. Das Auflodern nationaler Thatbegeisterung, die Opferfreudigkeit des Heroismus ergriff seine ganze Seele; und in dem einactigen Trauerspiele „Philotas“ brachte er diese ersten ideellen Anschauungen mit einer Energie und Erhabenheit zum Ausspruch, die das kleine Stück zu einem dramatischen Hymnus machen. Hier zeigt Lessing, daß ihm da, wo er wirklich an das Antike anknüpft, auch nichts am Modernisiren gelegen ist. Hier versetzt er sich ganz auf den Boden des Alterthums, weil er für eine poetische Abstraction des Heroismus im kriegerischen Geiste des Alterthums die leichteste Vermittelung mit dem Reinmenschlichen findet. In rascher Entwicklung bildet er hier aus diesem Geiste ein hochtragisches Moment. Philotas, ein Königssohn, ein Jüngling, kaum dem Knabenalter entwachsen, hat im stürmischen Thatendrange von seinem Vater sich die Erlaubniß erbeten, am Kriege theilzunehmen. Er stürzt sich in das Gewühl des Kampfes und wird gefangen. Neben dem Schmerz über die Schmach der Gefangenschaft bringt ihn der Gedanke zur Verzweiflung, daß sein Vater, um

ihn zu befreien, auf ebenso schimpfliche als nachtheilige Bedingungen eingehen könnte. Aber seines Vaters Feind, der König Aridäus, behandelt ihn nicht wie einen Gefangenen, sondern wie einen lieben Gast. Von diesem Könige erfährt Philotas, daß denselben ein gleiches Loos getroffen wie seinen Vater. Auch des Königs Aridäus Sohn ward gefangen. Von der Freude, seinen Vater gegen die besorgten Nachtheile sicher zu wissen, geht der heldenmüthige Jüngling rasch zu dem Entschlusse über, den König Aridäus in dieselbe Lage zu bringen, in welcher er seinen Vater geglaubt, und durch seinen Tod den Nachtheil des Feindes, den Nutzen des Vaterlandes zu erringen. Diese Entwicklung malt uns eine Sprache, bei welcher wir mehr Gelegenheit haben, als bei dem Gefühlsergüsse der Miß Sara Sampson, Lessing's jugendlichen Redeschwung zu bewundern.

Allein bei poetischer Abstraction des Krieges konnte Lessing so wenig bleiben, wie im poetischen Kriegsrausch. Beides überließ er Wieland und den preussischen Ehrensängern. Er wollte auch vom Kriegstheater unmittelbare Eindrücke statt einseitig ideeller Anregungen und riß sich von dem Standpunkte patriotischer Begeisterung los, der nur in Gemeinschaft mit patriotischen Vorurtheilen zu behaupten war, um allen Strömungen des Nationallebens zu folgen. Darin lag die Bedeutung seiner plötzlichen Reise von Berlin nach Breslau, wohin er sich als Secretair des Generals Tauenziens begab. Nichts hätte damals seinem künstlerischen und psychologischen Bedürfniß mehr entsprechen können, als dieser Aufenthaltswechsel: von der Gelehrtenresidenz unter die Armee, aus der festlichen Erregung der Fürstenstadt mitten unter die volksthümlichen Bewegungen der Kriegselemente. Er fühlte diesen Uebergang als eine so unabweisliche Nothwendigkeit für sich, daß er ihn mit selbstständigster Entschlossenheit, ohne alle Kenntniß seiner Freunde machte, von denen ihm die liebsten widerrathen, ihn vielleicht in seinem Entschlusse erschüttert hätten. Denn er konnte sich nicht verhehlen, daß diese andersgesinnten Freunde an seinen eigenen Gewohnheiten und Befürchtungen mächtige Bundesgenossen hatten. Er sah ein, daß der verführerische Geist des Lebens, der ihm aus der Ferne winkte, Alles zum Einsatz forderte: Zeit, Kraft, Meinungen, Neigungen, Grundsätze, Pflichten, und daß man für Alles wol hundertfachen Gewinn erhalten, aber auch Alles verlieren konnte. Indessen gerade das lockte unsern Lessing unwiderstehlich. Ihn ängstigte das Wagniß, aber ihn reizte der Gewinn. Was konnte dieser Geringeres bieten, als Freiheit und Unabhängigkeit für die Zeit und die Neigungen, Mittel für die Kraft, Ueberzeugung für die Grundsätze und Selbstüberwindung für die Pflichten? Lessing ging nach Breslau und setzte Alles ein, auch seine persönliche Würde, wie Goethe sagt, weil er sich getraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können. Wenn man den Entschluß, mit welchem er aus Berlin eilte, sich auch nur so vergegenwärtigt, wie ihn Lessing nach seiner Ankunft in Breslau dem Freunde Ramler noch halb zurückhaltend erklärt, nur noch getheilt zwischen Scheu und Sicherheit, zwischen Reue und Hoffnung, so erscheint seine ganze Lebensweise in Breslau mit allen Beziehungen, die er dort anknüpft, mit

allen Erfahrungen, die er dort sammelt, als eine einzig consequente Ausführung dieses Entschlusses. „Es sei wieder einmal Zeit[“], schreibt Lessing, [„]mehr unter Menschen, als unter Büchern zu leben, und nach dem dreißigsten Jahre müsse man darauf bedacht sein, nicht bloß den Kopf, sondern auch den Beutel zu füllen. Geduld!“ fügt er schon wieder mit seinem besten Humor hinzu, „er ist schneller gefüllt als jener.“ Eine Prophezeiung, die das Schicksal bekanntermaßen so wenig ernst nahm, vielleicht weil Lessing selbst sie eben nicht ernst genommen. Aber wenn er es auch gethan, wenn ihm auch nicht alles Talent gefehlt hätte, sie zu verwirklichen – sie enthält an sich eine Unmöglichkeit, weil Alles, womit er seinen Beutel hätte füllen können, zuerst seinen Kopf füllte; und hatte er einmal den Kopf voll, dachte er nicht mehr an den Beutel. So mag es Lessing wol auch am Spieltisch und bei all seinem Thun und Treiben in Breslau gegangen sein. Den Gewinn davon erhielten diejenigen, denen sein ganzer geistiger Reichthum zu gute kam – die Deutschen, und jene Stätte deutscher Kunst, auf die Lessing die Summe seines Lebens niedergelegt: das Theater. Aber bevor Lessing aus seinem Breslauer Aufenthalte diesen höchsten Nationalgewinn zog, fiel ihm der Einsatz doch schwerer, als er erwartet hatte; und es gab Augenblicke, wo er zu verarmen fürchtete. „Er sei verloren“, klagte er in einem solchen Augenblicke seinem Mendelssohn: „in Jahr und Tag würde ihn Moses nicht mehr erkennen, er sich selbst nicht mehr.“ Er jammert, daß er seine Zeit so ungewissen Absichten opfere; „hundert Mal“, erklärte er, „habe er sich schon vorgenommen, sich mit Gewalt aus dieser Verbindung zu reißen.“ Aber er blieb, wie sehr ihn auch seine Beschäftigungen übermüdeten, wie sehr ihn Zerstreungen auf Zerstreungen endlich bis zum Erkranken überwältigten. Genesen, fühlte er sich zum Manne erstarkt und tritt in eine höhere Epoche seines Lebens. „Ich schmeichle mir“, versichert er Ramler, „mit diesem hitzigen Fieber den Rest meiner jugendlichen Thorheiten verrast zu haben.“ Und als er dann in Berlin, wohin die Abneigung gegen jede amtliche Gebundenheit ihn zurückführte, wieder Sammlung fand zu dramatischer Concentration des außerordentlichen und mannichfaltigen Lebensinhaltes, welchen er in Breslau gewonnen, erhielt die Nation die erste reife Frucht seines Mannesgeistes. „*Minna von Barnhelm*.“ Er hatte sich nicht getäuscht, wenn er in jenen Tagen, denen wir die erste Anlage dieses Werkes verdanken, seinen Eintritt in eine höhere Lebensperiode wahrgenommen. Wie sind da mit einem Male alle fremdartigen Einflüsse abgeworfen, die noch auf seine Jugendrichtung gewirkt! Und wie reißt er damit die ganze Nation aus allen ihren poetischen Gewohnheiten, mit denen seine Jugenddichtung so nahe zusammenhing! Nur was schon diese auszeichnete, und darum auch schon in dieser so männlich groß erschien – den sittlichen Gesichtspunkt seiner Production – hält er hier mit allem Muth, aber auch mit allem Bedacht des Mannes inne. Er bekämpft das Vorurtheil in der Bühnentradition des Soldathums, ohne darunter die Einzelzüge zu vernachlässigen, aus denen dieses Vorurtheil seine scheinbare Berechtigung nahm. Er ergreift das Gesamtinteresse der Nation, indem er die Gegen-

sätze in den Ansprüchen und Widersprüchen der Parteien vermittelt – theils verkleinernd auf dem Wege des Humors, theils versöhnend im allgemeinen Mitgefühl für menschliche Tugenden und Fehler. Er stellt das ganze Unrecht dar, das aus der Macht der Verhältnisse hervorgegangen, aber auch die ganze Macht, die aus dem Recht der Verhältnisse entspringt. So führt er überall auf das richtige Maß zurück, indem er selbst in Empfindung und Ausdruck das natürlichste Maß hält. Und wie dringt durch diese Darstellung die lebensvolle Wahrheit aller Zeitbeziehungen, in Charakteren, Zuständen, Stimmungen! Wenn auch wir diesen Eindruck noch voll und ungeschwächt erhalten: wie erst jene Zeit selbst, deren hinreißendes Gemälde uns in diesem Werke vorliegt! Mit Recht stellt daher Goethe jene Wirkung als eine nie zu berechnende hin. Die dramatische Nationaldichtung im weitesten Sinne des Wortes war damit erst eröffnet. Nur fehlte eines noch: das Nationaltheater. Und so begann denn fast gleichzeitig mit dem Erscheinen der „Minna von Barnhelm“ jene Reihe von trostlosen Versuchen, ein deutsches Nationaltheater herzustellen, die bis in unsere Tage fortlaufen, wo sie freilich nachgerade aufhören möchten, nicht weil man ihrer nicht mehr bedarf, sondern weil man des Nationaltheaters nicht mehr zu bedürfen scheint, wie neuerdings das Beispiel großer deutscher Städte beweist. Der erste Versuch, zu welchem Lessing wenigstens für die Theorie der dramatischen Kunst in eine unendlich folgenreiche Beziehung gebracht wurde, ging von Hamburg aus. Hier schienen die Verhältnisse besonders günstig, insofern nemlich das Gelingen nicht vom herrschenden, sondern von dem beherrschten Geschmacke des Publicums abhing. An geistigen Mitteln und Kräften, den Geschmack des Publicums zu beherrschen, fehlte es damals in Hamburg keineswegs. Die ideale Grundlage des Unternehmens, für welche schon Lessing's Berufung zeugt, versprach jenes ausdauernde Streben, jene aufopfernde Hingebung, die fast immer die allgemeine Theilnahme endlich doch erobert; und hier vollends galt es sie nur zu behaupten, da schon das Zusammenwirken ausgezeichneter schauspielerischer Kräfte sich ihrer versichert hatte. Als daher an Lessing der Ruf erging, sich an der Leitung und Pflege des neuen Institutes zu betheiligen, mußte schon die Bereitwilligkeit, mit welcher die Unternehmer seinen Wünschen entgegenkamen, in ihm die beste Zuversicht wecken. Denn sie konnten nicht unzweideutiger ihre Liebe zur Sache beweisen. Die Vorschläge, welche sie Lessing machten, die Bedingungen, die sie stellten und eingingen, zeigten, wie viel sie von seiner künstlerischen Förderung erwarteten. Destomehr erwartete Lessing selbst. Keine erwünschtere Gelegenheit hätte sich ihm ohnehin bieten können, das ihm so wenig liebe Berlin zu verlassen, welchem übrigens selbst der patriotische Gleim zürnte, daß es nicht Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, Lessing zu halten. Denn nicht dem – schrieb Gleim damals – lege er es zur Last, der durch seine französische Erziehung gegen alles Deutsche gleichgiltig geworden, sondern denen, die sich Patrioten nennen und nicht alle Mühe daran gewendet. – Lessing aber

dachte, als er den Theaterunternehmern in Hamburg die Hand reichte, frohen Muthes mit Juvenal: Quod non dant proceres, dabit histrio.²

Wie bald sah er sich indessen auch hier getäuscht! Kaum hatte er sein Amt angetreten, ja, noch war das neue Institut nicht einmal eröffnet, so entdeckte er schon, daß dasselbe durch Uneinigkeit der Unternehmer, durch eine Menge kleinlicher Umstände der Auflösung entgegen gehen mußte. Vielleicht war dies einer der wichtigsten Beweggründe für ihn, einem dichterischen Mitwirken an dieser Bühne zu entsagen, denn wenn er es auch abgelehnt hatte, Theaterdichter aus Pflicht zu sein, so war er doch mit dem Vorsatz nach Hamburg gegangen, es desto entschiedener aus Neigung zu sein. Er sprach es selbst aus: „in Hamburg wolle er alle seine theatralischen Werke, die noch auf die letzte Hand warteten, vollenden und aufführen lassen“. Wenn er statt dessen sich ganz auf die Kritik warf, so scheint mir, daß nach der Voraussicht, die Bühne, an die man ihn berufen, würde sich nur eines kurzen Daseins erfreuen, ihn der Wunsch mit bestimmt habe, an dieses kurze Dasein eine Thätigkeit zu knüpfen, welche der dramatischen Kunst im Allgemeinen zu Gute komme. Und wahrlich, ohne diesen höhern Gesichtspunkt, wie hätte er die Zeitschrift, mit welcher er die kurze Wirksamkeit der neuen Hamburger Bühne kritisch begleitete, so eröffnen können – mit diesem energievollen Ernste, mit diesem mächtigen Geistesaufschwung, mit diesem Aufgebot aller psychologischen und ästhetischen Analyse! Das konnte er eben nur, wenn er das Bleibende, das Ewige im Auge hatte. Man sieht es seiner „*Hamburgischen Dramaturgie*“ auf den ersten Blick an, daß er hier in der Literatur das Nationaltheater zu begründen versuchte, das er auf der Bühne nicht konnte verwirklichen helfen. Und in der That, die Dramaturgie, die noch in demselben Jahre wie *Minna von Barnhelm* erschien, baute theoretisch das deutsche Nationaltheater auf, wie jenes Lustspiel das Vorbild eines deutschen Nationaldramas geworden.

Was der deutsche Geist in Feststellung dramatischer Theorie, ja in aller Schönheitslehre je erreichen konnte durch die tiefste Kenntniß des Lebens, durch das höchste Studium der Natur, die reinste Kunstanschauung, das richtigste Verständniß der Alten, wie durch ein sinnvolles Erfassen Shakespeare's – das Alles sehen wir in der „*Dramaturgie*“ erreicht, die jede ästhetische, jede sittliche Frage im Wesen und in der Aufgabe der Kunst auf eine ebenso einfache als einleuchtende Weise erörtert und mit wunderbarem Scharfsinn ergründet. In einer Ueberfülle von Bemerkungen, Beispielen, Deductionen, wie keine andere Literatur sie in einem ähnlichen Werke aufzuweisen hat, ist hier Alles veranschaulicht, was nur irgendwie zum Organismus dramatischer Dichtung gehört – von seinem ersten Entstehen bis zu seiner vollendetsten Entwicklung, von den Gesetzen seines innersten Lebens bis zu den allerunscheinbarsten Einzelheiten der Form. Alles dies knüpfte Lessing an den unwiderleglichen Nachweis der Geschmacksfälschung und Unnatur in der sogenannten classischen Tragödie der Franzosen. Denn da es diese war, welcher das deutsche Theater sich ganz

zu eigen gegeben, so konnte eine Läuterung und Erhebung des letzteren nur aus einem befreienden Kampfe gegen die Principien und Resultate des französischen Kunstgeschmacks gewonnen werden. Dieser Kampf, von Lessing hier mit einer Sicherheit und Macht durchgeführt, die ihn für immer entschied, erscheint denn auch als die glänzendste Seite der „Dramaturgie“. Was aber unsere Freudigkeit an diesem Siege Lessing's vollendet, ist nicht allein die überzeugende Kraft und unnachahmliche Grazie seiner Beweisführung, sondern die humane Würde, die ethische Geistesgegenwart, die ihm weder fremde Autorität noch sein eigener Eifer auch nur einen Augenblick entreißen kann. Selbst in seinem Zorn bleibt er parteilos, selbst in seiner Begeisterung maßvoll. Und wenn er unter den Koryphäen der französischen Dichtung vor allem Voltaire die ganze Schärfe seines Spottes empfinden läßt, Voltaire, gegen den allein man ihn vielleicht einer persönlichen Eingenommenheit hätte verdächtigen können, so entfernt gerade dieser beherrschende Spott selbst jeden Verdacht der Art; denn man hört es gleich heraus, daß hier nicht blos Schönheit und Wahrheit, daß hier auch männliche Tugend und Gerechtigkeit gelehrt wird. Lessing ist gegen Voltaire schon ganz der Kunstrichter, wie er bald in den antiquarischen Briefen seine kritische Tonleiter aufstellte: „Höhnisch gegen den Prahler und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher.“ Gegen Voltaire's prahlerische Ueberhebung, gegen Voltaire's schöngeisternde Kabale nimmt Lessing sich auch solcher Dichter an, die sonst am wenigsten vor seinem Urtheile bestehen, eines Thomas Corneille, eines Maffei. Und wie er der Voltaire'schen Selbstgefälligkeit die Waffen einer gleißnerischen Kritik entreißt, so nimmt er ihr auch den Anhalt eines gleißnerischen Autoritätsglaubens. Stützt Voltaire sich in seinen Fehlgriffen und Willkürlichkeiten auf Shakespeare, so ergreift Lessing die Gelegenheit, Shakespeare's ganze Größe in Combination, Anschauung und Empfindung dem Franzosen gegenüberzustellen. Das Schmeichlerlob, Voltaire's Zayre habe die Liebe selbst dictirt, beschämt er durch die Hinweisung auf die einzige Tragödie, an der die Liebe selbst habe arbeiten helfen, auf Romeo und Julia, „jenes lebendige Gemälde einer Leidenschaft, die der Tyrann aller unserer Begierden und Verabscheuungen wird“ – wogegen Voltaire nur diejenige Sprache verstehe, „denjenigen Ton der Sprache, den die Liebe braucht, wenn sie sich auf das behutsamste und gemessenste ausdrücken will, wenn sie nichts sagen will, als was sie bei der spröden Sophistin und bei dem kalten Kunstrichter verantworten kann.“ – Wird Voltaire's Orosman mit seinem Vorbilde Othello verglichen, so hebt Lessing dagegen hervor, daß wir in Orosman nur einen Eifersüchtigen hören, nur die raschen Thaten eines Eifersüchtigen sehen, von der Eifersucht selbst aber nichts lernen, während Othello „das vollständigste Lehrbuch über diese traurige Raserei, aus dem wir Alles lernen können, was sie angeht, sie erweckt und sie vermeidet.“ Denn allerdings sei es immer Shakespeare, bekräftigt Lessing seinen Lesern (denen er die Wieland'sche Uebersetzung empfiehlt), immer Shakespeare, der Alles besser verstanden als die Franzosen. Oder will sich Voltaire zu seiner Rechtfertigung

gar auf die Religion berufen, so fragt ihn Lessing nicht einmal, was doch so nahe lag, seit wann der Religionsspötter die Religion zu seiner Vertheidigung aufrufe. Es wäre eine solche Frage Entgegnung genug gewesen, wenn es sich um den Streit allein handelte; bei Lessing aber handelt es sich immer nur um die Wahrheit. Und daher tritt er Voltaire mit einer sehr ernsten ästhetischen Lehre entgegen: „In Dingen des Geschmacks und der Kritik sind Gründe, aus der Religion genommen, recht gut, seinen Gegner zum Stillschweigen zu bringen, aber nicht so recht tauglich, ihn zu überzeugen. Die Religion als Religion muß hier nichts entscheiden sollen; nur als eine Art der Ueberlieferung des Alterthums gilt ihr Zeugniß nicht mehr und nicht weniger, als andere Zeugnisse des Alterthums gelten.“

So ist in der ganzen Dramaturgie kein einziger polemischer Bezug, aus dem nicht Principien und Regeln resultiren; und sie giebt damit das unübertroffene Beispiel einer Kritik, die auch ihre negativsten Erörterungen mit einem außerordentlichen Lehrgehalt durchdringt. Ja, hätte Lessing's Dramaturgie sich auch nur auf diese negativen Erörterungen allein beschränkt, sie wäre darum doch nicht minder ein ewig giltiger Codex für alle Poesie, wie sie es durch den Reichthum ihres positiven Inhaltes ist. Daß sie in gleicher Maße es für die Schauspielkunst hätte werden können, zeigen die ersten Stücke dieser Zeitschrift, in denen Lessing noch auf die Leistungen der Schauspieler einging. Was er über Eckhof's Sentenzenvortrag, über die Declamation der Frau Löwen, über das Spiel der Frau Hensel bemerkte, war ein psychologisches Illustriren jedes Ausdruckes, jeder Bewegung auf der Bühne. Dabei ist Lessing von aller ästhetischen Einseitigkeit so entfernt, daß er auch hier jede Regel auf die natürlichen Bedingungen der Kunst zurückführt, wie – um nur ein Beispiel hervorzuheben – in jener Stelle, die sich auf die berühmten Ermahnungen Hamlet's an die Schauspieler bezieht, insbesondere auf die dort empfohlene Mäßigung in der höchsten Leidenschaft: Lessing unterscheidet bei der Frage, ob ein Schauspieler zu viel Feuer haben könne, zwischen einem Feuer der Darstellung, welches den Schein der Wahrheit bis zur äußersten Illusion treibt, und einem Feuer, das sich in „Geschrei und Contorsionen“ kund giebt. In letzterm könne unstreitig der Schauspieler zu weit gehen; aber eine Mäßigung des erstern verlangen – „selbst in dem Strom, in dem Sturme, in dem Wirbelwinde der Leidenschaft“ – hieße jene äußerste Illusion aufgeben, und darauf sei denn auch die Forderung Shakespeare's keineswegs zu beziehen. „Er muß blos jene Heftigkeit der Stimme und der Bewegungen meinen; und der Grund ist leicht zu finden, warum auch da, wo der Dichter nicht die geringste Mäßigung beobachtet hat, dennoch der Schauspieler sich in beiden Stücken mäßigen müsse. Es giebt wenig Stimmen, die in ihrer äußersten Anstrengung nicht widerwärtig würden; und allzu schnelle, allzu stürmische Bewegungen werden selten edel sein. Gleichwol sollen weder unsere Augen noch unsere Ohren beleidigt werden; und nur alsdann, wenn man bei Aeüßerung der heftigen Leidenschaften Alles vermeidet, was diesen oder jenen unangenehm sein könnte,

haben sie das Glatte und Geschmeidige, welches ein Hamlet auch noch da von ihnen verlangt, wenn sie den höchsten Eindruck machen, und ihm das Gewissen verstockter Frevler aus dem Schlafe schrecken sollen.“

Lessing erkennt in seiner Dramaturgie, welche Rücksichten eine Kunst, die den feinsten Sinnen schmeicheln soll, gerade zum größten Sinnenreiz misbrauchen. „Es könnte leicht sein, daß sich unsere Schauspieler bei der Mäßigung, zu der sie die Kunst auch in den heftigsten Leidenschaften verbindet, in Ansehung des Beifalls nicht allzuwohl befinden dürften. Aber welches Beifalles? Die Gallerie ist freilich ein großer Liebhaber des Lärmenden und Tobenden, und selten wird sie ermangeln, eine gute Lunge mit lauten Händen zu erwiedern. Auch das deutsche Parterre ist noch ziemlich von diesem Geschmacke, und es giebt Acteurs, die schlau genug von diesem Geschmacke Vortheil zu ziehen wissen. Der Schläfrigste rafft sich, gegen das Ende der Scene, wenn er abgehen soll, zusammen, erhebt auf einmal die Stimme, und überladet die Action, ohne zu überlegen, ob der Sinn seiner Rede diese höhere Anstrengung auch erfordere. Nicht selten widerspricht sie sogar der Verfassung, mit der er abgehen soll; aber was thut das ihm? Genug, daß er das Parterre dadurch erinnert hat, aufmerksam auf ihn zu sein, und wenn es die Güte haben will, ihm nachzuklatschen. Nachzischen sollte es ihm! Doch leider ist es theils nicht Kenner genug, theils zu gutherzig, und nimmt die Begierde, ihm gefallen zu wollen, für die That.“

Man sieht, daß unserem Lessing, als er diese Worte schrieb, die leidige Bühnenkoketterie längst kein Geheimniß war. Aber auch den tollen Coulissendünkel sollte er zu nicht geringem Nachtheile seiner dramaturgischen Wirksamkeit bald genug kennen lernen. Dieselbe Frau Hensel, von der Lessing nur im Tone huldiger Bewunderung sprach, überzeugte ihn, welch ein undankbares Geschäft es sei, selbst in diesem Tone Bühnenheroen, vollends gar sogenannte erste Liebhaberinnen belehren zu wollen. Und dieser Ueberzeugung folgte sofort sein Entschluß, es aufzugeben – ein Entschluß, den wir als wohlverdiente Strafe der Schauspieler billigen müßten, wenn nicht die Schauspielkunst dadurch eines unwiederbringlichen Schatzes verlustig ging. Denn seitdem ist in Deutschland kein Kunstrichter wieder erschienen, der die Grenzen dieser Kunst so fein und scharf bemessen, der sie mit solcher Unparteilichkeit gegen Laune und Misverständniß des Publicums wie gegen Schwächen und Misgriffe der Dichter schützte. Wann hätten deutsche Schauspieler sich wieder einer so schonenden Leitung, einer so berichtigen Anerkennung, einer von aller Lehrmeisterlichkeit so freien, so reinen, menschlichen Antheilnahme der Kritik zu erfreuen gehabt? Und um alles das brachte sie eine erste Liebhaberin, die sich durch einen leisen Tadel Lessing's nicht einmal in ihrem Spiel, sondern nur in ihrer Rollenwahl getroffen fühlte. Lessing aber war es müde, Künstler zu meistern, die nur Kunstgriffe, nicht Kunstgesetze kannten. „Wir haben Schauspieler“, sagt er, „aber keine Schauspielkunst. Wenn es vor Alters eine solche Kunst gegeben hat, so haben wir sie nicht mehr; sie ist verloren, sie muß ganz von Neuem wieder erfunden werden.“

Allgemeines Geschwätz darüber hat man in verschiedenen Sprachen genug: aber specielle, von jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Präcision abgefaßte Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob des Acteurs in einem besondern Falle zu bestimmen sei, deren wüßte ich kaum zwei oder drei. Daher kömmt es, daß alles Raisonement über diese Materie immer so schwankend und vieldeutig scheint, daß es eben kein Wunder ist, wenn der Schauspieler, der nichts als eine glückliche Routine hat, sich auf alle Weise dadurch beleidigt findet. Gelobt wird er sich nie genug, getadelt aber allezeit viel zu viel glauben: ja öfters wird er gar nicht einmal wissen, ob man ihn tadeln oder loben wolle. Ueberhaupt hat man die Bemerkung schon längst gemacht, daß die Empfindlichkeit der Künstler, in Ansehung der Kritik, in eben dem Verhältnisse steigt, in welchem die Gewißheit und Deutlichkeit und Menge der Grundsätze ihrer Künste abnimmt.“

Indessen, da es auf die Menge der Grundsätze bei Weitem nicht so sehr ankommen kann, wie auf ihre Deutlichkeit und Bestimmtheit, so hat Lessing deren in der Dramaturgie immerhin noch genug niedergelegt, um jeden denkenden Schauspieler zur Erkenntniß der wesentlichsten Vorschriften seiner Kunst zu führen.

Der Traum eines deutschen Nationaltheaters in Hamburg war beim Abschlusse der Dramaturgie (1769) längst wieder verschwunden. Und Lessing's Nachruf – o möchte er doch, so weit ein edler Sinn mit Wort und Schrift zu dringen vermag, möchte er doch in unsere Zeit, in unsere allerneueste dramatische Poesie – die, ich sagte es ja, von demselben Erbfeinde umstrickt ist – möchte er in alle unsere modernsten Kunstzustände hineinhalten als ein Mahnruf an das deutsche Volk! – „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen; Alles, was uns von jenseit dem Rheine kömmt, ist schön, reizend, allerliebste, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpeheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingel von Reimen für Poesie, Geheul für Musik uns einreden lassen, als im Geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses lebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in Allem, was gut, schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheil erhalten hat.“

War es nun dieser Mismuth, von welchem wir Lessing hier gegen die deutschen Verhältnisse erfüllt sehen, oder hatte ein anderer siegreicher Krieg, welchen er in den „*antiquarischen Briefen*“ gegen einen prahlerischen Halbkenner und Fälscher antiker Kunst, gegen Klotz, führte, seinen Geist nach dem classischen Boden Italiens gerichtet – genug, Lessing war im Begriffe, Deutschland

zu verlassen und nach Rom zu gehen, als er durch Ebert's Vermittelung vom Erbprinzen von Braunschweig die Stellung an der Bibliothek zu Wolfenbüttel erhielt. Man kann nicht ohne Wehmuth zurückblicken, wie Lessing hier dem Genuß der ersten Ruhe und gelehrten Muße nach so vielen Stürmen und vereitelten Hoffnungen seines bewegten Lebens sich mit einem kindlichen Genügen hingab. Es war eine kurze Täuschung, von welcher der lichtvolle Mann sich nur in neuen Kämpfen für die Wahrheit, in neuem dichterischen Aufschwunge erhob. Die letzten zwölf Jahre seines Lebens waren noch reicher an Stürmen und an zerstörten Hoffnungen. Aber was seine Seele überfüllte, und war es selbst Gram und Sehnsucht, bereicherte sie auch. Alles, was ihn ergriff, reizte, selbst verbitterte – Alles klärte sich in seinen Schöpfungen zu heitersten Menschlichkeit ab. Seinem künstlerischen Geiste ging kein Ahnen und Streben verloren, das ihn einmal, selbst in irrender und ungeübter Jugend beschäftigt hatte. Dem deutschen Theater, von welchem er mit der Dramaturgie Abschied genommen zu haben schien, war er für seine Theorie des sogenannten bürgerlichen Trauerspiels noch ein besseres Beispiel schuldig als die Miß Sara Sampson. Und nicht lange, so gab er es durch die mustergiltigste Tragödie überhaupt, welche die deutsche Bühne erhalten, durch *Emilia Galotti*. Ich habe dieses Stück bereits als die Ausführung dessen bezeichnet, was der Dichter der Miß Sara Sampson erstrebt und verfehlt hatte. Seinem ersten Plane nach gehörte es in dieselbe Zeit, und auch in seiner späteren Ausarbeitung wie in seiner letzten Gestalt ist es auf Ablösung des Tragischen vom Heldenthümlichen, des Menschenschicksals von der Staatsaction gestellt. Allein hier ist Lessing aus aller Beschränkung der Sphäre herausgetreten; seine psychologische Tendenz macht sich nicht mehr in dem Gegensatze des Familieninteresses gegen das Staatsinteresse geltend, sondern es wird eben das eine wie das andere auf das Menschenschicksal zurückgeführt. Der Stoff ist bekanntlich nur die Geschichte der Virginia. Aber der römische Stoff war vom specifisch römischen Staatsinteresse nicht zu trennen, und darum trennte Lessing seinen Stoff von der römischen Geschichte. Denn die That des Virginius ergibt sich aus den römischen Verhältnissen, die des Odoardo Galotti aus einer psychologischen Nothwendigkeit. Virginius rettet seine Tochter von staatlicher, Odoardo von persönlicher Gewalt; Virginius schützt sie gegen fremden Frevel, Odoardo gegen die eigene Sünde; Virginius fürchtet den Decemvir im Räuber seiner Tochter, Odoardo nur den Verführer im Prinzen. Mußte Virginia nicht Sklavin werden, war keine Gefahr mehr für sie: blieb Emilia auch frei, so trug sie die Gefahr in sich. Darin ist die Modernisirung des antiken Stoffes begründet; Lessing wollte die Tragik der Verhältnisse in die Tragik der Personen, nicht den antiken Charakter in den modernen übertragen, wie Gervinus mit seiner antiksirenden Absichtlichkeit zu glauben scheint. Das zeigt sich auch schon an der Gestalt der Orsina, einem Charakter, der in seiner Motivirung dem der Marwood entspricht, hier aber von aller Anlehnung an ein antikes Vorbild am freiesten gehalten ist. Das tragische Licht, welches in der römischen Geschichte auf die

Schuld des Staates fällt, ist hier auf die Schuld der Individuen vom Standpunkte des Allgemeinmenschlichen übergeleitet. Wodurch wird der Prinz als solcher der Urheber all des Unglücks? Dadurch, daß Fürsten Menschen sind, daß böse Menschen ihre Freunde sind. Wodurch wird Emilia Trägerin dieses Unglücks? Daß auch ein jungfräulich reines, liebendes, pflichtgetreues Weib sich menschlich schwach fühlt. Emilia's tragische Schuld ist, daß sie im Sinne der Tragödie keine Unschuld mehr hat, daß sie die Gefahr nicht bloß kennt, sondern auch fürchtet. Und wie *sie* es ist, welche diese Furcht dem Vater mittheilt, so wird auch von *ihr* dessen rauhe Tugend geleitet; sie fällt nicht als ein willenloses Opfer derselben.

Nicht aus Personenökonomie, wie es fast scheinen könnte, hat Lessing Emilien selbst auf die Gefahr hinweisen lassen, die ihr droht, sondern aus tragischer Nothwendigkeit. Es mag freilich unsere Delicatesse verletzen, daß es das Mädchen selbst aussprechen muß: „Auch meine Sinne sind Sinne, ich stehe für nichts, ich bin für nichts gut“ – aber sprach ein Anderer für sie, dann *handelte* auch ein Anderer für sie; und gerade in dieser Selbsthandlung, in dieser Selbstopferung liegt die Größe der tragischen Sühne. Man sieht nun schon, daß in der Auffassung und Charakteristik Emilia Galotti das vollkommene Gegenbild der Miß Sara ist; vollends in der ganzen dramatischen Composition und im Ausdruck. Hier hat Lessing das Geheimniß entdeckt, worin die Beredsamkeit der Empfindung besteht; ihre Sprache ist hier so einfach und gedankenvoll, wie sie in der Sara wort- und geberdenreich ist, und dabei so gedrängt, daß Goethe sie sogar lakonisch nennt. Gewiß, wenn eine Kraft des Ausdrucks, die durch ihre Kürze mehr gewinnt als verliert, lakonisch heißen soll, dann giebt es keine bessere Bezeichnung für diesen Dialog. Doch wer wollte an Lessing's Emilia Galotti den Dialog loben, den Dialog, dessen er schon in seinen ersten Jugendstücken Meister ist? Einen Bau, an dem Alles Harmonie, einen Handlung, an der nichts episodisch, eine Motivirung, in der kein einziges Moment zufällig oder willkürlich, eine Entwicklung, in der kein Wort und keine Gestalt beiläufig, keine Reflexion außerhalb der dramatischen Berechnung liegt – Das freilich hat mit der Emilia Galotti nur noch ein zweites Drama in gleich vollendeter Art gemein: *Nathan der Weise*. Nur daß hier nicht bloß in den dramatischen Wirkungen, sondern auch der Ideendisposition nach, überall heller Sonnenschein strahlt, wo in der Emilia Blitze leuchten. Ich komme ohne weiteren Uebergang zu der großartigsten und letzten Dichtung Lessing's, obgleich sie erst sieben Jahre nach der Emilia Galotti vollendet wurde. Denn so wichtige und entscheidende Thatsachen auch gerade während dieses Zeitraums in Lessing's äußeres und inneres Leben fallen, so ist doch in keiner der eigentliche Keim zu suchen, aus welchem sich sein Nathan entwickelte. Wenn Lessing selbst das Novellenbuch des Boccaccio als solchen bezeichnet, – denn wir bedienen uns hier seiner eigenen Worte – so meint er doch wol nur den äußern Anlaß der Erfindung. Und gewiß, weder Boccaccio's Decamerone noch die Reise nach Italien (welches ersehnte Land Lessing doch noch einmal, wenn auch sehr flüchtig und unter wenig fördernden Umständen

sah), noch der heiße theologische Streit, welchem wir das Erscheinen des Nathan wirklich verdanken – noch all die besonderen Anregungen, auf die man etwa dabei hinweisen möchte, können für mehr als Gelegenheitsursachen angesehen werden. Die Elemente des Nathan sind aus keiner besonderen Lebensbeziehung, aus keiner einzelnen Geistesepoche Lessing's herzuleiten. Was entwickelnd zu dieser Dichtung überführt, ist eben sein ganzer lebensphilosophischer und künstlerischer Bildungsgang, von den ersten Erwägungen und Versuchen seines jugendlichen Alters. Die „Juden“, der „Freigeist“, oder vielmehr die Tendenzen dieser und anderer Jugendstücke Lessing's haben ungleich größeren und näheren Antheil an Nathan, als die vielberufene Novelle von Boccaccio. Ebenso, von den theatralischen Werken abgesehen, sind auch alle anderen Schriften Lessing's, in denen er wissenschaftliche und sittliche Fragen mit dem ganzen Reichthum seiner Kenntnisse, mit der ganzen Wärme und Lebendigkeit seines Vortrags erörtert, nur Stufen zu dem herrlichen Tempel der Humanität, welchen er uns im Nathan auf der Bühne öffnet. Ja, auf der Bühne – das hebe ich mit allem Nachdruck hervor – denn wie seine lebensphilosophische Bildung mit seiner künstlerischen auf das unlöslichste zusammenhängt, so ist auch im Nathan der didaktische Gehalt in keiner Weise von dem dramatischen zu lösen. Wol darf man mit ähnlichem Lobe, wie es Lessing seinem Shakespeare zollt, von diesem Gedichte behaupten, daß es das vollständigste Lehrbuch der Liebe und Weisheit sei. Aber diese Liebe, diese Weisheit ist im Nathan durchaus concret und individualisirt, jeder Ausfluß derselben auf das innigste mit der dramatis. Handlung verschmolzen, jede Betrachtung tief in die Situation verwoben. Selbst die Form trägt durchgehends die dramatische Charakteristik; namentlich der Vers. Er ist nicht lyrische, nicht musikalische Zuthat, und nur diejenigen können ihn schlecht finden, die im dramatischen Vers überhaupt eine solche voraussetzen und fordern. Lessing aber hatte Recht, zu erklären, er würde die Verse im Nathan schlechter gefunden haben, wenn sie besser wären. Er hatte den Vers nicht wegen des Wohlklangs, sondern wegen der localen Färbung gewählt, um den orientalischen Ton am natürlichsten zu treffen; und darum haben wir im Nathan einen mehr malerischen als rhythmischen Vers. Denn so wenig Lessing etwas von chronologischer Aengstlichkeit weiß, so wenig ihm die historische Treue Zweck des Dramas ist, so hat er doch hier die Handlung, welche die allgemeinsten, die höchsten menschlichen Wahrheiten zur Geltung bringt, durchaus im Geiste localer und historischer Anschauung gehalten, wie er die Charaktere bis ins Einzelste in psychologischer Realistik entwickelt. Nur durch diese, nicht durch einen reflectirenden Idealismus siegt das Humanitätsprincip über das confessionelle, das wir in den Vertretern der drei Religionen auf gleiche Art überwunden sehen. An dem Trieb menschlicher Natur führt die Liebe Nathan sowol als Saladin und den Tempelherrn von der ausschließenden Meinung zur allversöhnenden Weisheit: Nathan durch das Gefühl des Vaters, den Sultan durch das Gefühl des Bruders, den Tempelherrn durch jugendlichen Herzensdrang. Und wie hier im Juden die Besonnenheit des Alters, im Muselmann

die männliche Sammlung, im Christen die Leidenschaft der Jugend zur Erscheinung kommt, so sehen wir an dem Siege, welchen die Religion des Geistes über die positive an allen Drei vollendet, daß die Liebe so gut als die Weisheit jedes Alters, wie jedes Volkes ist. Darin erkennt man die Gerechtigkeit des Dichters, daß er jeder Confession einen Vertreter giebt, an welchem seine große Lehre sich uns in ihren Folgen und in ihrer Erfüllung zeigt:

„Es eifre jeder seiner unbestochnen
 Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
 Es strebe von euch ein jeder um die Wette,
 Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
 Zu legen! Komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
 Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
 Mit innigster Ergebenheit in Gott
 Zu Hülff!“

Dies ist denn auch der Kernpunkt in der Moral des Stückes.

Seine alte Kanzel nannte Lessing das Theater, die er im Nathan habe besteigen müssen, als ihm das Wort theologischer Polemik gehemmt und verkümmert wurde. Und siehe da, er löste hier seine Polemik in den rührendsten Friedensruf. Er predigte von dieser Kanzel herab das höchste poetische Evangelium der Liebe, das in deutscher Sprache gepredigt worden.

Das deutsche Theater aber wollen wir daran erinnern, zu welcher Kanzel es Lessing erhoben, so oft wir es in Gefahr sehen, wie heutzutage, von seinem höhern Berufe abzuirren. Und uns, die wir uns die Frage gestellt, wie weit unser Interesse an der Bühne berechtigt ist – uns hat Lessing darauf eine Antwort gegeben für alle Zeit.

a Im Original „Theoretischen“. Korrektur nach Wolfsohns Errata-Verzeichnis in: *Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung*, Nr. 59 (26. Juli 1855), S. 314.

b Im Original „brechende“. Korrektur nach Wolfsohns Errata-Verzeichnis, ebd.

1 „Wenn die Natur ihn verweigert, macht die Empörung den Vers.“ (Juvenal: *Saturae*, 1, 78)

2 „Was die Vornehmen nicht geben, das wird der Schauspieler geben.“ (Juvenal: *Saturae*, 7, 89)

7. Wilhelm Wolfsohn: XX. Culturbrief

1858. In: *Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung*, Nr. 8 (28. Januar 1858), S. 29–31.
Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 6.2.13.24.

Culturbriefe von Wilhelm Wolfsohn. XX. (Bildungsverhältnisse der Schauspieler.)

Mehr als einmal bin ich bei meinen Theatererfahrungen auf den Ausspruch Lessing's zurückgekommen: „Wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst.“ Indessen scheint es, daß für die heutigen Bühnenzustände in Deutschland wol nur die Hälfte dieses Ausspruches zutrifft. Nehmlich mit der Schauspielkunst ist es noch ganz so: wir haben noch immer keine. Aber heutzutage im Sinne Lessing's zu wiederholen, daß wir *Schauspieler* haben, dünkt mir sehr gewagt. Versuchen Sie es nur – und wehe Ihnen, wenn die Theaterdirectoren Sie beim Worte nehmen! Der stürmische Ruf: „wo sind sie? wo sind sie?“ wird Sie bald genug die Unvorsichtigkeit Ihrer Behauptung bereuen lassen. Doch thun Sie es immerhin: es nimmt Sie Keiner beim Wort; den Directoren werden Sie höchstens ein Gegenstand trauriger Verwunderung sein, und sogar die Theateragenten müssen im Stillen über Sie lächeln, dieselben Agenten, deren Expeditionen und Zeitungen das Bild einer wahren Uebervölkerung von Schauspielern bieten. Denn sie wissen recht gut, daß die von ihnen selbst oder von localen Feuilletons massenhaft in Umlauf gesetzten Talentanweisungen kaum noch irgendwo zum kleinsten Theil des Nominalwerthes angenommen werden (von dem freilich das Minimum ein „denkender Künstler“ ist), während an wirklichen Talenten ein solcher Mangel herrscht, daß schon das, womit Lessing offenbar den gewöhnlichen Schauspieler charakterisirt, *eine glückliche Routine*, als etwas immer Selteneres, im höchsten Cours steht.

Von den glänzenden Virtuosen abgesehen, die in Deutschland ihre lohnreichen Umzüge halten, giebt es allerdings noch da und dort manchen gewissenhaften und tüchtigen Vertreter des schauspielerischen Berufes. Wollte ich z. B. von der Dresdner Bühne Ihre eigenen Anschauungen ergänzen, so hätte ich noch Künstler zu nennen, die selbst einem deutschen Theater, wie der große Verfasser der Hamburgischen Dramaturgie es wünscht, vortreffliche Stützen sein würden. Allein diese Einzelnen hier, in Wien, Berlin, Stuttgart und anderwärts gehören entweder noch einer andern Generation als die, auf welche die deutsche Bühne jetzt angewiesen ist, oder anderen Lebens- und Bildungsverhältnissen als die, aus welchen die jüngeren Schauspieler hervorgehen.

Ich zweifle fast, daß bei diesen Letzteren von Leben und Bildung *zugleich* die Rede sein kann. Wenn sie das Eine besitzen, fehlt ihnen in der Regel das Andere; sie haben entweder gar keine Bildung, und das sind die meisten, oder nichts als Bildung – und das sind oft die schlimmsten. Ich will damit nicht gerade auf

Mangel an Schulkenntnissen bei den Einen, noch bei den Anderen etwa auf ein Uebergewicht von Wissenschaftlichkeit hingewiesen haben. Zwar ahnungslos, wie so viele Schauspieler in Bezug auf Interpunction, Accent und Wortfügung erscheinen, erregen sie leicht den Verdacht, daß sie kaum lesen und schreiben gelernt; aber so könnte man auch ihren Mutterwitz bezweifeln, weil sie eben so oft auf der Bühne keine Spur von gesundem Menschenverstand zeigen. Und mit beiden Voraussetzungen würde man sich doch sehr täuschen, würde man nicht weniger irren als Diejenigen, welche diese Erscheinung mit der Annahme zu erklären suchen, daß die Bühne jetzt keinen Zuwachs aus gebildeten Ständen erhalte. Ich hörte von einer darauf gegründeten geistreichen Deduction eines bedeutenden Dramatikers, der in der Unvermeidlichkeit einer Laufbahn durch Sommertheater die Abhaltung für gebildete junge Leute erblickt, sich der Bühne zu widmen. Das Verhältniß der Sommertheater zur Kunst ist damit vorzüglich charakterisirt, aber die angenommene Thatsache ist falsch. Das Contingent der gebildeten Stände für die Bühne ist heutzutage keineswegs gering. Unter unseren jüngeren Schauspielern finden Sie Leute, die ihre akademischen oder Offiziersjahre hinter sich haben, Sie finden Adelige, Söhne von Aerzten, Geistlichen, Professoren – und einen großen Theil geben die Schauspielerfamilien selbst, von denen selten eine es an einem guten Schulunterricht fehlen läßt. Auch war es immer nicht sowol der Standes- als der Zeitcharakter, mit welchem die Anregungen gesellschaftlicher und persönlicher Verhältnisse zusammenhingen, wie sie für die Entwicklung des Bühnentalentes wol in Frage kommen. Man beachte nur die Wandlung derselben seit der Periode, wo der Bühne nicht mehr das *literarische* Interesse der Nation zugewendet ist: dann erkennt man gleich, *welche* Bildung sonst aus Leuten, die zum Theater gingen, Künstler machte – auch wenn ihre natürliche Befähigung die mancher unserer rohesten Schauspieler nicht sehr überragte, und wenn ihre technische Gewandtheit auch weit geringer war als jetzt bei Vielen, denen sie alles ist. Ich meine die *poetische* Bildung, die sich aus dem Einflusse der Literatur auf das Theater ergab.

Ein solcher Einfluß war die unmittelbare Folge der Herrschaft, welche die Literatur auf die geistigen Interessen der Nation übte. Als dieselben vorzugsweise auf das Aesthetische gerichtet waren, auf die Entwicklung dichterischen Gedankeninhalts, auf die Gestaltung dichterischer Formen, da knüpfte sich auch an die dramatische Poesie der Hauptzweck des Theaters, und die Beschäftigung mit dieser führte der Bühne die Mehrzahl ihrer Freunde wie – ihrer Kräfte zu. Das Theater überkam damit zugleich jene idealistische Richtung, welche der abschließend ästhetische Antheil des Publicums an der Literatur förderte, und deren großartigster, aber auch populärster Vertreter Schiller war. Sie hatte freilich ihre Gefahren, denen Schiller selbst nicht entging, und die Abwege, auf welche seine matten und falschen Nacheiferer sich verloren, sind in der Reaction, die nothwendiger Weise dagegen eintreten mußte, nach allen Seiten hin beleuchtet worden. Auch die Bühne spiegelte natürlich diese Abwege wieder, und welcher

Art sie waren, können wir heute noch in der überlieferten Gewöhnung mancher Helden und Heldinnen sehen, deren Gang sogar Jamben zu skandiren scheint. Aber den großen Segen jenes idealen Aufschwungs hätte kein Abirren, kein verzerrendes Nachäffen, keine entstellende Unnatur uns verkümmern, noch weniger vergessen machen sollen. Geschah es wohl auch, indem er über die Alltäglichkeit hinwegzuheben suchte, daß er über die Kreise der Wirklichkeit hinausgerieth, in welchen selbst die freieste poetische Gestaltung sich bewegen muß, so eröffnete er doch den Sinn für historische Anschauungen, entwickelte die Theilnahme an Schicksalen der Menschheit, die sich auf individuelle Conflictte oder gesellschaftliche Vorgänge innerhalb der Tagesverhältnisse nicht reduciren lassen, und wir erhielten damit ein Spiegelbild des Lebens ohne alle ephemere Verengung. Das Publicum, das an diesem Bilde auch außerhalb der Scene, mit der stillen Betrachtung des Lesers hing, ließ ebenso von der Scene alle Mittel dichterischer Kunst ungeschmälert auf sich wirken. Sprachschönheit, auf die jetzt so wenig ankommt, daß sie fast nur zum Anhalt verdächtigen und bemäntelnden Lobes geworden, war eine Forderung der Zuhörer, eine Bedingung ihres Beifalls. Edle Gedanken, die der Hast scenischer Handlung vielleicht im Wege standen, durfte man nicht als eine sichere Beute des Rothstiftes ansehen; sie wurden geschont, weil das Publicum sich an ihnen erbaute. Malerische Schilderungen aus dem Munde des Dichters waren eines größeren Effectes sicher als die Künste des Decorationsmalers und des Maschinisten.

Die literarischen Anregungen also, die das Publicum im Theater forterhielt, bildeten den Schauspieler auch für die Bühne, wie sie ihn auf derselben leiteten. Gleichviel, in welchem Stande er aufgewachsen; schon die Popularität so hochstylisirter Werke wie Schiller's zeigt, daß poetisches Verständniß oft sogar von aller Schulbildung unabhängig sein kann. In der That kannte ich selbst ein paar ältere Schauspieler, die in ihren Briefen so ungenirt mit der Orthographie umgingen, als gefiele sich ihre Feder in philologischen Combinationen, vor denen einem richtigen Schulmanne die Haare zu Berge steigen müssen. Und doch waren es Männer, in deren Spiel ich oft genug die größte Sicherheit poetischen Ausdrucks, eine vollendete Rhythmik des Vortrags und das feinste Eingehen auf die Intentionen des Dichters bewundert hatte. Solche Eigenschaften verbreitete ein lebendiger Verkehr mit den Classikern auf der Bühne und im Publicum weit mehr unter den Schauspielern, als wir jetzt glauben können. Darsteller, und das keineswegs berühmte, die längere poetische Reden verständniß- und wirkungsvoll sprechen konnten, waren damals häufiger als jetzt vielgepriesene „Mimen“, die im Stande wären, nur ein paar Verse unverstümmelt dem Souffleur nachzusagen.

Aber was bedeutet jetzt auch der Vers, was überhaupt das dichterische Wort auf der Bühne! Ihr ganzes Verhältniß zur poetischen Literatur ist entweder ein traditionelles oder ein bloßes Anstandsverhältniß. Die geistigen Interessen der Nation sind nicht mehr literarisch, und wo sie selbst den Erscheinungen der Literatur folgen, geschieht es nicht mehr in rein ästhetischem Zuge; wo sie an der

Lebensdarstellung haften, müssen es sociale Zustände und Stimmungen der Gegenwart sein, die sie fesseln. Das Theater kommt freilich auch diesen Bedürfnissen entgegen, aber es stößt dabei auf die Schranken der Censur oder der Kunst, und meist trifft es sich, daß, was die eine zuläßt, die andere verbietet. Unter solchen Umständen ergreift das Theater jene Mitte, in der zwar nicht die Wahrheit, aber das anspruchlose Vergnügen liegt. Darin scheinen Höfe und Städte einig, daß sie die Bühne als eine bloße Vergnügungsanstalt erhalten; ob mehr oder weniger dafür gethan wird, das hängt von dem größeren oder geringeren Werthe ab, den Privatneigung oder die öffentliche Theilnahme auf das Theatervergnügen legt. Wenn ich dieses ein anspruchloses nenne, so möchte ich nicht missverstanden werden: ich meine nur die Ansprüche, welche der denkende Geist an jede Darstellung des Lebens macht. Besser und schärfer wäre daher auch das Vergnügen, das jetzt im Theater gepflegt wird, als das *gedankenlose* zu bezeichnen. Rechnen Sie jene Forderungen ab, so ist es umgekehrt das anspruchsvollste; denn der bloße Sinnenreiz ist um so schwerer zu befriedigen, je mehr er abgestumpft wird. Das sehen wir an den wachsenden Verlegenheiten selbst der reichsten Bühnen und an dem steigenden Aufwande selbst der ärmsten.

Aus den ganz veränderten Beziehungen und Bedingungen des Theaters haben wir uns nun auch den Abstand zwischen der früheren und der heutigen Schauspielergeneration zu erklären; und wenn jeder Vergleich nicht zu Gunsten der letzteren ausfällt, so ist es eben, weil jetzt die bestimmenden Verhältnisse im Publicum wie auf der Bühne entweder den Mangel einer Bildung zur Folge haben, die für die Kunst das Wesentlichste ist, oder die Pflege einer Bildung, die mit der Kunst gar nichts gemein hat. Im Publicum mögen die Literaturgeschichten noch so viel Käufer finden, die Salons mit Büchern einen eben so großen Luxus treiben wie mit Möbeln – so ist es doch die literarische Atmosphäre am seltensten, die jetzt ein aufkeimendes Talent in der Familie oder auf dem Marke des öffentlichen Lebens einathmet. Auf der Bühne hat die censurgemäße Realistik alle historischen und idealen Motive, welche sonst das Drama benutzte, an die Oper abgetreten, deren greller Costümprunk und betäubender Spectakel die Gefährlichkeit selbst solcher Stoffe und Ideen zudeckt, die ein Schauspiel in den Augen der meisten Intendanzen unmöglich machen. Ja, für den musikalischen Rumor in Begleitung von Tanzevolutionen und Tänzergefechten scheint man sogar politische und religiöse Conflicte für die einzig verwendbaren Themen zu halten, und ihre bewährte Kassenwirkung stimmt selbst den von solcher Rücksicht unabhängigen Hoftheaterdirector zu einer rührenden Toleranz. Dazu kommt freilich, daß der Operntext sich selten etwas entschlüpfen läßt, was an eine andere Bedeutung jener Themen erinnern könnte; und wenn es geschähe, wie denn allerdings wenigstens Namen gesungen werden, die auf der Bühne zu *sprechen* für eine Entweihung gilt, so hat der Zuhörer, getheilt zwischen Primadonnenzauber, Ballet, Feuerwerk und Paukendonner, gewiß keine Zeit, irgend eine bedenkliche Aufmerksamkeit darauf zu wenden. Ob bei dieser unnatürlichen Belastung der

Oper mit Stoffen von welthistorischem oder hochpoetischem Gewicht etwa die Sänger an jener Bildung gewinnen, mit der sonst das höhere Drama den Schauspieler bereicherte? Dies zu untersuchen, mag sich die Mühe nehmen, wem das näher liegt als mir.

Genug, daß das neuere Schauspielrepertoire Anregungen, wie sie sich aus solchem Ideeninhalte boten, den Darstellern nicht mehr bietet. Beherrscht von einer Realistik, die einerseits durch die Censur tief unter das künstlerische Maß herabgedrückt, anderseits durch den Vergnügungszweck weit über dasselbe hinausgereizt wird, entfaltet dies Repertoire in seinen Werkeltagesverbrauch entweder die breiteste Alltäglichkeit oder die rohesten Situationseffekte. Im ersteren Falle kann den Schauspielern nichts besser zu Statten kommen als das hausbackenste Naturell; – sie brauchen sich nicht einmal dialektfrei zu machen. Im letzteren Falle sind Charakteristik und Dialog solche Nebendinge, daß sie sich je feiner, desto widersprechender – je plumper, desto wirksamer zeigen. Da wird die Gewohnheit des Unsinnns und der Verrohung sogar zum schauspielerischen Vortheil, dessen sich denn auch Viele im Kneipen- und Coulissentreiben gehörig versichern.

Aber, wie gesagt, das sind nur die Werkeltage des Schauspielrepertoirs. Es hat auch seine Festtage. Der Cultus der Classiker ist nicht etwa daraus verbannt; einige Hoftheater stellen ihn sogar in den Vordergrund. Geschäftige Stadtbühnen öffnen dagegen auch der „geistreichen“ Tagesproduction, dem journalistischen „Tendenzdrama“ nach Möglichkeit Thür und Thor.

Was die gegenwärtige Herrschaft der Classiker auf mancher deutschen Bühne betrifft, so kommt sie mir wie die Herrschaft alter Sprachen auf einer Akademie vor. Die meisten der betreffenden Schauspieler sprechen Goethe und Schiller auch gerade so, wie akademische Gelehrte Latein und Griechisch sprechen.

Und wollen Sie diese Analogie für die Behandlung des modernen Dramas fortführen, ob dies nun als „Charaktergemälde“, als Intriguen- oder Conversationsstück signalisirt ist, setzen Sie statt der *totden* Sprache eine *fremde* Sprache, für das Latein der Gelehrten das Französisch der Diplomaten oder Salonlöwen – kurz, der sogenannte feinere Theaterstyl bei uns ist nicht anders als der sogenannte höhere; der im Frack nicht anders als der auf dem abstracten Kothurn. Scheinbare Gegensätze, gleichen sie sich darin auf ein Haar, daß die beiderseitige Darstellungsweise sich zu einer natürlichen und unmittelbaren Gestaltung so verhält, wie eben jenes Latein oder dieses Französisch zur Muttersprache.

8. Wilhelm Wolfsohn: Die Osternacht

1859 (Uraufführung 1858). Wilhelm Wolfsohn's dramatische Werke. Die Osternacht. Dresden 1859. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 2.1a.

Das Stück spielt Ende des 15. Jahrhunderts in Segovia (Kastilien). Don Alonzo de Florez, der erste Rat des Alcayden (Gouverneurs) von Segovia, ist verlobt mit der kastilischen Adligen Doña Claudia, die nach dem Tod ihres Vaters im Haus des Alcayden lebt. Der jüdische Juwelenhändler Isaak Abadia dringt ins Schloss vor, um Rettung für seinen Sohn, einen „Neuchristen“, zu erlangen, der von der Inquisition verhaftet wurde.

Erster Akt.

Elfte Scene.

Isaak. Claudia.

Isaak (*tritt, da Claudia sich entfernen will, vor sie mit angstvoller und bittender Geberde*).

Ihr geht?... O, geht nicht!

Claudia (*schrickt zusammen; von ihm weggehend*).

Ha! was willst du, Jude?

Isaak (*flehentlich*).

Verlaßt mich nicht! Bleibt, bleibt bei mir!

Claudia (*abwehrend*).

Was wollt Ihr? Tretet mir nicht in den Weg.

Isaak (*dringend*).

Ich brauch' Erbarmen – und Ihr seid ein Weib!

Claudia.

Was hältst du mich? Zurück! Mir graut vor dir!

Isaak.

Habt keine Furcht, habt keinen Abscheu!

Ich halt' Euch nicht, ich trete weit zurück –

Mein Athem soll Euch nicht berühren!

Geht, wenn Ihr könnt – gebeten um Erbarmen,

Vom Winden eines Wurms gebeten um

Erbarmen, und Ihr könnt vorübergehn!

Claudia (*für sich*).

Wie ist mir, Gott! ... Ich kann nicht von der Stelle ...
Er fesselt mich an seinen Jammer.

Isaak.

O kehrt nicht schaudernd Euern Blick von mir!
Ich brauche Mitleid – nur ein leises Echo
Von Mitleid, brauch's in diesen Mauern,
Die keines Juden Stimme darf durchdringen,
Brauch's in den Eisenherzen eurer Männer,
Die an den Scheiterhaufen sich gehärtet,
Und keinen Schmerzensschrei aus meiner Brust –
Weil ich ein Jude – keinen wiederhallen!
Ihr aber seid ein Weib, so hold, so jung –
Es ist nicht möglich, daß Ihr nicht empfindet!
O steht mir bei, daß ich ein menschlich Regen
In dieser Männer starrem Sinn erwecke!

Claudia (*für sich*).

Kann es denn sein? ... Stets hört' ich, feige Bosheit
Und teuflisch grimmer Hohn nur sei in diesem
Gottlosen Volk; doch *Der* ergreift mein Innerstes!
Kann es denn sein? Spricht so zu mir ein Jude? ...
Ich wage nicht ihn anzusehn ... Und doch ...
(*Blickt noch immer ängstlich nach ihm hin.*)
Wie mild sind diese Züge! ... Ist's denn möglich? ...
Wie liebevoll sein Auge! ... Kann's denn sein?
Ist so viel Menschliches bei diesem Volke? ...

Isaak.

Sprecht's aus! sprecht ohne Scheu – Ich hör Euch doch;
Ich les' in Euerm Staunen, was Ihr denkt.
Ihr wundert Euch, daß auch ein Jude fühlt,
Daß auch ein Jude Thränen hat, daß auch
Ein Jude lieben kann! – Wie anders? *Wir* sind's,
Womit man euch in euern Kinderträumen
Erschreckt: der Jude kommt! der Jude holt euch! –
Wir sind's, von denen euch die Priester sagen,
Daß der allgute Schöpfer aller Wesen
Verworfen uns von seinem Angesichte,
Verdammt in alle Ewigkeit ...
Ich bitt' Euch, holde Dame, seht mich an:

Ich bin kein Wunder – bin wie Tausende
Von meinem Stamm, die bluteten,
Und ihren Schöpfer doch gesegnet haben!
Ich bin wie Tausende, die, hingeopfert,
Mit Freuden trugen ihre Todesqualen,
Und nicht von ihren Lieben lassen konnten!
Ich bin wie Tausende von meinem Stamm,
Die keinen Hungrigen vom Tische wiesen,
Die keinen Durstenden verschmachten ließen,
Die keinem Kranken ihre Hilf' entzogen –
Und alle waren Juden, so wie ich,
Und alle, alle fühlten so wie ich,
Daß Gott uns nimmermehr verwerfen konnte!

Claudia (in tiefer Erregung für sich).

Mir wandelt sich mein Herz, mein Aug', mein Ohr ...
Das kann die Lüge nicht! kann so nicht sprechen!
Das kam nicht aus dem Reiche der Verdammniß ...
Gott! Gott! was machten sie aus Deiner Welt!

Zwölfte Scene.

Die Vorigen. Alonzo.

Alonzo (im Hereintreten).

Gleich wird hier der Alcayde ...
(Claudia erblickend, betroffen.)
Claudia!
Du hier! noch hier! ... mit diesem Manne!
Und Thränen sind in deinen Augen ...

Claudia (noch mit ihrer Rührung kämpfend).

Alonzo, zürne nicht. Vor mir verschlingen
Die altgewohnten Lebenspfade sich,
Daß ich auf keinem mehr zurecht mich finde.
Ein Jude sprach zu mir, ich hört' ihn an –
Und weiß nicht, wie mir ist ... Ich bin erschüttert.
Hilf ihm, wenn du ihm helfen kannst!
Ich flehe dich darum – ich, die ich sonst
Zusammenfuhr bei eines Juden Anblick,
Gebebt beim bloßen Namen eines Juden ...

Es kann nicht sein, und ob es Alle sagen –
Daß dieses Volk so ganz entmenschet, so gottlos.

Alonzo.

Du glaubst es? ...

Claudia.

Und du *nicht*? du nicht?

Alonzo (*faßt sie zärtlich an der Hand*).

O Claudia! das ist der Liebe Segen:
Sie lehrt in Allem an das Gute glauben.

(Isaak hat unterdeß in unruhiger Bewegung nach der Seite gesehen, von welcher der Alcayde kommen soll; jetzt erblickt er ihn und stürzt ihm entgegen.)

Dreizehnte Scene.

Die Vorigen. Cabrera.

Isaak.

Alcayde! Eure Hilfe! Euern Schutz!

Cabrera.

Verwegener! kaumt trau' ich meinen Augen:
Du hier im Schlosse! Du erkühnest dich ...
Wer hetzte dich in dein Verderben?

Isaak.

In mein Verderben? Wer als Euer Sohn!

Cabrera.

Was willst du noch? (*Halblaut*) Ich weiß, er that dir Unrecht ...

Isaak.

Unrecht? Unrecht? Und weiter wär' es nichts?
Wenn mir ein Dieb bei Nacht den Schrein erbrochen,
Und eine Perl', ein Goldgeschmeid' entwendet –
Das kleinste Unrecht hätt' er mir gethan;
Doch wag' es Einer, wag's vor Euch, dem Richter,
Zu sagen: nur ein Unrecht sei's! – –
Und Euer Sohn, der in mein Haus gedrungen,

Das Innerste mir riß aus meinem Herzen,
Der einz'gen Tochter Ehre mir gemordet,
Und sie in Elend, in den Tod gejagt ...
Das heißt Ihr Unrecht? nennt, was ich erlitten,
Nur Unrecht? Hättet Ihr doch eine Tochter,
Und littet nur die Ahnung meines Leids!

Cabrera.

Wie kocht das Gift in dir! – Rachgierig Volk!

Isaak.

Nein, Herr, ich denke nicht an Rache.
Wenn ich an Rache dächt' – ich müßte wünschen,
Daß alles Feuer ... nein! kein Feuer! Nichts
Will ich gemein mit unsren Henkern haben ...
Daß ich die Sündfluth weinen könnte, Alles
Was Eures Sohnes ist, drin zu ertränken;
Die Scholle, drauf sein Fuß sich hält, den letzten
Grashalm, wonach er greift, hinwegzuschwemmen ...

Cabrera.

Verstumme, du Entsetzlicher! Verstumme!
Dein fluchgewohnter Mund spricht dich
Um alle Gnade – Fort aus meinen Augen!

Isaak (*ihm zu Füßen fallend*).

Nein... Laßt mich Eure Füße küssen!
Stoßt mich nicht fort! So wahr Gott mein gedenke,
Ich denke nicht an Rache ... Was ich sprach –
Verzweiflung spricht aus mir – o rettet! rettet!

(*Cabrera wendet sich abweisend von ihm.*)

Claudia (*zu Cabrera*).

Verzeiht es seinem Schmerz.

Cabrera (*stutzt*).

Wie? Claudia!

Claudia.

Verzeiht es ihm und helft dem Schwerbedrängten.

Cabrera.

Wie, Claudia! Ihr bittet für den Juden?

Claudia.

Für seinen Sohn ...

Isaak (*rasch einfallend*).

Kaum, daß er heimgekehrt,
Ward er ergriffen, ward von meinem Tisch ...
Weh, weh, sie foltern ihn zu Tode,
Weil er, ein Christ, an meinem Tisch gegessen!

Cabrera.

Ein Christ? Seit wann?

Isaak.

O hört, wie er es wurde!
Er zog dahin, der Schwester tiefe Schande
Zu bergen – da ereilte beide
In Genua die bittere Hungersnoth.
Die Gassen waren voll von Sterbenden;
Verschmachtend irrten meine Kinder
Von Thür zu Thür, bis sie daniedersanken.
Da traten Christen hin zu ihnen,
Brot in der einen Hand, und in der andern
Das Kreuz ... Und um ein Stück vertrocknet Brot
Abschwuren sie der Väter Glauben! Ach,
Mein Mädchen starb, noch während sie sie taufte –
Er kam zurück, um hier ... hier ... weil ich ihn
Erquickte ... Helft, Alcayde! rettet ihn!

Cabrera.

Gott sei ihm gnädig! Ihn errettet Niemand.
Geboten ist vom heiligen Gericht,
Daß neue Christen Todes schuldig sind
Zu achten, die am Tisch von Juden essen.

Isaak (*mit einem Aufschrei der Empörung*).

Er aß bei *mir* – an seines Vaters Tisch!

Alonzo.

Alcayde! sprecht ein Wort, das ihn vertheidigt:
Er kam aus fremdem Land, er wußte nicht ...

Cabrera.

Besinnt Euch, Don Alonzo, was Ihr redet!
Wie darf ich vor dem heiligen Gericht ...
Nur wenn ein Priester selbst, ein hochgeweihter,
Einstehen will für ihn – als Büßenden
In seine Hände ihn erlangen kann ...

Claudia.

So sendet nach dem Paular – zu dem Prior.
Wer ist so hochgeweiht wie er, den Alle
Wie einen Heiligen verehren!
Und er ist hilfreich, ist erbarmungsvoll ...

Cabrera.

Wenn Fray Fernando ... Recht.
(Zu Isaak.)
Er hat schon Manchen
Von euerm Stamm als Büßenden gerettet
Vom Untergang des Leibes und der Seele.

Isaak.

O sendet hin, daß er auch Leon rette!

Alonzo *(lebhaft)*.

Mich sendet! mich!

Cabrera.

Ihr wolltet ... Ihr?

Alonzo.

Ich will zu ihm – jetzt, gleich; ich will ihn sprechen ...
Gebt mir den Auftrag an den heil'gen Mann.

Cabrera.

Wohl, wenn Ihr ihn bewegen könnt ... Auch fällt
Mir ein, der Weg nach dem Marienkloster
Führt an dem Paular Euch vorbei. So mögt Ihr
Denn morgen Doña Claudia geleiten.

Isaak.

Ach, morgen! morgen! ... und sie foltern ihn!

Alonzo.

Alcayde! ihn zu retten muß ich gleich ...
 Die Sonne sinkt, und eh' sie aufgegangen,
 In schnellem Ritt gelang' ich noch zum Paular.
(Mit einem zärtlichen, um Einverständnis bittenden Blick auf Claudia.)
 Dort, Claudia, erwart' ich dich; und bis
 Zum Paular wird Don Martin dich geleiten.

Cabrera.

So sei's. Ihr, Jude, dankt dem Ritter,
 Und lernet, wie ein Christ zu helfen eilt.

Isaak *(zu Alonzo hinstürzend und dessen Gewand küssend)*.

Mein Engel seid Ihr – segn' Euch der Allheil'ge!
 Habt Ihr noch Eltern, lasse sie Jehovah
 Der Freuden höchste noch an Euch erleben,
 Wie Ihr Euch annehmt eines armen Vaters!

(Vorhang fällt.)

Don Alonzo kommt zu spät: Isaaks Sohn ist seinen Verletzungen bereits erlegen. Alonzo bekennt sich dem Prior des Klosters Paular, Fernando, gegenüber als Jude und lässt sich heimlich von ihm taufen. Ein Mordanschlag gegen ihn durch Don Gomez, den Sohn des Alcayden, wird vereitelt, da Gomez' Freund Don Luis sich weigert, sich daran zu beteiligen. Don Luis tötet im Streit Don Gomez. Pascual, ein ehemaliger Bediensteter Isaaks, spinnt eine Intrige, um mit Hilfe der Verleumdungsgeschichte vom „Osterblut“ den Mord diesem in die Schuhe zu schieben, und schafft die Leiche unbemerkt in dessen Haus.

Bei Isaak befinden sich Salomon de Rosa, ein Rabbiner aus Amsterdam, und seine Frau Rebecca. Don Alonzo gibt sich als ihr vermisster Sohn zu erkennen.

Dritter Akt.

Vierte Scene.

Die Vorigen [Sara. Rebecca. Isaak. Daniel. Alonzo]. Aus der Thüre rechts Salomon, in weißem Sterbehemd.

(Rebecca und Alonzo stürzen dem Eintretenden entgegen.)

Zugleich. { Rebecca.
 Salomon!
 Gefunden! ... Unser Leon!
 Alonzo.
 Vater!

(Salomon fährt auf das Tiefste erschrocken zusammen, dann faßt er sich, wehrt Alle mit der Hand leise ab und hält die Blicke unverwandt nach oben.)

Rebecca.

Sieh, Salomon! Sieh! ...

Alonzo.

Vater! tretet nicht
Zurück von mir! Laßt Frieden zwischen uns sein,
Unstörbar wie die Wonne dieser Stunde.

Rebecca.

Wie? Salomon! So starr?

Isaak.

So sprachlos?

Alonzo.

Du weisest mich von dir? ...

Isaak.

Ermannt Euch, Rabbi!
Ermannt Euch von dem freud'gen Schreck.

Rebecca.

Nein, nein, das ist es nicht: schon blitzt
Sein Zorneseifer, seine Lippen beben –
Verschließ' ihm, Gott, Dein Ohr, wenn er nicht segnet!

Salomon (*sich zu ihr wendend, tritt vor*).

Nicht segne? Weib! hat dein geschwätz'ger Jubel
 Vergessen, wem der erste Segen gilt?
 Das erste Wort bei jeder Schicksalsernte –
 Ob unser Glück, ob unser Unglück reife –
 Das erste Wort vor jeder neuen Frucht,
 Vor jedem seltnen, ungewohnten Anblick?

(*Zu Alonzo.*)

Mein Sohn! welch eine Frucht mir dein Begegnen,
 Ob süß, ob bitter – sie ist *neu*; seit Jahren
 Seh' ich zuerst sie, und Jehovah segn' ich.
 Dein Anblick ist dem Vater ein so seltner –

(*indem er ihn mit den Augen mißt*)

Dem Juden ein so ungewohnter, daß
 Ich noch nicht weiß, ob Sohn, ob Jude ... Doch
 Wer du auch seist, vor deinem seltnen Anblick
 Segn' ich Jehovah.

Alonzo.

Wenn mich Jahre in
 Der Heimath dir entfremdeten, mein Vater,
 Laß in der Fremde diesen Augenblick
 Dem ersten gleichen, wo dein Vaterlieben
 Allein an meinem nackten Leben hing;
 So jetzt – nicht achte, welches Kleid ich trage,
 Erkenn' und lieb' in mir dein nacktes Kind!

Salomon.

Ich habe nicht das Wiegenkind gesucht,
 Den *Mann*. Und ist der *Mann*, den ich in dir
 Gefunden, mir ein Andrer als mein Sohn,
 So *hatt'* ich nur ein Kind, so hab' ich keines.

Rebecca.

Komm, Sohn, zu mir! Denn er verleugnet dich.
Ich sucht' und fand dich. Mir entreißen
 Soll er dich nun und nie.

Salomon.

Wann wollt' ich das?
 Erfreue dich an ihm; ich hindr' es nicht.
 Ich aber bin zum Dienst berufen,

Mein ganzes Leben ist Gesetzesdienst;
 Und soll mein schwerknechtiges Alter
 Auf einen Sohn sich stützen: frage diesen,
 Ob er noch Stütze des Gesetzes ist?

Alonzo.

Erneure, Vater, nicht die alten Fragen,
 Die mich zum Widerstreit herausgefordert!

Salomon.

Wohl war sie längst gestürzt, die Glaubenssäule,
 Die ich in dir erbaut – und Alle schwuren:
 Sie brach! Ich aber sah sie nur gestürzt;
 Ich hoffte noch sie aufzurichten. Denn
 Des Vaters Urtheil ist unsicherer
 Als das Gericht der Welt. Gieb mir Gewißheit,
 Antworte, daß ich fest mein Urtheil stelle:
 Du *fielst* – das weiß ich; bist du auch *gebrochen*?

Alonzo.

Das Beste, was ich war, als du mir glaubtest,
 Das bin ich noch.

Isaak.

Und mehr! Nehmt alle unsre Frommen,
 Nicht gottgefäll'ger ist ihr Thun als seines.

Salomon (zu Isaak).

Herr! Euer Lob das lästert, und – verzeiht mir –
 Nicht wohlgestellt ist's zwischen Sohn und Vater.
 Ich rede, wie ich darf und wie ich muß.

(Zu Alonzo.)

Als ich dir glaubte, standest du nicht höher
 Wie irgend Einer unsrer Brüder, warst
 Uns gleich, warst unser; denn in Israel
 Sind Alle gleich – sind Alle Brüder.
 Jetzt seh ich dich als Herrn im Land der Dränger –
 Herr bei den Feinden, wo wir Slaven sind ...
 Doch nein, wir sind es nicht, sind's *heute* nicht.

(Pause.)

Sieh diesen Tisch, dies Bette: heut ist Ostern!
 Heut sind wir Könige in Israel.

Sieh, Todtenhemd ist unser Königskleid;
Die Bitterkeit ist unser Königsmahl.

(Einen Osterkuchen aufhebend.)

Dies Brot des Elends aßen unsre Väter –
Wer Hunger hat, der komm' und nähre sich!
Bist Einer du der Hungernden, dann bist du
Mein Sohn ... Antworte mir, doch nicht in Worten!

(Zu den Anderen.)

Die Stund' ist um; begehen wir das Fest!

(Er läßt sich auf das Ruhebett nieder; um den Tisch Isaak und die Frauen, Rebecca zuletzt, nachdem sie flehende Blicke auf den Sohn geworfen, der sprachlos in heftiger innerer Bewegung stehen bleibt. Salomon setzt Allen die Kelche vor und einen an die Stelle vor dem leergebliebenen Stuhl neben sich. Dann erhebt er sich wieder und spricht zu Alonzo:)

Bist du noch, was du warst, so nimmst du Theil –

(Pause.)

Bist du noch unser, setze dich zu mir!

(Neue Pause.)

Du schwankst? du zögerst?

Alonzo.

Vater! laßt!

Ich kann nicht bleiben –

Salomon.

Kannst nicht mit uns beten!

So geh nur, geh – ich weiß nun, wer du bist.

Rebecca *(erhebt sich, die Hände ausstreckend nach Alonzo).*

Mein Sohn! Komm! setze dich zu uns!

(Alonzo thut fast krampfhaft ein paar Schritte nach dem Tische.)

Isaak *(springt auf und hält ihn zurück; halblaut).*

Was wollt Ihr thun? Verhüt' es der Allmächt'ge!

Was wollt Ihr thun? Gedenkt an meinen Sohn.

Salomon *(zu Alonzo).*

So geh denn! Oder –

(auf den Stuhl neben sich deutend)

setze dich zu mir.

(Alonzo, mit äußerster Selbstüberwindung, läßt sich auf den Stuhl nieder.)

Isaak *(mit Zeichen des Schreckens, für sich).*

Er thut's! ... Ah! wär' er doch ... Wenn Jemand käme ...

(Eilt ängstlich nach der Thüre links und bleibt in deren Nähe; nur während Salomon das Gebet spricht, tritt er wieder an den Tisch, doch so, daß er sich unwillkürlich zur Thüre wendet.)

Salomon *(zu Alonzo).*

Nimm diesen Kelch!

Alonzo.

Erlaßt mir's – Vater!

Salomon.

Nimm ihn!

(Alonzo faßt zitternd den Kelch.)

Und bete mit, wie unsre Väter sprachen:

„Gott, gieße Deinen Zorn aus auf die Heiden,

Die Dich nicht kennen, die Jerusalem

Zerstört!“

(Zu Alonzo.)

So sprich mir nach. Stimm' ein.

Alonzo *(aufspringend).*

Niemals! Den Weheschrei der frommen Selbstqual

Aus deinem Munde, Vater, rief mein Herz nach:

Den Racheschrei der frommen Wuth verwerf' ich,

Wer immer ihn erhebt! Das ist nicht Beten –

Fluch ist's!

(Tritt vom Tische zurück.)

Salomon.

So bist auch du der Heiden Einer?

Sei's! ... Ob du Sohn mir warst, doch bet' ich: Gott!

Gieß' Deinen Zorn aus über alle Heiden,

Die Dich nicht kennen!

(Zu Sara.)

Oeffne jetzt die Thür.

Ein anderer Gast, als dieser unheilvolle,

Kehr' ein: Elias der Prophet!

(Sara nähert sich, gesenkten Hauptes, leise der Thüre links, Isaak folgt ihr. Sara öffnet und prallt mit einem Schrei zurück.)

Isaak.

Jehovah! steh uns bei! Wir sind verrathen!

(Man hört aus der geöffneten Thür Gewehrklirren.)

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Don Nicolas Serrano mit einem Offizier der Hermandad und mehreren Soldaten, hinter diesen Torres und Urilla.

Serrano *(bei Isaaks Worten hereintretend, zu diesem gewendet).*

Verrathen, Jude! Ja!

(Zu seinen Begleitern.)

Hier sind die Thäter.

(Erblickt Alonzo.)

Ah! Don Alonzo! Hier? ... Wann kamt Ihr an?

Wo waret Ihr? Man sucht Euch allenthalben.

Man sandt' in's Kloster: Doña Claudia

Versicherte, Ihr wärt nach Sepulveda.

Alonzo.

Aus Sepulveda komm' ich.

Serrano.

Darf ich fragen ...

Alonzo *(ihn unterbrechend).*

Ich werde dem Alcayden Rede stehn.

Serrano.

Verzeiht, ich frage nur, weshalb Ihr hier seid?

Ob Euch das gräßliche Ereigniß ...

Alonzo.

Welches?

Serrano.

Wie? oder wißt Ihr nicht, daß seit drei Tagen

Don Gomez spurlos ist verschwunden?

Alonzo.

Wer?

Serrano.

Don Gomez, des Alcayden Sohn.

Alonzo.

Verschwunden?

Serrano.

Wohl aus der Zahl der Lebenden. Denn leider
Ist nicht zu zweifeln mehr, er ist ermordet –
Das Opfer grauser Höllenthat. – Ihr wißt
Von nichts? Mir wurde der Befehl – hier Diesen
(auf Isaak deutend)

Dafern es nöthig, peinlich zu verhören.

(Zu dem Offizier.)

Faßt ihn!

(Isaak wird festgenommen.)

Dann wollen wir das Haus durchsuchen.

Wer sind die Andern? Fremde?

Alonzo.

Regidor!

Was soll das sein? Dies Haus – wonach durchsuchen?

Was haltet Ihr den Mann? Gleich laßt ihn los!

Serrano.

Señor, mit nichten. Euer Amt in Ehren –
Doch wärt Ihr der Alcayde selbst, ich kann
Euch nicht willfahren.

(Zeigt ein besiegeltes Blatt.)

Seht hier den Befehl

Von dem erlauchten Grafen Benavente.

Kaum angekommen in Segovia,

Erfuhr er von dem Greul. Da der Alcayde

Nicht Richter sein kann in der eignen Sache,

So ist's der Graf. Von ihm uneingeschränkte

Vollmacht erhielt ich; bin mit meinem Kopfe

Verantwortlich für Alles.

Alonzo.

Doch warum –

Warum in diesem Haus?

Serrano.

Ihr werdet's hören.

(Zu Isaak.)

Isaak! Ihr nährtet tödtlich wilden Haß
Dem Sohne des Alcayden? War es nicht so?

Isaak.

Er war der Mörder meines ganzen Hauses.

Serrano.

Und darum standet Ihr ihm nach dem Leben?

Isaak.

Ich? Nimmermehr! Des Herrn ist das Gericht.

Serrano.

Doch weiß man, daß zuletzt Don Gomez
Nach dem Gebirge in des Paulars Nähe
Allein sich fortbegab – Ihr waret dort.
Ihr waret dort bei Nacht ...

Isaak *(schrickt zusammen, faßt sich aber bald.)*

Ja, Herr ... dort war ich.

Serrano.

Und mit Euch noch ein ganzer Trupp von Juden.
Und diese waren auch dabei?
(Auf Salomon und die Andern deutend.)

Isaak *(betreten.)*

Ich ging
Allein, traf im Gebirge keine Juden.

Serrano *(zeigt auf Torres und Urilla.)*

Die braven Bürger sagen nein. Ihr leugnet.

Torres.

So ist's. Mit einem ganzen Trupp von Juden
Sah ich Euch selbst.

Urilla.

Ich auch.

Isaak.

Torres!
Ihr seid mein alter Feind; doch falsches Zeugniß
Verbietet auch der Christen Gott. Ihr sündigt.

Serrano *(zu Isaak)*.

Saht Ihr Don Gomez nicht?

Isaak.

Nein, Herr.

Serrano.

Und nahmt
Ihr nicht sein Blut zu eurem Ostermahle?

Isaak.

Blut! Blut! Zu unserm ... Herr! Befleckt Euch nicht
Mit dieser graunvoll teuflischen Beschuld'gung!
Herr! so weit Juden leben auf der Erde,
Ist unser Ostermahl ein reines Dankfest.

Salomon.

Wir bringen keine Menschenopfer dar.

Alonzo *(sich kaum bemeisternd)*.

Don Nicolas Serrano! Ueberschreitet
Nicht Eure Vollmacht.

Serrano.

Wie?

Alonzo.

Ihr habt es nur
Mit diesem Mann und nicht mit seinem Volk.
Behauptet nicht, was Keiner noch erwiesen.

Serrano.

Das hätte Keiner ... Don Alonzo!
Ihr seid in unserm Lande fremd, das sieht man.
Geduld, den Gleißner will ich schnell entlarven.

(Winkt dem Offizier; dieser geht nach der Thüre links und kommt gleich darauf mit Pascual.)

Sechste Scene.

Die Vorigen. Pascual.

Serrano *(zu Isaak, auf Pascual deutend).*

Kennt Ihr den Mann?

Isaak *(zurückfahrend).*

Gerechter Gott!

Das ist – der Pascual!

Pascual.

Kennt Ihr mich noch wirklich?

Serrano.

Pascual! Was sagst du aus?

Pascual.

Ich war zehn Jahre
 In diesem Haus. Zehn Jahre, Herr, bemerkt' ich,
 Sobald der Juden Osterabend nahte,
 Daß man mich immer fern hielt. Ich bemerkte,
 Ein Zimmer war die ganze Zeit verschlossen,
 Und so verhängt, daß keine Thür zu sehen. –
 Zehn Jahre sah ich's, und verstand es nicht.
 Auf meinen Wanderungen erst erfuhr ich,
 Daß oft in so verschlossnem Zimmer Juden
 Mit Christenblut die Osterkuchen tranken.
 Wie diese Bürger war auch ich unweit
 Des Paular, als Don Gomez dort verschwunden,
 Und sah den Isaak dort mit andern Juden.
 Señor, drum will ich's dreist beschwören –

Isaak.

Ha, treffe dich der Fluch des Ewigen!
 Meineid'ger! Ueber dich komm' alles Blut
 Unschuldig Angeklagter!

(Zu Serrano.)

Herr! Wen stellt Ihr

Als Zeugen gegen uns! Der Bösewicht ...

Serrano *(ihn unterbrechend).*

Von Euch ist jetzt die Rede, nicht von ihm.

Pascual, erweisen kannst du, was du sagtest?

Pascual.

Ich denke, Herr, ich kann's – mit kurzem Griff.
Zum Glück bin ich in diesem Haus bewandert.

(Auf den Vorhang an der Mittelthür deutend.)

Den Vorhang zieht zurück – was hüllt er ein?

(Soldaten ziehen auf einen Wink Serrano's den Vorhang zurück.)

Serrano.

Ah! eine Thüre!

Pascual.

Laßt sie sprengen. Denn
Gutwillig giebt der Wirth Euch kaum den Schlüssel.

Serrano *(zu Isaak)*.

Wollt Ihr ihn geben?

Isaak *(bittend)*.

Herr! Dies Zimmer
Betrat ich nicht seit Monden – dringt nicht ein.

Serrano.

Die Hölle liegt dahinter? – Nicht?

Isaak *(dumpf)*.

Für mich, für mich liegt sie dahinter.

Serrano *(zu dem Offizier)*.

Sprengt sie.

(Offizier nimmt ein Licht vom Tische, tritt mit einigen Soldaten an die Mittelthüre, und diese wird aufgeschlagen. Man sieht auf einem Bette die Leiche des Don Gomez. Alle entsetzen sich. Torres und Urilla heucheln Schrecken.)

Fast zugleich. { Serrano.
Oh!
Alonzo.
Gomez!
Isaak (*drängt sich hin, von den Soldaten, die ihn halten, sich losringend und ruft mit erschütterndem Schrei*)
Lügenwerk des Erzfeinds!

Serrano.

Seht hin, woran sich Judasenkel sätt'gen!

(Giebt dem Offizier ein Zeichen, den Vorhang wieder zuzuziehen; es geschieht.)

Rebecca.

Weh! wehe! unsre Pein'ger fassen uns!

Salomon (*hebt mit einem Ausdruck begeisterter Andacht die Hände empor*).

Gepriesen sei Jehovah, unser Gott!

Er macht zu Schanden, was die Lüge schuf!

Rebecca, Sara und Daniel wiederholen:

Gepriesen sei Jehovah, unser Gott!

Serrano (*zu dem Offizier und den Soldaten*).

Führt alle sie hinweg!

Alonzo (*der wie in einer Betäubung dagestanden, fährt auf und stürzt sich den Soldaten heftig entgegen*).

Halt! halt!

Serrano.

Was wagt Ihr?

Wie? Don Alonzo?

Alonzo.

Ja! trotz deiner Vollmacht!

Verleumder nenn' ich dich! Bist du ein Ritter,

Beweis' ich dir's nach Ritterbrauch.

(Auf die Seinigen und Isaak deutend.)

Sie alle

Sind rein von Schuld an diesem Mord – wie ich!

Serrano (*den Degen ziehend*).

Ihr zwingt mich zur Gewalt.

Rebecca (*mit hervorbrechenden Thränen, indem sie Alonzo zurückhält, der gleichfalls den Degen zieht*).

Sohn! Sohn! Laß ab!

Zugleich.	{	Serrano.
		Ihr Sohn!
		Pascual.
		Ihr Sohn!
		Torres <i>und</i> Urilla.
		Ihr Sohn!

Serrano.

Ihr, Don Alonzo? ...

Ein Jude? ... Eines Judenweibes Sohn? ...

So spricht Ihr wahr! Schuldlos an diesem Mord

Sind Jene so wie Ihr – der mitgemordet!

Gebt Euern Degen mir. Auch Euch verhaft' ich.

Rebecca (*sich dazwischen werfend*).

Was wollt Ihr von ihm? ... Ach, was sprach ich! ...

Was hört Ihr ein wahnsinnig Judenweib! ...

Rührt ihn nicht an!

Serrano (*nähert sich mit einer Bewegung, als wollte er sie zurückdrängen, hält aber, sie betrachtend, inne*).

Wie selbst blutdürst'ge Bestien

In Mutterweh noch unser Mitleid zwingen!

Alonzo (*außer sich*).

Elender! wagst du sie zu schmähen ...

(*Holt mit dem Degen aus gegen Serrano.*)

Serrano (*zu dem Offizier*).

Ergreift ihn!

(*Zu Alonzo.*)

Her den Degen!

Alonzo *(während der Offizier mit ein paar Soldaten an ihn herantritt, stürzt auf Serrano zu).*

Da, Scheusal! heb' ihn auf in deiner Brust!

(Soldaten fallen ihm in den Arm, er reißt sich los.)

Rebecca.

Ach, Sohn! ... Mein Sohn!

Alonzo.

Ihr Sohn! Hört es! Ihr Sohn für Erd' und Himmel!

Sohn eines Juden, und beim Vater bleib' ich! ...

Jetzt, Vater! Mutter! nehmt mich hin!

War ich euch je geraubt – zurückgegeben

Und *euer* bin ich für das ew'ge Leben.

(Soldaten umringen die Juden, um sie abzuführen. Vorhang fällt.)

Alonzo, seine Familie und Isaak werden zum Tod verurteilt, es wird ihnen aber anheim gestellt, sich taufen zu lassen und dadurch ihr Leben zu retten. Sie schlagen das Angebot aus. Kurz vor der Hinrichtung legt der Prior Fernando Zeugnis für die Unwahrheit der Geschichte vom „Osterblut“ ab, indem er sich als selbst aus jüdischer Familie stammend, Bruder Rebeccas und Onkel Alonzos, zu erkennen gibt, und enthüllt das Geheimnis von Alonzos Taufe. Don Luis klärt die wahren Umstände des Todes von Don Gomez auf, woraufhin die Beschuldigten freigesprochen werden und Spanien verlassen.

9. Wilhelm Wolfsohn an Karl August Varnhagen von Ense

31. Dezember 1850; eB: 1 Bl., 3 S. – Bibliotheka Jagiellońska, Ms. Berol. Varnhagen Sammlung 281, Nr. 17946.

Leipzig, den 31. Dezember 1850.

Hochverehrter Herr Geheimrath,

Das beifolg. erste Heft unseres „Deutschen Museums“ sollte längst in Ihren Händen sein. Sie waren einer der Ersten, denen ich das was wir endlich zu Tage gefördert ungesäumt vorzulegen beschlossen hatten. Lag mir doch so unendlich viel daran, aus Ihren an das Einzelne geknüpften Bemerkungen Wesentliches für das Ganze zu lernen; hoffte ich doch so lebhaft, Sie durch unseren Anfang von Neuem zu freundlicher Theilnahme zu stimmen! Wenn ich gleichwohl mit der Sendung bis jetzt zurückhielt, so hatte das einen Grund, der Vielen seltsam vorkommen mag, nur gewiß nicht Ihnen – da Sie nicht allein den moralischen Zusammenhang welthistorischer Thatsachen ganz anders durchschauen als Unsereins, sondern auch psychologisch Geringfügigkeiten im Alltäglichen und Kleinpersönlichen nicht unbeachtet lassen oder gar mißverstehen. Mein Grund war kein anderer, als daß ich Ihnen nicht bloß das Heft schicken, sondern auch ausführlicher schreiben wollte. Ja, es drängte mich zu einem Briefe an Sie, der freilich das gewöhnliche Maß überschreiten mußte; ich wünschte nur zu sehr, mich über manches Allgemeines und Persönliches gegen Sie aussprechen zu können, und ich fühlte wohl, daß ich es mit jenem Vertrauen thun würde mit dem ich Ihnen immer genaht, mit der Gewißheit der Erhebung und Belehrung, die ich mir von Ihrem liebevollen Eingehen in Alles versprechen durfte. Leider ist dieser Wunsch ein frommer Wunsch geblieben, und bleibt es zum größten Theil jetzt noch. Denn ich war die ganze Zeit theils wirklich krank, theils krankhaft erregt, und bin es noch, so daß mir durchaus jene Sammlung fehlte, mit der man allein vor Ihnen erscheinen darf.

Bei dem Zustande aus dem ich noch immer nicht herauskommen kann, weiß ich selbst dem Unternehmen, dessen Anfang Ihnen hierbei vorliegt, kaum irgend einen Anknüpfungspunkt für persönliche Mittheilung abzugewinnen. Meine ganze Existenz ist noch in so unseligem Schwanken, daß ich nicht einmal sagen kann: dahin oder dorthin will ich meine bescheidenen Mittel und Kräfte wenden. Denken Sie nur ich figurire noch immer als russischer Unterthan, obgleich mein Paß alle Ursache hat, sich der Prüfung des Kundigen möglichst zu entziehen: was ich aber auch immer zu meiner Einbürgerung in Deutschland versuche scheitert an der ersten Forderung, die überall gestellt wird – daß ich einen Emigrationsschein beibringe. Rußland zählt bekanntlich schon den animus emigrandi zu den Capitalstaatsverbrechen, um so weniger ist eine Sanction der Thatsache zu erlangen. Auf diese Weise bin ich verdammt, die historische Heimathlosigkeit meines Stammes polizeilich in jeder Fiber nachzufühlen. Und

als Redacteur einer Zeitschrift, die ich nun einmal nicht anders als in liberalster Richtung führen kann, laufe ich jeden Augenblick Gefahr, der heiligen Inquisition in die Hände zu gerathen; ja, schon bei einem strengen Paßexamen würde ich bis zum Nimmerwiederaufstehen durchfallen.

Wüßten *Sie* vielleicht, innig verehrter Herr, mir aus dem reichen Schatz Ihrer Erfahrungen in dieser Bedrängniß einen Rath zu ertheilen? Könnten *Sie* vielleicht mir in diesem Labyrinth einen Faden an die Hand geben, mit dem meine bürgerliche Anknüpfung an Deutschland möglich wäre auch ohne den russischen Emigrationsschein? Ich brauche es wohl kaum mit Worten zu bezeichnen, was *Sie* damit für mich thun würden.

Mein Drama ist noch ungeboren. Meine Redactionsorgen und die wenig erquicklichen Arbeiten der sogenannten technischen Redaction haben dem dramatischen Embryo schlechte Nahrung zugeführt. Wenn es mir überhaupt zur keiner Fehlgeburt kommt. Bringe ich dies Kind mit einiger Lebensfähigkeit zur Welt, dann erbarmen *Sie* sich wohl desselben, und vertreten vielleicht Pathenstelle bei ihm? Ihren Peter den Großen könnte ich allerdings noch eine kurze Zeit brauchen. Darf ich ihn noch behalten?

Mögen *Sie* das neue Jahr sehr körperlich gekräftigt antreten und sich hinfort ungetrübter Gesundheit erfreuen! Was *Sie* in höchster Fülle besitzen; brauche ich Ihnen nicht erst zu wünschen: Heiterkeit und Frische des Geistes. In der That, keine noch so dunkle Gegenwart kann den Glanz einer Vergangenheit, wie die Ihre, trüben, keine noch so bedrohliche Zukunft Ihre aus den lichtvollsten Erfahrungen gewonnene Freudigkeit und Zuversicht auf den heiligen Geist der Geschichte erschüttern.

Nochmals also die herzlichsten Glückwünsche von Ihrem
mit aufrichtigster Verehrung
Ihnen
treuergebenen Wilhelm Wolfsohn

Leipzig 31 December 1850.

P.S.

Dürfte ich *Sie* bitten, mich dem werthen Fräulein von Assing bestens zu empfehlen? Ich wiederhole mein treugemeintes Erbieten, in den besprochenen buchhändlerischen Beziehungen das Möglichste zu thun. Die Verbindung mit Herrn Wehl ist, wie *Sie* sehen, im besten Gange.

10. Leumundszeugnisse für Wilhelm Wolfsohn

10.1. Heinrich Wilhelm Schulz

13. April 1851; eB: 1 Bl., 1 S. – Nachlass Wilhelm Wolfsohn; in Privatbesitz.

Der Unterzeichnete bezeugt hierdurch auf Verlangen daß er mit Herrn Dr. phil. Wilhelm Wolfsohn seit mehreren Jahren bekannt und befreundet ist und demselben ebenso wohl als einen vielseitig gebildeten und talentvollen, als durchaus ehrenwerthen Mann kennen gelernt hat. In Dresden hat sich Herr Dr. Wolfsohn durch seine geistreichen mit seltener Gewandtheit der freien Rede vorgetragenen öffentlichen Mittheilungen über die Deutsche Literatur die allgemeine Anerkennung erworben. Bei der unausgesetzten wie literarischen Thätigkeit des Herrn Dr. Wolfsohn hat sich derselbe soweit mir bekannt ist an den politischen Fragen der Gegenwart nur wenig, jedenfalls aber nur vom wissenschaftlichen Standpunkte aus und gewiß nur mit der Mäßigung und Würde betheiliget, welche bei einem Gelehrten von dieser Bildung vorausgesetzt werden muß.

Dresden den 13^{ten} April 1851

Dr. Heinrich Wilhelm Schulz
Regierungsrath im Ministerium des Innern

10.2. L[udwig] Fort

22. April 1851; eB: 1 Bl., 1 S. – Nachlass Wilhelm Wolfsohn; in Privatbesitz.

Herrn Doctor Wilhelm Wolfsohn, mit dem ich seit länger als zwölf Jahren aus mehrfachen geschäftlichen und freundschaftlichen Beziehungen genau bekannt bin, bezeuge ich gern, daß ich ihn stets in jeder Hinsicht nur von der vortheilhaftesten Seite und als einen streng rechtschaffenen und ehrenwerthen Mann kennen gelernt habe, der sich auch in gesellschaftlicher und politischer Beziehung immer ruhig, besonnen und tadellos benommen und an der Aufregung der vergangenen Jahre, ohngeachtet eines lebhaften Gefühls für die ansprechenden Ideen der Neuzeit, nie an einen irgend thätigen Antheil genommen hat. Ich bin daher auch fest überzeugt, daß er sich in allen Lagen in die er kommen kann, stets von einer gleich empfehlenden Seite zeigen und das Vertrauen das er beansprucht, vollkommen rechtfertigen wird.

Leipzig d. 22. Apr. 1851

L. Fort,
Lehrer der Handelswissenschaften,
früher Buchhändler

11. Theodor Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig, „Mein Leipzig lob' ich mir“, Kap. 4 (Manuskriptfassung)

1894–1896; eMs – Stiftung Stadtmuseum Berlin, Inv.-Nr. V-67/864, fol. 21^r-31^r; Tinte, überarbeitet mit Tinte und Bleistift. Unterstreichungen in der Handschrift sind kursiv wiedergegeben; [] über oder unter der Zeile eingefügt; () Streichungen längerer Passagen

Wilhelm Wolfsohn war in in unsrem Herwegh-Club der tonangebende. Georg Günther, der um um mehr als ein Dutzend Jahre älter, [zugleich] von allgemeinerer Bildung und viel [größerer] Welterfahrenheit war, wäre zu dieser Führerrolle [dazu der] Berufenere gewesen, aber er war nicht Clubmitglied, blieb wohlweislich ein Draußenstehender und so fiel die Führerrolle dem Nächstbesten zu, ~~der war, literarisch angesehen,~~ [was] unzweifelhaft Wolfsohn [war.] Er hatte Literaturhistorische [geschichte] zu seinem Studium gemacht. Das allein schon gab ihm [würde zu Besiegelung] seines Uebergewichts ausgereicht haben, es standen ihm aber noch andres Kräfte (?) zu Gebote. Wolfsohn [Wir andern] waren sammt und sonders junge Leute von [Durchschnittsallüren,] Wolfsohn [dagegen] war ein Herr, ein feiner Herr. Hätte nicht sein fein [kluger interessanter] Kopf die semi jüdische Descendenz verrathen [bekundet,] so würde man ihn für einen jungen Abbé gehalten haben; er hatte [ganz ganz und gar] die verbindlichen Formen [eines solchen,] dazu das [überlegene] Lächeln [und] vor allem die Handbewegungen. Es ließ sich an ihm die Kulturüberlegenheit der Juden ganz wundervoll nachweisen. ([Daß das Gros unsres Clubs [unser meist] ^ameist aus armen Thüringern sich zusammensetzender Clubs diese Manieren vermessen ließ, war selbstverständlich, aber auch] Er war in Brody geboren und nach Odessa hin übersiedelt, wo die Eltern, durch Vermögensverluste, bald in eine sorgenvolle Vermögenslage geriethen; aber seine Knabenjahre hatten noch die guten Zeiten [der Familie] geschn, und diese Zeiten in denen man repräsentirt und eine hohe (?) [in denen seine Eltern ein Haus gemacht und eine reiche] Gastlichkeit geübt hatten, [und diese Tage voll Repräsentation] hatten ausgereicht ihm jene Formen feiner Sitte zu geben, wodurch er sich über uns alle erhob. Ich würde [diese seine Superiorität] dies wenn es sich dabei blos um unsre Thüringer die das Gros d'Armée bildeten, gehandelt hätte,) [im Hinblick auf unser [das Gros d'Armée unsres Clubs], Club-Gros d'Armée das sich aus armen Thüringern zusammensetzte,] nicht erst hervorheben, aber [auch] Schauenburg und Kriege, waren aus [die beide] sehr guten Häusern [entstammten und auch so] wirkten, auch so und blieben doch auch [hinter unsrem semitischen abbéhaften Führer] zurück. Das Semitische, vielleicht kann man ganz allgemein sagen das Orientalische [– bei Wolfsohn durch frühere ^b(später scheiterten sie [kam ein Rückschlag] später dann freilich ins Gegentheil sich verkehrende glänzende Lebensverhältnisse [(die dann freilich einen Wandel erfuhren)] seiner [Odessaer] Eltern unterstützt – hat in Feinheit der Form, Sprache, Sitte, [Form] einen [natürlichen] Vorsprung. vor dem Germanischen. Erst auf einer

gewissen gesellschaftlichen Höhe wird das Germanische wieder siegreich und dann [sogar] *sehr* [~~aber auch da noch mit Einschränkung.~~] mit Ausnahme der (~~Damenwelt. Die jüdische~~ Damenwelt en masse soll hier, um mich milde auszudrücken, nicht verherrlicht werden aber die *semi* jüdische Damenschaft in ihren glänzendsten Einzelexemplaren wird von der christlichen Aristokratin nur sehr selten erreicht.)

Abschrift von der Hand Emilie Fontanes:

aber auch ähnlich liegt es auf dem Schönheitsgebiet. Es giebt, bei sonst gleichen Zahlen, mehr hübsche Jüdinnen als Christinnen, wenigstens hier zu Lande; *wenn* eine Christin aber schön ist, ist sie schöner.

Darunter auf aufgeklebtem Zettel von Fontanes Hand:

[Ähnlich liegt es auf] Auf dem Schönheitsgebiet liegt es ähnlich. Es giebt, [bei sonst gleichen Zahlen,] mehr hübsche Jüdinnen als Christinnen, [(wenigstens hier zu Lande;)] *wenn* eine Christin aber schön ist, ist sie schöner.

Fortsetzung in Fontanes Hand:

Wolfsohn, als ich ihn kennen lernte, ~~bewohnte-s~~ war schon *halb* [trotz seiner jungen Jahre so gut wie] verlobt und zwar mit der Tochter eines ehrsamem Tischlermeisters, in dessen ~~Wohnung er Unterkunft gefunden hatte.~~ [Hause seine Wohnung gelegen war.] Die Sage ging, daß eine ~~schwere Krankheit, in der er~~ [besonders] liebevolle ~~gepflegt wurde~~ Pflege [während schwerer Krankheit] dies halbe Wunder bewirkt habe, °was ~~richtig sein mochte~~ [auch wohl zutraf, nur daß das Ganze ~~kein Wunder, bloß~~ [mehr als] ein kluger Schritt [seinerseits, als [wie als] ein Wunder gelten konnte.] So verwöhnt etc. [~~denn eine schwere Krankheit überfiel ihn bald nach seinem Erscheinen.~~] (In Wahrheit aber war es gar kein Wunder, ~~sondern ein aus richtiger Erkenntniß gethaner, und sehr kluger Schritt.~~ So verwöhnt er war, so bis zum Komischen hin aesthetisirend – etwa wie Hedda Gabler mit ihrem „im Banne der Schönheit“) – so verständig war er auch und erkannte richtig, welchen Schatz er in diesem Mädchen gefunden habe. Das Leben hat es ihm später bestätigt, [denn] diese Leipziger Tischlertochter wurde sein guter Engel bis an sein Ende.

Wolfsohn hatte damals schon allerhand edirt, [unter andern] ein Taschenbuch, das, ~~das glaub ich Iduna hieß und~~ ungläublich aber wahr, eine Art christlich jüdische Religions=Union anstrebte. Jedenfalls entsprach das seinem Wesen. Ausgleich, ~~Wattirung,~~ Umkleidung, nur keine ~~scharfen~~ Kanten, und Ecken. In unsren ~~Club~~ [Sitzungen], denen er meist präsidirte, trat er nicht sonderlich hervor; ~~er war~~ [natürlich war] er für „Freiheit“ ~~wie wir alle~~ (wie hätten wir [auch] sonst der Herwegh-Club sein können) aber ~~in der Zahl und Regelmäßigkeit der Forderung~~ ([~~nach Freiheit~~], ~~in der ich~~ glaub ich obenan stand, blieb er [weit zurück.] [er hielt Maaß darin wie in allem.] Ein Theil seines Uebergewichts

mochte damit ~~diesem Maaßhalten~~ zusammenhängen denn wir waren nicht so dumm ~~daß wir nicht mitunter~~ [genug um nicht gelegentlich] selber ein Fragezeichen hinter unser Thun ~~gesetzt hätten~~ [zu setzen.] selber Zweifel an unsrem Thun zu hegen. Sein eigentliches Uebergewicht lag in seinen feinen Manieren und in seinem glänzenden Zuhausesein in [der] allem ~~Belletristischen~~) Seine Domäne war [die Gesamt-]Belletristik ~~dreier Nationen~~, [der] Deutschen, Franzosen und Russen. ~~Letztes~~ [Rußland, wenn er uns Vortrag hielt,] stand mir [allemaal] obenan, ~~weil ich mir sehr richtig~~ [wobei ich mir sagte:] ~~wobei die richtige Vorstellung mitspielte: das laß Dir nicht entgehn oder~~ „das nimm mit; Du kannst hundert Jahre warten, ehe Dir russische Literatur [wieder] so auf dem Präsentirbrett entgegengebracht wird.“ Ich ging in meinem Feuereifer so weit, daß ich sogar ~~anfang~~ russisch zu lernen. [wollte.] ~~Aber~~ [Doch] schon in der zweiten Unterrichtsstunde ~~hieß es seinerseits „nein“~~ [war seine Geduld erschöpft und er sagte mir: „wir wollen es wieder aufgeben [gieb's [nur] wieder auf; und Du lernst es doch nicht.“ So ist es mir mit einem halben Dutzend Sprachen gegangen: italienisch, dänisch, vlämisch, wendisch; immer wenn ich mir ein Lexikon und eine Grammatik gekauft hatte, war es wieder vorbei. Was ich beklage. Denn es ist unglaublich wie viel Vortheile man von jedem [kleinsten Wissens] Partikelchen hat, ganz [besonders ~~aueh~~ [aber] auf diesem Gebiet.] Also mit der russischen Sprache war es nichts, ~~aber~~ in Bezug auf russische Literatur [jedoch] ließ ich [ihn] nicht ~~loeker~~ wieder los und von Dershawin an, über [Karamsin und Shukowski] fort, zogen die damals noch lebenden [oder doch erst jüngst gestorbenen Dichter:] Puschkin, Lermontoff, Pawloff, Gogol an mir vorüber. Ein ganz Theil ~~davon~~ [dem, was mir Wolfsohn damals vortrug,] ist sitzen geblieben, am meisten von den drei Letztgenannten (Lermontoff war mein besonderer Liebling) ~~aber auch wenn es weniger wäre und jedenfalls, so sehr das Ganze~~ alles nur ein Kosthäppchen ~~bildet~~ [war, so] bin ich [doch] auf meinem Lebensgange ~~natürlich~~ nur [sehr] Wenigen begegnet, die mehr davon gewußt hätten, als ~~das~~ was ich damals aufpicken durfte.

(Bodenstedt abgerechnet, keinem begegnet, der ~~auch nur den zehnten Theil davon~~ [mehr] gewußt hätte [vielen aber die weit weit dahinter zurückblieben]. Wer seinen Turgeniew kannte, der war befriedigt.)

Wolfsohn war mir sehr zugethan, über mein Verdienst hinaus, und hat mir diese Zuneigung ~~auch später~~ vielfach bethätigt. So lange ich [noch] in Sachsen war, [auch nachdem ich Leipzig [selbst schon] verlassen hatte, blieb ich mit ihm in [persönlicher] Verbindung [mit ihm] und Ende der 40er Jahre wurde diese Verbindung wieder aufgenommen und später ~~bis an seinen Tod blieben wir~~ [in einem zeitweilig [ziemlich] lebhaften] Briefwechsel. Einige dieser Briefe, [darin auch die „Großfürstin Helene“, ohne die es nicht [damals in ganz Rußland nichts Literarisches] ging, eine Rolle spielte,] waren aus Moskau, [den beiden russischen Hauptstädten datirt,] wohin er gern ging, um ~~den dort lebenden Deutschen~~ [der dortigen deutschen Kolonie ~~der sich auch russischer Adel ein bescheidener~~

~~Bruchtheil russischen Adels gesellte, 'sammt einigen literaturbeflissenen Russen,] Literaturvorträge zu halten und so traf es sich daß ich deutschen Kaufleuten und russischem Adel als eine kleine Größe proklamirt worden bin, als eine Thatsache der ich es verdanke den Russen eher bekannt gewesen zu sein Vorlesungen über allerjüngste deutsche Literatur [Dichter], zu denen in Wolfsohns Augen auch mich rechnete, zu halten, woraus [dann komischerweise] resultirte, daß ich in Rußland [Petersburg und Moskau] bereits eine kleine Größe [Gegenstand kleinen literarischen Interesses] war, als [mich] in Deutschland [Berlin] noch niemand [mich] kannte, [nicht einmal in Berlin] Natürlich kehrte in diesen Briefen auch immer die „Großfürstin Helene“ wieder; ohne die ging es nicht. Nach Deutschland zurückgekehrt 1851, eben wieder von einer [Petersburger] Reise nach Petersburg und Moskau zurückgekehrt, trat Wolfsohn an die Spitze des „Deutschen Museums“, die er eine [einer vielgelesenen Zeitschrift, die er, eine] Zeitlang, mit Robert Prutz gemeinschaftlich redigirte. Sein Aufenthalt war damals Dresden, in dessen literarischen Kreisen er Otto Ludwig kennen lernte. Der that es ihm an und er wurde Mit Auerbach um die Wette, ließ er sich die Hervorhebung (?) [das Zurgeltungbringen] dieses großen, [eigenartigen,] damals noch nirgends zur Geltung gekommenen [wenig gewürdigten] Talentes angelegen sein und als er mich bald darauf in Berlin besuchte, wurd auch ich auf den Erbförster eingeschworen [unterließ nie, wenn er, [wie damals oft geschah,] als Vorleser seine Tournéen machte, wohin er kam [um Vorlesungen zu halten,] – er war ein sehr guter Vorleser – unterließ er nicht sein [dem großen] Publikum mit Otto Ludwigs den „Erbförster“ und die „Makkabäern“ bekannt zu machen. [vorzuführen.] In steter Berührung mit diesen [Immer mehr sich einlebend in diese bedeutenden] Arbeiten, voll erobernder Kraft kam ihm begreiflicherweise die Lust, es auch seinerseits mit dramatischen Arbeiten zu versuchen und er schrieb ein Drama „Nur eine Seele“, das, als politisches Stück, eine gewisse Notorität erlangte. Es [Dasselbe] richtete sich, wie sein Titel andeutet, gegen die Leibeigenschaft [und] – Es hielt sich eine Zeitlang. Als dann [aber] die Leibeigenschaft aufgehoben wurde, war es gegenstandlos geworden.~~

~~Anfang der 50er Jahre [Um eben diese Zeit war es auch, daß sich Wolfsohn mit der jungen Dame] verheirathete, sich Wolfsohn mit der Dame, deren ich Eingangs schon erwähnte. Diese [Verheirathung] war mit Schwierigkeiten verknüpft, weil standesamtliche Trauungen noch nicht existirten und Eheschließungen zwischen Juden und Christen, die eine Zeitlang statthaft gewesen waren, [mit Eintritt der „Reaktion“] wieder auf kirchliche Hemmnisse stießen. Immer wenn Wolfsohn und Braut [unser Brautpaar aufs Neue] Schritte zur Trauung in diesem oder [jenem] kleinen Herzogthume versuchte, traf es sich, daß dieses Herzogthum die Thür zumachte, [in dem Kleinstaat bei dem man sich eben anpochte, gerade der] d. h. den der freiheitlichen Gesetzesparagrafen auf[ge]hoben, also so zu sagen [dem Brautpaar] die Thüre vor dem Brautpaar schloß. [verschlossen war.] Ein Kleinstaat nach dem andern fiel ab und um die oben genannte Zeit~~

{Anfang der 50 er Jahre} gab es in Deutschland nur noch „eine Säule, die von verschwundner Pracht zeugte“. Diese eine Säule hieß Dessau. Aber auch hier ~~hieß es sich eilen, auch in Neuhof~~ [Dessau] sollte, mit Beginn des neuen Jahres, der Freiheitsparagraph wieder fallen und so hieß es [denn] sich eilen. Noch kurz vor dem Thoresschluß erfolgte die Trauung und aus einer gewissen Dankbarkeit, [so nehm ich an,] blieb man in Dessau. Doch nicht [auf] lange. Dessau war kein Platz ~~der für Wolfsohn und seine durchaus auf Großstadt und Weltverkehr gestellten Allüren gepaßt hätte und~~ so ~~übersiedelte~~ [ging] er 1853 nach Dresden, ~~wohin~~ [zurück.] ~~er recht eigentlich gehörte. Feine Sitte, Hoftheater und höfische Sitte, schriftstellerisches und künstlerisches~~ ~~Kreise,~~ [Leben,] vor allem internationaler Verkehr, – das war ~~die Welt die für ihn paßte.~~ [das, was für ihn paßte, worin er Befriedigung fand.] Und diese [neuen] Dresdner Jahre wurden [denn auch] seine glücklichsten; er lebte [hier ganz] seinen ~~dramatischen~~ Arbeiten, ~~unter denen jetzt die dramatischen obenan standen~~ [vor allem den wieder aufgenommenen dramatischen,] und gründete die „Nordische Revue“, die bis zu seinem frühen Hinscheiden, [1865,] in gutem Ansehen stand. Er ~~starb~~ 1865 [war kaum] 45 Jahr alt geworden. Einer seiner Söhne (Pseudonym: Wilhelm Wolters) hat des Vaters Laufbahn eingeschlagen und ist ein guter Novellist.

- a Das Folgende: „meist ... Clubs“ am linken Rand mit Verweiszeichen.
- b Das Folgende: „(später ... unterstützt –“ am linken Rand mit Verweiszeichen.
- c Das Folgende: „was ... verwöhnt etc.“ am linken Rand mit Verweiszeichen.
- d Das Folgende: „sammt ... Russen,“ am linken Rand mit Verweiszeichen.

Bilddokumente

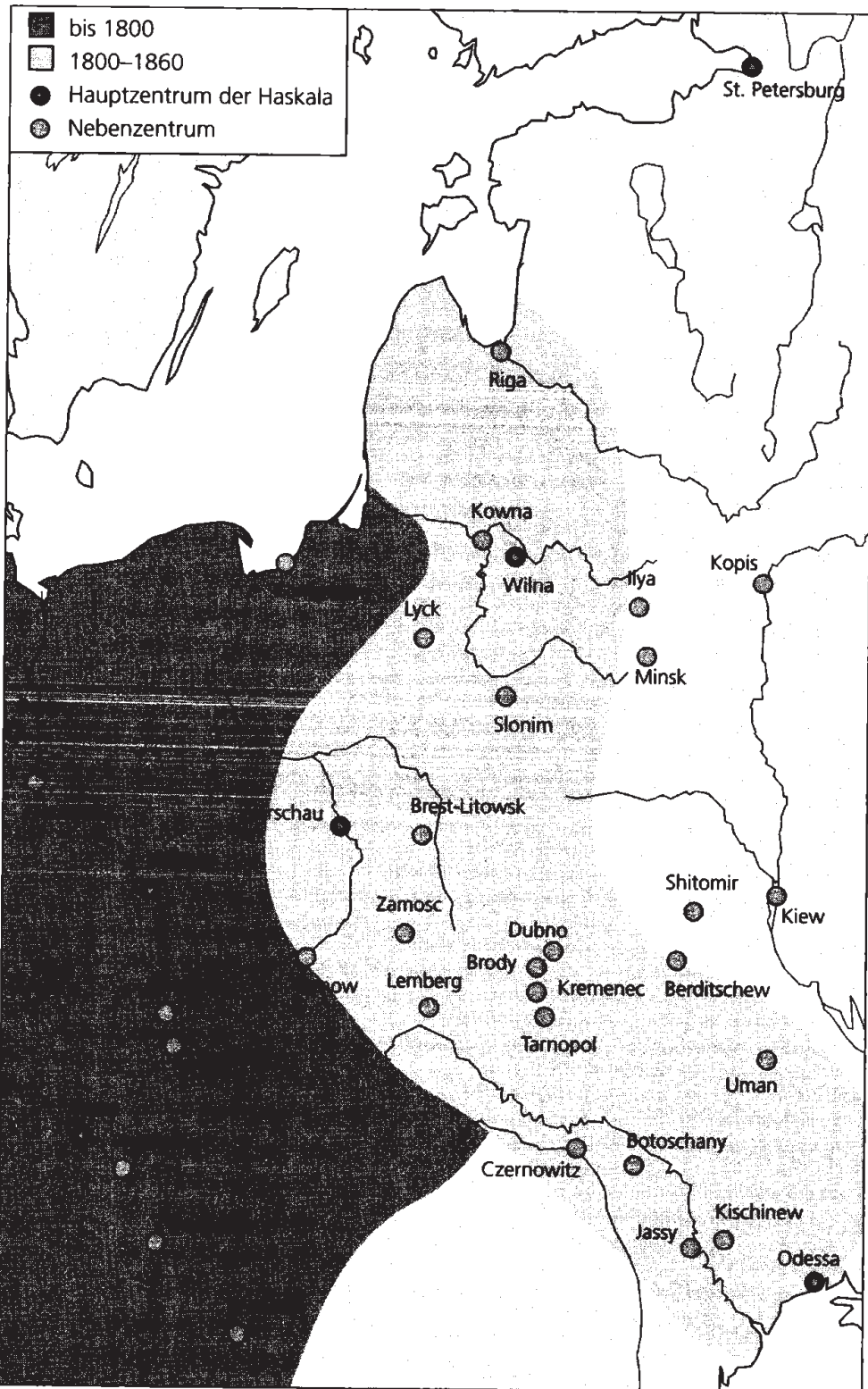


Abb. 1: Die Verbreitung der Haskala in Osteuropa



Abb. 2: Wilhelm Wolfsohn (Bleistiftzeichnung von V. Meyer, 1842)

Der mißt des Schmerzes unermessne Weiten,
 Der Sehnsucht tief in sich nach Menschen trug,
 Und späht' und blickt' umher nach allen Seiten,
 Und sagen muß: ich bin mir selbst genug!

C. Wilh Wolfsohn

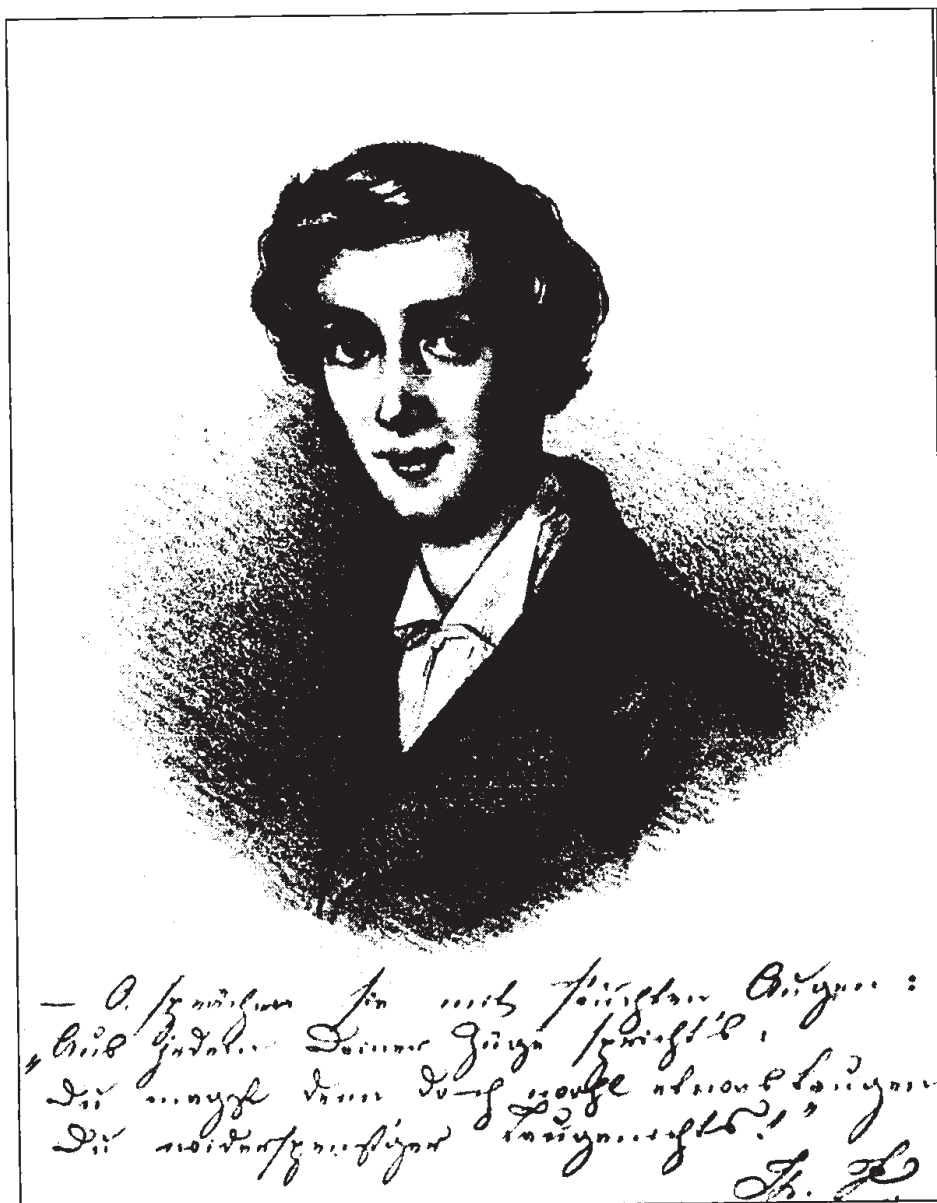


Abb. 3: Theodor Fontane (Kreidezeichnung von Hermann Kersting, um 1843)

– O, sprächen sie mit feuchten Augen:
 „Aus jedem Deiner Züge spricht's,
 Du magst denn doch wohl etwas taugen
 Du widerspenst'ger Taugenichts!“

Th. F.



Abb. 4: Wilhelm Wolfsohn (Ölgemälde von Adolf Kindermann, 1850)

Wolters 1910a

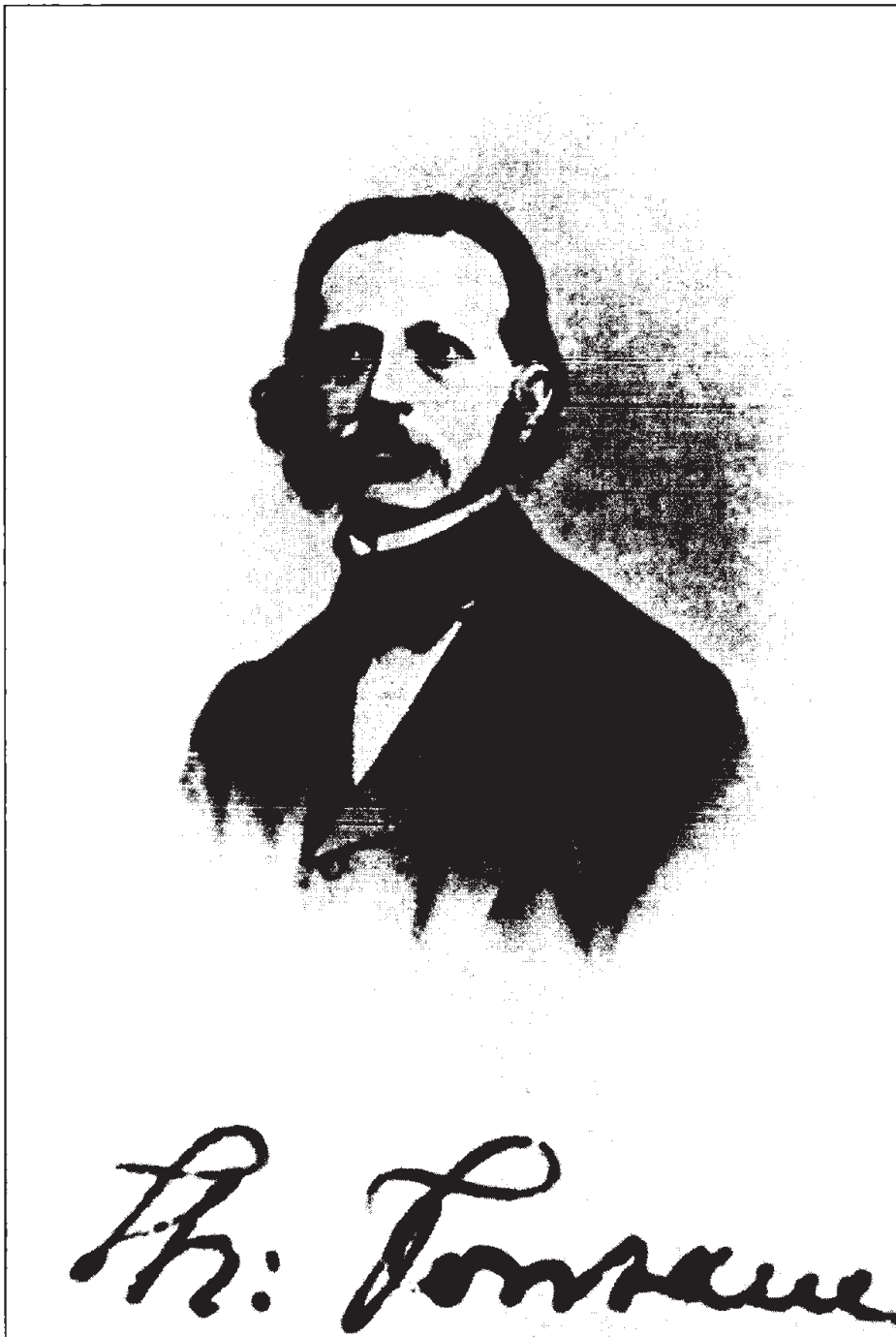


Abb. 5: Theodor Fontane (Fotografie, wahrscheinlich H. Lehmann, 1863)

Wolters 1910a

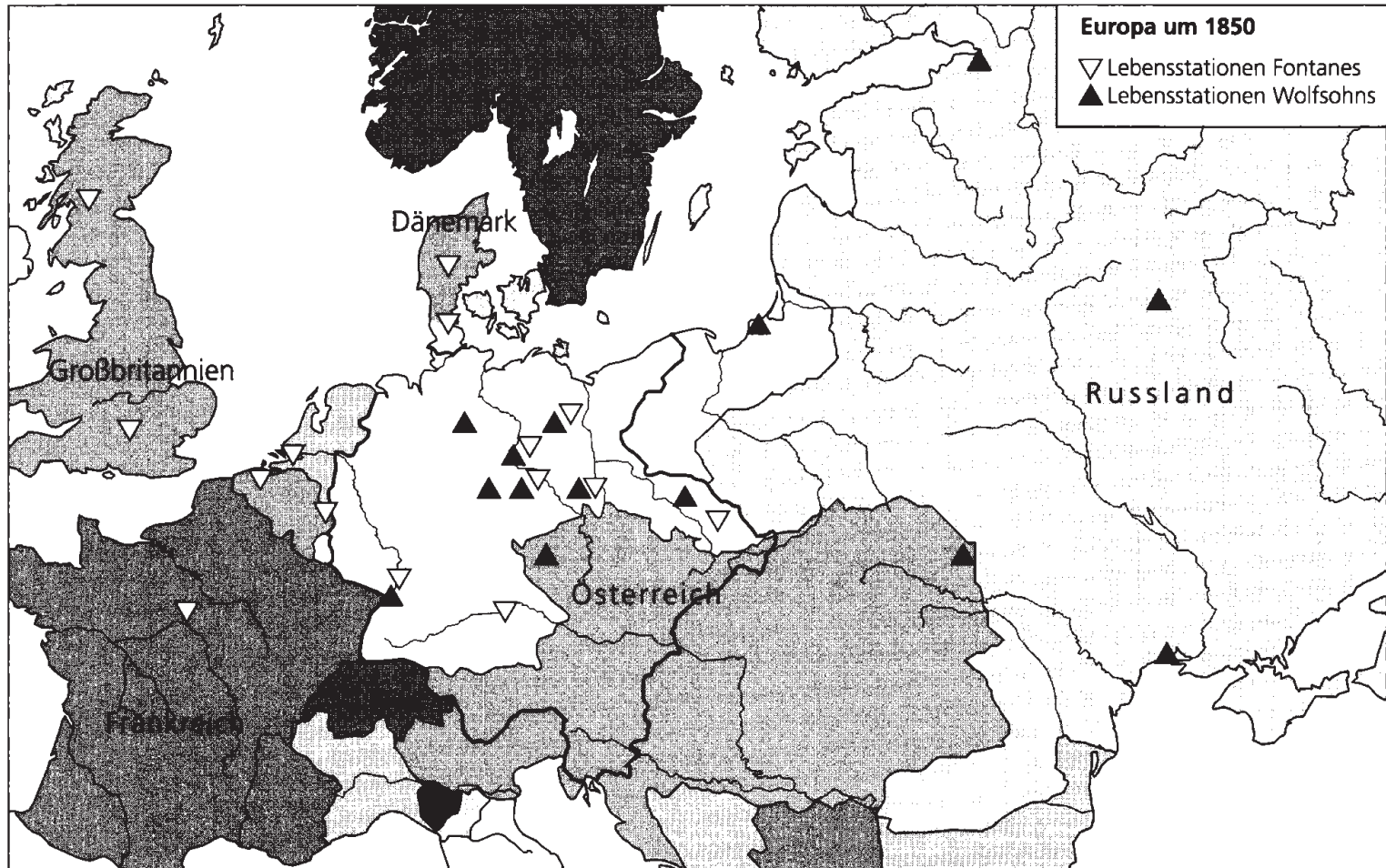


Abb. 6: Lebensstationen Theodor Fontanes (bis 1865) und Wilhelm Wolfsohns



Abb. 7: Bernhard von Lepel
(um 1870)

Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam

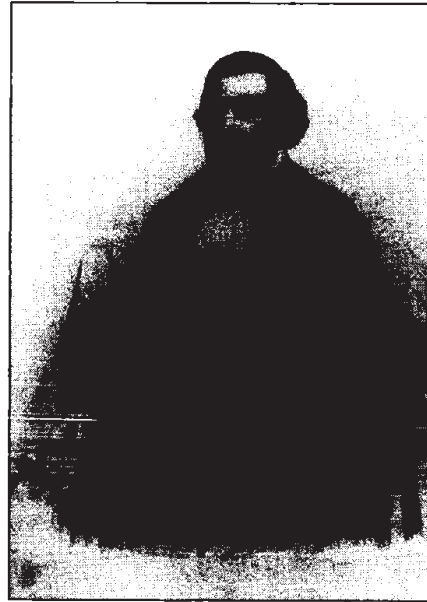


Abb. 8: Berthold Auerbach
(um 1842)

Gidal-Archiv im Steinheim-Institut, Duisburg

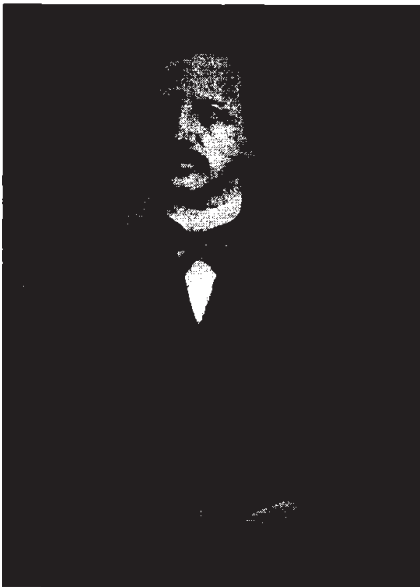


Abb. 9: Ferdinand Lassalle

Gidal-Archiv im Steinheim-Institut, Duisburg



Abb. 10: Ludwig Geiger

Gidal-Archiv im Steinheim-Institut, Duisburg

Lancin D. 16^{ten} Novemb. 52.
Lanzpusthosen 35.

Mein lieber Schöpfer und Opa.

Ich bin dir sehr dankbar, mein lang' ist es
dass Du mir Schöpfer und Opa geschrieben
hast, so bring ich dich mir die sehr
geschickte Sprache mit: „sich ungeschickter
Gefühlswortern“ zu vermeiden; - so
lange Du mir es bist. Gewiss bei
Schicklichkeit sind es Deine freilich mir sehr
schon, damit Du mir einig ist und sehr
euch glücklich. Ich habe inzwischen von
Dir erfahren; Du hast mich mit mir
politische dabei sein mir immer in Danksagen
Anrufen und kommen mir, auf sehr Glück,
Geldern von Dir. Ich werde, Du hast ich
ganz keine Anfechtungen. Meine mir
dies, nach mir allezeit eigentümlich für
ein Merkmal ist; so soll ich mich
selbst Rufen (alles sehr durch mich) mir
auch für mich in Schlemmer zu sein
sich, aber nicht mehr als ein
ein, nicht aber nicht mehr als ein
so dass mir immer von dir
„siehe Lessing, Feil III pag. 199.“ Mein
wisse Begründung mit ihm noch sehr
sich: „ich, ganz Dankbar?! ich habe
meine Artikel von ihm in Danksagen
dankbar gelesen; sehr dankbar, sehr
dankbar.“ Als wir so waren, ich ich

Abb. 11: Theodor Fontane an Wilhelm Wolfsohn, 16. November 1852

(Briefe, Nr. 47, S. 1)

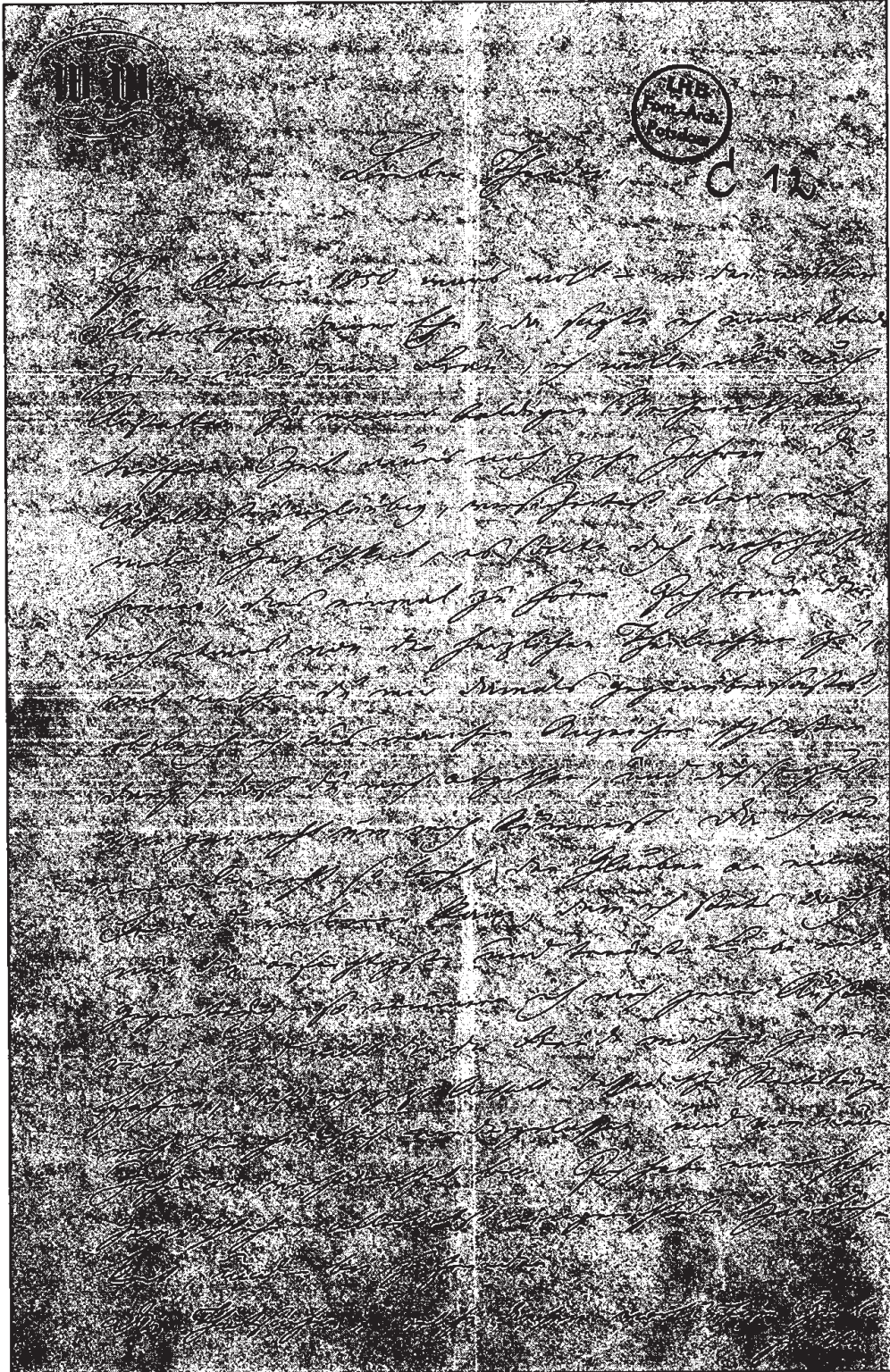
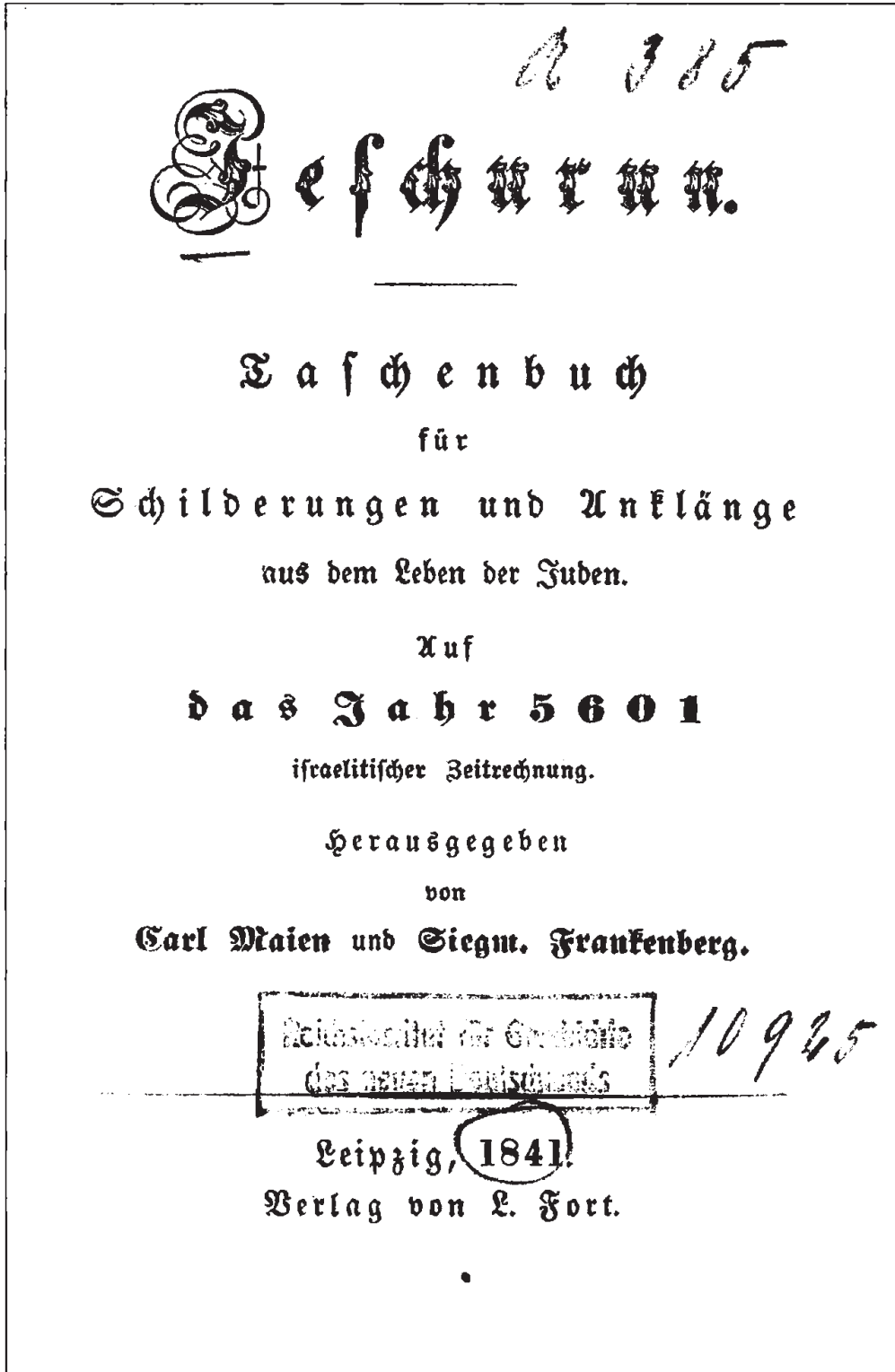


Abb. 12: Wilhelm Wolfsohn an Theodor Fontane, 19. Januar 1852 (Briefe, Nr. 37, S. 1)

Abb. 13: Titelseite *Jeschurun* (Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 4.2)

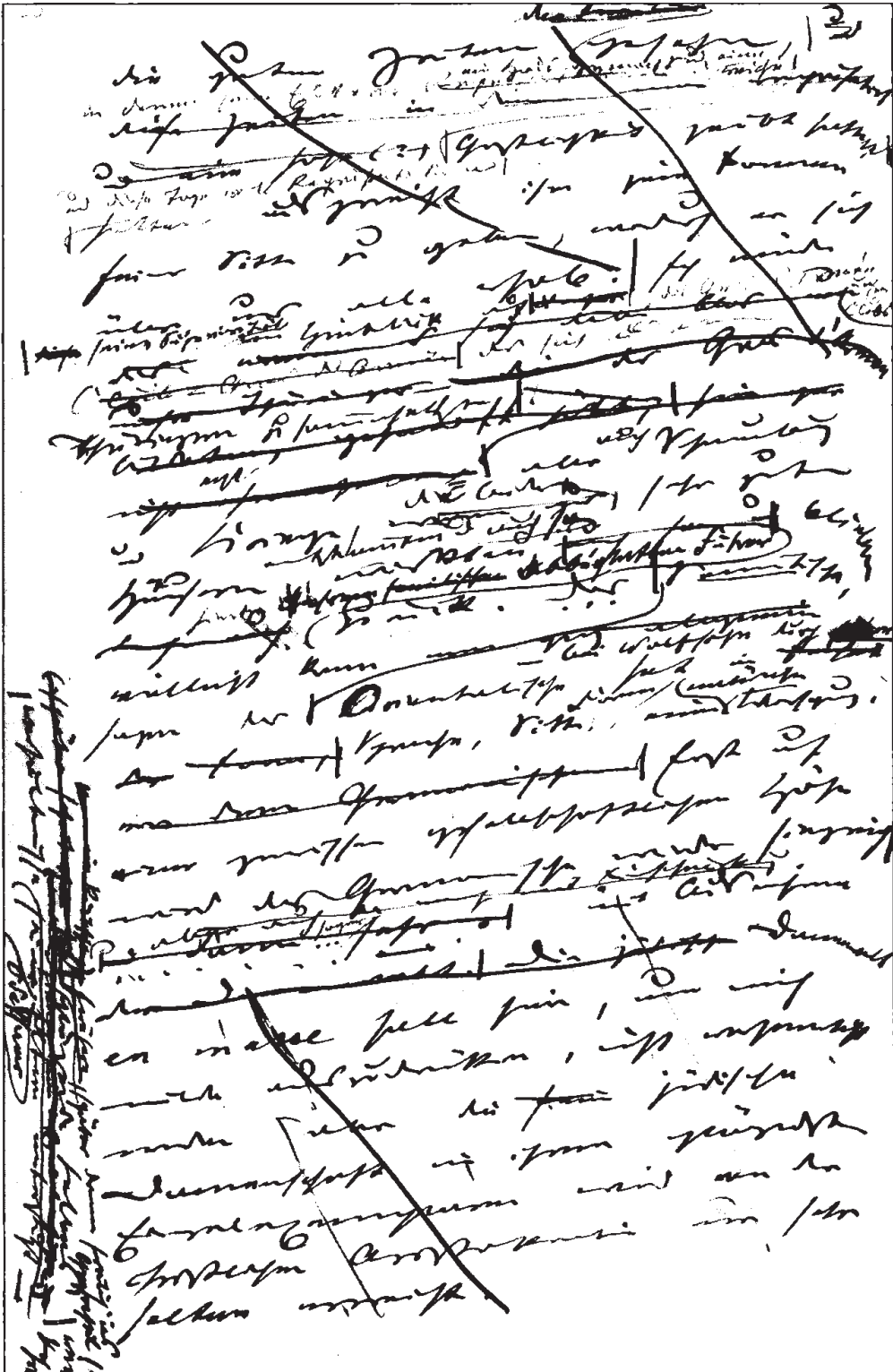


Abb. 14: Theodor Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig, „Mein Leipzig lob' ich mir“, Kap. 4, fol. 23'.

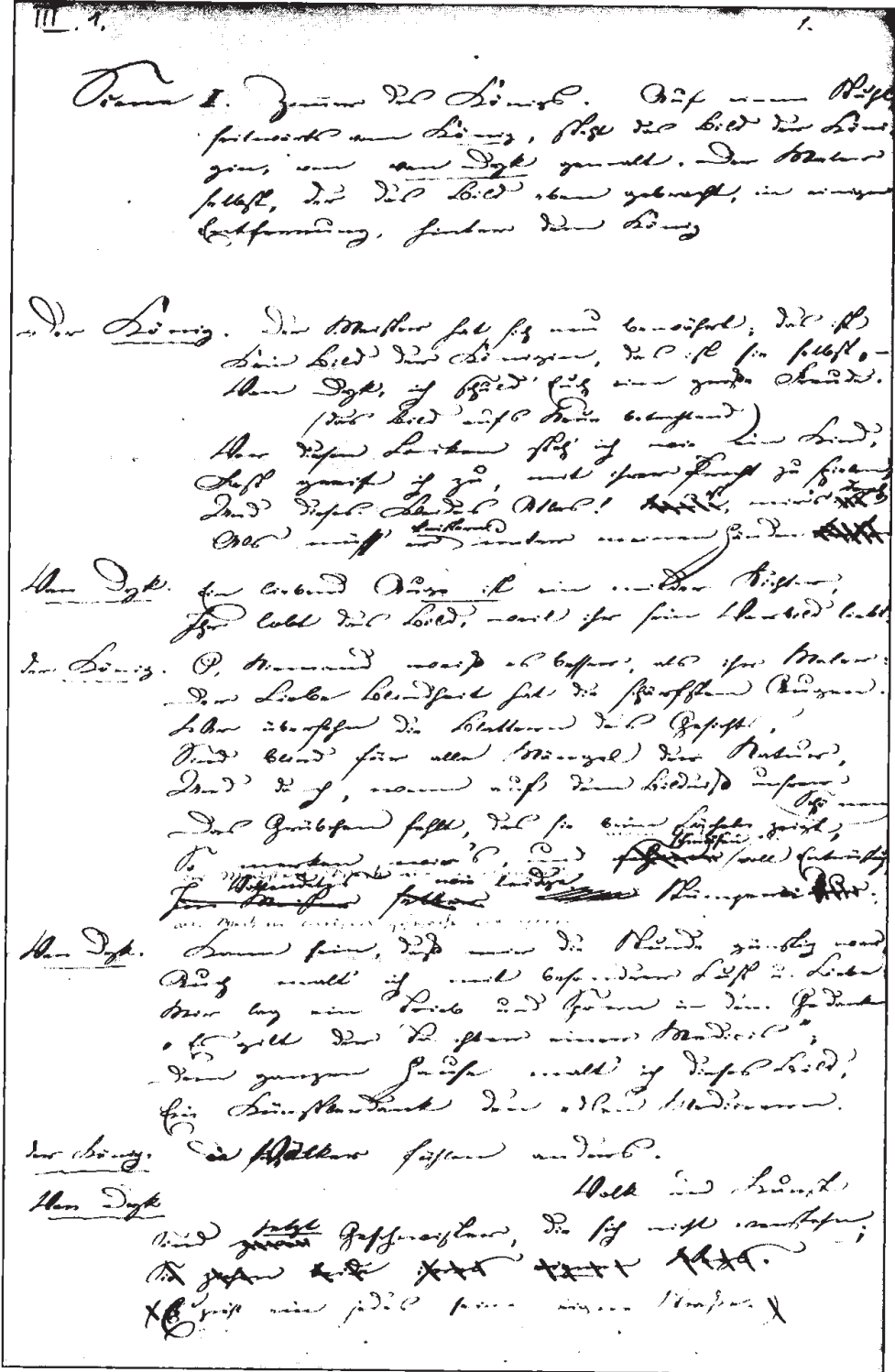


Abb. 15: Theodor Fontane: Karl Stuart, I/1, Ausschnitt (1849). Eigenhändige Reinschrift (Tinte) mit Korrekturen und Ergänzungen Lepels (Bleistift). Beilage zu FL, Brief 82.
 Staatsbibliothek zu Berlin PK, Handschriftenabteilung, Nachl. 191 [Theodor Fontane] III, Nr. 1, S. 1.

Reflexionen

„Freund in Odessa“ – Das Dilemma des russländischen Maskil Wilhelm Wolfsohn

„Freund in Odessa“ nannte Theodor Fontane den Jugendfreund Wilhelm Wolfsohn in einem Gedicht (1844).¹ In seinen Briefen redete er ihn meist mit „Mein lieber Wolfsohn ...“ an. Für wen hielten Fontane und die Freunde und Zeitgenossen in Deutschland Wilhelm Wolfsohn und welchem Kulturkreis ordneten sie ihn zu? An welcher Kultur orientierte und womit identifizierte sich Wolfsohn selbst? Die Frage der kulturellen Zugehörigkeit Wilhelm Wolfsohns wirft Probleme auf. Ihre Erörterung ist eine wichtige Voraussetzung für ein angemessenes Verständnis und eine Wertschätzung seiner Person in Leben und Werk im Allgemeinen wie hinsichtlich der Freundschaft zu Fontane im Besonderen.

Es heißt, der junge Theodor Fontane habe Wilhelm Wolfsohn im Herbst des Jahres 1841 in Leipzig kennen gelernt.² Wolfsohn war damals Student der Literaturwissenschaften. Er trug einen deutschen Namen, war jedoch in Odessa geboren und – wie sein Vater – ein Untertan des Zaren.³ Später, in den 1850er Jahren, ließ er sich in Dresden nieder und machte sich in Sachsen als russischer Literat einen Namen.⁴ Wolfsohn war jedoch weder Deutscher noch Russe, sondern Jude, aber eben kein deutscher, den man leicht einer jüdischen Gemeinde in Sachsen oder einem anderen deutschen Kleinstaat hätte zuordnen können, sondern ein russländischer Jude, genauer gesagt ein Maskil aus Odessa. Um die Differenzierung noch weiter zu treiben: Als Maskil hatte der junge Wolfsohn zwar vieles mit den deutsch-jüdischen Aufklärern gemein. Seine Verehrung galt den Vorkämpfern der Emanzipation Ludwig Börne und Gabriel Riesser. Dem jungen Ferdinand Lassalle gab der ‚Vormärzler‘ – wie es heißt – politisch Rat.⁵ Gleichwohl aber trennte ihn vieles von seinen deutsch-jüdischen Gesinnungsgenossen, denn in der russländischen Diaspora galten für die Juden andere Bedingungen als in den deutschen Ländern, bildeten sich dementsprechend spezifische jüdische Lebensformen und eine eigene Geschichte der Juden heraus. Dies ist leicht an fünf markanten Stationen in Wilhelm Wolfsohns Leben festzumachen – der Geburt 1820 in Odessa als russischer Untertan jüdischen Glaubens, Sohn eines Kaufmanns aus Char’kov und seiner Ehefrau aus Brody in Galizien, damals Provinz des Habsburgerreiches; dem Besuch der Reformschule des

¹ *Einem Freunde in Odessa* (Briefe, Nr. 9).

² Schultze 1988, S. 9.

³ Ebd., S. 10.

⁴ Ebd., S. 41–54.

⁵ Ebd., S. 14.

Bazilius (Vasilij) Štern, deutsch Bezalel Stern, in Odessa seit 1926; der Ausreise zum Studium nach Leipzig 1837; der vergeblichen Arbeitssuche im Russischen Reich, in Odessa und Moskau, 1843 nach der Promotion an der Universität Leipzig, und zuletzt der erneuten Ausreise Ende 1845 nach Deutschland, ohne jegliche Sicherheiten.

Jede dieser Stationen gibt Anhaltspunkte für die Spezifik jüdischer Lebensformen und jüdischer Geschichte im Zarenreich und liefert Stichworte dazu. Die Geburt in Odessa und der jüdisch-ukrainisch-galizische Hintergrund werfen Fragen auf nach der jüdischen Gemeinde im russischen Vielvölkerreich und ihrem Verhältnis zur russischen, insbesondere zur neurussischen Stadt. Der Reformschulbesuch in Odessa verlangt Aufschluss über die Haskala im Russischen Reich, über ihre Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit mit der deutsch-jüdischen Aufklärung. Das Scheitern von Wolfsohns beruflichen Plänen in Moskau und Odessa weckt die Frage nach dem Wert deutscher Universitätsbildung für einen rusländischen Maskil in der Ära Nikolaus' I., und der Ausweg aus der schwierigen Situation, den er wählte – die Emigration nach Deutschland für immer –, belebt die Diskussion über die *longue durée*, über Nutzen und Nachteil der deutschen Akkulturation unter den Juden galizischer Herkunft in Odessa.

1. Wilhelm Wolfsohn – russischer Untertan und Mitglied der *kehilla* von Odessa

Als Sohn eines jüdischen Kaufmanns aus dem ukrainischen Char'kov, geboren in der neurussischen Hafenstadt Odessa, war Wilhelm Wolfsohn ein Untertan des Zaren, Staatsbürger des Russischen Reiches und zugleich Mitglied der jüdischen Gemeinde seiner Geburtsstadt. In ihrer Einleitung zu *Theodor Fontanes Briefwechsel mit Wilhelm Wolfsohn* schrieb die Herausgeberin Christa Schultze, Wolfsohn habe für die Reise zum Studium nach Leipzig ein „Befreiungszeugnis von der Bürgergemeinde seiner Heimatstadt Odessa“ gebraucht, denn seit 1834 sei durch einen allerhöchsten *ukaz* die Auswanderung aus Russland ohne staatliche Genehmigung verboten gewesen.⁶ Was heißt in diesem Zusammenhang „Bürgergemeinde seiner Heimatstadt Odessa“? Um einem Missverständnis vorzubeugen – die Rede ist hier nicht von der allgemeinen Stadtgemeinde, sondern von der jüdischen Gemeinde Odessas. Im Zarenreich war die jüdische Gemeinde (*kehilla*, pl. *kehillot*) nach außen wie nach innen weitaus stärker als in deutschen Ländern, hingegen zählte der einzelne Jude außerhalb der Gemeinde nicht viel. Nach der Verordnung für Juden aus dem Jahre 1835 benötigte Wilhelm Wolfsohn ein Befreiungszeugnis der *kehilla*, in der er

⁶ Ebd., S. 9.

eingetragen war, um das Zarenreich zwecks Studium im Ausland verlassen zu dürfen, ohne die Staatsbürgerschaft zu verlieren.⁷ Einige Hinweise über die jüdische Gemeinde von Odessa erhält der deutsche Leser von Wolfsohn selbst. In einem Artikel für die *Allgemeine Zeitung des Judenthums* vom Sommer 1838 über das jüdische Gemeindeleben in Odessa widmete er, damals 18 Jahre alt und ein Dreivierteljahr Student in Leipzig, der jüdischen Selbstverwaltung in Odessa folgende erklärende Worte:

„Es ist hier eine eigene jüdische Behörde, welche die öffentlichen Angelegenheiten der Gemeinde, auch wol manche Privatverhältnisse anordnet. Die Wahl ihrer Vorsteher findet gewöhnlich alle drei Jahre Statt. Außerdem sind Juden auch in höheren Stadtämtern stimmfähig. So der Kaufmann Herr Moses Trachtenberg im Stadtrath (Duma).“⁸

In der ethno-konfessionellen Gemengelage des östlichen Europa bildeten die Juden eine kompakte und zu dieser Zeit weltweit die größte Diaspora, die im Laufe des 19. Jahrhunderts von etwa einer Million auf 6 Millionen, d. h. um das Sechsfache, anwuchs. Die Selbstverwaltung ihrer Gemeinden garantierte ihnen weitgehende Autonomie.⁹ In der Polnisch-Litauischen Republik hatten sie bereits seit dem 13. Jahrhundert – wie überall im vormodernen Europa – eine Sondergruppe innerhalb der Standesgesellschaft gebildet. Auch im Russischen Reich galten für sie eigene siedlungs-, standes- und verwaltungsrechtliche Bestimmungen. Die mehr als 850 *kehillot* im westlichen Grenzgebiet lebten in aschkenasischer Tradition, wahrten aber ihre Eigenständigkeit und Abgeschiedenheit von der nichtjüdischen Umwelt weitaus länger als die jüdischen Gemeinden in deutschen Ländern. Sie regelten ihr Leben nach talmudischem und traditionellem Recht, das Ort und Zeit jeweils neu angepasst wurde und in einiger Hinsicht dem in den meisten polnisch-litauischen Städten maßgeblichen Magdeburger Recht entsprach, das den Aschkenasim seit dem Mittelalter aus der Erfahrung der Nachbarschaft mit der deutschen Stadt vertraut war.¹⁰ Anders als die deutsch-jüdischen Gemeinden zählten die *kehillot* bereits im östlichen Europa des 18. Jahrhunderts nicht selten nach Tausenden. Im Russischen Reich wuchsen sie im Laufe des 19. Jahrhunderts vielerorts auf mehrere Zehntausend an. Die Gemeinde von Odessa hatte zu Wolfsohns Lebzeiten,

⁷ *Položenie o Evrejach* [Verordnung über die Juden] vom 31. Mai 1835. In: 2. *Polnoe Sobranie Zakonov*. Bd. 10, Nr. 8054, § 7, 4. Zitiert nach: Vitalij O. Levanda (Hg.): *Polnyj chronologičeskij sbornik zakonov i položenij kasajuščichsja evreev ot 1649–1873* [Vollständiger chronologischer Sammelband der Gesetze und Verordnungen, die Juden betreffend, von 1649–1873]. Sankt-Peterburg 1874. Deutsch: *Verordnung über die Hebräer*. In: *AZJ* 4 (1840), Nr. 11, S. 148f.; Nr. 15, S. 207–209; Nr. 16, S. 224–226; Nr. 29, S. 421–428, hier Nr. 11, S. 148.

⁸ Dokumente, Nr. 2.

⁹ Vgl. Dohrn 2005.

¹⁰ Bałaban 1927.

Mitte des Jahrhunderts, 12.000 Mitglieder (20 % der Gesamtbevölkerung) und gehörte damals noch zu den kleineren jüdischen Stadtgemeinden im Russischen Reich. Erst im Zuge des enormen Wachstums Odessas in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts stieg auch der jüdische Bevölkerungsanteil um mehr als 100 % auf knapp 139.000 (34,4 %) an.¹¹ Die *kehillot* im Russischen Reich waren komplexe Kommunen mit einer entsprechend differenzierten Verwaltung, den sefardischen Gemeinden in dieser Hinsicht strukturell ähnlicher als den aschkenasischen in deutschen Ländern. Dies ist eine Erklärung für die dauerhafte Geltung des komplexen und differenzierten sefardischen Rechts in den *kehillot* des russischen Vielvölkerreiches.¹²

Gemeindeordnung und halachische Vorschriften waren Ausdruck für eine differenzierte und erprobte Verfassung und eine dementsprechende Sozialethik. Die *kehilla* war zwar im Grundsatz demokratisch, in der Praxis aber hierarchisch, patriarchalisch und oligarchisch, strukturiert und hatte die Funktion, nach innen wie nach außen Ordnung zu gewährleisten. Sie beruhte auf laizistischer und davon unabhängiger geistlicher Autorität. Die laizistische wurde von der Gemeindeverwaltung (*kahal*, pl. *kahalim*) repräsentiert, deren Führung nach Zensuswahlrecht im Russischen Reich traditionell im Dreijahresturnus indirekt gewählt wurde und kollegial war, wobei sich die Vorsitzenden nach dem Rotationsprinzip in kurzen Abständen abwechselten. Die *kehilla* war insgesamt ganz und gar von der Religion bestimmt, gleichwohl gab es die eigenständigen religiösen Instanzen des Rabbinats und der Synagoge. Die laizistische Führung war ehrenamtlich, die Rabbiner aber wurden bezahlt. Rabbiner wurde man durch die Ordination, nicht erst durch das Amt. Der Rabbiner fungierte zugleich als Richter, Leiter der Talmudakademie (*jeschiva*), Prediger und Lehrer. Synagoge und Schule hatten zusätzlich zu ihren primären Aufgaben als Kommunikationszentrum, Kontrollinstanz und Raum sozialer Stratifikation Sozialisationsfunktion. Das jiddische Synonym für Schule und Synagoge *schul* demonstriert die traditionelle Einheit beider Instanzen in der *kehilla*. Die *kehilla* kontrollierte den Einzelnen und gewährte ihm dafür Schutz und Rechtssicherheit. Durch die quietistische Diplomatie ihrer Führung wahrte sie ihre Unabhängigkeit so weit, wie die sie umgebende Gesellschaft und deren

¹¹ *Demografija evrejskogo naselenija rossijskoj imperii (1772–1917)* [Demographie der jüdischen Bevölkerung des russischen Imperiums]. In: *Kratkaja Evrejskaja Ėnciklopedija*, Bd. 7 (1994), Sp. 386.

¹² Seit dem letzten Drittel des 16. und bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts war der *Schulchan Aruch* [Gedeckter Tisch] des Joseph Caro (1488–1575) aus Safed mit den Kommentaren des Moses Isserles (1520–1572) von Krakau der maßgebliche Gesetzeskodex für die *kehillot* im östlichen Europa. Der Kodex kompiliert talmudisches und rabbinisches Recht und gibt Regeln für das praktische religiöse Leben wie Vorschriften in Ehe-, Familien-, Zivil- und Strafrecht an die Hand (Katz 2002, S. 78–87).

Herrschaft es zuließen. Die historischen Wendepunkte bildeten die Volksbewegung der Chassidim, die die *kehilla* spaltete und die Familie schwächte, und in noch weitaus stärkerem Maße die Haskala, die die traditionelle Herrschaft des *kahal* in Frage stellte und – wie die westeuropäische Aufklärung – die Forderung nach Emanzipation und einer neutralen Gesellschaft auf ihre Fahnen schrieb. Die Maskilim setzten dem Quietismus des *kahal* gesellschaftliches Engagement und Staatsloyalität entgegen. Das Zusammenspiel von maskilischer Reform- und staatlicher Integrationspolitik im Prozess der Moderne begann die *kehilla* im Inneren und die Grenzen zwischen jüdischer und nichtjüdischer Welt aufzulösen. Beide Bewegungen spalteten und schwächten die jüdische Diaspora im östlichen Europa insbesondere gerade in jenen Jahrzehnten, als sie infolge der Polnischen Teilungen unter zarische Herrschaft kam.¹³

Die Größe, Dichte, spezifische Struktur, Selbstverwaltung und Rechtstradition jüdischer Siedlungen im westlichen Grenzland des russischen Vielvölkerreiches genauso wie die lange Dauer vormoderner Lebens- und Wirtschaftsformen im östlichen Europa insgesamt erforderten den Juden gegenüber andere Formen der Integrationspolitik als in Mittel- und Westeuropa. Eine entscheidende Maßnahme der europäischen Regierungen in dieser Richtung war die Auflösung der traditionellen jüdischen Selbstverwaltungen. In der Habsburgermonarchie und in Preußen wurden die *kahalim* nach den Teilungen Polens offiziell abgeschafft, etwas später (1821) auch im russisch regierten Kongresspolen. Überall dort, wo die Emanzipation formalrechtlich vollzogen wurde – in Preußen mit der Verfassung von 1850 bzw. dem Gesetz des Norddeutschen Bundes von 1869, in Kongresspolen durch den *ukaz* über die „rechtliche Gleichstellung“ der Juden im Jahre 1862 und in der Habsburgermonarchie mit dem österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867 – waren die *kehillot* ihrer politischen und Verwaltungsfunktion sowie ihrer zivilen Rechtshoheit offiziell enthoben, die Juden als einzelne Individuen dem allgemeinen Staatsgesetz unterstellt. Damit war in West- und Mitteleuropa der Umwandlung der *kehilla* in eine Konfessionsgemeinschaft der Weg gebahnt. Die zarische Integrationspolitik hingegen zielte auf das Kollektiv, nicht auf das Individuum. Das Kollektiv der sich selbst verwaltenden *kehilla* war die autoritative Einheit und Größe – für die Juden wie für die Regierung. Sie war eine bewährte Solidargemeinschaft und repräsentierte für den Staat das Rechtssubjekt. Deshalb strebten die Maskilim im Russischen Reich nicht die Auflösung der *kehilla*, sondern ihre Demokratisierung an, was sich jedoch unter zarischer Herrschaft bis zuletzt nicht durchsetzen ließ. Es war übrigens ein führender Maskil aus Odessa, Bazilius Štern, der sich für die Reform der jüdischen Sonder- und Gemeindesteuer (*korobka*) einsetzte und dabei zugleich für den Fortbestand der Solidargemeinschaft

¹³ Ebd., S. 225–232.

der *kehilla* plädierte. Im jüdischen ‚Ansiedlungsrayon‘¹⁴ des westlichen Grenzlands bestanden die *kahalim* mit gewissen Einschränkungen offiziell bis Mitte des 19. Jahrhunderts fort, in Kurland bis Ende des Jahrhunderts, aber die *kehilla* war dadurch keineswegs zerstört. Faktisch behielt sie bis zur Russischen Revolution grundlegende Verwaltungsfunktionen (Solidargemeinschaft zur Steuererhebung und Militärrekrutierung) und bis zu einem gewissen Grad auch Rechtshoheit (Schiedsgericht für alle innerjüdischen Belange, Ehe- und Familienrecht).

Katharina II. war die erste Regentin in Europa, die die Juden als Gruppe in die allgemeine Sozialverfassung integrierte. Dabei blieben sie eingetragene Mitglieder der *kehilla*. In der Standesordnung von 1780 ließ die Zarin sie als Stadtbewohner definieren. Darüber hinaus gab sie ihnen das Recht, sich im Kaufmannstand und den ihn repräsentierenden Gilden eintragen zu lassen. Alle anderen Juden, die die für einen registrierten Kaufmann erforderliche Steuersumme nicht zahlen konnten, wurden als ‚Kleinbürger‘ (*meščane*) registriert. So wurde es auch in der Verordnung für Juden von 1835 fortgeschrieben. Demnach waren die Juden den übrigen Untertanen im Grundsatz formalrechtlich gleichgestellt und so wenig freie Bürger, Rechtssubjekte wie alle anderen.¹⁵ Sie waren zur Staatsloyalität verpflichtet, an die Körperschaft der *kehilla* und an ein Wohngebiet – im Falle der Juden an den ‚Ansiedlungsrayon‘ und als Stadtbürger an die Stadt – gebunden, ihre Bewegungsfreiheit war dadurch eingeschränkt. Aus diesem Bedingungsgefüge entstanden die jüdischen Kleinstädte im östlichen Europa, die legendären Stetl. Zudem führte Katharina II. eine neue russische Stadtordnung ein (‚Gnadenurkunde‘ von 1785), die kommunalen und gewerblichen Handlungsspielraum eröffnete. Über den ständischen und den ethnokonfessionellen Korporationen, die ihre eigenen Magistrate hatten, wurden Stadtdumen eingerichtet, deren Vertreter nach dem Zensusrecht gewählt – so nach dem Bericht von Wilhelm Wolfsohn im Odessa der 1830er Jahre der Kaufmann Moses Trachtenberg. Damit waren erste Schritte zur Überführung der Stände- in eine Steuerordnung wie zur Integration der *kehilla* in die russisch regierte Stadt unternommen. Allerdings gilt es, die besonderen Bedingungen der Stadt im westlichen Grenzland des russischen Vielvölkerreiches zu berücksichtigen, denn dort herrschte, der ethnokonfessionellen Gemengelage und den

¹⁴ Nach der Verordnung für Juden von 1835 (vgl. Anm. 7) wurde der ‚Ansiedlungsrayon‘ für Juden auf 15 Gouvernements im westlichen Grenzland des Russischen Reiches festgeschrieben. Er entsprach im Kern dem traditionellen jüdischen Siedlungsgebiet und umfasste nach heutigem Maßstab mehrere Länder, Litauen, große Teile Belorusslands, der Ukraine, Moldawiens. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts nahmen auch Juden in Maßen an der inneren Kolonisation des Reiches teil, so dass jüdische Siedlungen im Süden, in ‚Neurussland‘ (Cherson, Ekaterinoslav, Taurien), entstanden.

¹⁵ *Položenie o Evrejach* [Verordnung über die Juden] vom 31. Mai 1835 (wie Anm. 7); Stanislawski 1983, S. 7; Hildermeier 1984 mit weiterführender Literatur.

instabilen Machtverhältnissen eines Gebietes unter autokratischer Fremdherrschaft entsprechend, eine komplizierte Rechtslage. Zahlreiche Städte besaßen seit Jahrhunderten das Magdeburger Stadtrecht, viele kleine Städte waren Privatstädte des polnischen oder russischen Adels, und die Juden verwalteten sich selbst nach eigenem Recht. Es erwies sich allerorts schwierig, die neue Ordnung mit Leben zu erfüllen. Besonders schwierig war dies in den polnisch-litauischen Kerngebieten. Dort blieben alte Rechte vorerst weitgehend intakt, und auch die *kehillot* zeigten sich resistent gegen die neue Ordnung. Anders verhielt es sich in den ukrainischen Gouvernements östlich des Dnepr und in Süd- oder Neurussland – so auch in Odessa, wo der jüdische Bevölkerungsanteil derart gering war, dass sich keine starken *kehillot* bildeten. In Neurussland und in Odessa waren die jüdischen Gemeinden überdies noch nicht traditionell verankert und heterogen. Sie setzten sich aus Einwanderern verschiedener Herkunftsregionen mit unterschiedlichen Traditionen zusammen. Demzufolge fügten sich die Juden dort leichter und unauffälliger in die überständischen Stadtgemeinden ein, weshalb in Odessa die neue Stadtordnung effektiver eingeführt und ohne große Widerstände praktiziert wurde. Sowohl in Odessa als auch im bessarabischen Kišinev wurden Mitte des 19. Jahrhunderts Juden zu Stadtoberhäuptern gewählt. Nach dem Regierungsantritt Alexanders II. (1855) schlug der neurussische Generalgouverneur vor, die Bürgerrechte der Juden zu erweitern, konnte sich jedoch nicht durchsetzen.¹⁶ Neuere Forschungen über die *kehilla* von Odessa stehen noch aus.

Wilhelm Wolfsohn war von der Offenheit der jüdischen Gemeinde Odessas geprägt. Hierin mag eine Erklärung dafür zu finden sein, dass er einen anderen Weg einschlug als die meisten Maskilim seines Alters in der alten ‚jüdischen Hauptstadt‘ Wilna, dem ‚Jerusalem des Nordens‘, wie Napoleon die litauische Residenz- und Handelsstadt einst genannt hat. Im litauisch-polnischen Kernland waren die *kehillot* wesentlich größer und geschlossener als in Neurussland und die Herrschaft der *kahalim* traditionell verankert und auch Mitte des 19. Jahrhunderts noch ungebrochen. Die Wilnaer Maskilim und Zeitgenossen Kal'man Šul'man (1819–1899), Micha-Josef Levenson (1828–1852) und Lev (Jehuda Leib) Gordon (1830–1892) waren allesamt wie Wolfsohn literarisch ambitionierte, allem Neuen gegenüber aufgeschlossene Gelehrte und dennoch ganz auf die jüdische Lebenswelt, die *kehilla*, orientiert. Sie alle trugen ihre Kämpfe gegen die ‚Väter‘ und die *gwirim* [Reichen, reichen Männer], die alten Autoritäten der *kahal*-Oligarchie, innerhalb der jüdischen Gemeinde aus. Anders als Wolfsohn wurden sie zu Wegbereitern einer modernen hebräischen Literatur. Mit ihren Übersetzungen der Werke von Homer, Flavius Josephus, Lessing, La Fontaine, Schiller, Eugène Sue eröffneten sie den Juden im Zarenreich die Weltliteratur. Mit ihren eigenen Werken schufen sie die Basis für einen modernen hebräischen Literaturkanon.

¹⁶ Gessen 1906, S. 262–267.

Šul'man trug mit seinen Kompendien zur Geographie und Geschichte Russlands und Palästinas zur Entstehung der modernen jüdischen Wissenschaften bei. Bis auf Lebonson, der (1849) aus gesundheitlichen Gründen nach Berlin reiste, dort Vorlesungen von Schelling hörte und sich mit Leopold Zunz befreundete, war keiner von ihnen im Ausland.

Ausnahmen bildeten zwei litauische Maskilim und Zeitgenossen von Wolfsohn mit Rang und Namen – Daniil Chvol'son (1819–1911) aus Wilna und Leon Mandel'stam (1819–1889) aus dem Städtchen Žagory (lit. Žagarė) an der Grenze zu Kurland. Wie Wolfsohn kehrten sie ihren *kehillot* bereits in Jugendjahren den Rücken, um in der Fremde moderne Bildung zu erwerben und niemals in die Heimatgemeinden zurückzukehren. Chvol'son war ein Kind armer Eltern, Mandel'stam wie Wolfsohn ein Kaufmannssohn. Beide studierten in Deutschland, kehrten jedoch später ins Russische Reich zurück. Doch zu Chvol'son und Mandel'stam an anderer Stelle mehr.

2. Die Haskala im Zarenreich. Ähnlichkeit und Unähnlichkeit mit der deutsch-jüdischen Aufklärung

Die Ideen der Haskala kamen zwar aus Deutschland, nahmen aber infolge der kompakten und geschlossenen Siedlung und der weitgehend autonomen Gemeindestrukturen der Juden in der ethnokonfessionellen Gemengelage im Westen des russischen Vielvölkerreiches eine eigene Gestalt an und entwickelten dort im Prozess der Moderne eine besondere Dynamik. Die Mendelssohnsche Bewegung gelangte im Laufe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts über Königsberg, Kurland, Riga und Dorpat im Norden, über Warschau und Galizien im Süden allmählich in das jüdische Siedlungsgebiet. In den Jahren nach den Teilungen Polens gingen Impulse zur Modernisierung jüdischen Lebens von den Maskilim im österreichisch regierten Galizien aus, insbesondere von Gelehrten in der Freistadt Brody, in der Provinzhauptstadt Lemberg und den nahegelegenen Städten Żółkiew und Tarnopol. Die ersten Zentren der Haskala im Zarenreich waren das belorussische Šklov und das litauische Wilna im Norden, das neurussische Odessa im Süden. Šklov war eine Handels- und Privatstadt, gehörte einem Günstling Katharinas II., der dort seine Hofjuden, jüdische Großkaufleute, ansiedelte, die wiederum Maskilim um sich sammelten und protegieren.¹⁷ Wilna war seit dem Mittelalter eine Handelsstadt mit guten Fernverbindungen und seit dem 17. Jahrhundert die Hochburg rabbinischer Gelehrsamkeit. Dagegen behauptete Odessa als Neugründung an einem wirtschaftsstrategisch günstig gelegenen Ort und als Freihandelsstadt einen Sonderstatus. Der Schwarzmeerhafen zog Entrepreneurs und Glückssucher an, war eine Vielvölkerstadt, in der traditionell lebende, arme

¹⁷ Vgl. Fishman 1995.

Juden aus dem wolhynischen und podolischen Umland ebenso wie Maskilim aus Galizien und deutsch, auch französisch oder italienisch akkulturierte jüdische Kaufleute lebten, und wo im Hafen und auf den Märkten griechisch, in den Kontoren und Clubs französisch oder deutsch gesprochen wurde. Tradition zählte in Odessa nicht viel. In der jüdischen Welt kursierte die Redewendung „Zehn meil fun odes brent dus gejhenom [die Hölle]“. Wettbewerb, Wohlstand und Innovationen diktierten das Leben in der Freihandels- und Hafenstadt, weshalb die galizischen Maskilim es nicht schwer hatten, erfolgreiche Initiativen zu entwickeln.¹⁸ Dank seiner galizischen Herkunft von Mutterseite gehörte Wolfsohn zur Fraktion der aufgeklärten und der Moderne gegenüber aufgeschlossenen Juden in der Stadt. In Odessa trafen diejenigen zusammen, denen das Stetl und die *kehilla* zu eng geworden und die mit den traditionellen Werte- und Machtstrukturen in Konflikt gekommen waren. Die Ersten, die dagegen aufbegehrten und die Ideen der Haskala auf ihre Fahnen schrieben, waren – wie Wolfsohn – Söhne von Kaufleuten und Gelehrten. Ihnen schlossen sich Arme und Verfolgte an. Die ‚Flucht‘ oder ‚Reise‘ aus den Stetl, möglichst in eine ‚deutsche Stadt‘, wurde zum Inbegriff der allgemeinen Aufbruchsstimmung.¹⁹ Im Unterschied zu den Maskilim in deutschen Ländern wandten sich die Maskilim in Galizien zunächst gegen die traditionellen *kahal*-Autoritäten und nicht gegen die nichtjüdischen Nachbarn oder die Regierung. „Sectier“, „Aufwiegler und Frömmeler“ nannte Wilhelm Wolfsohn die Traditionalisten in der eigenen jüdischen Gemeinde.²⁰ „Fanatiker“ wurden sie im Allgemeinen von den Maskilim im Russischen Reich genannt. Die einzigen nichtjüdischen Nachbarn, die Wolfsohn als Gegner ausmachte, waren Griechen, da sie in seiner frühen Kindheit (1821) den ersten großen Pogrom gegen die Juden in Odessa angezettelt hatten. Wolfsohn sparte nicht an Schimpfworten für sie und nannte sie „Griechenpöbel“, „entartete Helenen“ und „Hephepungetüme“.²¹ Sie wurden von der Stadtregierung zurückgehalten. Nirgends schützte die Staatsmacht die Juden im Russischen Reich über Jahrzehnte so effektiv wie in Odessa, und nirgendwo sonst arbeiteten sie wie dort mit den Maskilim so gut und eng Hand in Hand.

Der erste Maskil im Russischen Reich, der sich mit einem Reformprogramm an die jüdische Öffentlichkeit wandte und damit großes Aufsehen erregte, war der Kaufmannssohn und Gelehrte Isaak Ber Levinzon (1788–1860) aus dem wolhynischen Kremeneč. Levinzon wurde der Wortführer und Vorkämpfer der Haskala im Russischen Reich. Man nannte ihn „Mendelssohn der russischen Juden“. Levinzon hatte bei den Maskilim im nahen, doch jenseits der Staatsgrenze gelegenen, österreichisch regierten galizischen Brody gelebt und bei

¹⁸ Zipperstein 1986, S. 44–69.

¹⁹ Bartal 1985.

²⁰ Dokumente, Nr. 2.

²¹ Ebd.

ihnen Erfahrungen gesammelt. Dort hatten die Maskilim mit ihren Reformschulen schon eine Öffentlichkeit erreicht, bildeten bereits einen sozialen Faktor. Aus Brody brachte Levinzon die Erfahrung praktisch umgesetzter Reformvorstellungen mit ins Russische Reich. Von den galizischen Maskilim übernahm er die Grundideen der Berliner Haskala und die Doppelstrategie, sich mit Memoranden und Briefen an die Regierung und mit Programmschriften an die jüdische Bevölkerung zu wenden. Vor allem anderen empfahl er eine Reform der *kehilla* und der Bildung. In diesem Punkt trafen sich die Interessen der jüdischen Reformen und der russischen Regierung.²²

Der Glaube an die Erziehbarkeit des Menschen war eine zentrale Idee der Aufklärung. Seit dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation ist die ‚Schule‘ im christlichen Europa ein zentraler Ort der Sozialisation, der Zivilisierung und Bildung. Für die aschkenasische Diaspora hatte die *schul* eine noch komplexere Bedeutung. Sie war das Zentrum der *kehilla*, fungierte zugleich als Bildungsstätte, Bethaus, Ort der Rechtsbelehrung, Rechtssprechung und als Gemeindeversammlungs- oder Rathaus. In seinen Programmschriften begründete Levinzon die Legitimität einer systematischen, analytischen und pragmatischen Bildung im *leschon ha-kodesch*, der ‚heiligen‘ Sprache Hebräisch, wie in der Landessprache Russisch, in den Wissenschaften, in Tora und Traditionsliteratur, in der mittelalterlichen Religionsphilosophie und der jüdischen Geschichte und hob die Vereinbarkeit von Tradition und moderner Bildung hervor. Seine Reformvorstellungen wurden populär und fanden sogar die Anerkennung rabbinischer Gelehrter. Maskilim in Wilna und anderen Städten diskutierten Levinzons Reformvorschläge und bildeten Enklaven einer Gegenöffentlichkeit im jüdischen Siedlungsgebiet. Das Vorbild der Berliner, der galizischen und der Warschauer Maskilim, die Diskussionen in Regierungskreisen und Levinzons Aufrufe zur Bildungsreform bewirkten, dass auf Initiative einzelner Maskilim private jüdische Reformschulen nach den Vorstellungen Levinzons im Russischen Reich gegründet wurden, zuerst im ukrainischen Uman (1822), im kurländischen Mitau (1824), sodann im neurussischen Odessa (1826), im litauischen Wilna (1831), im bessarabischen Kišinev (1838), im livländischen Riga (1840), im litauischen Svencjany (Gouv. Wilna, 1842) und belorussischen Minsk (1843). Die meisten waren Schulen für Jungen, einige wenige für Mädchen. Allmählich vergrößerte sich der Wirkungskreis der Haskala. Von den Gouvernements- und Grenzstädten gelangte sie – dank des pädagogischen Engagements der Maskilim – auch in die kleineren Städtchen. Anfang der 1840er gab es beinahe in jeder Gemeinde des ‚Ansiedlungsrayons‘ eine Reformschule.²³ Wir wissen, dass Wilhelm Wolfsohn Schüler einer der ersten ‚weltlichen‘ Schulen im Russischen Reich war. Er besuchte in Odessa die Schule von Bazilius Štern, der wiederum aus dem

²² Dohrn 2002, S. 91–98.

²³ Raisin 1914, S. 164.

galizischen Tarnopol stammte. Es war eine Grundschule für Jungen, die zehn Jahre nach ihrer Gründung eine Abteilung für Mädchen erhielt und seitdem die einzige bekannte jüdische Reformschule im Russischen Reich war, die beiden Geschlechtern offen stand.²⁴

Der galizische Maskil Bazilius Štern war nicht nur Gründer einer der ersten Reformschulen im Zarenreich, sondern auch einer der ersten jüdischen Regierungsberater, ein „jüdischer Experte“ (*učenyj evrej*).²⁵ Er beriet den Generalgouverneur von Odessa in jüdischen Angelegenheiten. In dieser Eigenschaft unterbreitete er ihm die Vorschläge zur Reform der Gemeindesteuer. In Wolfsohns Kindheit, während der 1820er und 1830er Jahre, hatte Odessa eine Vorbildfunktion hinsichtlich der Zusammenarbeit zwischen Regierung und Maskilim in Fragen der staatlichen Integrationspolitik gegenüber den Juden. In den ersten vier Jahrzehnten staatlicher wie maskilischer Bemühungen um die Modernisierung jüdischen Lebens orientierte man sich insbesondere in Odessa am deutsch-jüdischen Paradigma der Haskala, auch wenn als Fernziel eine russische Akkulturation angestrebt war. Während die litauischen Maskilim eine hebräische Renaissance feierten, arbeiteten die galizischen Maskilim in Odessa, denen das deutsche Idiom aus der Habsburgermonarchie vertrauter war als den polnischen und litauischen Maskilim, zielstrebig auf eine deutsche Akkulturation der Juden hin, was von den polyglotten Repräsentanten der zarischen Regierung – den Gouverneuren und Kuratoren des Lehrbezirks, für die Russisch nicht unbedingt die erste Konversationssprache war – nicht nur akzeptiert, sondern durchaus geschätzt wurde.²⁶ Denn Deutsch galt als europäische Kultur- und Hochsprache und Idiom der Aufklärung. Darüber hinaus eignete es sich wegen der Verwandtschaft und Ähnlichkeit mit dem Jiddischen, Alltags- und Muttersprache der Juden im östlichen Europa, vorzüglich, um den

²⁴ Raisin 1914, S. 165; Zipperstein 1986, S. 53f.

²⁵ *Učenyje evrei* nannte man seit den 1820er Jahren in den Behörden des Russischen Reiches, dem Vorbild des Generalgouverneurs von Odessa folgend, jüdische Sachverständige, die in den Gemeinden, an den Gouvernementsverwaltungen und seit Beginn der Bildungsreform auch an den Schulbehörden eine beratende Funktion hatten. Štern war aktives Mitglied in Regierungskommissionen (Kommission zur Reform des jüdischen Lebens in St. Petersburg, Odessaer Kommission zur Rabbinatsreform, 1840, „Rabbinerkommission“, 1843, in der das Programm der Bildungsreform, das Curriculum für die neuen staatlichen jüdischen Schulen festgelegt wurde). Außerdem machte er der Regierung den Vorschlag, die unter dem Namen *korobka* gehandelte Kollektiv- und Sondersteuer für die jüdischen Untertanen abzuschaffen (Julij Gessen: *Štern*. In: EĖ, Bd. 16, Sp. 111f.; Dohrn 2002, S. 99f.).

²⁶ Zum Beispiel protegierte der Mediziner, Regierungsbeamte und Reformier Nikolaj I. Pirogov, der unter anderem an der Livländischen Landesuniversität in Dorpat studiert hatte und Ende der 1850er Jahre Kurator in Odessa war, die deutsche Akkulturation der aufgeklärten Juden in Odessa (vgl. Pirogov 1858).

Juden den Übergang zu den Sprachen des modernen Europa zu erleichtern. Dazu kam, dass man in den gemeinsamen Bemühungen um eine Bildungsreform für die jüdische Bevölkerung auf die Erfahrungen der deutsch-jüdischen Aufklärer rekurrierte und entsprechend auf die neuen deutsch-jüdischen Schulbücher zurückgriff, da es im eigenen Land derartiges Lernmaterial noch nicht gab. Deshalb war in den privaten wie später auch in den staatlichen jüdischen Reformschulen des Russischen Reiches zunächst Deutsch Unterrichtssprache und ebenso deren Curriculum an der deutsch-jüdischen Schule orientiert. Auch wenn die Maskilim im Russischen Reich untereinander und in ihren Schulen zu jener Zeit in der Regel wohl eher ein Gemisch aus Deutsch und Jiddisch gesprochen haben, so haben die galizischen Maskilim in Odessa das Deutsche doch besonders gepflegt.

3. Das Dilemma Wilhelm Wolfsohns – der Paradigmenwechsel der Haskala im Russischen Reich

Das Dilemma Wilhelm Wolfsohns war, zwischen die Kulturen zu geraten – nicht nur zwischen die deutsche und die russische, sondern auch zwischen die Bahnen, die die Haskala in deutschen Ländern einerseits und im Russischen Reich andererseits nahm. Wie in Preußen und Habsburg sollte die Integration der Juden in Staat und Gesellschaft vor allem durch Bildungs- und Verwaltungsreformen gewährleistet werden. Deshalb unterstützten die Regierungen die Maskilim, förderten Reformen und honorierten Akkulturation mit der Verleihung von Bürgerrechten. Doch in erster Linie fand die Integration der Juden in Mittel- wie in Westeuropa durch Emanzipation und wirtschaftliche Anreize statt. Dagegen war die Modernisierung jüdischen Lebens und Denkens, die Reform von *kehilla* und Bildung für die jüdischen Untertanen, im Russischen Reich nicht Teil der Verbürgerlichung der Gesellschaft insgesamt, und sie blieb auch nicht den Mechanismen des Marktes überlassen, sondern wurde zu einer staatlichen Angelegenheit. Dabei griff die Regierung – wie auch in Preußen oder in der Habsburgermonarchie – Initiativen der Maskilim auf und arbeitete mit ihnen zusammen, lenkte die Reformen jedoch durch staatliche Verordnungen und Initiativen, restriktive wie politische Maßnahmen, in eine für Staat und Gesellschaft nützliche Richtung. Sie drängte die hebräische Renaissance und das deutsch-jüdische Paradigma zurück und forcierte die russische Akkulturation. Eine Ausnahme bildete auch in dieser Hinsicht die urbane Enklave und Hafenstadt Odessa, wo Juden das Gemeinwesen mitgestalteten, wobei deutsche und russische Akkulturation einander nicht ausschlossen, sondern koexistierten und mit politischer wie ökonomischer Partizipation Hand in Hand gingen. Das Aufkommen der ersten russisch-jüdischen Zeitschriften des Russischen Reiches in Odessa ist ein Zeugnis dafür.

Die ersten jüdischen Reformer, die mit Billigung der Regierung erfolgreich private Reformschulen gründeten, waren die galizischen Maskilim in Uman und Odessa. In Odessa hatte die Haskala eben im Unterschied zu allen anderen Städten und Städtchen des ‚Ansiedlungsrayons‘ eine solide wirtschaftliche und politische Basis und in den galizisch-jüdischen Immigranten eine starke Trägerschaft. Wie schon gesagt, avancierte der Schulgründer, Bazilius Štern aus Tarnopol, als *učenyj evrej* [jüdischer Experte] protegiert von den Odessaer Generalgouverneuren, zum ersten Regierungsberater in Bildungsfragen. 1837, just in dem Jahr, als Wilhelm Wolfsohn Odessa verließ, um in Leipzig zu studieren, beehrte sogar Zar Nikolaus I. Štern mit einem Besuch in dessen staatlich geförderter privater Musterschule. Doch schon zwei Jahre später verhandelte sein Minister, Graf Uvarov, nicht mit Štern, sondern mit Wilnaer Maskilim über eine mögliche Zusammenarbeit in der Bildungsreform.²⁷ Nach vielen Jahren erfolgreicher praktischer Schularbeit und kommunalen Engagements zwang die Regierung in Petersburg die deutsch akkulturierten galizischen Reformer in Odessa, ihre Führungsrolle in Fragen Bildungs- und Gemeindereform an Rigaer und Wilnaer Maskilim abzutreten, obgleich deren Position wirtschaftlich und politisch weitaus unsicherer als die in Odessa war. Dabei war die *kehilla* von Riga verhältnismäßig klein, unbedeutend und isoliert und das livländische Umland den Juden zur Siedlung allgemein verboten. Wilna galt zwar als das geistige Zentrum der Haskala. Dort war – nach Odessa – die zweite Reformsynagoge im jüdischen Siedlungsgebiet errichtet worden. Aber anders als in Odessa war die alte Ordnung der *kehilla* in Wilna mächtig und die Beteiligung der Juden an der allgemeinen Stadtverwaltung rechtlich und faktisch stark eingeschränkt worden. Die Maskilim waren dort vor allem damit befasst, Abwehrkämpfe gegen die Traditionalisten zu führen. Dafür suchten sie die Unterstützung der Regierung, woraus sie wiederum Stärke gewannen.²⁸

Der Paradigmenwechsel in der staatlichen Integrationspolitik war strategisch-politisch motiviert. Der Wettbewerb mit den anderen europäischen Großmächten im Prozess der Moderne zwang auch den russländischen Staat zur tendenziellen Auflösung von ständischen wie ethnisch-konfessionellen Grenzen. Gleichzeitig war die zarische Regierung bestrebt, das Reich insbesondere im westlichen Grenzland gegen die freiheitlichen und nationalen Bewegungen in Europa zu schützen, deren Einflüsse im Eroberungskrieg Napoleons wie in den Aufständen der Polen bereits empfindlich spürbar geworden waren. Um die Modernisierung ohne Machtverlust und die notwendige gesellschaftliche Homogenisierung voran zu treiben, nahm sie – ähnlich wie die Habsburgermonarchie und Preußen – Forderungen der erstarkenden nationalen Bewegungen auf und rettete sich in eine Politik des offiziellen Nationalismus. Dementsprechend

²⁷ Stanislawski 1983, S. 63; Meisl 1919, S. 90f.

²⁸ Mandelstam 1876/77, Bd. 2, S. 76–92; Zipperstein 1986, S. 61–63.

führte sie ein neues Element in ihre Politik ein – die Integration durch forcierte Akkulturation, das heißt, die kulturelle Angleichung an die russische Hegemonialnation. Unter den Juden als historischer Minderheit und Sondergruppe an der westlichen Peripherie betrieb sie die forcierte Akkulturation früher und effektiver als unter den ehemals eigenstaatlichen katholischen Polen-Litauern und den protestantischen Deutschbalten in den Ostseeprovinzen. Die russische Regierung privilegierte jüdische Untertanen, die russische Sprachkenntnisse und höhere Bildung vorweisen konnten, mit Siedlungsfreiheit, der Möglichkeit, eine akademische Laufbahn einzuschlagen oder in den Staatsdienst zu gehen, und mit dem Versprechen der Emanzipation, um sie so zu loyalen Staatsbürgern und russländischen Patrioten zu erziehen und damit ein neutralisierendes Element im unruhigen Grenzland zu gewinnen.

Bereits seit Alexander I. (1801–1825) verhandelte die russische Regierung in Komitees über Reformen der *kehilla* und der jüdischen Bildung. Doch die ersten Bemühungen, die Juden unter das Staatsgesetz zu stellen, Russisch als Landes- und Verwaltungssprache verpflichtend zu machen und den Juden den Zugang zu den allgemeinen Bildungsanstalten zu öffnen (Verordnung von 1804), waren nur von mäßigem Erfolg. Sie scheiterten nicht zuletzt an der Abgeschlossenheit und Geschlossenheit der Juden im ‚Ansiedlungsrayon‘ und an der Stärke der *kehilla*. Die Politik des Nachfolgers, Nikolaus’ I. (1825–1855), gilt im Allgemeinen als reaktionär, aber gegenüber den Juden war sie unterschiedlich. In dieser Hinsicht muss man differenzieren. Zunächst ergriff die Regierung Zar Nikolaus’ I. repressive Maßnahmen, sodann aber begann sie die jüdischen Untertanen durch eine pragmatische Bildungspolitik in Staat und Gesellschaft zu integrieren. Repressiv war die Einführung der Zensur für jüdische Druckerzeugnisse 1826, das Rekrutengesetz von 1827, das jüdische Kinder ab zwölf Jahren für mehr als zwei Jahrzehnte in die Armee zwang, die endgültige Grenzziehung des ‚Ansiedlungsrayons‘ (1835), das Siedlungsverbot für die Fünzig-Werst-Zone entlang der westlichen Reichsgrenze (1843), wo eine halbe Million Juden lebte, und zuletzt, Anfang der 1850er Jahre die ‚Kleiderreform‘, die die traditionelle Kleider- und Haartracht verbot. Mitglied des Komitees zur Reform der Juden unter der Herrschaft Nikolaus’ I. war der Minister für Volksbildung Graf Sergej S. Uvarov (1833–1849). Uvarov gilt als der Begründer der Politik des ‚offiziellen Nationalismus‘ im Russischen Reich und als Erfinder der dreieinigen Doktrin von *pravoslavie, samoderžavie i narodnost’* [Rechtgläubigkeit, Selbstherrschaft und Volksverbundenheit]²⁹. Zugleich aber wird er als einer der gebildetsten Staatsmänner seiner Zeit in Russland bezeichnet und als kontroverse Figur angesehen. Er war weit gereist, führte Briefwechsel mit Goethe, mit dem preußischen Reformier Freiherr von Stein, dem deutschen Philosophen Friedrich Schlegel und war ein aufgeklärter

²⁹ Zur Schwierigkeit der Übersetzung des Terminus *narodnost’*: Golczewski/Pickhan 1998, S. 14.

Konservativer.³⁰ Er übernahm politische Ideen wie die der bürgerlichen ‚Zivilisation‘ (Guizot) und der ‚Kulturnation‘ (Herder, Schlegel) aus Westeuropa, adaptierte, entschärfte sie und inkorporierte sie der autokratischen Regierungsform in weitgehend unpolitischer Form, um das autokratisch regierte Russische Reich vor der freiheitlichen Zivilisation Westeuropas zu bewahren. Zugleich schaffte er Gegengewichte und verstärkte Russlands traditionelle Bindungen an den Osten. Dementsprechend engagierte er sich für die Orient-Forschung.³¹ Aus demselben Grund setzte er sich für das biblische Volk der Juden und die jüdische Bildung ein.³² Er empfahl dem Reform-Komitee, die Juden im Reich nach dem Vorbild der Habsburgermonarchie und Preußens russisch zu akkulturieren, und entwickelte den Plan einer staatlichen Bildungsreform auf der Basis von Levinzons Reformprogramm und der ersten Erfahrungen mit den privaten jüdischen Reformschulen. Seit 1839 arbeitete das Komitee unter federführender Mitwirkung Uvarovs an der Bildungsreform. Statt Bazilius Štern aus Odessa wurde nun Max Lilienthal, Direktor der Rigaer Gemeindeschule, der mit den Aufklärern in Wilna in gutem Kontakt stand, offiziell zum Regierungsberater in Fragen der Bildungsreform.³³ Die Regierung nahm die jüdische Reformschule in ihre Regie: Zwischen 1847 und 1857 wurden im ‚Ansiedlungsrayon‘ 92 staatliche jüdische Jungenschulen erster Ordnung und 13 zweiter Ordnung eröffnet, dazu 14 Mädchenschulen, eine staatliche und 13 staatlich geförderte. Daneben begannen zwei Rabbinerseminare, eins in Wilna und ein zweites in Žitomir, Lehrer für diese Schulen sowie Rabbiner auszubilden. Sie sollten als Multiplikatoren der modernen russischen Allgemeinbildung und als Reformer der *kehilla* wirken. Regierung und Maskilim arbeiteten zusammen an der Bildungsreform, doch im Laufe der Zeit wurde ein Zielkonflikt deutlich, denn dem Staat ging es um Integration, doch den Maskilim um die Modernisierung der Gemeinde und um Emanzipation.

An den staatlichen Reformschulen unterrichteten die Lehrer neben Tora und Talmud ein allgemeines russisches und ein säkulares jüdisches Curriculum nach Schulbüchern: Hebräisch, jüdische Ethik und Geschichte, jüdisches

³⁰ Zorin 2001, S. 337–374.

³¹ Ebd., S. 352.

³² Whittaker 1984, S. 62–84 und 202–207.

³³ Max Lilienthal amtierte seit 1841 als jüdischer Experte der Russischen Regierung. Er hielt mit den Wilnaer Maskilim engen Kontakt (Ginzburg 1910; Cinberg 1911). Im südwestlichen Siedlungsgebiet unterstützte der Maskil Abraham Gottlober Lilienthals Mission, agitierte in den Gemeinden für die staatliche Bildungsreform und verfasste für den Experten ein Memorandum über die Haskala im Russischen Reich (Sergej Cinberg: *Gottlober*. In: EĖ, Bd. 6, Sp. 730–732). Doch Max Lilienthals persönliche Mission scheiterte. Nach fünf Jahren Arbeit (1845) zur Vorbereitung der Reform verließ der Regierungsbeauftragte das Zarenreich. Zu Lilienthals Rolle in der Haskala-Bewegung: Stanislawski 1983, S. 69–96. Vgl. Winkelmann 1988.

Gesetz. An den Schulen zweiter Ordnung war die allgemeine Bildung auch beruflich orientiert. Zumindest die jüdischen Fächer wurden von jüdischen Lehrern unterrichtet. Mit Beginn der 1860er Jahre ging auch die Schulleitung vielerorts allmählich in die Hände jüdischer Lehrer über. Offiziell war die Unterrichtssprache an den staatlichen Reformschulen nun Russisch, auch wenn bis zum Aufstand der Polen im Januar 1863 Deutsch in der Regel weiterhin als Übergangssprache fungierte. Erst danach setzte die forcierte russische Akkulturation ein.

Die staatlichen jüdischen Schulen hatten 26 Jahre, bis 1873, Bestand. Das Zusammenwirken verschiedener disparater politischer Faktoren führte dazu, dass sie geschlossen und die Reformen nicht weitergeführt wurden. Dennoch veränderten sie die jüdische Bildung und wirkten weit über die Zeit ihres Bestehens hinaus. Sie bildeten nicht nur Lehrer und Rabbiner als Multiplikatoren aus, sondern zogen auch Fürsprecher der *kehilla* heran wie z. B. die Experten im Staatsdienst. Darüber hinaus gingen aus ihnen Juristen, Mediziner, Pharmazeuten, Ingenieure, Publizisten und Journalisten hervor. Die Bildungsreform hatte einen wesentlichen Anteil an der Entstehung einer modernen soziokulturellen jüdischen Elite im Russischen Reich. Sie realisierte im Ansatz sowohl die Forderungen des Staates nach Integration der Juden als auch die Bemühungen der Maskilim um Modernisierung der jüdischen Bildung wie der *kehilla* und übernahm damit eine Pionierfunktion im Prozess der Moderne, der durch die jähe Wende in der Regierungspolitik gegenüber den Juden seit Beginn der 1880er Jahre allerdings in andere, revolutionäre oder nationale Bahnen umgelenkt wurde. Die staatliche Bildungsreform trug entscheidend dazu bei, den Grund für ein russisch akkulturiertes, staatsloyales, für die Moderne optierendes jüdisches Bürgertum auch im Russischen Reich zu legen.

4. Wilhelm Wolfsohn zwischen Russland und Deutschland. Die staatliche Akkulturationspolitik und die *longue durée* des deutsch-jüdischen Paradigmas bei den Odessiten galizischer Herkunft

Nach dem Abschluss des Universitätsstudiums in Leipzig musste Wolfsohn, um nicht die russische Staatsbürgerschaft zu verlieren, nach Odessa zurückkehren, denn mit dem Ende der Studienzeit im Jahre 1842 lief die Frist ab, die er nach dem Gesetz als jüdischer Student und zarischer Untertan im Ausland weilen durfte. Nach seiner Rückkehr stellte sich die Frage, ob es ihm gelingen würde, in seinem Heimatland eine berufliche Existenz aufzubauen. Als Odessit galizischer Herkunft mit deutschem Studienabschluss war Wolfsohn akademisch gebildet und deutsch akkulturiert. Im Allgemeinen brachte er also für eine Karriere günstige Voraussetzungen mit, denn deutsch akkulturierte Juden

waren im Russischen Reich hoch angesehen, und moderne Bildung wurde mit Siedlungsfreiheit, einer akademischen Laufbahn oder dem Staatsdienst belohnt. Vergleicht man Wolfsohns Biographie, Bildungsgang und Berufschancen mit denen anderer zeitgenössischer Maskilim, so muss man jedoch nach Herkunft differenzieren. Es war ein Unterschied, ein Maskil mit deutscher Bildung aus deutschen Ländern oder aus dem Russischen Reich zu sein. Für die zarische Regierung waren die Juden aus Deutschland der Inbegriff von Modernität und Aufgeklärtheit. Dementsprechend deklarierte sie sie zum Vorbild für die eigenen jüdischen Untertanen. Das Klischee von den aufgeklärten deutschen Juden und ihre Vorbildfunktion für die Juden in Russland wird in der Geschichte verschiedentlich kolportiert. Wendungen wie: die russischen Juden seien anders als die deutschen, sie seien Traditionalisten, die Richtschnur und der Horizont ihres Lebens und Denkens bleibe der Talmud; wären sie wie die deutschen Juden, so würden ihnen Bürgerrechte gewährt, wurden erstmals vom Minister für Volksbildung Graf S. S. Uvarov, dem Erfinder des offiziellen Nationalismus im Russischen Reich, öffentlich als politisches Argument gebraucht. Sie wurden legendär und von der Regierung stets aufs Neue reproduziert.³⁴ Ein Maskil aus Deutschland galt in Russland bei weitem mehr als ein Maskil aus Russland in Deutschland oder in Russland. Beispiele dafür sind Karrieren von deutschen Maskilim im Russischen Reich, angefangen mit dem Zensor in Riga, Lehrer, Schulleiter und Publizist in Odessa Leon Elkan (1759 – nach 1823) aus Berlin, über die Rabbiner Max Lilienthal (1815–1882) aus München und Abraham Neumann (1809–1875) aus Gerolshausen bei Würzburg, der Lilienthal in Riga ablöste und später Rabbiner in Petersburg war, bis hin zu dem Rabbiner Simon Schwabacher (1820–1888) aus dem württembergischen Oberdorf, der seit 1860 in Odessa amtierte. Elkan gehörte zur ersten, von Katharina II. eingesetzten Zensurbehörde für jüdische Schriften und trat dort für die Literatur der Aufklärung ein. Danach avancierte er kurzzeitig zum Regierungsberater unter Alexander I., ehe er nach Odessa ging und sich dort als Direktor des Richelieu-Gymnasiums für eine neutrale laizistische Schule einsetzte. Lilienthal verließ das Russische Reich nach fünf Jahren Tätigkeit als Regierungsberater in jüdischen Angelegenheiten und Promotor der Bildungsreform, aber die Rabbiner Neumann und Schwabacher übernahmen und behielten bis zu ihrem Lebensende in den jüdischen Stadtgemeinden von Riga, Petersburg und Odessa verantwortungsvolle Aufgaben und fanden darüber hinaus auch staatliche und gesellschaftliche Anerkennung.³⁵

Warum aber gingen modern gebildete Maskilim aus deutschen Ländern Ende der 1830er und Anfang der 1840er Jahre ins Russische Reich? Weil sie – wie

³⁴ Loewe 1983, Bd. 1, S. 385; Stanislawski 1983, S. 64f.; S. Levin': *Berlinskij kongress*. In: EÈ, Bd. 4, Sp. 246–248.

³⁵ Vgl. Grill 2003; Grill 2005.

Wilhelm Wolfsohn, als er 1843 nach Odessa zurückkehrte – Schwierigkeiten hatten, in ihrem eigenen Vaterland Arbeit zu finden.³⁶ Deshalb schien es vielen dieser jungen jüdischen Akademiker ein verlockendes Angebot zu sein, als der Historiker Markus Jost und der Reformrabbiner und Publizist Ludwig Philippson in ihren Zeitungen, den *Israelitischen Annalen* und der *Allgemeinen Zeitung des Judenthums*, über die staatliche Bildungsreform für Juden und die neu zu schaffenden Lehrerstellen für die geplanten staatlichen jüdischen Reformschulen im Russischen Reich informierten und für sie warben.³⁷ Zwei der genannten, später prominenten Rabbiner – Lilienthal und Neumann – machten von der Möglichkeit, eine Stellung im Russischen Reich anzunehmen, Gebrauch. Lilienthal hatte die Universität München absolviert, ehe er 1839 Direktor der ersten weltlichen jüdischen Schule in Riga wurde, und Neumann an der Universität Gießen promoviert, bevor er 1843 das Rabbinat in Riga antrat. Die groß angelegte Kampagne zur Einstellung jüdischer Lehrer und Rabbiner aus deutschen Ländern im Russischen Reich wurde jedoch nach dem Aufstand in Galizien im Jahre 1846 und der Revolution von 1848, die bis ins russisch regierte Polen wirkte, vorzeitig eingestellt, denn die Furcht der Autokratie vor freiheitlichen Einflüssen hatte zugenommen. Gegen Ende der Ära des Soldatenzaren Nikolaus I. wurden Grenzüberschreitungen von Westen ins Zarenreich für Arbeitsuchende in Russland noch schwieriger als zuvor.³⁸ Dennoch blieb deutsche akademische Bildung im Russischen Reich auch nach 1848 hoch angesehen. Russländische Maskilim suchten weiterhin Gelegenheiten, einige Jahre an einer deutschen Universität zu studieren. Ein Auslandsstudium, der Wechsel vom Russischen Reich in deutsche Länder musste einen Maskil nicht unbedingt um die Karriere bringen. Vielmehr konnte ein zeitweiliger Aufenthalt im Land der Aufklärung und im Mutterland der Haskala zwecks Fortbildung im Russischen Reich durchaus zum Vorteil reichen, denn die Regierungspolitik unter Nikolaus I. zur Integration der Juden in Staat und Gesellschaft blieb bis zum Ende an den Maximen des aufgeklärten Absolutismus orientiert. In den Bestimmungen für Juden über Aufenthalte zwecks Studium im Ausland heißt es, wer promoviert ist und ausgezeichnete Fähigkeiten nachweisen kann, kann in den Lehr- oder Zivildienst eintreten, aber nur mit „Allerhöchster Entscheidung“.³⁹

³⁶ Wilke 2003, S. 496.

³⁷ [Max Lilienthal]: *Auszug aus einem Schreiben aus St. Petersburg an einen Freund in Baiern*. In: *Israelitische Annalen* 3 (1841), Nr. 11 (12. März), S. 86. „Aufforderung an alle Rabbinate- und Lehramts-Kandidaten, welche eine Anstellung im Auslande annehmen würden“. In: *AZJ* 5 (1841), Nr. 10 (6. März), S. 1; eine weitere Aufforderung desselben Inhalts folgte in der übernächsten Nummer (Nr. 12, 20. März 1841, S. 1). Vgl. Gessen 1913.

³⁸ Gessen 1913, S. 499f.

³⁹ *Položenie o Evrejach* [Verordnung über die Juden] vom 31. Mai 1835 (wie Anm. 7), § 111, 3.

Es gibt wohl eine Handvoll Biographien von russländischen Maskilim, die während der Ära Nikolaus' I. zeitweilig in Deutschland lebten und dort Bildung erwarben. Einige von ihnen wurden später in den zarischen Staatsdienst aufgenommen oder machten anderweitig Karriere. Die Biographien so prominenter russländischer Maskilim wie die von Moisej Berlin (1821–1888) und Daniil Chvol'son (1819–1911), von Leon Mandel'stam (1819–1889) und Mawriki Wolff (1825–1883) bezeugen das entsprechende Karrieremuster. Sie alle waren Zeitgenossen von Wolfsohn. Berlin begann seine Laufbahn als ‚jüdischer Experte‘ beim belorussischen Gouverneur und amtierte später beim Innenministerium in Petersburg. Als Mitglied der russischen *Geographischen Gesellschaft* veröffentlichte er erstmals eine ethnographische Studie über die Juden im Reich. Er war auch der Erste, der in russischer Sprache eine Geschichte des Chassidismus verfasste.⁴⁰ Daniil Chvol'son verschaffte sich den Ruf eines international anerkannten Orientalisten. Auf ihn geht eine maßgebliche Übersetzung der Hebräischen Bibel ins Russische zurück.⁴¹ Er wurde zum Professor an der Universität und am russisch-orthodoxen Geistlichen Seminar in St. Petersburg ernannt. Der Gelehrte Leon Mandel'stam amtierte ein Jahrzehnt (1846–1857) als ‚jüdischer Experte‘ am Ministerium für Volksbildung und war der Architekt der staatlichen Bildungsreform für die Juden im Russischen Reich.⁴² Mawriki Wolff gründete in Petersburg einen namhaften Verlag, der russische Weltliteratur publizierte.⁴³ Alle vier kamen allerdings nicht aus dem weltoffenen Odessa, sondern aus dem Kernland des traditionellen jüdischen Siedlungsgebiets, dem ehemaligen Polen-Litauen. Moisej Berlin stammte aus Belorussland (Šklov), Daniil Chvol'son und Leon Mandel'stam waren in Litauen (Wilna und Žagory) aufgewachsen, und Mawriki Wolff kam aus Warschau. Drei von ihnen hatten an deutschen Universitäten studiert – Berlin in Königsberg und Bonn, Chvol'son in Leipzig und Mandel'stam in Berlin. Wolff hatte unter anderem in Leipzig das Handwerk des Buchhändlers gelernt. Sie alle machten später Karriere im

⁴⁰ Berlin 1862. Vgl. Ščedrin 2004.

⁴¹ Die im Auftrag der obersten Kirchenbehörde im Russischen Reich, des Hl. Synod, revidierte russische Übersetzung der Bibel aus dem Kirchenslawischen (Sankt-Peterburg 1876) ist die einzige, die von der russisch-orthodoxen Kirche anerkannt wird. Ein großer Teil des Alten Testaments in dieser Ausgabe wurde von dem Gelehrten jüdischer Herkunft Daniil A. Chvol'son übersetzt.

⁴² Vgl. Dohrn 2004.

⁴³ Mawriki (Moritz) Wolff war einer der renommiertesten Buchhändler und Verleger im Zarenreich; Sohn eines jüdischen Arztes aus Warschau, Ausbildung in Warschau, Paris, Leipzig, Krakau, Lemberg, Wilna und Petersburg; selbständig in Petersburg seit 1853, Verleger der russischen Weltliteratur, polnischer, englischer, französischer und deutscher Werke in Übersetzungen sowie zahlreicher bekannter russischer Zeitschriften, unter anderem des Unterhaltungsjournals *Now*; konvertierte zum Protestantismus; nach seinem Tod führten die Söhne das Geschäft weiter. Die Urenkelin Katharina Wagenbach, geb. Wolff, ist Verlegerin in Berlin-Friedenau.

Russischen Reich, aber nur einer von ihnen, Chvol'son, konvertierte zum Christentum, zur russisch-orthodoxen Kirche, und erhielt einen Lehrstuhl an der Petersburger Universität. Im Unterschied zu Chvol'son lehnte Wolfsohn – wie man weiß – die Taufe als Bedingung für eine Universitätskarriere, die ihm in Moskau angeboten wurde, ab.

Während Berlin, Chvol'son, Mandel'stam und Wolff im Russischen Reich beruflich Erfolg hatten, scheiterten Wolfsohns Pläne, nach dem Studienaufenthalt in Deutschland in seinem Vaterland wieder Fuß zu fassen. Dies mag zahlreiche persönliche Gründe haben. Vielleicht zog es Wolfsohn nach Deutschland zurück in dem Glauben, dort die Ideale der Aufklärung eher verwirklichen oder dort einfach leichter leben und arbeiten zu können. Nicht auszuschließen ist, dass seine Rückkehr nach Sachsen Anfang Dezember 1845 auch persönlich durch die Anhänglichkeit an Emilie Gey, mit der er seit Mai 1840 verlobt war, motiviert war. Doch eine strukturelle Bedingung für die vergebliche Arbeitssuche im Russischen Reich in den 1840er Jahren war wohl, dass er in Odessa sozialisiert worden war, wo die Haskala von Anfang an vielsprachig und unter den Maskilim galizischer Herkunft der Gebrauch der deutschen Sprache vorherrschend war, und nicht in Warschau, Wilna, Żagory oder Šklov, dem polnisch-litauischen Kernland und traditionellen jüdischen Siedlungsgebiet, wo die staatliche Akkulturationspolitik gegenüber den Juden nach den Polnischen Aufständen zuerst Anwendung fand. Wolfsohns Arbeitssuche fiel in die Zeit einer veränderten Integrationspolitik und der Planung der staatlichen Bildungsreform für Juden im Russischen Reich. Anders als Berlin, Chvol'son, Mandel'stam und Wolff war der Odessit galizischer Herkunft Wolfsohn schlecht auf die russische Akkulturation vorbereitet. Unter Umständen hatten Wolfsohns Schwierigkeiten, Arbeit zu finden, auch damit zu tun, dass seine Orientierung und Bildung für einen jüdischen Intellektuellen im Russischen Reich Anfang der 1840er Jahre nicht mehr zeitgemäß waren.

Dennoch konnte er sich als Untertan des Zaren, wollte er die russische Staatsbürgerschaft nicht verlieren, dem Paradigmenwechsel unter dem Vorzeichen der Politik des offiziellen Nationalismus, d. h. der Forderung nach russischer Akkulturation, nicht vollends entziehen. Denn das Recht auf Reisefreiheit war gesetzlich eingeschränkt und jede Sonderregelung ein persönlicher bzw. behördlicher Willkür- und Gnadenakt. Es heißt, Wolfsohn habe über gute Verbindungen zur Regierung verfügt, sich in den 1840er Jahren auf die „schönwissenschaftliche Literatur der Russen“ verlegt und dadurch die Nachsicht der Behörden erworben. So sei der Plan zu einer russischen Literaturgeschichte in deutscher Sprache entstanden, um das Ansehen der russischen Literatur in Deutschland zu stärken.⁴⁴ Dafür spricht, dass Wolfsohns Dissertation dem Minister für Volksaufklärung Sergej Uvarov gewidmet ist. Wohl gibt es verschiedentlich Hinweise darauf, dass

⁴⁴ Vgl. Reflexionen, Schwan, S. 321.

Wolfsohn Uvarov persönlich kannte.⁴⁵ Doch ob es sich tatsächlich so verhielt, bleibt ungewiss. Man kann nur vermuten, dass er die Widmung aus Dankbarkeit gegenüber dem Gönner aussprach und um die Gunst der Behörden im Hinblick auf Reiseerleichterungen nicht zu verlieren. Die persönliche Protektion war in der autokratisch regierten russischen Ständegesellschaft ein übliches Mittel, sich Vorteile oder Privilegien zu verschaffen. Auch der Experte für jüdische Angelegenheiten Leon Mandel'stam war anfangs Uvarovs persönlicher Schützling gewesen. Er hatte dem Minister die Hochschulberechtigung, das Studium an russischen Universitäten, Studienaufenthalte im Ausland und sein Amt als ‚jüdischer Experte‘ am Ministerium für Volksbildung zu verdanken.⁴⁶

Wolfsohn trug mit seinen Publikationen entscheidend zur Popularisierung der russischen Literatur im deutschen Ausland bei und leistete damit zugleich dem offiziellen Nationalismus seinen Tribut. Wie gut seine russischen Sprachkenntnisse waren, weiß man nicht. Die Sprache, in der er publizierte, blieb jedenfalls Deutsch, während andere Maskilim im Russischen Reich sich zu jener Zeit für das Hebräische, Jiddische oder Russische entschieden. Insofern orientierte er sich weiterhin am Paradigma der deutsch-jüdischen Aufklärung und war darin einem anderen Maskil, Zeitgenossen und Odessiten, Leon Pinsker (1821–1891), vergleichbar, der allerdings eine andere politische Richtung einschlug als Wolfsohn und 1882 in London die bekannte protozionistische Programm- und Kampfschrift *Autoemanzipation* in deutscher Sprache veröffentlichte, gleichzeitig aber – anders als Wolfsohn – zeitlebens ein Bürger von Odessa blieb.

Viele der zeitgenössischen Maskilim im Russischen Reich blieben im ‚Ansiedlungsrayon‘ und wirkten – wie Pinsker – innerhalb der *kehillot*. Andere – wie Berlin, Chvol'son, Mandel'stam und Wolff – verließen die Gemeinden und das traditionelle Siedlungsgebiet und ließen sich in den Metropolen nieder. Doch viele von ihnen wirkten auch dort als Vermittler zwischen der jüdischen und der nichtjüdischen Welt und als Fürsprecher der Juden. Sie identifizierten sich weiterhin mit der jüdischen Diaspora. Anders Wolfsohn, für den offenbar nur die universalen Ideale der Aufklärung maßgeblich waren. Ihm erging es so wie nach ihm einem anderen namhaften Maskil aus dem Russischen Reich, Salomon Mandel'kern (1846–1902), der durch seine Konkordanz der Hebräischen Bibel Weltbekanntheit erlangte. Mandel'kern hatte an den Rabbinerseminaren in Wilna und Žitomir studiert, war einige Jahre staatlicher Rabbiner in Odessa gewesen, ehe er nach Sachsen ging, in Jena studierte und sich sodann als Literat und Lehrer für russische Sprache in Leipzig niederließ. Aber das ist bereits eine andere

⁴⁵ In einer Anmerkung über die Beziehungen Minister Uvarovs zu Juden in Westeuropa heißt es in dem Aufsatz von Gessen 1913, S. 261f.: „Wahrscheinlich hatte Uwaroff in Leipzig den aus Odessa gebürtigen Schriftsteller Wilhelm Wolfsohn kennen gelernt, der Uwaroff sein Werk ‚Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen‘ (Leipzig 1843) widmete.“

⁴⁶ Dohrn 2004, S. 367.

Geschichte. Jedenfalls gilt für Wolfsohn, dass er, anders als seine Alters- und Gesinnungsgenossen im Russischen Reich, den Schutz der althergebrachten, ethnisch begründeten Gemeinschaft der *kehilla* zugunsten neuer Gemeinschaftsideale, denen der Liebesheirat und der Freundschaft, aufgab, um den Preis, dass er in Sachsen zum Fremden, Migranten und Individualisten wurde.

Der Schulbesuch Wilhelm Wolfsohns im Odessa der 1830er Jahre

Im weiten Feld der Jüdischen Studien ist Wilhelm Wolfsohns Leben und Werk bisher selten gewürdigt worden.¹ Bedeutende jüdische Wissensspeicher wie etwa die *Encyclopedia Judaica* oder das *Jüdische Lexikon* erwähnen den 1820 in Odessa als Sohn jüdischer Eltern geborenen Freund Theodor Fontanes nicht oder nur en passant.² Dagegen sind ihm in der 1896 erschienenen Ausgabe des russischen Brockhaus', in der Petersburger *Jüdischen Enzyklopädie* aber auch in der amerikanischen *Jewish Encyclopedia* selbständige Einträge gewidmet.³ Im nunmehr rumänischen Czernowitz erschien sein Name 1925 in der *Grossen Jüdischen National-Biographie*.⁴ Über einen kleinen Kreis literaturhistorisch Interessierter hinaus ist Wolfsohns Name heute jedoch nur wenigen bekannt.⁵ Im Folgenden soll versucht werden, die früheste soziale Umwelt des jungen Dichters zu rekonstruieren. Dies kann aufgrund der wenigen erschlossenen Quellen zu Herkunft wie Familienleben der Wolfsohns nur geschehen, indem vor dem Betrachter die kulturelle Topographie seiner Geburtsstadt entrollt wird. Zunächst fällt dabei der Blick auf das ökonomische, strategische sowie demographische Gesicht der Odessa umgebenden Schwarzmeergouvernements, die seit 1791, dem Zeitpunkt des Friedens von Jassy (Iași), zum Russischen Reich gehörten und unter dem Namen Neurussland zusammengefasst wurden.⁶

1. Gründung, Förderung und Bevölkerung Odessas

Die unter der Herrschaft Katharinas II. (Zarin 1762–1796) eroberte und mit staatlicher Hilfe besiedelte Region am Nordufer des Schwarzen Meeres zeichnete sich bis ins 20. Jahrhundert in wirtschaftlicher wie sozialer Hinsicht durch ähnliche Entwicklungsverläufe aus. Für das Selbstbewusstsein der örtlichen Bevölkerung

¹ Als frühe Ausnahme: Geiger 1912c, S. 164.

² Vgl. *Jüdisches Lexikon* sowie *Encyclopedia Judaica* 1971. In der *Encyclopedia Judaica* wird Wolfsohn als Großvater von Wilhelm Wolters (1876–1930) erwähnt (Bd. 7, S. 449).

³ EĖ, Bd. 5, Sp. 756; *Ėnciklopedičeskij Slovar'*, Bd. 7, S. 167; *Jewish Encyclopedia*, Bd. 12, S. 554f. Vgl. auch JULIJ GESSEN: Odessa. In: EĖ, Bd. 12, Sp. 50–58, hier Sp. 56.

⁴ Wininger 1932, S. 322f.

⁵ Lehmann-Schultze 1964; Schultze 1988; Hexelschneider 1996; Horch 1988; Lange 2002.

⁶ Zu Neurussland (*novorusskie gubernii*, ab 1796: *novorossijskie gubernii*) zählten die Schwarzmeergouvernements Nikolaev (ab 1803 unter dem Namen Cherson), Taurien (die Halbinsel Krim mit ihrem nördlichen Vorland) sowie Ekaterinoslav (ukrainisch: Katerynoslav, heute: Dnipropetrovsk).

blieb dies nicht ohne Folgen.⁷ In einer seltenen Ausnahme hatte man die Niederlassung entfloherer Leibeigener in den Schwarzmeergouvernements legalisiert. 1801 galten daher 93,7% der Bauern *de jure* als persönlich frei.⁸ Noch 1840 unterlagen lediglich 658.000 der insgesamt 3.127.000 Bewohner Neurusslands der Leibeigenschaft. In der russischen Belletristik verglich man das soziale Kolorit der Region daher mit Verhältnissen, wie sie in Kentucky oder Massachusetts anzutreffen waren.⁹ Die Odessa umgebenden fruchtbaren Steppengebiete stellten aber nicht nur ein innerrussländisches Asyl dar. Albanische und griechische Veteranen der Kriege gegen das Osmanische Reich ließen sich hier ebenso nieder wie methodistische Glaubensflüchtlinge aus Preußen und bäuerliche Siedler aus den Ländern des Deutschen Reichs. Neben jüdischen, portugiesischen und Schweizer Einwanderern suchten Armenier, Serben, Bulgaren und andere Untertanen des Sultans ihr Heil in Neurussland. Religiöse Toleranz, steuerliche Erleichterungen sowie die stillschweigende Duldung illegaler Immigration verhalfen der Region zu ihrer besonderen Physiognomie.

Der Hafen von Odessa, zunächst als militärischer Stützpunkt befestigt, bedurfte für seinen ökonomischen Aufstieg stabiler Herrschaftsverhältnisse sowie eines ungehinderten Überseehandels. Beide Faktoren hatten bereits in der Antike über das Schicksal der Küstenregion zwischen Donau und Krim entschieden. Vorteilhafte ökonomische und militärische Konstellationen am Ende des 18. Jahrhunderts erlaubten das schnelle Wachstum der jungen Stadt, die sich binnen weniger Jahrzehnte zum südlichen Hauptumschlagplatz des Zarenreiches entwickelte. Ab 1815 galt das über Odessa verschiffte Getreide als entscheidender Faktor für die Befriedigung der Bedürfnisse des europäischen Marktes. Für England blieb allerdings bis etwa zur Jahrhundertmitte der über die baltischen Häfen ausgelandete Weizen attraktiver, weil sein Transportweg deutlich kürzer ausfiel. Nachdem die Napoleonische Kontinental Sperre die Orientierung vieler italienischer und französischer Händler in Richtung Osten begünstigt hatte, öffnete der auf das Osmanische Reich ausgeübte militärische Druck das Schwarze Meer für internationale Handelsströme. Einer der ausschlaggebenden Gründe für den Ausbruch des Russisch-Türkischen Kriegs im Jahre 1828 war die Behinderung der russländischen Weizenexporte in Konstantinopel gewesen.¹⁰ Die handelspolitische Öffnung des Schwarzen Meeres im Frieden von Adrianopel machte entsprechenden Schwierigkeiten 1829 ein Ende. Der neu gegründete Hafen war für die imperiale Strategie von Zarin Katharina II. offenbar so

⁷ In Odessa machte sich 1991 wie 1917 ein regionales Eigenbewusstsein bemerkbar, das die überregionale Bedeutung der Stadt betonte und in dieser Form beispielsweise in zentral- oder ostukrainischen Städten unbekannt blieb. Vgl. Penter 2000, S. XI.

⁸ Zipperstein 1986, S. 23.

⁹ Danilevskij 1901. So zitiert in: Allen 1940, S. 262.

¹⁰ Puryear 1934.

wichtig, dass sie persönlich die Namensgebung beeinflusste. Sie war es auch, die Don Joseph de Ribas (1749–1800), Vizeadmiral und Eroberer eines nahe dem späteren Stadtkern gelegenen türkischen Forts, mit mehr als 2 Millionen Rubel für den Bau von Hafen, Admiralität, Warenhäusern, Hospital, Kathedrale und Büros ausstattete. Unter der Leitung von de Ribas und Frans de Wollant (1752–1818), einem holländischen Ingenieur, errichtete man erste Hafenanlagen und entwarf ein modernes gitternetzartiges Bebauungsschema. Der Tag des Beginns der Bauarbeiten am 22. August 1794¹¹ wurde fortan als Gründungsdatum der Stadt gefeiert. Ein von Petersburg eingesetzter ziviler Generalgouverneur, der zeitweise auch Bessarabien verwaltete, stand der Region vor. Das polizeiliche Amt des Stadthauptmanns von Odessa wurde bis 1822 in Personalunion von den ersten Generalgouverneuren Neurusslands ausgeübt. Diese besaßen somit in der Regel sämtliche administrative Gewalt vor Ort und waren direkt dem Zaren verantwortlich. Sie sorgten in seinem Auftrag für die Verwaltung und wirtschaftliche Entwicklung der nördlichen Schwarzmeerküste.

Es ist behauptet worden, dass Städte wie Odessa besonders deshalb aufblühten, weil sich der Zarenstaat hier in administrativer Hinsicht besonders zurückhaltend zeigte.¹² Sicher trug der weltoffene Geist, der mit den ersten Verwaltern wie de Ribas oder Armand Emanuel Duc de Richelieu (1766–1822) einzog, zum raschen Aufstieg Odessas bei. Das Selbstverständnis der Administration als kultureller und wirtschaftlicher Förderer der jungen Kolonialstadt sorgte jedenfalls dafür, dass die für das Wirtschaftsleben unverzichtbaren kapitalkräftigen Großkaufleute in der Stadt heimisch wurden. Die Nachteile der natürlichen Lage Odessas, wie der Mangel an Süßwasser, plötzliche Wetterschwankungen durch Steppenwinde sowie die mangelnde Verkehrsanbindung des Hafens wären ohne staatliche Unterstützung auch kaum zu mildern gewesen. Zu den entsprechenden Maßnahmen zählten die Straßenpflasterung (1862–1895) und -beleuchtung (1811–1866), die schrittweise Modernisierung des Hafens, die Anlage von Wasserleitungen (1874) und Kanalisation (1877) sowie die Anbindung der Stadt an das russländische Telegraphen- und Eisenbahnnetz (1855, 1865–1869, 1872). Neben der Einrichtung einer Handelsbank und eines Handelsgerichtshofes hatte einer der größten Erfolge de Richelieus darin bestanden, dass zwischen 1819 und 1857 Teile von Stadt und Hafen zur Freihandelszone erklärt wurden. Dies erlaubte die zollfreie Einfuhr ausländischer Waren ins Landesinnere, wenn sie innerhalb der Freihafengrenzen erworben wurden. Einheimische Waren allerdings gelangten im Gegenzug nur dann zollfrei nach Odessa, wenn sie nicht für den Export bestimmt waren. De Richelieu zeigte persönlich ein starkes Interesse an

¹¹ Die Datumsangaben erfolgen, soweit nicht anders angegeben, nach altem, im Zarenreich gebräuchlichen Stil, der im 19. Jahrhundert 12 Tage von dem in West- und Zentraleuropa üblichen gregorianischen Kalender abwich.

¹² Skinner 1976.

der Etablierung kultureller Institutionen in Odessa. Auf ihn gingen Anregungen zur Gründung einer Lehranstalt für Kinder der Oberschichten (1804) sowie eines öffentlichen Gymnasiums (1805) zurück. Leon Elkan, ein aus Berlin stammender jüdischer Pädagoge und Zeitgenosse Moses Mendelssohns, lehrte hier neben deutscher Sprache Geographie, Statistik und Handelslehre.¹³ 1811 wurde das Gymnasium, das bis dahin von privaten Spenden gelebt hatte, zu einer Kronschule erklärt, die sich der Verbreitung zeitgenössischer Bildung in russischer Sprache widmete. Beide Institutionen können als Vorläufer des 1818 eröffneten *Lycée de Richelieu* betrachtet werden. Herzog Richelieu, der zu diesem Zeitpunkt schon nach Frankreich zurückgekehrt war, stiftete dem Lyzeum seine private Bibliothek und legte so den Grundstock für die heutige Universitätsbibliothek. Seit de Richelieus Zeit galt das Theater als Mittelpunkt des kulturellen Lebens der Stadt. Die dort aufgeführten neuesten Opern Rossinis erfreuten beispielsweise Aleksandr Puškin. Regelmäßig gastierten hier Künstler von Rang wie Franz Liszt, der 1847 sechs Klavierkonzerte gab. Jedes Jahr im Frühjahr spaltete sich das Publikum in Anhänger und Gegner der zu diesem Zeitpunkt stets neu eintreffenden italienischen Diven. Ein jeder Odessit verwandelte sich in einen „fanatico per la musica“. Auch die Odessaer Juden – darunter solche, die Schläfenlocken trugen – zog die italienische Oper magisch an. Nach Meinung des berühmten Kantors Pinchas Minkovskij war ihr Einfluss für den Aufstieg Odessas zu einem frühen Zentrum des Synagogalgesangs verantwortlich zu machen.¹⁴ Seit 1814 bot die erste Druckerpresse in Odessa ihre Dienste an. Während hier bis 1863 keine Bücher in jiddischer oder hebräischer Sprache erschienen, brachten die seit den 1820er Jahren existierenden regionalen Periodika, wie die Zweiwochenschrift *Journal d'Odessa* (1824–1881) oder der dreimal wöchentlich erscheinende zweisprachige *Odesskij Vestnik* [*Odessaer Bote*] (1827–1894) das Neueste aus Russland und der Welt. In den 1830er Jahren gesellten sich literarische oder populärwissenschaftliche Blätter wie *Odesskij Al'manach* oder *Novorossijskij Kalendar* hinzu, die auch in Moskau und Petersburg gelesen wurden.

Da eine nennenswerte Industrialisierung Odessas vergleichsweise spät erfolgte, blieb die wachsende Einwohnerschaft auf Erlöse aus kaufmännischen Transaktionen angewiesen. Der unter de Richelieu begonnene Aufbau der Infrastruktur für einen leistungsfähigen Handel legte daher den Grundstein für die rapide Expansion der jungen Stadt. Diesem Vorbild folgte auch die Politik der Generalgouverneure Graf Aleksandr Fedorovič Lanžeron (1815–1822) und Fürst Michail Semenovič Voroncov (1823–1854). Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde vor allem Getreide aus den ukrainischen Gouvernements nach Westeuropa verschifft. Politische wie ökologische Krisen führten regelmäßig zu Einbrüchen dieser Exporte und damit zum zeitweisen Erlahmen der städtischen Wirtschaft,

¹³ Zipperstein 1986, S. 46. Vgl. auch EĖ, Bd. 16, S. 232f.

¹⁴ Ebd., S. 66.

die sich bis ins 20. Jahrhundert in Abhängigkeit vom Weltgetreidemarkt befand. Die Zunahme der Exporte durch den Hafen von Odessa trotz andauernder russisch-türkischer Auseinandersetzungen von 1806 bis 1807 und 1809 bis 1812 sowie der Pestepidemie des Jahres 1812 verdeutlicht den Erfolg de Richelieus als des eigentlichen Gründers der Stadt. Belief sich der Wert der Ausfuhren über See 1804 noch auf 2,4 Mio. Rubel, war er bis 1813 auf fast 8,7 Mio. Rubel angewachsen.¹⁵ Nachdem Odessa zwischen 1795 und 1815 von 2.345 auf etwa 35.000 Einwohner gewachsen war, verdreifachte sich diese Zahl bis 1861 noch einmal auf rund 116.000. Hatte die durchschnittliche jährliche Zuwachsrate zunächst über 14 % gelegen, fiel sie bis 1861 auf 2,6 %, um bis 1914 wieder auf 3,2 % zu steigen, als in Odessa fast 630.000 Menschen lebten.¹⁶ Die rapide demographische und ökonomische Expansion der Stadt verdankte sich neben staatlichem Wohlwollen vor allem der ökonomischen Finesse der Zuwanderer selbst.

Die unabdingbare Funktion rastloser Vermittler und innovativer Unternehmer erfüllten hier, wie auch an anderen Orten im Russischen Reich, vor allem ethnokonfessionelle Diasporagruppen wie Griechen, Karäer, Armenier, Juden und in gewisser Hinsicht auch Deutsche. Im Getreideexport verfügten griechische Firmen zusammen mit einigen italienischen Partnern bis etwa 1860 über ein Monopol. Ihre Kontakte in der gesamten Mittelmeerwelt sowie mit Westeuropa erwiesen sich dabei als äußerst nützlich. Einzelne Großhändler verhalfen der griechischen Kolonie in Odessa zu überregionaler Bedeutung. Allein die Handelshäuser Rodokanaki, Ralli, Papoudov, Zarifi und Mavros kontrollierten zeitweise 62 % des in griechischen Händen befindlichen Außenhandels sowie gleichzeitig 26 % des Gesamthandels der Stadt.¹⁷ Griechische Soldaten hatten als Lohn für ihren Dienst im Militär des Russischen Reiches Land erhalten und sich als Acker- und Weinbauern niedergelassen. Aus ihren Reihen kamen nicht nur bedeutende Großkaufleute, sondern auch Kapitäne, Seeleute und Handelsagenten. Schon früh konnten Griechen in Odessa auf autonome wirtschaftliche und kulturelle Institutionen verweisen. Ab 1808 versammelten sich griechische Händler in einer eigenen Vereinigung (*Graikorossiki Syntrofia ton Asfaleion*). Neben der Gründung einer Handelsbank (*Emporikon Daneion Kivotion*) sowie der Beteiligung an der ersten Versicherungsgesellschaft im Zarenreich (*Camera Imperiale delle Assicurazioni*) gründeten Griechen eigene Versicherungsgesellschaften.¹⁸ In der 1814 etablierten Handelsschule wurden „griechische Sprache und Kultur, Handel und die dafür notwendigen Fächer“¹⁹ gelehrt. Im selben Jahr gründete sich in Odessa der antiosmanische Geheimbund *Gesellschaft der*

¹⁵ Herlihy 1986, S. 39.

¹⁶ Ebd., S. 123.

¹⁷ Vassilikou 2001, S. 163.

¹⁸ Karidis 1981, S. 127.

¹⁹ Clogg 1981, S. 98.

Freunde (Philiki Etaireia), der vor allem von Kleinhändlern, Handlungsgehilfen sowie Ärzten unterstützt wurde.

Als zu Ostern 1821 der griechische Patriarch Grigorii V. in Konstantinopel von einem antigriechischen Mob gelyncht wurde, flohen viele Griechen nach Odessa. Nach übereinstimmenden Berichten war es das von Seeleuten verbreitete Gerücht, dass sich Juden an der Ermordung Grigoriis beteiligt hätten, das die Pogromereignisse vom Juni 1821 begünstigte. Nachdem das feierliche Begräbnis des nach Odessa überführten Patriarchen zu einer politischen Demonstration der in Odessa versammelten Griechen benutzt worden war, begannen auf mehreren Märkten der Stadt Plünderungen jüdischer Läden und Geschäfte. Der Augenzeuge Heinrich Zschokke überlieferte in einer Novelle folgende Beschreibung des Pogroms:

„Die Mißhandlung der Kinder Israels war abscheulich. Man schlug sie mit großen Stücken Holz. Es floß Blut. Einige wurden getötet; noch mehrere schwer verwundet; einige büßten die Augen ein. Plötzlich fing man an, die Wechseltische an den Gassenecken sammt Geld und Banknoten zu Boden zu werfen. Das machte neues Getümmel und Gewimmel. Kosaken und Soldaten lasen zusammen und füllten ihre Taschen. Es gingen in jüdischen Häusern, Kramläden, Wechselbänken u. s. w. beträchtliche Summen in einem Augenblick verloren; nie hat man erfahren, wie viel? In der Judenstraße, in den Wohnungen, selbst in der Synagoge wurden Unfuge getrieben, Fenster und Thüren eingeschlagen, alles in gleicher Zeit. Mehrere hundert jüdische Familien hatten beinahe Alles eingebüßt.“²⁰

Die Abneigung einiger Griechen gegenüber ihren jüdischen Nachbarn mag auch mit beginnenden Auseinandersetzungen zwischen beiden Gruppen in der ökonomischen Sphäre erklärt werden. Doch die Niederlassung kapitalkräftiger jüdischer Handelshäuser wie etwa der Firmen Gurovič und Efrussi erfolgte erst im Jahrzehnt nach dem Pogrom. Obwohl sich der Erfolg jüdischer Broker bereits seit der Eröffnung der Odessaer Börse 1837 bemerkbar gemacht hatte, ließ sich von einer signifikanten Verschärfung des Wettbewerbs erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts reden. Immerhin wuchs die jüdische Kaufmannschaft zwischen 1837 und 1844 von 160 auf 221 Mitglieder an, während die Zahl der christlichen Kaufleute von 586 auf 468 fiel.²¹ Doch erst zu einem Zeitpunkt, als die nach dem Krimkrieg (1853–1856) ohnehin getrüben Profitaussichten mehr und mehr geschmälert schienen, wichen einige griechische Handelshäuser in andere Schwarzmeerhäfen wie Nikolaev²² und Cherson aus. Während Griechen vor allem im Überseehandel tätig waren, organisierten jüdische Unternehmer den Kleinhandel mit Getreide, der zu Land erfolgte. Der Reisende Johann Georg Kohl entwarf 1841 folgendes Bild des Odessaer Handels:

²⁰ Zschokke 1856, S. 294. Zum Pogrom vgl. Kogan 1911.

²¹ Poliščuk 2002, S. 23.

²² Heute (ukrainisch): Mykolajev.

„Es giebt im Ganzen in Odessa ungefaehr 40 bis 50 grosse Handelshaeuser. Die grossten davon sind Griechen, dann kommen die Italiener, dann einige Deutsche. [...] Zu den Haeusern ersten Ranges gehoeren die Cortazzi, Rodokanaki, Stieglitz, Ralli. Sie machen jedes jaehrlich circa fuer 4 Millionen Rubel Geschaefte. [...] Die Haeuser zweiten Ranges in Odessa sind Walther, Porro, Popudow u. s. w. zu ungefaehr 2 Millionen jaehrlichen Umsatzes. [...] Alle Maekler-, Commissionaer-, Zwischenhaendler- und Banquier-Geschaefte werden von Juden besorgt, deren sich hier, Kinder und Weiber eingerechnet, ueber 12,000 befinden. Reiche russische Handelsleute, wie in Riga und Petersburg, welche die seewaerts handelnden Haeuser mit dem Innern in Verbindung setzten, giebt es hier noch fast gar nicht.“²³

Auch in den Handwerksberufen konnte die Konkurrenz zwischen den einzelnen ethnischen Gruppen durch Arbeitsteilung etwas gebremst werden. In den Erinnerungen eines Zeitgenossen hieß es dazu:

„Die Armenier waren Barbieri, die Bulgaren Gemüsegärtner, die Moldavier Kohlenhändler, die Griechen Brotverkäufer und Obsthändler, die Juden Zwischenhändler, Glaser, Zusteller, Hausierer und Arbeiter in den Bäckereien. Die Karäer stellten die Textilunternehmer, die Italiener arbeiteten als Fischer und Hafearbeiter, die Russen als Zimmerleute, Böttcher, Drucker, Wasserträger und Kutscher; Ukrainerinnen und Polinnen verdingten sich als Dienstmädchen.“²⁴

2. Genese und Charakter der jüdischen Siedlung in Odessa

In zahlreichen Reiseberichten des 19. Jahrhunderts werden die klimatischen, ethnographischen und kulturellen Besonderheiten Odessas hervorgehoben.²⁵ Die Historiographie hat dagegen die Ausnahmestelle der Stadt relativiert.²⁶ Multiethnisches Flair gepaart mit dem Geist kommunaler Verwaltung ließ sich ebenso an anderen Orten im Vielvölkerreich der Romanovs finden.²⁷ Auch der erdrückende Anspruch der Petersburger Administration, überall im Staate omnipräsent zu sein, war nicht allein am Schwarzen Meer zu spüren. Doch für die Kulturgeschichte des Judentums im Zarenreich stellte Odessa ohne Zweifel eine bemerkenswerte Ausnahme dar.²⁸ Hier kam es zu einer teilweisen Abkopplung von den Traditionen, die unter der jüdischen Bevölkerung der polnischen, litauischen und weißrussischen Gouvernements dominierten. Dabei darf nicht an eine bewusste

²³ Kohl 1841, S. 50f.

²⁴ So zitiert nach: Atlas 1911, S. 97–99.

²⁵ Maurer 2003.

²⁶ Herlihy 1986; Hausmann 1998; Penter 2000.

²⁷ Hamm 1976 und 1986.

²⁸ Zipperstein 1986, S. 33–40; Hausmann 2003.

Abkehr gedacht werden; vielmehr fehlte es jenen Institutionen, die bisher für die aschkenasische Lebenswelt als unverzichtbar galten, in Odessa an lebensweltlicher Dominanz.²⁹ Zwar berichten bereits früheste Quellen über Einrichtungen wie Spital (*hekdesch*), Beerdigungsbruderschaft (*chewra kadischa*), Synagoge oder Talmud-Tora.³⁰ Aber erst für 1809 ist die Einladung eines aus Kišinev stammenden Rabbiners bezeugt. Es fehlen Hinweise auf einen mächtigen Gemeindevorstand, der bei jüdischen Knaben üblicherweise verhasst war, weil er seit 1827 im Auftrag des Staates auch die Militärdienstpflicht exekutierte. Während man die Beteiligung jüdischer Kaufleute an der kommunalen Selbstverwaltung landesweit einzuschränken suchte, durften sich die Odessaer Juden zur Mitarbeit ermuntert fühlen. Es ist überliefert, daß Meir Èl'manovič als erster jüdischer Abgeordneter bereits 1799 in die städtische *Duma*, den Stadtrat, gewählt wurde. Drei Jahre darauf bestimmte man Tevel Lasarevič zum Mitglied der Stadtverwaltung.³¹ Als 1842 reichsweit versucht wurde, Juden durch Quotenregelungen aus den Stadträten zu drängen, ignorierte man dies in Odessa. Die Anzahl der in der Stadt lebenden Juden kletterte von 246 (11 % der Gesamtbevölkerung) im Jahre 1795 über 4.226 (13 %) im Jahre 1827 auf 10.424 (15 %) im Jahre 1837. 1855 lag sie bei 17.000 (18 %) Personen.³² Die Odessaer Gemeinde bestand 1842 zu über 40 % aus Zuwanderern.³³ Eine kleine, aber einflussreiche Gruppierung der jüdischen Ober- und Mittelschicht stammte aus verschiedenen Orten im habsburgischen Galizien, aber auch aus Berdičev im Russischen Reich. Diese Übersiedler vereinten Kapital und ökonomische Erfahrung und stiegen schnell in den Kreis der erfolgreichsten und angesehensten Kaufleute der Stadt auf.³⁴ Im Gegensatz zu ihnen wanderte die Mehrzahl der mittellosen Handwerker und Trödler aus den dicht besiedelten Flecken der ukrainischen Gouvernements Wollhynien, Podolien und Kiew ein. Laut einem Verzeichnis aus dem Jahr 1842 boten jüdische Händler in insgesamt 228 Läden ihre Waren feil.³⁵ Darunter gab es 67 Tuch-, Manufaktur- und Galanteriewarenläden, vier Porzellan- und Fayencegeschäfte, vier Schuh- und Lederhandlungen. Neun Geschäfte handelten mit Gewürzen und Genussmitteln, vier mit Konfektionsware, je drei mit Eisenwaren und Tabak sowie zwei mit Leinwand. Besonders entwickelt war der Mehlhandel, dem sich allein 78 Unternehmungen widmeten. Darüber hinaus existierten 60 Weinkeller.

²⁹ Katz 2002.

³⁰ Kogan 1911; Gessen (wie Anm. 3), Sp. 50.

³¹ Ebd.

³² Vgl. Poliščuk 2002, S. 22, sowie Herlihy 1986, S. 251.

³³ Finkel 1844, Teil 1, S. 223.

³⁴ Als Österreich im Frieden von Wien 1809 alle Seehäfen verloren hatte, kam die ökonomische Sonderstellung der Freihandelsstadt Brody besonders zur Geltung. Bis ins 19. Jahrhundert hinein konnte die Stadt diese Rolle bewahren. Vgl. Wischnitzer 1930.

³⁵ Vgl. Finkel 1844, Teil 1, S. 224.

Neben dem Handel stellte das Handwerk traditionell das wichtigste Standbein jüdischer Existenz im Russischen Reich dar. Unter der jüdischen Bevölkerung Odessas zählte man 1842: 12 Goldschmiede, 9 Uhrmacher, 12 Posamentierer, 41 Schuster, 14 Buchbinder, 110 Schneider, 33 Mützenmacher, 14 Glaser, 8 Bäcker, 34 Blechschmiede und Zinngießer sowie je zwei Optiker und Steinschneider.³⁶ Die eingetragenen Handwerksmeister stellten mit ihren Gesellen jedoch nur die Spitze des Eisbergs dar. Eine weitaus größere Zahl von Zuwanderern bot ihre Dienste außerhalb der Legalität an. Viele Tagelöhner fanden Arbeit im Hafen, wo sie mit Lagerung und Transport des Getreides beschäftigt waren.

Der gebildeten und akkulturierten Elite der Odessaer Juden gelang es zwar nicht, die Mehrheit der jüdischen Bevölkerung für ihre kulturellen Ideale zu begeistern. Doch schufen Chaim Efrussi, Abram Rafalovič, Judko Gessen, Solomon Gurovič, Beriš Trachtenberg und Mark Val'tuch – um nur einige Namen zu nennen – sich und ihren Kindern Institutionen von Vorbildcharakter. Wenigstens als kulturelle Chiffren prägten diese Einrichtungen das populäre Bild Odessas, obwohl sie für die Mehrheit der jüdischen Stadtbevölkerung möglicherweise geringe Bedeutung besaßen.³⁷ Der kulturelle Erneuerungseifer der Reformer richtete sich vor allem auf Unterricht und Gottesdienst. Liturgie und Stundenplan sollten sich in Zukunft deutlich von der bestehenden Praxis unterscheiden. Im Falle der Synagoge handelte es sich um die erste Choralsynagoge im Russischen Reich, die nach dem galizischen Grenzort Brody benannte *brodskaja sinagoga*. Ihre Eröffnung im Jahr 1841 markierte öffentlich den Siegeszug der Idee der Erneuerung der jüdischen Gemeindeinstitutionen. Ein 1863 im maurischen Stil errichteter Nachfolgebau bezeugt bis heute eindrucksvoll die Modernität der Odessaer Synagogalarchitektur des 19. Jahrhunderts.

Das Wirken der Aufklärer (*maskilim*) setzte in Odessa bereits 20 Jahre vor der Eröffnung der Brodoyer Synagoge im Bereich des jüdischen Schulwesens ein. Bis 1804 hatte in Odessa keine öffentliche Schule existiert. Lediglich in privaten Bildungseinrichtungen konnten jüdische Schüler den Kanon der modernen europäischen Bildung ihrer Zeit kennen lernen. Die traditionelle Elementarschule (*cheder*) regulierte den Zugang jüdischer Knaben zu den Quellen der Religion. Das Unterrichtsprogramm bestand in der Vermittlung rabbinisch legitimierter Texte. Da jeder Text spezifische Anforderungen stellte, unterschied man die Schulen nach den hauptsächlich studierten Texten. Die Lehrer, die in der Regel keine formale Ausbildung genossen hatten, entschieden über Unterrichtsinhalt und Zahl der Schüler. Dabei waren sie auf eine realistische Einschätzung der regionalen Nachfrage sowie der Konkurrenz angewiesen. Die Funktion der traditionellen jüdischen Elementarschule bestand zunächst darin, es dem Heranwachsenden zu ermöglichen, dem Vortrag der Gebete in der Synagoge zu folgen

³⁶ Ebd.

³⁷ Kleinmann 2003, S.156f.

und, wenn nötig, selbst aktiv daran teilzunehmen. Hatte er dies erreicht, besuchte der Schüler weiterführende Schulen, in denen die Lektüre der Thora und später des Talmud im Mittelpunkt stand. Mit der biblischen Erzähltradition (*hagada*) wurden jüdische Kinder vor allem in der Familie vertraut gemacht. In der traditionellen jüdischen Elementarschule kam es vielmehr darauf an, die Fähigkeit zu trainieren, heilige Texte zu verinnerlichen. Dies wurde in der sozialen Gemeinschaft honoriert. Außerdem erlangten die Schüler Einblick in die rabbinische Art und Weise der Schriftauslegung sowie der allgemein anerkannten Sicht auf Welt und jüdisches Schicksal. Verließ die Mehrheit der Schüler nach dem Eintritt in religiöse Mündigkeit und ökonomische Selbständigkeit die traditionelle jüdische Elementarschule, wurde von ihnen Vertrautheit mit grundlegenden biblischen Texten, der synagogalen Liturgie sowie den Gebeten, die man stets laut vortrug, erwartet. Abhängig vom Einkommen der Eltern und der Fähigkeit des Schülers konnte das Studium der sakralen Texte individuell fortgesetzt werden. Dies geschah in Ausnahmefällen in einer Talmudhochschule (*jeschiwa*), in der Regel aber in kommunalen Lehrhäusern (*batej midrasch*). Nur vermögende Eltern konnten es sich jedoch leisten, auf das zu erwartende Einkommen eines arbeitenden Sohnes zu verzichten. Daher blieb der Weg ins Lehrhaus vielen Kindern aus der Unterschicht versagt, wenn er auch nicht grundsätzlich unmöglich war. Wer es bis zum Ende der Elementarschule nicht schaffte, mit der Komposition eines rabbinischen Textes selbständig umzugehen, für den kam ein Studium im Lehrhaus keinesfalls in Frage. Wessen Eltern auch die geringsten Gebühren nicht aufzubringen vermochten, der konnte seine Unterweisung in der kommunalen Armenschule erhalten, die für Minderbemittelte die Funktion der traditionellen jüdischen Elementarschule erfüllte. Da die Klassen überfüllt waren und die Lehrer vergleichsweise schlecht bezahlt wurden, ließ das Niveau des Unterrichts oft zu wünschen übrig. Absolventen einer solchen Schule hegten in der Regel auch keine akademischen Aspirationen. Das traditionelle jüdische Elementarschulwesen in Osteuropa erzeugte selbst einen guten Teil des Charismas, das Träger talmudischen Wissens umgab.

Als neue Anforderungen weltlicher Bildung auch im jüdischen Milieu zu spüren waren und die Eliten keine Einigung über den Wert des bestehenden, informell selektiven Bildungswesens erzielten, zerbrach der bis dahin gepflegte innerjüdische Konsens, wie Bildung zu organisieren sei. Die Tendenz, dass sich eine wachsende Zahl Bildungshungriger außerhalb des überkommenen Schulwesens ausbilden ließ, war nicht mehr zu stoppen. Als Reaktion darauf hielten weltliche Inhalte in einigen jüdischen Schulen Einzug. Bis ins 19. Jahrhundert wurde professionelle Bildung durch persönliche Weitergabe der benötigten Fähigkeiten vermittelt. Selbst die traditionellen Elementarschulen legten keinen Wert auf die Feinheiten der Anwendung religiösen Rechts. Handels- oder Berufsschulen unter jüdischer Ägide stellten Neuansätze dar, die auf direkten Einfluss aus der nichtjüdischen Welt zurückzuführen waren. Die Gegner moderner Schulen für

jüdische Knaben und Mädchen leisteten auch in Odessa erbitterten Widerstand. Doch ihnen war wenig Glück beschieden, weil sich die liberal gesinnte Administration hinter die galizischen Zuwanderer und ihre Vorstellungen von weltlicher Ausbildung für jüdische Kinder stellte. Eine die Einrichtung einer entsprechenden Schule fordernde Petition wurde vom provisorischen Generalgouverneur Fedor Petrovič Palen gegenüber dem Volksbildungsminister unterstützt. Nach der scharfen Zurückweisung einer Gegenpetition der Traditionalisten unter dem chassidischen Meister Mosche Tsvi durch Palen stand der Aufnahme des Lehrbetriebs im Jahre 1826 nichts mehr entgegen.³⁸ Einen Eindruck vom Geist der Schule vermittelt der Lehrplan, den die Petenten als Entwurf ihrem Schreiben an den Generalgouverneur beigefügt hatten (siehe Tabelle 1). In einem Artikel, der 1843 im *Odessaer Boten* [*Odesskij Vestnik*] erschien, bilanzierte Jakob Leib Finkel, Lehrer für Russisch und Geographie an der Reformschule, die Geschichte der Juden in Odessa seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts.³⁹ Bezeichnend dafür, wie sich der kulturelle und soziale Zustand der jüdischen Gemeinde aus der Sicht der jüdischen Aufklärer darstellte, ist ihre Betonung der heilsamen Wirkung, die der Schuleröffnung vom 6. November 1825 zugeschrieben wurde:

„Bei der Eröffnung der Schule zählte man nur 63 Knaben, von denen der größte Teil noch stammelte; sie waren alle Kinder der Begründer und besonderen Eiferer der Schule, oder solcher Eltern, die durch ihre Verhältnisse von den Ersteren abhängig waren. Alle Knaben wurden nach dem entworfenen Lehrplane vermöge ihres Alters und ihrer Fähigkeiten in den drei Klassen vertheilt. Die Eröffnung der Schule ist unstreitig die wichtigste Epoche in der Bildungsgeschichte der Odessaer Juden. Nun nahm alles eine andere Richtung, nun fand eine gewisse Ordnung im Gemeindegewesen Eingang. [...] Der erste Schritt der Wohlgesinnten nach Eröffnung der Schule war die Sicherstellung des für diese Anstalt festgesetzten jährlichen Kapitals. Dadurch schenkten sie auch den Gemeindegewerben überhaupt ihre Aufmerksamkeit und übernahmen mit Beiwirkung der Behörde die Ämter der Gemeindevorsteher. Die Privilegierte Kaste wurde nach und nach von der Verwaltung entfernt; die Einkünfte vermehrten sich, ohne daß man die Gemeindelasten vergrößerte, und eine regelrechte Kontrolle wurde eingeführt, die bis zur Stunde besteht. Die Folgen waren: 1. [...] 2. [...] 3. Die Möglichkeit, die Einkünfte der Schule im Maße ihrer Entwicklung zu vergrößern, und die glänzendste Entfaltung dieser Anstalt im Verhältnisse der auf sie gewendeten Mittel. So besteht die Schule anstatt der drei Klassen mit 63 Knaben, die blos in den ersten Elementen des Wissens Unterricht erhielten, seit 1838 aus 6 Klassen, in welcher fürs männliche Geschlecht gelehrt wird: die russische, deutsche und hebräische Sprache und Literatur, die französische Sprache, Geographie, Geschichte, Enzyklopädie der Gesetze, besonders für den

³⁸ Zum Text beider Petitionen Gessen (wie Anm. 3), Sp. 52f.

³⁹ Finkel 1844.

Handelsstand berechnet, Rechenkunst, Buchhaltung und Schönschreiben; in der weiblichen Schule, gegründet im Jahre 1835 durch die Bestrebungen der Lehrer, im Jahre 1838 mit der jüdischen Schule als zweite Abtheilung vereinigt, erhalten die Mädchen außer in Sprachen, in verschiedenen weiblichen Handarbeiten Unterricht; die Zahl der Teilnehmenden beläuft sich in beiden Abtheilungen jährlich auf 400. [...]“⁴⁰

Tabelle 1: Stundenplan der jüdischen Reformschule Odessa⁴¹

Beginn	Vorbereitender Anfängerkurs	1. Klasse	2. Klasse	3. Klasse	4. Klasse
8 Uhr					Religion
9 Uhr	hebräische Lektüre	hebräische Lexik	deutsche Lektüre		Religion
10 Uhr	deutsche Lektüre	Schönschreiben	Arithmetik		russische Sprache
11 Uhr	Schönschreiben	russische Lektüre	Schönschreiben	Arithmetik	Heilige Schrift
12 Uhr	russische Lexik	Arithmetik	Heilige Schrift	Schönschreiben	Arithmetik
15 Uhr	Rechnen	deutsche Lektüre	deutsche Grammatik		Geographie
16 Uhr	hebräische und deutsche Lektüre	hebräische Lektüre	Russisch	deutsche Grammatik	Weltgeschichte
17 Uhr		Geographie	Hebräisch	Hebräisch	deutsche Lektüre und Grammatik
18 Uhr			Geographie		Algebra

Zwar äußerte sich auch Zar Nikolaus I. bei seinem Besuch 1837 positiv über die Reformschule, aber einer der wenigen unabhängigen Berichte bescheinigte besonders dem Russischunterricht ein schlechtes Niveau, da die Kinder mit ihren Eltern alle deutsch sprächen.⁴² Wie in allen Fächern, so bediente man sich auch für den Unterricht in russischer Geschichte deutschsprachiger Lehrbücher.⁴³ Treibende Kraft und langjähriger Direktor der Schule war Bezael Štern aus dem galizischen Tarnopol. Er war in seiner Heimat zunächst selbst Absolvent und Lehrer an der 1812 gegründeten Schule von Iosif Perl gewesen. Nach ungefähr zehnjähriger Lehrtätigkeit siedelte er nach Odessa über. Der 1798 geborene Štern hatte zunächst eine traditionelle jüdische Bildung erhalten und beherrschte den entsprechenden Kanon heiliger Schriften. Mit Wissenschaften wie Algebra und Arithmetik und mehreren europäischen Sprachen war er nach dem Besuch der

⁴⁰ Finkel 1844, Teil 3, S. 246. Tatsächlich führte der Gemeindevorstand vor 1820 selten oder nie Sitzungen durch. Man fand dafür jedenfalls in den Akten des Odessaer *kahals* keine Anhaltspunkte. Vgl. Zipperstein 1986, S. 43.

⁴¹ Für das Bittschreiben der „Juden Odessas“ an den provisorischen Generalgouverneur Graf F. P. Palen sowie den dort vorgeschlagenen Stundenplan vgl. Belousova 2002, S. 80f.

⁴² Zipperstein 1986, S. 51f.

⁴³ Gessen (wie Anm. 3), Sp. 53.

Perlschen Schule ebenfalls vertraut. Seine pädagogischen Fähigkeiten machten ihn unter den Schülern beliebt, und sein guter Ruf als Wissenschaftler drang bis nach Odessa. Nach dem Tode Efraim Zittenfel'ds, des ersten Direktors der Odessaer Reformschule, übernahm Štern 1829 die Schulleitung. Als Gelehrter wirkte er im Sinne einer Rückbesinnung des zeitgenössischen Judentums auf seine biblischen Quellen. Sein Interesse für die jüdische Sekte der Karäer verband ihn mit den in Odessa und auf der nahen Krim lebenden Mitgliedern dieser Gruppe.⁴⁴ Als Aufklärer arbeitete er in einer Petersburger Kommission an einer umfassenden Schulreform für die Juden des Russischen Reiches.⁴⁵ Unter seiner Ägide wurde der Lehrplan der Odessaer Schule nach dem Vorbild jüdischer Schulen in Tarnopol und Brody den Bedürfnissen einer berufsorientierten Ausbildung angepasst.⁴⁶ So wurden beispielsweise Französisch und Warenkunde als Unterrichtsfächer eingeführt, das Talmudstudium dagegen 1831 gestrichen.⁴⁷ Der berufliche Erfolg der Schulabgänger schien diese Maßnahmen zu rechtfertigen. Die Berufe folgender 185 Absolventen konnten sich durchaus sehen lassen:

„Von ihnen sind gegenwärtig: 3 Gelehrte verschiedener Fakultäten, 1 Rabbiner, 2 Rabbinatskandidaten, 3 Aerzte in Krondiensten, 5 frei practicirende Aerzte, 8 angestellte Lehrer, 13 Privatlehrer, 9 Studenten der Medizin, 7 Studenten anderer Fakultäten, 5 Apothekerprovisoren, 5 Apothekersubjekte, 14 Gymnasialschüler zusammen 75; 4 Künstler, 8 edle Handwerker, zusammen 12; in der Gilde eingetragene Kaufleute 15, Krämer 16, Dienende bei Handelshäusern und in christlichen Magazinen 27, bei Juden 15, Dienende bei Pachtungen 8, zusammen 81; außerdem noch 3 Kanzlisten und 14 bei ihren Eltern sich aufhaltende junge Leute, die theils ihrer weitem Ausbildung obliegen, theils die Eltern in ihren Beschäftigungen unterstützen – zusammen 185.“⁴⁸

Wilhelm Wolfsohn studierte 1844 bereits nicht mehr Medizin an der Leipziger Universität. Er muss offenbar zu den Schulabgängern mit einem nicht näher genannten Studienfach gezählt werden.

⁴⁴ In seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Odessaer Gesellschaft der Geschichts- und Altertumsfreunde leitete er eine epigraphische Expedition zu den Grabstätten der Karäer auf der Krim. Vgl. Shapira 2003.

⁴⁵ Èl'jaševič 1999, S. 196.

⁴⁶ Einige in Brody ansässige jüdische Familien vereinten dank ihrer ausgezeichneten Handelsbeziehungen nach West- und Zentraleuropa wachsenden Wohlstand mit der Aufgeschlossenheit gegenüber den Ideen der jüdischen Aufklärung (*haskala*). Diese Tatsache begünstigte den Ausbau gemeinnütziger Wohlfahrtseinrichtungen sowie die Förderung jüdischer Gelehrsamkeit. 1815 öffnete eine erste weltliche jüdische Schule ihre Pforten. Vgl. Wischnitzer 1930.

⁴⁷ Stanislavskij 1884, S. 136–138; Zipperstein 1986, S. 47. Vgl. auch EÈ, Bd. 16, Sp. 111f.

⁴⁸ Finkel 1844, Teil 3, S. 247.

3. Wilhelm Wolfsohns Bildungsweg als Ausnahmekarriere und Einzelschicksal

Einer Übersicht zum jüdischen Schulwesen in Odessa aus dem Jahre 1843 entnehmen wir die Wahlmöglichkeiten jüdischer Eltern hinsichtlich der Ausbildung ihrer Sprösslinge (Tabelle 2).

Tabelle 2: Schulbesuch jüdischer Jugendlicher in Odessa im Jahre 1843⁴⁹

Unterrichtsanstalten	Anzahl	Knaben	Mädchen	Gesamt
I. Elementarschulen				
a) reine Elementarschulen (chedarim)	28	580	192	772
b) Armenschule (talmud thora)	1	220	–	220
c) Schulen mit Deutsch- und Russischunterricht	3	74	105	179
II. Weiterführende Schulen				
a) reine Bibel- und Talmudschulen	24	177	–	177
b) Schulen mit Sprach- und Arithmetikunterricht	2	7	–	7
III. Höhere (Talmud)Schulen (ješivot)	16	78	–	78
IV. Reformschulen der Gemeinde	2	250	150	400
V. Christliche Pensionen	–	8	10	18
VI. Öffentliche Gymnasien	–	22	–	22
VII. Richelleu-Lyzeum	–	5	–	5
Gesamt	76	1.421	467	1.878

Zwar wurde behauptet, Wilhelm Wolfsohn habe das deutsche Gymnasium in Odessa besucht.⁵⁰ Diese Möglichkeit hätte immerhin bestanden, denn 1824 hatten eine kirchlich verantwortete wie eine private deutsche evangelische Schule ihre Pforten geöffnet.⁵¹ Es ist aber davon auszugehen, dass Wolfsohn zunächst die von Bezalel Štern geleitete jüdische Reformschule besuchte. Danach vervollkommnete er seine Deutschkenntnisse mit Hilfe Pfarrer Böttchers von der lutherischen Gemeinde.⁵² Die überwiegende Mehrheit der jüdischen Jugend besuchte auch 15 Jahre nach der Gründung der Odessaer Reformschule traditionelle Elementarschulen. Heterogene Wege des jüdischen Bildungserwerbs gehörten in Städten wie Odessa jedoch seit den 1840er Jahren zunehmend zum Alltag.⁵³ So kombinierte man den Besuch der traditionellen Elementarschule mit Privatunterricht oder dem Abschluss einer öffentlichen Schule. Private jüdische Gymnasien oder Berufsschulen waren eine Möglichkeit, die im Laufe des 19. Jahrhunderts

⁴⁹ Vgl. Finkel 1844, Teil 2, S. 239.

⁵⁰ Geiger 1912c, S. 164.

⁵¹ Ligin 1895, S. 579.

⁵² Stanislavskij 1884, S. 145.

⁵³ Kleinmann 2003, S. 157.

zunehmenden antijüdischen Ausschlussmechanismen im öffentlichen Bildungswesen zu umgehen.

Wilhelm Wolfsohns Besuch der ersten jüdischen Reformschule des Russischen Reichs stellte seinerzeit allerdings eine absolute Ausnahme dar. Seine Kindheit fiel in eine Zeit, in der nur Einzelne damit begonnen hatten, die zeitgenössischen Forderungen nach Erneuerung der traditionellen Familie umzusetzen.⁵⁴ Wolfsohns Erziehung verdankte sich in jeder Hinsicht den kreativen Impulsen des kleinen Milieus vorwiegend deutsch akkultrierter Habsburger Juden in Odessa, auch wenn seine Eltern nicht zur wirtschaftlichen Elite der Stadt zählten.⁵⁵ Seine Beheimatung in deutscher Sprache und Kultur, seine Entscheidung für eine Existenz als deutschsprachiger Schriftsteller, aber auch seine Ehe mit einer Christin folgten nicht dem Entwicklungspfad, den das Odessaer Judentum im 19. Jahrhundert mehrheitlich einschlug.⁵⁶ Auch unter den Schulabgängern stellte Wolfsohn eine gewisse Ausnahme dar. Über 150 Ärzte, etwa 300 Lehrer sowie viele Kaufleute und Buchhalter verdankten die Anfänge ihrer säkularen Bildung der Sternschen Schule.⁵⁷ Sie setzten ihre Karriere im Gegensatz zu Wilhelm Wolfsohn im Russischen Reich fort. Als Beispiele seien Bernard Bertenson (1815–1871) und Ioachim Isaakovič Tarnopol (1810–1900) genannt. Bertenson, der zunächst in Char'kov Medizin studiert hatte, machte sich einen Namen als Sprachlehrer und Übersetzer. Er veröffentlichte im *Odessaer Boten* [*Odesskij Vestnik*] sowie in den in Odessa erscheinenden russischsprachigen jüdischen Blättern *Morgendämmerung*, *Zion* und *Tag*. 1842 erschien *Marrany*, Bertensons Übertragung des Dramas *Die Marranen* von Phöbus Philippson (1807–1870).⁵⁸ Für 28 Jahre versah Bertenson im Odessaer Stadtrat das Amt des Vorsitzenden der jüdischen Abteilung. Sein Sohn, der Arzt und Hygieniker Lev Bertenson, trat zur lutherischen Kirche über. Der Journalist Tarnopol betrachtete in seinen 1855 erschienenen *Notices historiques et caractéristiques sur les israélites d'Odessa* die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der jüdischen Bevölkerung Odessas und maß ihnen eine Vorreiterrolle für die Entwicklung im Russischen Reich bei.⁵⁹ 1868 erlaubte die Zensur die Veröffentlichung seines bereits zehn Jahre zuvor verfassten Überblicks zum Stand der innerjüdischen Reform, in der er eine bis zu den Propheten zurückreichende Tradition

⁵⁴ Biale 1986.

⁵⁵ Vgl. EÈ, Bd. 5, S. 756, wo von der Armut im Wolfsohnschen Elternhaus die Rede ist.

⁵⁶ Allerdings wurde die deutsche Sprache bis ins 20. Jahrhundert von einer Minderheit unter den Odessaer Juden benutzt. So erschienen beispielsweise Pinchas Minkovskijs *Beiträge zur jüdischen Musikästhetik und -geschichte* in deutscher Sprache. Vgl. EÈ, Bd. 11, Sp. 75. Vgl. auch Anm. 14.

⁵⁷ Kotler 1996, S. 170.

⁵⁸ Phoebus Philippson war der ältere Bruder des Magdeburger Reformrabbiners Ludwig Philippson (1811–1889). Vgl. Philippson 1857.

⁵⁹ Tarnopol 1855.

der Erneuerung sah.⁶⁰ Tarnopol wandte sich gegen einen radikalen Bruch mit der Überlieferung und sprach sich für moderate Modernisierung aus.⁶¹ Ab 1860 erschien in Odessa für wenige Jahre eines der ersten russischsprachigen jüdischen Presseorgane, das Blatt *Morgendämmerung* [*Razsvet*]. Tarnopol, dessen Energie die Druckerlaubnis zu verdanken war, hatte für kurze Zeit zusammen mit Osip Aaronovič Rabinovič (1817–1869) Redaktion und Herausgeberschaft des Unternehmens inne.

Ein Artikel der *Morgendämmerung* würdigte rückblickend die Odessaer Reformschule als Verkörperung der Ideen der jüdischen Aufklärung. Zwar konnte auf die Erfolge unter der 26jährigen Leitung von Direktor Bezael Štern verwiesen werden, doch musste eingeräumt werden, dass sich das Niveau der Anstalt seit dem erzwungenen Weggang Šterns im Jahre 1852 und der Aufteilung auf zwei Kronschulen beständig verschlechtert hatte.⁶² Aufgrund der Tatsache, dass zwei mit der spezifischen Situation jüdischer Schüler wenig vertraute Schuldirektoren als Nachfolger Šterns bestellt wurden, verlor die einstige Vorzeigeeinrichtung schnell an Glanz. Wilhelm Wolfsohns früher Bildungsweg wurde durch die politisch und kulturell dominanten Trends im Odessa der 1830er Jahre erst denkbar. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts kam es zum Gesinnungswandel der einst liberalen Administration, zur Verschlechterung der ökonomischen Lage der Stadt sowie zur Ablösung des Deutschen durch das Russische als Leitsprache der akkulturationsbereiten Juden. Diese Faktoren machten Wolfsohns Schicksal auch in historischer Hinsicht bald zur Ausnahmeerscheinung.⁶³

⁶⁰ Tarnopol 1868.

⁶¹ Zipperstein 1986, S. 72f., 110–112.

⁶² Kotler 1996, S. 168–170.

⁶³ Allerdings blieben deutsche Sprache und Kultur bis ins 20. Jahrhundert Vorbild einzelner bürgerlicher Juden in Odessa. Vgl. Ottenbacher 1999.

Wilhelm Wolfsohn als Student in Leipzig. Zwischen Handelsstadt und „Herwegh-Klub“

1. Der Student Wolfsohn in der Messe- und Universitätsstadt Leipzig

An seinem 17. Geburtstag – dem 20. Oktober 1837 – betrat Wilhelm Wolfsohn die Stadt Leipzig.¹ Er hatte sein Elternhaus in Odessa verlassen, um, wie er schrieb, „den innern Drang meiner Seele auf einer Hochschule Deutschlands zu stillen“ und seiner „Sehnsucht nach dem heiligen *Germanien*, jenem wundervollen u. gesegneten Lande, das mit den schönsten Farben trunkenen Phantasie mahlte“ nachzuspüren.² Ein paar Wochen später schrieb er sich am 15. Dezember 1837 unter dem Namen „Kohoth Wolfsohn“ für das Studienfach Medizin an der Universität ein – nachdem er an der Thomasschule das „Maturitaetszeugniß“ abgelegt hatte – und sich bei dieser Gelegenheit ein Jahr älter machte (in den *Inscriptionsacten* ist sein Geburtsjahr mit 1819 angegeben).³

Leipzig, das Zentrum des deutschen Buchhandels, war damals eines der deutschen intellektuellen Zentren. Daneben hielt die Stadt ein breites Spektrum von Unterhaltungen bereit, die den Vorstellungen der biedermeierlichen Gesellschaft nach dem wahren Streben nach Gelehrsamkeit nur abträglich sein konnten. So malte ein Referent der *Hallischen Jahrbücher* 1839 in seiner Darstellung der Leipziger Universität für die dortigen Studenten folgendes Schreckensbild:

„In anderer Hinsicht wirkt das kaufmännische Treiben der Stadt auch auf die Studirenden in einer Weise, die man schwerlich eine günstige wird nennen wollen. Der junge Mann, der als Student nach Leipzig kommt, ist entweder ein armer Schlucker, der, als Stipendiat und Convictorist, zwar leichter als anderwärts, [...] sich fortzuhelfen vermag, aber sich eben in dieser reichen und lustigen Umgebung [...] gedrückt und gedemüthigt fühlt und zu keinem frohen Bewußtsein seiner selbst und geistigem Aufschwung gelangt; oder, wenn er in den guten Familien der Stadt mit offenen Armen aufgenommen, als Glied der feinen Gesellschaft in alle Zerstreungen derselben verwickelt, und ehe man es sich versieht, ist es mit ihm dahin gekommen, daß er seine Studien nur als Nebensache, als

¹ Wolfsohn kam mit der Eilpost aus Dresden und reiste in Begleitung eines Kaufmanns aus Odessa. Vgl. den Torzettel für den 20. Oktober im *Leipziger Tageblatt und Anzeiger*, Nr. 294 (21. Oktober 1837), S. 2708.

² Dokumente, Nr. 1. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 8.1.1.

³ Vgl. die Akten des Leipziger Universitätsarchivs, Rektor M, Nr. M20–M24.

Mittel, um in der Welt sein weiteres Glück zu machen, aber nicht um ihrer selbst willen betreibt.“⁴

Man fragt sich natürlich, wie Wolfsohn sich in Leipzig als junger Student etabliert haben mag, ob er als „armer Schlucker“ kam oder „mit offenen Armen aufgenommen wurde“. Seine Finanzen in diesen Jahren geben einige Rätsel auf, er spricht zwar selbst von „angespannten Verhältnissen“, die seinen Aufbruch verzögerten,⁵ doch in welchem Umfang dies tatsächlich der Fall war, entzieht sich unserer Kenntnis. Da er zumindest bis 1840 von Stipendien ausgeschlossen war,⁶ spricht vieles für ein vermögendes Elternhaus. Fontane zeichnet in seinen Lebenserinnerungen das Bild eines gebildeten, von den Annehmlichkeiten eines vergangenen Reichtums zehrenden jungen Mannes, den er 1841 kennen lernte.⁷ Wobei man sich darüber streiten kann, inwiefern er die Kenntnis der finanziellen Verhältnisse Wolfsohns aus späterer Zeit auf diese Periode projizierte. Von bedeutenden Einkünften aus schriftstellerischer Tätigkeit in seiner Studentenzeit ist nichts bekannt, sie lassen sich aber auch nicht ganz ausschließen.

Was mag nun einen gerade Siebzehnjährigen bewogen haben, sich für Leipzig als Studienort zu entscheiden? Verwandtschaftliche Verbindungen Wolfsohns nach Leipzig sind nicht nachzuweisen. Möglicherweise hatte ein Verwandter 1820 zusammen mit Leopold Zunz bei der Weihe eines Betsaals in

⁴ *Die Universität Leipzig*. In: *Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst* (1839), Nr. 147 (20. Juni) bis Nr. 155 (29. Juni), hier Nr. 147 (20. Juni), Sp. 1175.

⁵ Dokumente, Nr. 1. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 8.1.1.

⁶ Als Jude war Wolfsohn vom Genuss der zahlreichen akademischen und ministerialen Stipendien ausgeschlossen. Erst im Jahr 1840 änderte sich dies mit der Gründung des Vereins *Jeschuat-Achim* [*Brüderhilfe*]. Der Verein war von jüdischen Studenten zur gegenseitigen Unterstützung gegründet worden und wurde von jüdischen Kaufleuten und anderen Honoratioren der Stadt Leipzig unterstützt. Damals mögen etwa 40 bis 50 jüdische Studenten an der Leipziger Universität eingeschrieben gewesen sein. (1840 waren 192 Israeliten in Leipzig ansässig, 144 männliche und 48 weibliche. Vgl. LAZ, Nr. 17 (17. Januar 1841), S. 167. Bei einem ausgeglichenen Geschlechterverhältnis ergibt sich ein männlicher Überhang von 96 Personen, die sich zwischen Handlungskontor-Angestellten und Studierenden aufgeteilt haben werden.) Bereits im ersten Jahr seines Bestehens konnte der Verein durch Mitgliedsbeiträge und großzügige Spenden ein Kapital aufbauen, das es ihm gestattete, Stipendien zu vergeben. Auch wenn eine persönliche Beteiligung Wolfsohns nicht nachzuweisen ist und, aufgrund seiner ungeklärten finanziellen Verhältnisse, auch nicht sicher gesagt werden kann, ob er von den Stipendien des Vereins selbst profitierte, so ist dennoch anzunehmen, dass er sich hier engagierte. Über das Jahr 1841 hinweg ist jedoch keine Aktivität des Vereins bekannt. Vgl. zum *Jeschuat-Achim* die Angaben in: *Der Orient*, Nr. 5 (30. Januar 1841), S. 36f.; Nr. 8 (20. Februar 1841), S. 60f.; AZJ, Nr. 16 (18. April 1840), S. 215f.; Nr. 17 (25. April 1840), S. 233; LAZ, Nr. 190 (8. Juli 1840), S. 2063.

⁷ Vgl. Fontane: *Von Zwanzig bis Dreißig* (Dokumente, Nr. 11).

Leipzig gepredigt.⁸ Möglicherweise gab es auch Handelsbeziehungen seiner Familie nach Leipzig, die Juden aus Brody, der Heimatstadt seiner Mutter, waren auf den Leipziger Messen stets sehr präsent. Möglicherweise gab es verwandtschaftliche Beziehungen zu einer Dessauer Kaufmannsfamilie,⁹ möglicherweise ... Wolfsohn erwähnt nie solche Beziehungen. Auch war das Renommee der Leipziger Universität in dieser Zeit nicht so, dass es über die ukrainische Steppe bis zum Schwarzen Meer hinweg junge gebildete Männer magnetisch angezogen hätte – andere Universitäten waren renommierter. So bleiben seine Beweggründe im Dunkeln.

Die eigenwillige Wahl Wolfsohns verdeutlicht auch ein Blick auf die Universitätsstatistik dieser Jahre. Die Universität Leipzig, die damals mit rund 900 Studierenden hinter Berlin und München zu den besuchtesten Universitäten Deutschlands zählte, lag mit einem Anteil von gut einem Viertel Ausländern über dem Durchschnitt anderer deutschen Landesuniversitäten. Dabei darf man aber die Bezeichnung Ausländer nicht zu eng fassen, in Leipzig galt auch Wolfsohns Freund, Christian Albert Cruciger aus dem thüringischen Eisenberg, als Ausländer. Wie ungewöhnlich sich dieser jüdische Student aus Odessa aber an der Leipziger Universität ausnahm, belegt eine Aufstellung der ausländischen Studenten nach den Heimatländern aus dem Winterhalbjahr 1840/41. Von den hier aufgeführten 282 Ausländern kamen allein 260 aus den verschiedenen deutschen Ländern, von den übrigen 22 kam, wenn man von einem Kurländer und drei Polen absieht, allein Wolfsohn aus Russland.¹⁰ Er hatte mit seiner Entscheidung für Leipzig also eine sehr einsame Wahl getroffen.

Wolfsohn war zunächst ein sehr fleißiger Student. In den ersten Semestern verzeichnet sein Kollegienheft zwischen 7 und 11 Vorlesungen und Übungen.¹¹ Neben der „Muskel- und Eingeweidelehre“, der „Anthropologie“ und der „Knochen- und Bänderlehre“ stehen bei den medizinischen Veranstaltungen „Anfangsgründe der Psychiatrie“ und „Psychologie“, ein Fach, das ihn auch über sein Medizinstudium hinaus noch beschäftigte (WS 1840/41). Doch Wolfsohn wandte sich bald von seinem Brotstudium ab, er war nicht für das Medizinstudium geschaffen. Sein Freund Georg Ebers schrieb später in seinem Nekrolog über Wolfsohns Verhältnis zur Medizin: „Seine zarte Natur, sein empfindliches Auge, sein weicher Sinn konnten sich nicht an den Anatomiesaal und die chirurgische Klinik gewöhnen“.¹² Bemüht, eine

⁸ Vgl. die Predigt von J. Wolfsohn: *Segen der Gottesfurcht*. 40 S. (Wolfsohn 1820).

⁹ Dort lebte eine Kaufmannsfamilie Wolfsohn. Vgl. Anm. 9 zu Nr. 42.

¹⁰ Vgl. LAZ, Nr. 233 (21. August 1841), S. 2702. Im Einzelnen wurden dort folgende Ausländer nach ihren Herkunftsländern aufgeführt: 2 aus Ungarn, 1 aus Siebenbürgen, 1 Galizier, 1 Böhme, 1 Kurländer, 3 Polen, 1 kam aus Odessa (Wolfsohn), 1 aus Serbien, 1 aus der Walachei, 3 Griechen, 2 Schweizer, 1 Franzose, 1 Schwede, 1 Däne, 1 aus Ostpreußen, 1 aus Posen.

¹¹ Vgl. Wolfsohns Kollegienheft (Nachlass Wilhelm Wolfsohn; in Privatbesitz).

¹² Ebers 1865.

Alternative zum ungeliebten Brotstudium zu finden, widmete sich Wolfsohn der Philosophie, der klassischen Philologie und der deutschen Literatur, die seinen Vorstellungen weit mehr entsprachen. Schon in seinem ersten Semester hörte er Vorlesungen über „Auserlesene Gedichte des Catull“ und „Über Goethes Faust“, später wandte er sich dann aber eher philosophischen Themen zu. Nach dem Sommersemester 1839 gab er seine medizinischen Studien ganz auf und wurde – zumindest soweit sein Kollegienheft darüber Auskunft gibt – ein seltener Gast in den Vorlesungssälen der Universität. Nur noch zwei bis drei Vorlesungen besuchte er. Im Sommersemester 1841 blieb er der Universität ganz fern, und in den letzten beiden Semestern an der Universität Leipzig besuchte er nur noch jeweils eine Veranstaltung. Die Themen variierten zwischen literarischen – so über Horaz, Shakespeares Schauspiele, die orientalische Literatur und neue Tragiker – über die Psychologie bis hin zu geschichtlichen und philosophischen Themen, letztere wohl auch im Hinblick auf seine bevorstehende Promotion gewählt. Wolfsohns Abkehr vom Medizinstudium korrespondiert übrigens, ohne dass es hier einen direkten Zusammenhang geben muss, mit seinem Umzug in das Schrötergässchen Nr. 1, das laut Personalverzeichnis vom Sommersemester 1840 an sein Domizil war.¹³

Mit diesem Umzug aus seiner Studentenkneipe in der Ritterstraße in das Schrötergässchen tritt die Familie des Leipziger Tischlermeisters Gey in das Leben Wolfsohns. Wolfsohn verlobte sich noch im selben Jahr mit Emilie Gey,¹⁴ der zweitältesten Tochter, und trat auch mit der übrigen Familie seiner Wirtsleute in ein herzliches Verhältnis. Fontane kolportierte die Geschichte, dass Wilhelm Wolfsohn sich durch die aufopferungsvolle Pflege, die ihm Emilie während einer Krankheit angedeihen ließ, zu ihr hingezogen fühlte.¹⁵ Die Beziehung zwischen ihm und Emilie, die er erst 1851, nach gut 11jähriger Verlobungszeit, unter großen Schwierigkeiten heiraten konnte, ist besonders unter dem Gesichtspunkt der Konfessionsdifferenz zwischen beiden bemerkenswert: Während Wolfsohn zeit seines Lebens dem jüdischen Glauben treu blieb (in welcher Intensität auch immer), gehörte seine Frau der lutheranisch-protestantischen Kirche an.¹⁶ In seinen

¹³ Vgl. *Verzeichnis der Beamten, Lehrer und Studirenden auf der Universität Leipzig im Sommer 1840*, Leipzig [1840], S. 37.

¹⁴ Nach Geiger 1912c fand die Verlobung im Oktober 1840 statt.

¹⁵ So Fontane in der Manuskriptfassung *Von Zwanzig bis Dreißig* (Dokumente, Nr. 11; in der gedruckten Version entfiel diese Passage). Auch Ebers 1865 kolportiert diese Geschichte in seinem Nekrolog: „Schon als Student hatte er seine treffliche Gattin, als treue Pflegerin, kennen gelernt.“

¹⁶ Obwohl eine solche Verbindung eine extreme Ausnahme war, gab es auch im Vormärz bereits Beispiele von rechtsgültigen Ehen zwischen Christen und Juden. Interessanterweise veröffentlichte die LAZ 1842 (Nr. 39, Beilage, 8. Februar 1842, S. 437) einen längeren Artikel zur rechtlichen Situation solcher Ehen in Preußen, mit einer im Ganzen sehr aufgeschlossenen Haltung dazu. Vgl. auch Meiring 1998.

literarischen Werken kam Wolfsohn wiederholt auf diese Konfliktkonstellation zurück, wobei er sich stets bemühte, einen Weg des Ausgleichs aufzuzeigen.

2. Wolfsohn, der jüdische Journalist und Literat

Der junge Wolfsohn, der in Deutschland die Quelle der Gelehrsamkeit und den Hort der Freiheit sah, musste bald erfahren, dass es auch eine andere Seite gab. Bereits in Odessa hatte er judenfeindliche Ausschreitungen miterlebt, hier im ‚aufgeklärten Deutschland‘ wurde er mit Gesetzen konfrontiert, die aus dem Mittelalter stammten bzw. diesen Charakter trugen. Die „Judenemancipation“, die in vielen Schriften propagiert und über die in den Parlamenten debattiert wurde, hielt auch in Sachsen Einzug. Zu dieser Zeit belief sich die jüdische Bevölkerung Sachsens auf etwa 850 Personen (650 in Dresden und knapp 200 in Leipzig).¹⁷ Die relativ liberale Vorlage eines neuen Judengesetzes, das 1838 von der Regierung eingebracht wurde, wurde von den Landständen so verändert, dass die gedachten Erleichterungen häufig ins Negative umschlugen. Die neuen Gesetze beschränkten die Niederlassung von Juden in Sachsen auf die beiden Städte Dresden und Leipzig. Auf Grundlage dieser Gesetze konnten sie zwar erstmals Grundbesitz erwerben, durften jedoch nicht mehr als ein Grundstück besitzen, das sie darüber hinaus erst nach 10 Jahren weiter verkaufen konnten. Strenge Ehevorschriften sollten den Zuzug und den Zuwachs der jüdischen Gemeinden in Dresden und Leipzig beschränken; so durften Ehen nur vom Oberrabbiner geschlossen werden, „nachdem es außer Zweifel ist, dass Braut und Bräutigam zu den einheimischen Juden gehören“, andernfalls musste die Versicherung der „competenten“ ausländischen Behörde erbracht werden, dass diese die Ehefrau aufnehmen wolle¹⁸ usw. Auch wenn diese Gesetze restriktiv und judenfeindlich waren, so stellten sie das jüdische Leben in Sachsen auf eine gesetzliche Basis und förderten dadurch das Entstehen einer jüdischen Gemeinde. Für Wolfsohn wurden diese Gesetze später in seiner Dresdner Zeit ein ständiges Ärgernis, da sie ihn zwangen, gegenüber den Behörden seinen eigentlichen Wohnort zu verschleiern.

Unter dem Eindruck der Debatten um die sächsische Judengesetzgebung ist auch die wahrscheinlich erste journalistische Arbeit Wolfsohns zu sehen, die er 1838 unter dem Pseudonym C. Lpn. in der *Allgemeinen Zeitung des Judenthums* veröffentlichte. In seiner Korrespondenz aus Odessa zeichnete er ein euphorisches Bild der Verhältnisse, unter denen die jüdische Gemeinde dort lebte und stellte sie den Restriktionen und Vorurteilen, denen die Juden in Sachsen ausgesetzt waren, gegenüber.

¹⁷ Vgl. LAZ, Nr. 6 (6. Januar 1838), S. 64 (für Leipzig) und Nr. 308 (4. November 1838), S. 3712 (für ganz Sachsen).

¹⁸ LAZ, Nr. 202 (21. Juli 1839), S. 2371.

„Ja, Odessa, dieser aus dem Chaos hervorgezauberte, große Bau des hochseligen Herzogs von *Richelieu*, sollte sich nicht nur zum Altar des Mercurius, sondern auch zum Tempel der Freiheit und Toleranz erheben. Hier ist es, wo die Juden Rußlands zuerst den schmachvollen Staub von sich abschüttelten, und hineingriffen in die sturmbewegte Zeit mit Lust und Eifer, mit Wort und That.“ – „Wirft man nur einen Blick auf alle die Freiheiten, die den Israeliten in Rußland eingeräumt, und *wie* sie ihnen eingeräumt wurden, so wird es jedem einleuchten, daß Verbreitung der Cultur unter den Juden unseres Monarchen aufrichtigster Wunsch ist. Von keinem Lehrstuhle ist der Sohn Israels weggebannt, wenn er nur als Meister seine Stelle mit Ruhm bekleiden kann: in jedem Staatsdienst darf er treten und den Lohn seiner Treue ernten; denn Russia's Wahlspruch ist: *Dem Verdienste seine Kronen!* Nie trägt man Bedenken, einem Israeliten die Würde und die Rechte eines Apothekers zu ertheilen; denn *unser* Aesculap kennt keinen Religionsunterschied unter seinen Jüngern, und keinem Russen kam es in den Sinn, den *Juden* für einen Giftmischer zu halten.“¹⁹

Natürlich sah das Leben der Juden in Russland weniger rosig aus, was auch Wolfsohn sicher erfahren hatte, doch angesichts der sächsischen Gesetzgebung entwarf er mit seinen Erinnerungen aus Odessa ein verklärendes Gegenbild zu den herrschenden Verhältnissen in Sachsen.

Nach einigen kleineren Veröffentlichungen²⁰ trat Wolfsohn 1840 mit mehreren größeren Projekten unter dem Pseudonym Carl Maien an die Öffentlichkeit. Im Juli 1840 erschien die Gedichtsammlung *Veilchen. Für seine Freunde nah und fern* mit einer Widmung an seine Schwester Ernestine. Die Sammlung vereinigte Gedichte an seinen Freundeskreis (Siegmund, Veith, Leonhard und Bernhard) und Stimmungsgedichte. Neben einer ersten Übersetzung aus dem Russischen finden sich hier auch Gedichte mit jüdischer Thematik, wie *Des Juden Heimkehr*²¹ oder Gedichte an Gabriel Riesser und Ludwig Börne. Anfang des Jahres hatte Wolfsohn sich in einer Rezension der Gedichte Moritz Fränkels und Max Rings im *Literaturblatt des Orients* – einer weiteren jüdischen Neugründung dieser Zeit – mit dem Verhältnis von Juden und Christen auseinandergesetzt und dabei seine Haltung in der Emanzipationsdiskussion deutlich gemacht: „Ist es doch schon so weit gekommen, daß man es dem Juden zum *Verdienst* anrechnet, wenn er den *Juden* nicht verleugnet“, schrieb er

¹⁹ Dokumente, Nr. 2.

²⁰ Im Mai 1839 erschien unter dem Pseudonym Ernst Richter *Der Journalistenspiegel*, eine Streitschrift, die sich mit dem damaligen Journalistenwesen auseinandersetzte und heftige Polemiken – u. a. vom Redakteur der *Eisenbahn* Franz Wiest – auslöste (*Die Eisenbahn*, Nr. 61, 23. Mai 1839, S. 520). Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 4.1. Zur Zuschreibung vgl. Lehmann-Schultze 1964, S. 14.

²¹ Dokumente, Nr. 4.3.

und fuhr fort: „Der Jude liebe den Christen als seinen *Bruder*, als *Menschen*, aber nicht als *Christen*; und damit will ich durchaus nicht gesagt haben, daß er ihn als solchen *hasse*.“²² Auf diesem „brüderlichen“ Weg schritt Wolfsohn fort. Noch im August desselben Jahres veröffentlichte er zusammen mit Siegmund Frankenberg den Almanach *Jeschurun. Taschenbuch für Schilderungen und Anklänge aus dem Leben der Juden auf das Jahr 5601*. L. Fort, sein Verleger, hatte *Jeschurun* in seinem Verlag mit den Worten angekündigt, dass er „fern von allen separirenden Tendenzen und jeder Polemik [...] sich mit den innersten Klängen unmittelbar an das Herz und Gemüth der Betheiligten sowohl als der andersglaubenden Menschenfreunde“ wenden wolle.²³ Wolfsohn versuchte hier, den Brückenschlag zwischen den Religionen programmatisch umzusetzen. Fontane spottet in seinen Erinnerungen darüber: „Er hatte [...] schon allerhand ediert, unter andern ein Taschenbuch, das, unglaublich aber wahr, eine christlich-jüdische Religionsunion anstrebte“,²⁴ womit er Wolfsohn schwerlich gerecht wurde. Zu den Autoren des Sammelbandes gehörten neben Wolfsohn und Frankenberg unter anderen auch Carl Rößler, Jakob Kaufmann und Ludwig August Frank[e], auch ein Gedicht von Wolfsohns Schwester Ernestine findet sich darin. Wolfsohn selbst steuerte neben mehreren Gedichten die Novelle *Das Opfer* bei, die sein einziger selbständiger Prosaversuch blieb. Darin setzte er sich mit der Problematik von Mischehen zwischen Christen und Juden auseinander und propagierte die Überwindung der Glaubensgegensätze auf der Ebene der Menschlichkeit, wobei er seine Enttäuschung über die deutschen Verhältnisse nicht verbarg. So heißt es in seinem Gedicht *Die Trauung*:

„Ich wollte lernen, schaffen und erringen, / Daß ich nicht bettelnd durch das Leben wandre; / Zwar hatt' ich nur nach frommer Väter Sitte / Im Talmud meinen Geist geübt; ich sah's, / Daß auch in andren Sprachen lebt die Lehre, / Und lernte viel, so wenig ich auch konnte. / Umsonst! als hätt ein Schandmal mich gezeichnet, / So hieß es überall: Du bist ein *Jude*! / Da schwoll mein Herz in wildem Zorn erglühend – / Um meinen Glauben wagt ihr mich zu schmähen! / Ja, ich will hungern, will mir Brod erbetteln, / Doch an dem Glauben werd' ich treulich halten! – / Je mehr sie von der Wissenschaft mich bannten / Je heißer, fester hielt ich sie umschlossen; / Und hoch vor allen labten Deutschlands Dichter / Ob auch im fremden Land hier meine Seele. / Wie schlug mein Herz in nie geahnter Sehnsucht! / Wie oft rief ich: nach Deutschland, o nach Deutschland! / Ach könnt' ich einmal nur die Fluren grüßen, / Wo solcher Segen, solche Weisheit waltet! / Da fragt der *Mensch* nicht mehr, ob Christ, ob Jude, / Da werden sie als Bruder mich empfangen, / Weil ich ja fühlen, lieben kann wie *sie*; / Weil ich wie *sie* zur

²² Dokumente, Nr. 3.

²³ LAZ, Nr. 105 (14. April 1840), S. 1103, Wiederabdruck in: LAZ, Nr. 138 (17. Mai 1840), S. 1483.

²⁴ *Von Zwanzig bis Dreißig*: HFA III/4, S. 259.

Freiheit bin geboren. / Vergeblich Hoffen, eitler Wunsch! Ich blieb / Auch unter Menschen nicht – nur unter Christen.“²⁵

Das Projekt *Jeschurun* erwies sich, auch wenn die Kritiker die Intention lobend hervorhoben, als Misserfolg, es blieb bei dem einen Jahrgang.²⁶

Im März 1841 erschien die zweite Gedichtsammlung *Sternbilder. Dichtungen von Carl Maien*. In ihr trat die jüdische Thematik nur vereinzelt hervor, so in dem Gedicht *Den Kämpfern für die Rechte meines Volkes*, ansonsten vereinigte es neben einer größeren Abteilung von Übertragungen aus dem Russischen erneut Freundschafts- und Stimmungsgedichte. Die Kritik beurteilte sie ähnlich hart wie die *Veilchen*; so schrieb man in der *Europa*:

„Diese Lyra scheint nur erklingen zu seyn, weil der Sänger das Bedürfniß fühlte, seinen Freunden, und besonders seiner Sidonie, in ansprechender Form seine Welt und Lebensansichten mitzuthemen; die eigentliche Weihe kann aber in einem solchen Drange noch nicht beruhen, und so wäre es wohl auch besser gewesen, der Verfasser hätte seine Verse bloß auf jenen Kreis beschränkt.“²⁷

Positiv wurden dagegen die Gedichtübertragungen Wolfsohns aus dem Russischen besprochen, die er in seinen Band aufgenommen hatte.

3. Wolfsohn und seine Freunde – der „Herwegh-Klub“

Wolfsohns Bekanntschaft mit Fontane fällt bekanntlich in die zweite Hälfte seiner Leipziger Studienzeit. Über seinen gesellschaftlichen Umgang vor dieser Zeit ist kaum etwas bekannt. Einen Anhaltspunkt bieten allein seine beiden Gedichtbändchen – hier richtete er seine Gedichte an seine Freunde wie *An Leonhard*, *Sonnette an Siegmund und Veith*, *An Bernhard*, *An Christian Albert Cruciger*, *An Carl Rößler [meinem erblindeten Freund]* – *An Daniel*, *An Michael* oder: *An Auguste*, *Sophie*, *Elisabeth*, *Meiner kleinen Freundin Henriette in's Stammbuch*, *Der Schwester meines Veith* und die Autoren des *Jeschurun*. Im letzteren finden sich einige der Adressaten der Widmungsgedichte Wolfsohns wieder. So wird mit Siegmund wahrscheinlich Siegmund Frankenberg gemeint sein, mit dem er zusammen Medizin studierte. Mit Bernhard könnte Bernhard Hirschel gemeint sein. Der gebürtige Dresdner hatte zwischen 1834 und 1838 ebenfalls an der Leipziger Universität Medizin studiert. Über Christian Albert Cruciger berichtete er selbst einige Jahre später,²⁸ als dieser als „Barrikadenminister“ im Herzogtum Sachsen-Altenburg wirkte. Hier hatte sich auch

²⁵ Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 1.1.2.25.

²⁶ Der Verleger inserierte 1842 in der LAZ den Verkauf der Restauflage zu herabgesetzten Preisen (Nr. 268, Beilage, 25. September 1842, S. 3183; Nr. 281, Beilage, 8. Oktober 1842, S. 3344).

²⁷ L. v. I. 1842.

²⁸ Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 6.2.5.55.

Carl Rößler niedergelassen, der sich ebenfalls aktiv an der demokratischen Bewegung beteiligte. Von den anderen ist nur der Vorname bekannt und da keine anderen Quellen über Wolfsohns Freundeskreis zu dieser Zeit näheren Aufschluss geben, kann man nur mutmaßen, dass es sich bei ihnen um einen schwärmerischen, losen Zirkel handelte, der gesellschaftlichen Verkehr pflegte und literarisch dilettierte. Möglicherweise stand dieser Kreis in Verbindung mit dem Verein *Jeschat-Achim*, da sich unter ihnen jüdische Studenten der Universität befanden. Eine genaue Aussage lässt sich jedoch angesichts der dürftigen Quellenlage nicht treffen.

Ein erster Beleg von Wolfsohns Tätigkeit außerhalb von Universität und Publizistik, aus der Zeit seiner Bekanntschaft mit Fontane, ist seine Gedenkrede für Jean Paul, die er im November 1841 im Rahmen eines Studententreffens hielt. Sie wurde später von Robert Binder in der Zeitschrift *Eisenbahn* publiziert.²⁹ Hier veröffentlichte auch Theodor Fontane während seiner Leipziger Zeit viele seiner Gedichte. Binders *Eisenbahn* wird in der Literatur als das Publikationsorgan des „Herwegh-Klubs“ betrachtet, einer literarischen Vereinigung, die als festgefügte Organisation möglicherweise eine Erfindung Fontanes ist, die dennoch einen realen Hintergrund besitzt, den wir in der *Kochei*, einer Leipziger burschenschaftlichen Vereinigung, vermuten können.³⁰

Bereits Christa Schultze hatte im Freundeskreis, der von Fontane „Herwegh-Klub“ genannt wurde, einen Ableger der *Kochei* gesehen.³¹ Die *Kochei*, deren eigentümlicher Name sich vom Kneipenwirt Koch herleitete, bei dem man sich in der Fleischergasse traf, war 1837 unter Mitwirkung Robert Blums, Georg Günthers und Eduard Cramers gegründet worden – im selben Jahr, in dem nach langjähriger Untersuchung gegen die führenden Mitglieder einer 1834 aufgelösten Leipziger burschenschaftlichen Vereinigung die Urteile ergangen waren. Damals wurden Strafen zwischen einem und drei Jahren Gefängnis ausgesprochen. Das Urteil wurde zwar ein halbes Jahr später gänzlich kassiert,³² blieb aber sicher im Gedächtnis vieler Studenten und Leipziger Bürger. Die *Kochei* war mit der *Germania*, die auch in Tübingen und München bekannt war, verbunden.³³ Ihr gehörten, nach den Untersuchungsakten des Leipziger Universitätsgerichts, 54 Mitglieder an oder wurden als Mitkneipanten zur Untersuchung gezogen. Unter ihnen waren Ludwig Köhler, Friedrich Max Müller, Leopold Friedrich Prowe

²⁹ Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 6.2.4.1.

³⁰ Zum ‚Herwegh-Klub‘ vgl. *Handbuch literarisch-kultureller Vereine* 1998, S. 202–207.

³¹ Vgl. Schultze 1971, S. 329.

³² LAZ, Nr. 42 (11. November 1837), S. 403. Zur Aufhebung des Urteils vgl. LAZ, Nr. 108 (18. April 1838), S. 1334.

³³ Eine Darstellung der Hintergründe auf Basis der Untersuchungsunterlagen der Universitätsgerichte gibt Wesselmann 2002, S. 23–63.

und Friedrich Hermann Semmig.³⁴ Wolfsohn taucht in den Akten nicht auf, offensichtlich hatte er sich der *Kochei* nicht angeschlossen, was angesichts seiner heiklen Situation als russischer Untertan und Jude kaum verwunderlich war.

Welche Stellung der „Herwegh-Klub“ zur *Kochei* hatte, ist quellenmäßig nicht zu belegen. Nach den Akten der Universitätsgerichte scheint es sich beim „Herwegh-Klub“, um einen Vorläufer der *Allgemeinheit* gehandelt zu haben. Diese von Mitgliedern der *Kochei*, allen voran Hermann Kriege, initiierte Vereinigung hatte es sich zum Ziel gesetzt, alle Studenten der Leipziger Universität, gleich welchen Standes oder Herkunft zusammenzuführen.³⁵ Kriege, der eine der prägenden Figuren in der *Kochei* und der *Allgemeinheit* gewesen ist, gab später gegenüber den Münchener Untersuchungsbehörden an: „Ich selbst nun habe zu Anfang des Jahres 1842 meinen besten Bekannten im Ganzen etwa Zwölf [...] zugeredet, wir möchten unser spezielles Zusammentreten aufgeben, und der Allgemeinheit, die eben im Begriffe war, sich zu bilden, beitreten. Es kamen nun einige äußere Umstände zufällig zusammen, welche das Zustandekommen einer solchen Allgemeinheit erleichterten, dahin gehört das [...] Krug'sche Begräbniß [...].“³⁶ In diesen „besten Bekannten“ Krieges können wir wohl den Personenkreis des „Herwegh-Klubs“ vermuten. Dies stützt sich auf Berichte über die von Kriege erwähnte Beisetzung des Universitätsprofessors Wilhelm Traugott Krug am 15. Januar 1842. In einem Zeitungsbericht über die vom Rektor der Universität genehmigte Versammlung der Leipziger Studenten heißt es:

„Prowe schilderte das Wirken Krugs für die Universität sowie für Deutschland, worauf ein junger hier studierender Israelit Wolfsohn aus Odessa zugleich im Namen seiner fernen Glaubensgenossen, ‚die kein Vaterland haben‘, den Dank derselben für Krugs Teilnahme an ihrem Schicksal aussprach. Einen von dem studierenden Max Müller gedichteten Nachruf sangen die sämtlichen anwesenden Studierenden zum Schluß.“³⁷

Mit Prowe, Wolfsohn und Müller tauchen hier die Personen auf, die laut Fontane zum Kreis des „Herwegh-Klubs“ gehörten. In seinem Bericht über seine Einführung in den Verein nannte er weitere:

„Hermann Schauenburg, Hermann Kriege, Dr. Georg Günther, das waren die drei, mit denen mich der erste literarische Teeabend bei Robert Binder und Frau bekannt gemacht hatte. Diese drei waren aber nur ein Bruchteil eines literarischen Vereins, dessen geistiger Mittelpunkt Georg Herwegh war, weshalb ich denn auch diesen Leipziger Dichterverein als einen *Herwegh-Klub* bezeichnen

³⁴ Vgl. hierzu die Aufstellung der Urteile des Leipziger Universitätsgerichts in: *Hermann Kriege* 2002, S. 844–853.

³⁵ Vgl. Wesselmann 2002, S. 26f.

³⁶ *Hermann Kriege* 2002, S. 775.

³⁷ *Leipziger Fama. Ein Wochenblatt für den sächsischen Bürger und Landmann*, Nr. 4 (22. Januar 1842).

möchte. In diesen Klub sah ich mich natürlich alsbald eingeführt und machte da die Bekanntschaft von einem Dutzend anderer Studenten, meistens Burschenschafter, einige schon von älterem Datum. Es waren folgende: Köhler (Ludwig), Prowe, Semisch oder Semig, Pritzel, Friedensburg, Dr. Cruziger, Dr. Wilhelm Wolfsohn, Max Müller.³⁸

Fontane hat in seinen Erinnerungen vor allem den politischen Aspekt der damaligen Diskussionen in den Mittelpunkt gerückt. Er vermittelte den Eindruck eines geschlossenen Kreises von politisch aktiven Studenten, dem Wolfsohn zwar angehörte, ohne sich aber vom Freiheitsenthusiasmus, dem dort gehuldigt wurde, anstecken zu lassen. „Natürlich war er wie wir alle für *Freiheit* – wie hätten wir sonst der Herwegh-Klub sein können“, schreibt Fontane über ihn, aber, so fügt er hinzu, „er hielt Maß darin“.³⁹ Fontane schreibt über Wolfsohns Auftreten in diesem „Klub“: „In unseren Klubsitzungen, im Gegensatz zu Gesellschaftlichkeiten und Außenverkehr, trat er nicht sonderlich hervor, auch nicht als Dichter.“⁴⁰ Während sich Fontane für die freiheitlich radikale Dichtung und Politik begeisterte, der der Klub seiner Meinung nach huldigte, könnte Wolfsohn sich eher der bildungsphilosophischen Richtung des Vereins verbunden gefühlt und damit der verharmlosenden Darstellung Hermann Krieges entsprochen haben, die dieser im April 1843 den Münchener Untersuchungsbeamten gab:

„Ich u. mehrere meiner Bekannten kamen zu Leipzig manchmal auf Privatzimmern zu einem wissenschaftlichen Verein zusammen u. unterhielten uns miteinander. Unsere Form war, Jeder möge aus seiner Brodwissenschaft das allgemeine Wissenschaftliche herausnehmen, um darüber sprechen u. disputieren zu können. Auf diese Weise kamen ohngefähr zehn zusammen. Ich will die Namen der Zusammenkommenden nicht nennen, denn ich weiß, daß der Universitäts-Richter in Leipzig etwas ängstlich ist, u. daß man bloß wegen eines allgemeinen Verdachts ein Viertel-Jahr lang eingesteckt werden kann.“⁴¹

Unsere Wahrnehmung des „Herwegh-Klubs“ wird zusätzlich erschwert durch die Vielzahl der literarischen Vereine, die sich zu jener Zeit in Leipzig bildeten, liberales Gedankengut pflegten und sich mit ihren Aktivitäten vielfach überlagerten. (Zu welcher Vereinigung mögen wohl die 120 Personen gehört haben, die am 26. Oktober 1842 den durchreisenden Georg Herwegh zu einem festlichen Abendessen ins Leipziger Hotel de Pologne baten?⁴² Fontane und Wolfsohn mögen unter ihnen gewesen sein, und Fontane hat sich dieses Treffens möglicher-

³⁸ *Von Zwanzig bis Dreißig*: HFA III/4, S. 257f.

³⁹ Ebd., S. 259.

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ *Hermann Kriege* 2002, S. 773.

⁴² LAZ, Nr. 301 (28. Oktober 1842), S. 3576.

weise später namensprägend für den „Herwegh-Klub“ erinnert, aber wer kann dies mit Sicherheit sagen?)

Von den bedeutenden Leipziger literarischen Vereinigungen dieser Zeit wäre zunächst das *Comité der Schillerfeiern* zu nennen. Nachdem man im Juni 1840 mit großem Aufwand das Gutenbergfest gefeiert hatte, wurde im Herbst desselben Jahres die Idee aufgebracht, Schiller zu ehren. In wenigen Wochen wurden die Schillerfeiern, wie sie zuvor bereits in Stuttgart und Breslau begangen worden waren, organisiert. Robert Blum, der dem Organisationskomitee vorstand, sprach davon, dass „die Feier Schiller’s ein Nationalfest der Deutschen sein müsse“.⁴³ Dieser Intention folgend entwickelten sich die Schillerfeiern in den nächsten Jahren zu festen Leipziger Feiertagen, die stets mit großem Aufwand begangen wurden. Auch Wolfsohn nahm an diesen Feiern regen Anteil, 1841 veröffentlichte er in der *Eisenbahn* ein Gedicht *Zum Schillerfeste. Für die Entfernten*.⁴⁴

Beschränkten sich die Aufgaben dieses Vereins auf organisatorische Belange, so kann man dem *Leipziger Literatenverein* eine politische Ausrichtung nicht absprechen, obwohl er es vermied, in dieser Funktion in Erscheinung zu treten. Der im Januar 1842 von 17 Schriftstellern gegründete *Leipziger Literatenverein* erfreute sich eines regen Zustroms und großer Resonanz. Um den Verein handlungsfähig zu halten und ihn daneben vor möglichen behördlichen Repressionen zu schützen, waren die Mitglieder durch keinen Beschluss gebunden, der ein Auftreten des Vereins nach außen zur Folge haben würde.⁴⁵ Im täglichen Verkehr bedeutete dies, dass der Verein nicht mit politischen Forderungen in Erscheinung trat, das überließ er seinen Mitgliedern, die eine große Wirksamkeit entfalteten. 1843 wandten sie sich beispielsweise mit Petitionen an den sächsischen Landtag, der damals Veränderungen der sächsischen Pressegesetze beriet und mit Verhandlungen über die Sicherung des literarischen Eigentums begann. Als Verein trat man dagegen bei der Einrichtung eines *Unterstützungsfonds für hilfsbedürftige Literaten* – dem Vorläufer der *Schillerstiftung*, bei deren Gründung Ende der 50er Jahre Wolfsohn tatkräftig mitwirkte – auf. Zu diesem Zweck veranstalteten die Mitglieder des Vereins literarische Abendunterhaltungen mit Vorträgen ihrer prominentesten Vertreter.

⁴³ Robert Blums Festrede auf der Vorfeier am 9. November 1840. In: LAZ, Nr. 318, Beilage (13. November 1840), S. 3525.

⁴⁴ Dokumente, Nr. 4.8.

⁴⁵ LAZ, Nr. 150 (30. Mai 1842), S. 1756.

4. Wolfsohns Heimat – Russische Literatur

Wolfsohns Zurückhaltung in politischen Fragen hatte zur Zeit seiner Bekanntschaft mit Fontane und seinem Auftreten im „Herwegh-Klub“ einen besonderen Hintergrund: seine Zeit in Leipzig lief ab. Neben der Tatsache, dass im Herbst 1842 die Inskriptionszeit an der Leipziger Universität endete, war noch der Umstand seiner russischen Herkunft von Bedeutung. Nach einem kaiserlichen *ukaz* aus dem Jahre 1834 war es den russischen Untertanen verboten, sich über längere Zeit im Ausland aufzuhalten. Für den Adel war ein Höchstzeitraum von fünf Jahren, für den Bürgerstand von drei Jahren vorgesehen. Diese Richtlinie wurde 1841 verschärft und auf ihre Einhaltung gepocht.⁴⁶ Wolfsohn hatte den ihm danach zustehenden Zeitraum Ende 1840 bereits überschritten und hätte unverzüglich nach Odessa zurückkehren müssen. Welche Umstände ihn hiervon befreiten, ist unbekannt. Es scheint, dass es ihm gelungen war, die Protektion eines hohen Gönners zu erlangen, vermutlich des russischen Ministers für Volksaufklärung Sergej S. Graf Uvarov. Über eine persönliche Beziehung zu diesem russischen Minister gibt es keine Belege, Wolfsohn könnte seine Bekanntschaft im September 1840 bei Uvarovs Besuch in Leipzig gemacht haben.⁴⁷ Aus einer Stellungnahme des Leipziger Universitätsprofessors Hermann geht hervor, dass Wolfsohn sich der „Gunst des K[aiserlich] Russischen Ministers Uwarow so wie der hiesigen russischen und österreichischen Konsul[e]“ erfreute.⁴⁸ Unabhängig davon, auf welcher Basis Wolfsohn seine Kontakte zu einflussreichen Persönlichkeiten der russischen Gesellschaft damals und auch später aufbaute und pflegte, scheinen ihm in russischen Regierungskreisen viele Türen offen gestanden zu haben. Eine seiner Gönnerinnen war die Großfürstin Helene, die Gattin des Großfürsten Michail. Sie hätte er bereits in den vierziger Jahren in Leipzig kennen lernen können. Im Nekrolog der *Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung* wird sie neben dem späteren Minister der Volksaufklärung, Valuev, als Wolfsohns Förderin genannt, und auch Fontane erwähnt sie in seinen Erinnerungen.⁴⁹ Neben seinem gewandten Auftreten in der Gesellschaft, das ihm das Wohlwollen seiner Gönner eintrug, könnte ihm auch die Wahl seines Promotioonthemas – *Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen* – Nachsicht der russischen Behörden bei der Bemessung seines Auslandsaufenthalts verschafft haben – eine Arbeit, die Wolfsohn übrigens dem erwähnten Minister Uvarov widmete.

Wolfsohn war sich der russischen Literatur stets bewusst gewesen, in Leipzig von den Quellen aber weitestgehend abgeschnitten. Obwohl er sich bereits in seinem

⁴⁶ LAZ, Nr. 287 (14. Oktober 1841), S. 3366. Vgl. auch Reflexionen, Dohrn.

⁴⁷ Vgl. LAZ, Nr. 271 (27. September 1840), S. 2971, bzw. LAZ, Nr. 17 (17. Januar 1841), S. 167.

⁴⁸ Vgl. Lehmann-Schultze 1964, Anlage 4: Die Stellungnahme des Professors Hermann.

⁴⁹ Vgl. *Dr. Wilhelm Wolfsohn* [Nekrolog]. In: *Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung*, Nr. 69 (27. August 1865), S. 304; *Von Zwanzig bis Dreißig*: HFA III/4, S. 260.

ersten Gedichtband *Veilchen* an der Übertragung eines Gedichtes versucht hatte – *Der Gefangene an den Schmetterling* von Žukovskij –, konnte er sich erst Anfang der vierziger Jahre intensiver mit der russischen Literatur beschäftigen. In der Vorrede zu seiner *Schönwissenschaftlichen Literatur der Russen* schildert er sein Verlangen nach russischer Literatur und die eingeschränkten Möglichkeiten, sie sich in Deutschland (Leipzig) zu verschaffen:

„In Deutschland, dem gelobten Lande meiner Kindes- und Jünglingssehnsucht hatte ich mich der poetischen Literatur des hier so oft verkannten und grundlos geschmäheten russischen Volkes nicht allein niemals entfremdet, sondern mit erneuter, wärmerer Liebe begrüßte ich jedes Talent, von dessen Aufkeimen mir aus meinem Vaterlande irgend eine Nachricht herüberklang. Allein, in welcher unermeßlichen Ferne man unter den Deutschen bei noch so nahem Geiste allem russischen Geistesleben entrückt ist, das weiß jeder, der sich in irgend einer deutschen Stadt für russische Sprache interessirt und die Ueberzeugung gewonnen hat, daß man hier nur das Blei der russischen Literatur (nämlich die Lettern in den Typographien) aber mit Ausnahme einiger Privatbibliotheken fast nirgends ihr Gold findet. In solcher Abgeschiedenheit von ihr habe auch ich sehr lange gelebt. Es gab eine Zeit, wo russische Buchstaben auf einer Firma mir als etwas Seltenes eine große Freude machten, und standen ihrer auch nur so wenige beisammen, als das inhaltschwere Wort ‚Портной‘ (Schneider) und ähnliche umfassen. In dieser Zeit übersetzte ich aus dem Gedächtnisse ein paar Gedichte von Dershawin und Shukowskij und harrte einer günstigeren, um mehr zu übersetzen.“⁵⁰

Erst in den vierziger Jahren scheint er Zugang zu Bibliotheken mit russischer Literatur gefunden zu haben. In seiner *Schönwissenschaftlichen Literatur* bedankte er sich explizit bei dem gelehrten Probst Stephan Sabinin zu Weimar, der ihm „mit stets gleicher Bereitwilligkeit die Schätze seines Wissens und – seiner Bibliothek“ eröffnete. Außerdem bedankte er sich bei „Herr[n] v. Goldbach in Dresden, ... [dem] Slavist[en] Prof. Dr. Purkinje in Breslau, Dr. Dietrich in Pirna, de[m] Hofcapellan Director Hrabieta, Dr. Abendroth und Mr. James Ralph in Dresden“ für ihre Unterstützung bei der Beschaffung von Büchern.⁵¹

Bereits in seinem zweiten Gedichtband, *Sternbildern* (1841), haben seine Übersetzungen von Puškin, Lomonosov, Deržavin u. a. einen eigenen Abschnitt erhalten. Später veröffentlichte er in Binders *Eisenbahn* seine erste Prosa-Übersetzung, die Novelle *Der russische Ikarus* von Konstantin Petrovič Masal'skij. Seine Übersetzungstätigkeit gipfelte im Plan einer großen, auf vier Bände angelegten russischen Literaturgeschichte, mit der er sich in der deutschen Gelehrtenwelt etablieren wollte. Im März 1842 veröffentlichte er über seinen Verleger L. Fort eine Subskriptionsanzeige mit seinem Editionsplan. Hiernach sollte der

⁵⁰ Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 4.3, S. XIf.

⁵¹ Ebd., S. XX.

erste Band lyrische Poesie, der zweite epische, didaktische und dramatische Poesie und der dritte und vierte Band Prosa enthalten.⁵²

Die intensive Beschäftigung Wolfsohns mit der russischen Literatur korrespondierte mit seiner Bekanntschaft mit dem Sorben Jan Peter Jordan und – vielleicht damals schon – mit dem Russen Nikolaj Aleksandrovič Mel’gunov, der im Sommer 1842 in Leipzig Station machte. Mel’gunov, der Verfasser der *Literarischen Bilder aus Rußland* (einer der ersten deutschsprachigen russischen Literaturgeschichten), vermittelte Wolfsohn in den Folgejahren immer wieder Kontakte in Russland und war ihm über Jahre hinweg freundschaftlich verbunden. Während Mel’gunov nur auf der Durchreise war, ließ sich Jordan Mitte 1842 in Leipzig nieder und erhielt auf sein Ersuchen die Stellung eines Lektors für slawische Sprachen an der Universität – freilich ohne Bezüge. Jordan veröffentlichte in seinen dort gegründeten *Jahrbüchern für Slawische Literatur, Kunst und Wissenschaft* einige Übertragungen Wolfsohns und verfolgte auch dessen Plan einer *Schönwissenschaftlichen Literatur der Russen* sehr wohlwollend. Im März 1843 legte Wolfsohn den ersten Band seiner *Schönwissenschaftlichen Literatur der Russen*, der sich mit lyrischer Poesie befasst, der Philosophischen Fakultät als Promotionsschrift vor. Die Annahme seiner Schrift war innerhalb der Fakultät nicht unumstritten. Stellvertretend für andere sei hier die Stellungnahme des Professors Drobisch zitiert (dieser kannte ihn persönlich, da Wolfsohn bei ihm Psychologie gehört hatte):

„Ich habe von Herrn Wolfsohn’s Wissenschaftlichkeit nicht eben eine große Meinung; er scheint mir mehr ein Schöngest als Literator zu sein. Ich würde daher zwar nicht auf eine *lateinische* Abhandlung bestehen, aber doch wünschen, dass er eine solche über einen wissenschaftlichen Gegenstand, der der Fakultät nicht so fern liegt wie russische Literatur in deutscher Sprache einlieferte. Wir haben es mit den blossen Literaten nicht immer so leicht genommen.“⁵³

Schließlich wurde seine Arbeit dennoch angenommen, wobei die Parallele zur Promotion Jan Peter Jordans ausschlaggebend war, dessen Verfahren kurz vorher erfolgreich verlaufen war.

Jordan selbst urteilte, dass man „im Ganzen [...] mit der Arbeit des H[er]rn W[olfsohn]s sehr zufrieden sein“ müsse, bemängelte, dass einzelne Partien zu weitschweifig ausgefallen seien, und vermisste in der Einleitung eine „*höhere Auffassung* der russischen Literatur“.⁵⁴ Woher, so fragt man sich, sollte diese auch kommen, wenn man liest, dass Wolfsohn in der Vorrede eingesteht:

„Ich habe viel gewagt und – es wird sich zeigen, ob ich zu viel gehofft. Ich unternahm es mit schwachen Kräften und noch geringeren Außenmitteln, ein möglichst ausgeführtes Bild der russischen Literatur, theils durch Proben aus

⁵² Vgl. die *Einladung an Subscribenten* vom 1. März 1842. In: LAZ, Nr. 72 (13. März 1842), S. 815.

⁵³ Zitiert nach: Lehmann-Schultze 1964, Anlage 4: Die Stellungnahme des Professors Drobisch.

⁵⁴ Jordan 1843, S. 202f.

den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller, theils durch literarhistorische und beurtheilende Schilderungen, der deutschen Lesewelt darzustellen. Wie groß die Aufgabe ist, sieht jeder ein; mir aber ward sie noch größer und schwieriger, weil ich mich von den wichtigsten Hilfsquellen entfernt sah.“⁵⁵

Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen blieb der einzige Band von Wolfsohns russischer Literaturgeschichte, obwohl der zweite Band bereits weit gediehen sein musste, da er in der Vorrede mehrfach auf ihn verwies. So schrieb er:

„Mein fester Entschluß, nicht eher als nach meiner Rückkehr in die Heimath an's Werk zu gehen, scheiterte an mannigfachen Verhältnissen, die mich gegen meinen Verleger verbindlich machten, die ersten zwei Bände meines Buches noch in Deutschland zu vollenden.“⁵⁶

Mit der Promotion endete Wolfsohns erster Aufenthalt in Deutschland. Nach 5½ Jahren kehrte er im Sommer 1843 zurück nach Odessa. Er musste zurückkehren, weil seine Aufenthaltsgenehmigung abgelaufen war, und er wollte zurückkehren, um Material für die geplante Fortsetzung seiner russischen Literaturgeschichte zu sammeln. Das Reisegeld beschaffte er sich vermutlich mit einer kleinen Übersetzung, die im Oktober 1843 in der Hinrichsschen Buchhandlung erschien: Deršaus *Finland und die Finländer*.⁵⁷

⁵⁵ Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 4.3, S. XV.

⁵⁶ Ebd., S. XVf.

⁵⁷ Der Übersetzung ist ein kurzes Vorwort vom April 1843 vorangestellt, das mit „Dr. W.“ unterzeichnet ist. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 7.2.2.

Wilhelm Wolfsohn als Mittler zwischen russischer und deutscher Literatur aus heutiger Sicht

Der gewählte Titel erscheint unpoetisch und trocken. Schöner klingt die Formel, die Arthur Luther für ihn gefunden hat: er sei „wohl der eifrigste und gebildetste Russenapostel in Deutschland“.¹ Und tatsächlich hat ihn die deutsche Slawistik auch vorwiegend unter diesem Aspekt gesehen und deshalb besonders seine Übersetzungen ins Deutsche und sein Wirken als Herausgeber russischer Literatur in den Vordergrund gestellt. Doch gerade aus einer Sicht um Theodor Fontane wird auch eine andere Perspektive eröffnet. Wolfsohns Zeitgenossen waren nicht nur daran interessiert, weitere Einblicke in die noch immer als exotisch empfundene russische Literatur zu gewinnen, sondern auch darauf bedacht, klassisches deutsches Erbe wie auch die eigene aktuelle Literaturproduktion auf den russischen Markt und an den russischen Leser gelangen zu lassen.² Darauf verweist Georg Ebers in einem Nachruf auf Wolfsohn, wenn er schreibt: „Wir danken es besonders seinen [Wolfsohns] Bemühungen, dass unsere [deutschen] Klassiker von allen Gebildeten im weiten Zarenreiche in ihrer ganzen Größe anerkannt werden [...]“³

In diesem Austausch war Dresden – eine Kunststadt, ein Sammelbecken für Kunstliebhaber, im lebenspraktischen Sinne für viele auch ein klimatisch angenehmer Durchreiseort auf dem Wege nach Karlsbad – ein geeigneter, anziehender und russenfreundlicher Ort. Gegenüber der anonymeren Internationalität Leipzigs mit seiner berühmten Universität, seiner Messe und anderen herausragenden Einrichtungen fiel in Dresden die Konzentration der Russen auf,⁴ war das Bild geprägt von russischer Zeitungswerbung in kyrillischer Schrift, Angeboten an heimischer Literatur und Gastspielen russischer Sänger. Bei aller Integration gab es seitens der Deutschen auch Verwunderung über ihnen bisher nicht geläufige Literaturrezeptionsformen. So äußerte sich ein Journalist erstaunt über eine angekündigte Lesung: „Wollte Jemand uns Rückert’s, Uhlands, sogar Schillers

¹ Böhme/Luther 1948, S. 43.

² Sehr direkt spricht Berthold Auerbach, der über Wolfsohn Kontakt mit Karolina Pavlova wegen der Übersetzung seines *Preiselpeters* aufgenommen hatte, den merkantilen Gedanken an, wenn er verärgert schreibt: „Die Pavlof ist doch schuld, daß der Preiselpeter mir nichts einbringt. Sie hat zu lang gezögert.“ (Löwenfeld 1887, S. 421)

³ Ebers 1865. Zitiert nach: Löwenfeld 1887, S. 291.

⁴ Bis zur plötzlichen Abreise 1874, als in Russland die allgemeine Wehrpflicht für alle Schichten eingeführt wurde, gab es nach Schätzungen russischer Reisender einige tausend ständige russische Einwohner. Vgl. dazu Janžul 1910.

und Goethe's Gedichte öffentlich vorlesen und uns zumuthen, den Platz mit 20 Groschen zu bezahlen, er hätte gewiß außer dem glänzenden Kreise der Gaslampen keine Zuhörerschaft zu erwarten“⁵.

In diese Situation fügte sich Wolfsohn ein und traf unter anderem auf einen für die russische Literatur aufgeschlossenen Theodor Fontane. Darüber heute zu reflektieren, muss sicher germanistische und slawistische Sichtweisen und Interessen zusammenführen, wobei sich der Slawist den ihm näher liegenden Fragen zuwendet, in welcher Weise und in welchen Formen dieser Wilhelm Wolfsohn russische Literatur den Deutschen zugänglich gemacht hat. Von den vielen Möglichkeiten können nur einige wenige Aspekte berücksichtigt werden, die das Wieder-in-Erinnerung-Rufen teils bereits gewürdigter, teils vergessener Leistungen genauso zum Inhalt haben müssen wie den Versuch einer aktuellen Sichtweise. Denn sicher ist es an der Zeit, neben Wolfsohns Anteil bei der Vermittlung der russischen Literatur ausgehend von den durch Ludwig Geiger, Arthur Luther, Hans-Jürgen zum Winkel, Erich Boehme, Karl Emil Franzos, Christa Lehmann-Schultze hervorgehobenen Aspekten auch nach dem zu fragen, was er für uns heute bedeutet. Das würde bei der Frage nach dem deutschen Zugang zur russischen Literatur unter anderem bedeuten, sowohl Phasen ihrer Aufnahme wie auch ihrer Ablehnung, ihrer Politisierung wie Ästhetisierung, gepaart mit Hoffnung oder mit Gleichgültigkeit, zu sehen.

Eine solche Sicht wird Stärken und Schwächen seiner „Aposteltätigkeit“ einschließen müssen. Dies soll in drei Fragekomplexen andeutend dargelegt werden: Wie kommt Wilhelm Wolfsohn zu seinen Kenntnissen der russischen Literatur? Woran kann er anschließen? Und – von besonderem Interesse für die Gegenwart –: Was daran erstaunt und bewegt uns heute? Die Chronologie der Ereignisse kann uns dabei kein Wegweiser sein, wir haben es mit zeitlich einander überschneidenden Phasen zu tun.

Zunächst also zur Frage, wie Wilhelm Wolfsohn sein individuelles russisches Literaturverständnis erworben und entwickelt hat. Die Frage ist so abwegig nicht, denn ein Gymnasiast aus Odessa, dessen jüdisches Elternhaus deutsche Traditionen pflegt, der eine deutsche Schule besucht hat, wird wohl, wenn er neben der deutschen die russische und in ihren Anfängen auch die ukrainische Literatur gelesen hat, seine eigene, aber auch eine durch sein Alter begrenzte Sicht auf die Dinge gehabt haben. Um sich ein Bild von der Situation zu machen, ist es immer gut, sich so konkret wie möglich in die betreffende Zeit und ihre literarischen Erscheinungen hineinzusetzen.

Der junge Wolfsohn trifft im Alter von 14–16 Jahren, also im Zeitraum von 1834 bis 1836, auf eine Literaturszene in Russland, die ihn unter anderem zum Zeitgenossen Vasilij Žukovskijs, Aleksandr Puškins, Nikolaj Jazykovs, Evdokija Rostopčinas, Nikolaj Gogol's, Evgenij Baratynskijs macht. Noch bestimmt die

⁵ RR. Bd. 1, S. 298.

romantische Strömung einen guten Teil der aktuellen Dichtung, sie steckt auch den jungen Wolfsohn an.

Man muss sich vor Augen halten, dass Wolfsohn erst 17 Jahre alt ist, als er Russland verlässt, um in Leipzig zu studieren. Wenn er dort zunächst Medizin wählt, dann aber zur Germanistik wechselt, ist wenig wahrscheinlich, dass sich in dieser Zeit, das ist 1837–1840, sein russisches Literaturbild entscheidend gewandelt hat. Erst als er eine Dissertation in Angriff nimmt, und, obwohl Germanist, das Thema *Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen* wählt, muss er sich wieder tiefer mit diesem Gegenstand beschäftigt haben.

Übrigens war das schon damals Leipziger Tradition. Ein unbekannter Autor verfasste 1768 dort eine Art Autorenlexikon,⁶ das dann dem ersten russischen Schriftstellerlexikon von Nikolaj Novikov 1772 zugrunde gelegen hat. Und diese Form des Nutzens und Anbietens früh erworbener Kenntnisse wiederholt sich bis zum heutigen Tage bei vielen russischen Studierenden: Um sich anderen schwierigen Gegenständen stärker widmen zu können, schöpfen sie so viel wie möglich aus dem mitgebrachten Wissen.

Von dieser Darstellungsweise ist als Vorzug wie als Begrenztheit die Rede auch in einem der Gutachten zur Dissertation an der Leipziger Fakultät. Es heißt in der mit dem Namen Specke unterzeichneten Stellungnahme: „Die Probeschrift des Herrn Wolfsohn's steht zwar tief unter einer Nationalgeschichte der Poesie der Russen, doch etwas höher als eine Chrestomatie. Sie zeugt von guten Vorkenntnissen und fleißigen Studien: das ist aber auch alles.“⁷

Scheint die Dissertation für Wolfsohn zunächst ein recht profaner Akt gewesen zu sein – es ging um den Erwerb eines akademischen Grades –, so stellen wir doch in der späteren Wirkung dieser Studien fest, dass seiner Schrift wohl der Rang einer Vorbereitung zukommt, sie sollte eine Investition in die Zukunft werden. Auf seiner langen, vom Mai 1843 bis Dezember 1845 dauernden Reise durch Russland referierte er in seinen Vorträgen natürlich seine Kenntnisse der deutschen Literatur. Gleichzeitig aber boten ihm seine Studien zur russischen Literatur eine orientierende Grundlage und gaben ihm Sicherheit für die Gespräche mit den Literaten und Literaturinteressierten in den literarischen Salons von Odessa bis Moskau. Diese und seine eigenen Dichtungen in deutscher Sprache – nicht wenige seiner russischen Gesprächspartner konnten sie im Original lesen – ließen ihn in seiner Heimat Anerkennung finden und ermöglichten ihm, eine konkrete, für Übersetzungen und zur Veröffentlichung brauchbare Materialsammlung für seine spätere Arbeit in Deutschland zusammenzustellen.

⁶ In Leipzig erschienen in zwei Nummern der *Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste* des Jahres 1768 Beiträge mit dem Titel *Nachricht von einigen russischen Schriftstellern nebst einem kurzen Berichte vom russischen Theater*.

⁷ Lehmann-Schultze 1964, Anlage 4.

Bei der genaueren Beschreibung seiner Kontakte mit den zeitgenössischen russischen Autoren haben wir es mit einem Forschungsdefizit zu tun. Wir wissen zwar, welche Salons und Gesellschaften in den frühen vierziger Jahren aktiv waren, doch in keinem der einschlägigen russischen Nachschlagewerke zu den literarischen Salons taucht der Name Wolfsohn im Personenregister auf. Da der Kreis der Besucher aber beschränkt blieb und die Literaturinteressierten sich reihum in der Woche in verschiedenen Salons zusammenfanden, lässt sich mit einiger Berechtigung aus der Kenntnis eines dieser von Wolfsohn besuchten Salons schließen, welche zeitgenössischen Autoren er getroffen haben kann. Mit den aus persönlichen Bekanntschaften erworbenen Kenntnissen, mit Zustimmung zu Übersetzung und Druckerlaubnis hatte Wolfsohn Material gewonnen, mit dem er bis in die fünfziger Jahre hinein arbeiten konnte. Es dürfte schwierig, aber nicht unmöglich sein, in dem einen oder anderen Fall den genaueren Nachweis persönlicher Begegnungen zu führen, jedoch kaum ohne Archivstudium.

So scheint es im Moment sicherer zu sein, sich auf ein Beispiel zu stützen, von dem man Detailkenntnisse besitzt und das den Vorzug hat, lange Zeit Wolfsohns Arbeit inspiriert zu haben. Es handelt sich um die langjährige Bekanntschaft Wilhelm Wolfsohns mit Karolina und Nikolaj Pavlov, die in der Literatur hinreichend beschrieben ist.⁸ Karolina Pavlova, die einer nach Russland ausgesiedelten deutschen Familie entstammte und deren Vater Karl Jaenisch in Leipzig Medizin studiert hatte, war stark in der deutschen Sprache und Literatur verwurzelt und eine auffällige Erscheinung in der russischen Dichterszene. Nikolaj Pavlov galt als geachteter und populärer liberaler Prosaautor. Rechnet man es als „Bekanntschaft“, dass Wolfsohn, der sich mit seiner Dissertation auf das Feld des Literaturhistorikers mit dem praktischen Ziel einer Literaturvermittlung begeben hatte, sich im Vorfeld seiner Dissertation über Stand und Formen der Literaturbeziehungen informieren musste, so war ihm die Dame des Hauses mindestens seit seiner Studienzeit bekannt. In Leipzig und Dresden war 1833 in der Arnoldischen Buchhandlung eine Sammlung mit dem Titel *Das Nordlicht. Proben der russischen Literatur* erschienen. Dies war die erste Publikation der Karoline von Jaenisch, die später unter dem Namen Karolina Pavlova zu den bedeutendsten Dichterinnen der vierziger und fünfziger Jahre in Russland zählte. Sie hatte damals, so ist es in ihrem Vorwort zum *Nordlicht* vorangestellt, ihren Auftrag darin gesehen, aus der „neue[n] russische[n] Literatur, die seit mehreren Jahren so rasch fortschreitet [und] den Deutschen noch immer ziemlich fremd [ist], besonders in Hinsicht der poetischen Erzeugnisse“⁹ einige Dichter auszuwählen, mit denen sie teils persönlich bekannt war. Ein Blick in das Inhaltsverzeichnis überzeugt uns, dass in ihrer Sammlung mit

⁸ Vgl. dazu Göpfert 1994.

⁹ Jaenisch 1833, S. VII.

Puškin, Žukovskij, Del'vig, Baratynskij, Jazykov, Venevitinov bedeutende Poeten ihrer Zeit vertreten sind. Das Buch wird ergänzt durch drei russische und drei kleinrussische Lieder sowie durch acht eigene Gedichte der Übersetzerin. Es ist anzunehmen, dass Wolfsohn dieses Buch gekannt hat, dass es ihm vielleicht sogar von seinen deutschen Literaturfreunden empfohlen worden ist. Zumindest wissen wir, dass Varnhagen von Ense ein Exemplar besaß, das heute mit seinem Namenszug auf dem Titelblatt versehen in der Staatlichen Bibliothek St. Petersburg aufbewahrt wird.¹⁰

Viele der im *Nordlicht* übersetzten Dichter waren inzwischen zu Verehrern des lyrischen Talentes der Pavlova geworden und ständige Gäste ihres literarischen Salons. Für Wilhelm Wolfsohn mischt sich Erinnerung mit neuen Eindrücken. Hier kann Wolfsohn unter anderem die Bekanntschaft der Brüder Aksakov gemacht haben, was später für die Gründung der Zeitschrift *Russische Revue* wichtig werden sollte.

Wir haben ein belegbares Beispiel dafür, dass sich Wolfsohn in dieser Zeit auf die russisch-deutschen Übertragungen konzentrierte. Bei den Pavlovs traf er den Dichter Afanassij Fet (1820–1892), der durch seine Mutter deutsche Wurzeln hatte. Fet besuchte 1834–1837 eine deutsche Schule, dann die philologische Fakultät der Moskauer Universität, die er 1844 beendete. Zu Karolina Pavlova hatte Fet ein besonderes Verhältnis, das auf der Übereinkunft ihrer Gedanken und Gefühle für das „literarische Handwerk“ basierte.¹¹ Das heißt, es begegneten sich 1845 in Moskau zwei Absolventen und junge Dichter, die einiges in ihrem Werdegang und in der Sprache gemeinsam hatten, die auch beide Mittler durch Übersetzungen sein wollten, bei einer bereits zu Ansehen gelangten Dichterin, die selbst für all dies empfänglich war.

Karolina Pavlova und Wolfsohn wählten im Mai 1845 ein Gedicht Fets zur gemeinsamen Übersetzung aus, es war noch druckfrisch, eben in der Zeitschrift *Otečestvennye zapiski* [*Vaterländische Notizen*]¹² erschienen.

¹⁰ In einem interessanten Artikel (Kuhnke/Kuhnke 1988) wird die Seltenheit des *Nordlichtes* belegt, was Rückschlüsse auf seine Wirkungsmöglichkeiten zulässt. Dort wird auch der Weg nachvollzogen, den das Buch mit dem Namenszug Varnhagens von Dresden nach St. Petersburg genommen hat.

¹¹ In seinen Memoiren schreibt er: „Ich bemühte mich immer bei Karolina Karlowna Pawlowa zu erscheinen, wenn noch keine Gäste in ihrem Kabinett zugegen waren. Dann las sie mir auf meine Bitte hin ihr letztes Gedicht vor und ich lauschte mit Wonne ihrer Zustimmung zu meinem.“ (Feth 1893, S. 213; Übers. F. G.)

¹² *Ja v dal' idu moej dorogoj ...* In: *Otečestvennye zapiski* [*Vaterländische Notizen*], Bd. 40 (1845), Nr. 5, S.172.

Я в даль иду моей дорогой,	Ich ziehe fort auf meinen Wegen,
И уведу с собою в даль	Und führe mit, wohin ich geh',
С моей сердечною тревогой	Des Herzens ungezähmtes Regen,
Мою сердечную печаль.	Des Herzens unbesiegttes Weh.

Die Übereinstimmungen zwischen Pavlova und Fet, wie sie sich in dessen Tagebuchaufzeichnungen dokumentieren, ließen sich offenbar nahtlos auf Wolfsohn übertragen. Sie übersetzten abwechselnd je eine Strophe, was wir heute an ihren Handschriften nachvollziehen können, und es entstand eine Übersetzung wie aus einem Guss. Die im Archiv des *Instituts für russische Literatur*, weltweit unter den Slawisten bekannt als „Puškinskij dom“, erhaltene Abschrift¹³ ist sowohl mit „Karoline Pavloff“ als auch mit „Wilhelm Wolfsohn“ unterzeichnet.

Was gewinnen wir aus einer solchen Episode? Ganz nüchtern betrachtet, hat sie keine Wirkung auf die Rezeption und Vermittlung russischer Literatur in Deutschland gehabt, da die Handschrift erst in den frühen neunziger Jahren von M. Š. Fajnštejn¹⁴ entdeckt und 1994 gedruckt worden ist. Wir gewinnen aber ein konkretes Verständnis dafür, wie Wolfsohn zu jenem Literaturverständnis gelangte, das ihm bestimmte Werke zur Übertragung geeignet erschienen ließ, und aus welchen Quellen er schöpfte, wenn er aus der Prosa der fünfziger Jahre diejenigen Texte wahrnahm, die einen liberalen Tonfall anschlugen.

Dies betrifft auch die Erzählungen Nikolaj Pavlovs, die Wolfsohn in dieser Zeit offenbar zur Übertragung ins Deutsche erhalten hat. War Pavlovs Ansehen bereits in dieser Zeit groß, so sollte es unmittelbar darauf unter den liberalen Lesern noch verstärkt werden, als er sich in mehreren Briefen an Gogol' zu dessen 1847 erschienenem *Briefwechsel mit Freunden* äußerte. Es ging damals darum, dass alle von Gogol' die Fortsetzung seines Romans *Die toten Seelen* erwarteten, statt dessen aber die Abkehr Gogol's von vielen seiner Positionen lesen mussten, was die liberale Schriftstellerwelt erboste. Wolfsohn verließ die Pavlovs offenbar mit einem Gefühl der Seelenverwandtschaft, wobei er beiden seinen Respekt zollte. Nach Hause zurückgekehrt, brauchte es nur drei Jahre, bis der deutsche Leser das Resultat seiner Russlandstudien lesen konnte. 1848 erschienen die beiden ersten Bände *Russlands Novellendichter*.

Wenden wir uns kurz der zweiten gestellten Frage zu, die wir formuliert hatten: Woran schließt Wolfsohn bei seiner Vermittlung an? Es ist über Jahrzehnte ein Forschungsfeld der deutschen Slawistik gewesen, den Wegen der Rezeption

¹³ Archiv IRLI, Fond 497, Nr. 85 (Archiv G. N. Gennadi).

¹⁴ Michail Šmil'evič Fajnštejn, einer der großen Pavlova-Forscher der jüngsten Zeit in Russland. Vgl. auch seine Monographie (Fajnštejn 2002).

russischer Literatur nachzugehen. Was heute auffällt, ist, dass es dem jeweiligen Vermittler immer wieder von Neuem schien, als habe das bisher Geleistete nicht die notwendigen Wurzeln geschlagen und er sei daher gezwungen, von vorn zu beginnen. Einer der Gründe dafür, warum Zugänge zu einer anderen Nationalliteratur immer wieder erneuert werden müssen, liegt im Zeitgeist und Geschmack des jeweiligen Vermittlers und seiner Leserschaft begründet, die die Auswahlprinzipien bestimmen; somit werden eher die eigenen aktuellen Interessen in den Vordergrund gestellt, als dass man den inneren Bedingungen der jeweiligen russischen Literatur folgte.

Bleiben wir in der Zeit der Bekanntschaft Theodor Fontanes, Berthold Auerbachs und Wilhelm Wolfsohns, so waren damals bereits alle Voraussetzungen geschaffen, die es ermöglichten, russische Literatur in breiterem Umfange aufzunehmen. Wir können dies detailliert nachvollziehen in einem fundierten, engagierten und einfühlsamen Überblick zum historisch gewachsenen Interesse der Deutschen an der russischen Literatur, den Arthur Luther 1948 anlässlich des Todes seines Freundes und Kollegen Erich Boehme schrieb.¹⁵ Von den Autoren des 18. Jahrhunderts Kantemir, Sumarokov, Lomonosov, Cheraskov, bis zu Katharina II., Deržavin, Karamzin, Krylov, Gogol', Puškin, Lermontov und einer Auswahl altrussischer Literatur sowie einiger Dramen, die vorwiegend als Textbücher für Aufführungen gedruckt wurden, reicht die Palette dessen, was zu Beginn der 1850er Jahre in deutscher Übersetzung greifbar war.

Neben den Übersetzungen finden wir in der Presse Beiträge professioneller Literaturhistoriker, die in den in Deutschland allgemein zugänglichen Periodika der vierziger bis sechziger Jahre, also auch zur Wolfsohn-Zeit, daran gehen, auf einer breiten Palette von einfacher Leser- bis hin zu bibliographischer Spezialinformation die notwendigen Kenntnisse zu vermitteln. Allein das Durchblättern des *Magazins für die Literatur des Auslands* würde zeigen, wie viele Konkurrenten vor Wolfsohn,¹⁶ in seiner Studentenzeit¹⁷ und während seines Aufenthaltes in Russland¹⁸ das Interesse an russischer Literatur, Kunst und Sozialgeschichte geweckt haben. Bereits die Zeit vor Wolfsohns Abreise nach Odessa im Juli 1843 war, was die Information des deutschen Lesers über russische Literatur angeht, sehr fruchtbar, und es ist daher nicht verwunderlich,

¹⁵ Böhme/Luther 1948.

¹⁶ Zum Beispiel die *Dorpater Jahrbücher für Literatur, Statistik und Kunst, besonders Russlands*, hg. von den Professoren Blum, Bunge, Goebel, Neue, Struve, Friedländer, Kruse, Rathke, Walter und dem Syndikus der Universität v. d. Borg, rezensiert in: *Magazin für die Literatur des Auslandes* 96 (1833), S. 381f.

¹⁷ Vgl. *Bücherschau vom ersten Quartal des Jahres 1841*. In: *Magazin für die Literatur des Auslandes* 35 (1842), S. 210.

¹⁸ Als Beispiel diene hier *Die russische Literatur im Jahre 1844*. In: *Magazin für die Literatur des Auslandes* 14 (1845), S. 15f.

wenn Wolfsohn noch im Zweifel war, ob er lieber seine guten Kenntnisse der deutschen Literatur in Russland oder sein Wissen über die russische Literatur in Deutschland zur Grundlage seiner Lebensexistenz machen sollte. Ein so hervorragender, zudem scharfzüngiger Kenner der russischen Literatur wie Nikolaj Greč, der für das *Magazin für die Literatur des Auslandes* schrieb, war an literaturgeschichtlicher Informiertheit und Akribie einem Wolfsohn überlegen, nicht aber in der Kenntnis der Mentalität der Deutschen, in dem Vermögen, nicht bloß zu informieren und Titel anzukündigen, sondern sie dem deutschen Publikum auch durch eigene Übertragungen nahe zu bringen. Ein ganz exzellentes Beispiel der Vorgehensweise Wolfsohns ist seine Übertragung des *Igorliedes*. Um das Rhythmische dieser eigentlich als Prosatext vorliegenden Dichtung hervorzuheben, hat Wolfsohn ganz einfach einen anderen Weg beschritten und den Text in Verszeilen dargeboten.

Offenbar lag dem mit dem Doktorhut aus der Leipziger Universität scheidenden Wolfsohn die Systematisierung von Literatur doch nicht so sehr oder die kommerziellen Voraussetzungen waren für den Absatz russischer Literatur nicht die besten – Wolfsohns Arbeiten erwecken zunächst einen eklektischen Eindruck. Der als Band 1 angekündigte erste Teil der *Schönwissenschaftlichen Literatur der Russen* fand keine Fortsetzung, *Russlands Novellendichter* erscheinen entweder disproportioniert dargeboten – Nikolaj Pavlov allein nimmt den ganzen 2. Band ein – oder sie hatten eigentlich eine Fortsetzung finden sollen.

Wenden wir uns der dritten Frage nach dem heute an Wolfsohns Vermittlung Interessanten zu, so fällt nicht nur bei der Übertragung des *Igorliedes* seine Eigenständigkeit in der Sicht und Präsentation auf. Insgesamt wendet er sich vielen in Deutschland noch nicht bekannten Autoren zu, vorzugsweise der Prosa: Ivan Turgenev, Elena Gan (Hahn), Fedor Dostoevskij, Aleksandr Gercen (Herzen), Aleksandr Puškin, Nikolaj Gogol', Lev Tolstoj, aber auch aus der Lyrik hinterlässt er uns Nachdichtungen – so von Werken des Dichters Aleksej Chomjakov und des Dichters und Dramatikers Aleksej Konstantinovič Tolstoj.

Aus dieser Reihe der von Wolfsohn teils übersetzten, teils edierten Autoren sind Elena Gan und Nikolaj Pavlov für längere Zeit aus dem russischen wie deutschen Kanon herausgefallen. Dies bedeutete nicht nur einen Verlust an Historizität, sondern beeinträchtigte auch das Gesamtverständnis der russischen Nationalliteratur. Die Autorinnen der von Klaus Städtke herausgegebenen jüngsten Literaturgeschichte Russlands haben Recht, wenn sie einleitend bemerken: „[...] ein gewachsener Literaturkanon kann nicht willkürlich verändert werden. Es geht vielmehr um eine Relektüre der russischen Literatur [...]“¹⁹ Und bei dieser Relektüre ist es natürlich, dass wir mit einem erweiterten Wissen uns Autorinnen und Autoren wieder nähern, um zu prüfen, ob sie uns heute plötzlich näher stehen

¹⁹ Städtke 2002, S. VII.

als kanonisierte Bücher anderer Zeiten. Wolfsohns Sicht schärft unseren Blick für die Umstände, unter denen er eine bestimmte Auswahl getroffen hat. Durch die Vermittlung Wolfsohns wurde die Begeisterung für Nikolaj Pavlov auch von Karl Emil Franzos geteilt, konnte dieser sich doch, als er zwei Zeitgenossen, „die besten und edelsten: Iwan Turgenev und Nikolai Pawlow“,²⁰ behandelte, im Falle Pavlovs wenigstens auf die von Wilhelm Wolfsohn übersetzten Novellen und dessen Kommentare stützen.

Stand im Weiteren Pavlov nicht mehr in der Lesergunst der Deutschen, so sieht dies bei Elena Gan anders aus. Während die beiden großen Dichterinnen Russlands aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, Evdokija Rostopčina und Karolina Pavlova, in lyrischer Weise ihre Empfindungen über die begrenzten Möglichkeiten weiblicher Freiheitsentfaltung vortragen, widmet sich Elena Gan in erzählerischer Form jenen Hindernissen in der Gesellschaft, denen Frauen zusätzlich zur allgemeinen gesellschaftlichen Unterdrückung unterlagen: Unfreiheit in der Wahl ihres Ehegatten, Hindernisse in der höheren Bildung und Rechtlosigkeit im familiären Bereich. Elena Gan schreibt darüber aus eigener Erfahrung, da sie als Frau eines Offiziers ständig mit ihm den Standort der Garnison wechselte und dadurch sowohl selbst vielen Arten von Repressalien unterworfen war, als auch durch immer neue Bekanntschaften mit den gemeinsamen Sorgen ihrer Altergenossinnen vertraut wurde. Elena Gan, die lange Zeit kaum noch genannt wurde, wird seit einiger Zeit in der slawistischen Forschung wahrgenommen, ihre Werke sind in Russland wieder verlegt worden, und sie ist als eine wichtige Autorin der russischen Frauenliteratur anerkannt.²¹ Damit kann Wilhelm Wolfsohn mitnichten als Vorkämpfer für weibliche Literatur gelten, seine Ansichten bezüglich der Gleichberechtigung dürften heute sehr zurückhaltend gelesen werden, was ihre soziale Geschlechterrolle angeht, sie sind jedoch die empfindsamsten, was die menschliche Seite betrifft. Hat die feministische Literaturkritik heute Gründe, Elena Gan ganz anders zu lesen, so muss man doch, dem Zeitgeist entsprechend, Wolfsohns Spürsinn hervorheben. Immerhin ist festzustellen, dass beinahe zur gleichen Zeit, 1842, auch ein großer russischer Kritiker, Vissarion Belinskij,²² Elena Gan ausgewählt hat, um, angeregt durch ihr Schaffen, Rückschau auf das Werk russischer Autorinnen insgesamt zu halten. Die jeweils von Wolfsohn oder Belinskij positiv hervorgehobenen Züge könnten nicht unterschiedlicher sein. Warum dennoch Wolfsohn an dieser Erzählung nicht vorbeigegangen ist, wäre eine eigene Untersuchung wert. Die gleichberechtigte Wertung von „Geistesfähigkeit“ und

²⁰ Franzos 1901.

²¹ Laszacak 1993.

²² Belinskij 1955.

„Herzensfähigkeit“²³ an denen Wolfsohn die unterschiedlichen Wirkungsmöglichkeiten männlichen und weiblichen Schreibens festmacht und in der russischen Literatur sucht, um sie sich und Gleichgesinnten nahe zu bringen, lässt sich zu diesem Zeitpunkt weder in dieser Gesellschaft noch in dieser Literatur durchsetzen. Wo man Worte mit Taten verbinden wollte, also auf praktische Veränderungen mit den Mitteln der Literatur hinarbeitete, bildete sich mit Černyševskij und Teilen des Kreises um die Zeitschrift *Sovremennik* [*Der Zeitgenosse*] eine revolutionär orientierte Literatur heraus.

Dieser Linie folgte Wolfsohn nicht, er wollte „Mittler“ in jeder Hinsicht sein, und er wurde als Mittelsmann für die Weiterverbreitung in Deutschland geschätzt. Fontane richtete am 3. Mai 1850 aus Berlin an Wolfsohn eine Bitte um Informationen zu einigen russischen Autoren: „Ueber Lermontoff, Gogol, Shukowsk[i,] auch allenfalls Ogarew möcht ich wohl kleine Berichte schreiben, die weiter nichts wollen wie *unterhalten*. Wärst Du hier, so pumpste ich auf dem Wege der Unterhaltung das Nöthige aus Dir heraus [...]“²⁴ Hier wird deutlich bemerkbar, dass die eigentlich auf hohem Niveau angebotenen Informationen zur russischen Literatur nicht adäquat genutzt wurden und in der Folge nicht zur Erhöhung der Leserschaft führten. Journalistische Beiträge zur Geschichte der russischen Literatur, wie sie im *Magazin für die Literatur des Auslandes* kontinuierlich publiziert wurden, haben durchaus ein Interesse wecken können, jedoch fehlte es an der Breite und – wie wir am Beispiel des so außerordentlich seltenen *Nordlichtes* Pavlovas gesehen hatten – auch an der Quantität der angebotenen Bücher.

Nur so ist es denkbar, dass Fontane noch 1850 meint, mit Kenntnissen vom „Hörensagen“ Leser unterhalten zu können. Die Namen, die er ins Spiel bringt, repräsentieren in der russischen Literatur gleich mehrere Programme – die ausgehende Romantik ist mit Vasilij Žukovskij verknüpft, die an Kraft gewinnende „natürliche Schule“ mit Gogol', und Ogarev steht an der Seite des im Londoner Exil wirkenden revolutionären Demokraten Aleksandr Gercen. Die vieldeutige Einschränkung Fontanes: „auch allenfalls Ogarew“ ist insofern interessant, als es sich hier um einen philosophisch (Ogarev diskutierte im Kreise seiner Freunde Hegel und Feuerbach) und sozial (bereits zwischen 1838 und 1848 entließ er 1.220 leibeigene Familien in die Freiheit) engagierten Dichter handelt, dessen

²³ So heißt es in dem als Vorwort gestalteten Brief zu den *Erzählungen von Helena Hahn*: „So lange wir als Genie nur die höchste Geistesfähigkeit bezeichnen, die innerste Macht zu gestalten und zu schaffen, liegt in der Verbindung des Genies mit weiblichem Element für mich ein Widerspruch [...] Hätten wir aber diese Bezeichnung auch für die höchste Herzensfähigkeit, für die ausgebildetste Kraft, die heiligen Wahrheiten des Herzens sich zum Bewußtsein zu bringen, und große Lebensgedanken zu empfinden; gälte auch dies vor unserer ästhetischen Kritik als Genialität – dann würden wir in der Literatur und Kunst *weibliche Genies* finden, im schönsten Einklang dieser beiden Worte und im wahrsten Sinn.“ (Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 7.1.5, 1. Bd., S. 5f.)

²⁴ Briefe, Nr. 26.

Bekanntwerden in Deutschland vor 1856, also bevor er zu Gercen ins englische Exil ging, durch Haftstrafen und Verbannung in seiner Heimat administrativ eingeschränkt war, und der sich speziell in Deutschland infolge seiner Konzentration auf die lyrischen Genres schwerer durchsetzen konnte.

Für Ogarev könnte sich Fontane interessiert haben, weil auch er, nach seinen eigenen Worten, „für ‚Freiheit‘ [war] wie wir alle (wie hätten wir auch sonst der Herwegh-Club sein können) ...“²⁵ Zumindest aus der späteren Perspektive hat Fontane den Unterschied in der Intensität der eigenen Freiheitsbekundungen im Vergleich mit Wolfsohn so empfunden, dass jener „Maaß hielt“, während er nach eigenem Empfinden „in der Zahl und Regelmäßigkeit der Forderung nach Freiheit [...] obenan stand“²⁶. Ob Wolfsohn gerade für diese Informationen zu Ogarev die rechte Quelle gewesen wäre, bleibt ungewiss.

Vieles im Leben und Schaffen Fontanes und Wolfsohns war aus materiellen Gründen nicht realisierbar. Wolfsohn, der – wie Fontane auch – immer wieder gezwungen war, die Bedingungen für den Lebensunterhalt seiner Familie mit der Liebe zur Literatur in Einklang zu bringen, hat deswegen sehr viel Zeit und Kraft für Vorträge geopfert und in diesem Milieu sowohl Zuhörer als auch Leser begeistern können. Ludwig Geiger bringt das zum Ausdruck, als er in der *Vossischen Zeitung* beschreibt, wie der von allen als guter Redner geschilderte Wolfsohn seine „zahlreichen Zuhörer unterrichtet und begeistert“²⁷ hat, wenn er seine Vorträge zur deutschen und russischen Literatur hielt. So sehr er diese Art der Vermittlung auch liebte, war er doch darauf aus, eine effektivere und nachhaltiger wirkende Form der Literaturvermittlung für sich zu erschließen.

Mit der Zeitschrift *Russische Revue* scheint er dann endlich die ihm adäquate Form gefunden zu haben. Auch hier hat er offenbar mehrere Varianten geprüft. Bereits 1860 fanden Gespräche über eine ähnliche Idee mit Ivan Aksakov statt, als dieser Dresden besuchte. Aksakov und Wolfsohn frischten ihre Bekanntschaft aus den Tagen der gemeinsamen Besuche bei Karolina Pavlova in deren Moskauer Salon wieder auf. Für Aksakov war Wolfsohn wegen seiner guten Kenntnis der russischen Literatur, seiner Gewandtheit in beiden Sprachen, seiner langjähriger Übersetzungspraxis und seiner, wie es Aksakov einschätzte, „recht bedeutenden Position“ ein geeigneter Partner. Er schreibt deshalb an Pavlova: „Gedanken daran, ‚Russische Ideen‘ herauszugeben, steht er aufgeschlossen gegenüber und ist bereit, Übersetzungen zu machen“.²⁸ Es sollte jedoch noch einige Zeit vergehen, und es sollten Veränderungen in der konzeptionellen Anlage und schließlich auch in der verantwortlichen Herausgeberschaft vorgenommen werden, bevor 1862 das erste Heft der Zeitschrift *Russische Revue. Zeitschrift zur Kunde des*

²⁵ Fontane: *Von Zwanzig bis Dreißig* (Dokumente, Nr. 11).

²⁶ Ebd.

²⁷ Geiger 1912b, S. 65.

²⁸ Brief Aksakovs vom 23. Januar/4. Februar 1860. In: Aksakov 1892, S. 355.

geistigen Lebens in Rußland in Leipzig bei Steinacker und in St. Petersburg in der Kaiserlichen Hofbuchhandlung von H. Schmitzdorff erscheinen konnte. Greifen wir aus der Fülle der möglichen Ansätze zur Analyse dieser Zeitschrift jenen Aspekt und jene Person heraus, mit denen wir Wolfsohns erste Versuche als Mittler zwischen den Literaturen verbunden hatten. In allen drei Bänden ist Wolfsohns langjährige Bekannte Karolina Pavlova mit Übersetzungen vertreten. Es handelt sich dabei um Gedichte Aleksej Chomjakovs, Ausschnitte aus Adam Mickiewiczs *Krimischen Sonetten* und um den ersten und zweiten Aufzug des historischen Dramas *Der Tod Iwans des Schrecklichen*.²⁹ Die auf den ersten Blick vielleicht bescheiden anmutenden Übersetzungen bergen in zweierlei Hinsicht interessantes Material für die russische Literaturgeschichte: Zum einen sind sie zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch immer eine wichtige Quelle zur Rekonstruktion von Pavlovas Schaffen in Deutschland. Mehr als 30 Jahre ihres schöpferischen Lebens hat sie in der Umgebung Dresdens verbracht, und doch ist nach dem Verlust ihres Archivs wenig aus dieser Zeit bekannt. Viele Spuren einer noch nicht abgeschlossenen Erforschung ihrer deutschen Schaffensperiode werden von hier ausgegangen sein.

Zum anderen enthalten die in Wolfsohns *Russischer Revue* erschienenen Übertragungen Pavlovas auch für die russische Literaturgeschichtsschreibung Überraschungen. Die 1863 veröffentlichten ersten beiden Aufzüge des Dramas von Tolstoj in Deutsch erschienen noch vor der russischen Ausgabe. Inzwischen hatte Tolstoj beschlossen, einen ganzen Dramenzyklus zu dieser Geschichtsperiode zu schreiben und musste die ersten beiden Aufzüge umgestalten. So ist die Entstehungsgeschichte nur noch anhand der deutschen Übersetzung vollständig nachvollziehbar.

In der *Russischen Revue* hat Wolfsohn jedoch nicht nur seine ‚Dresdener Russen‘ in Übersetzungen publiziert, zu denen auch der sehr oft in dieser Stadt weilende Aleksej Konstantinovič Tolstoj gehörte, sondern auch Lev Tolstoj mit der Erzählung *Polikuschka*, deren Titel zu *Paul* eingedeutscht wurde, und Fedor Dostoevskij mit Ausschnitten aus seinem Aufsehen erregenden, im Titel auch etwas anders als später bezeichneten Buch *Aufzeichnungen aus einem Totenhaus*. Beide waren damals in Deutschland noch nicht bekannt. Die Hinwendung zu den immer neueren Autoren, wozu auch der Erzähler Ivan Turgenev gehörte, beweist Wolfsohns ständigen Kontakt zu den russischen Autoren und sein fortwährendes Bemühen um die Weitervermittlung der russischen Literatur. Wilhelm Wolfsohn hat sich in die Reihe der bedeutenden Übersetzer russischer Literatur eingeschrieben.

²⁹ Vgl. dazu Göpfert 1994, S. 182f.

Wilhelm Wolfsohn und die *russische Kolonie* in Dresden

Der Begriff einer *russischen Kolonie* in Dresden taucht m. W. bei Wilhelm Wolfsohn weder in seinem Briefwechsel mit Theodor Fontane noch in seiner *Russischen* bzw. *Nordischen Revue* oder sonst irgendwo auf. Dass Wolfsohn aber zu den in seiner Dresdener Zeit (1852–1865) in der Stadt lebenden Russen bzw. Russischsprechern (das schloss auch Juden und Vertreter anderer Nationalitäten ein, die im Russischen Reich lebten) Kontakte suchte und auch tatsächlich Kontakte anbahnte, ist – wie zu zeigen sein wird – unbestritten. Zugleich war er aufgrund seiner Autorität als anerkannter Mittler zwischen den Kulturen, als Dichter, Kritiker, Journalist und Übersetzer sowie als bemerkenswerte Gestalt des Dresdener Kulturlebens in diesen Jahren ein wichtiger Ansprechpartner für russische Persönlichkeiten des geistig-kulturellen Lebens, und zwar von Vertretern der unterschiedlichsten gesellschaftlichen und literarischen Richtungen.

Der Ausdruck *russische Kolonie* findet sich m. W. zuerst im Winter 1800/01, als Fedor Petrovič Lubjanovskij (1777–1869), der spätere Sekretär des Reformers Michail Michajlovič Speranskij (1772–1839), als Reisebegleiter einer reichen Fürstin anlässlich einer Westeuropareise, die ihn auch durch Sachsen führte, von der Existenz einer „ordentlichen Kolonie von Russen“ in Dresden sprach. Das waren zumeist Adlige, die aus Furcht vor den Auswirkungen der Französischen Revolution aus Paris oder wegen ihrer früheren zu großen Nähe zu Katharina II. in der Regierungszeit von Kaiser Paul I. ihren zeitweiligen Wohnsitz in Dresden genommen hatten.¹ Der Dichter Fedor Ivanovič Tjutčev (1803–1873), der lange Jahre als Diplomat in Bayern tätig war, bestätigte das 1841, als er seiner zweiten, in Dresden geborenen Frau Ernestine schrieb: „In Dresden ist eine ganze Kolonie von Russen – alles meine Verwandten und Freunde, darunter Verwandte, die ich wohl an die zwanzig Jahre nicht gesehen, und Freunde, deren Namen ich vergessen hatte.“² Seitdem haben russische Reisende immer wieder in Berichten und Reiseerinnerungen von russischen „Häusern“ oder Hotels in der Elbmetropole berichtet, in denen sie sich mit Landsleuten getroffen haben. Wir wissen bisher noch zu wenig darüber und kennen meist nur die Namen einiger russischer Familien. Unbekannt ist vor allem auch die Zahl der damals für längere oder kürzere Zeit in Dresden lebenden Russen, so dass wir auf Schätzungen angewiesen sind; bis zum Beginn der siebziger Jahre

¹ Lubjanovskij 1872, Sp. 467. Genauer vgl. Hexelschneider 2000a, S. 63–69. Die Übersetzungen stammen – falls nicht gesondert eingeschränkt – vom Verfasser.

² Zitiert nach: Hexelschneider 1998, S. 109. Vgl. Tjutčev 1984, S. 64. Brief an E. F. Tjutčeva vom 27. September 1841.

des 19. Jahrhunderts fehlt es an verlässlichen Statistiken. Zudem tauchen viele Zugereiste nicht in den Adressbüchern auf, weil sie in den Nobelhotels der Stadt oder in Privatwohnungen, meist nur für wenige Monate, oder auch in der nicht zur Stadt Dresden gehörigen Umgebung wohnten.

Von einer wirklich zahlenmäßig großen *russischen Kolonie*, die als Bevölkerungsfaktor ins Gewicht fiel, kann man in Dresden im 19. Jahrhundert nach meinen Beobachtungen allerdings nur für die Jahre von etwa 1855/1856 bis 1874/1875 sprechen. Was machte Dresden für die nach West- und Südeuropa reisenden Russen so anziehend? Und – das ist die zweite Frage – warum sind es gerade die eben genannten Jahre, die in besonderem Maße Reise- und Ansiedlungsjahre waren?

Dresden bot für die Russen günstige Bedingungen zur zeitweiligen Ansiedlung. Es war eine Stadt, in der es sich im Verhältnis zu St. Petersburg oder Moskau billig leben ließ, denn es war eine Stadt der kleinen Entfernungen, d. h. man kam ohne Kalesche und kostspielige Dienerscharen aus. Es war „die kleine Hauptstadt eines kleinen Königreichs“³ (wie Karolina Pavlova schrieb), Ivan Aksakov erinnerte es 1860 an die „Erzählung vom Städtchen in einer Tabaksdose“;⁴ auch Fedor Dostoevskij sprach in seinem Roman *Dämonen* [*Besy*, 1872] von Dresden als einem „Schatz in der Tabaksdose“.⁵ Und der genannte Lubjanovskij hatte 1805 sogar gemeint, Dresden sei ein „schönes Dorf unter den großen deutschen Städten.“⁶ Zum Vergleich: als Dostoevskij mit seiner Frau 1867 für zwei Monate nach Dresden kam, zählte die Stadt etwas über 156.000 Einwohner, wohingegen in St. Petersburg weit über eine halbe Million Menschen lebten. Man konnte angesichts dieser Umstände – wie das Beispiel der nicht sehr vermögenden, zur strengsten Sparsamkeit gezwungenen Schriftstellerin und Übersetzerin Karolina Karlovna Pavlova (1810–1893) zeigte – mit 1.000 Talern im Jahr auskommen. Das reichte, um sich gut zu kleiden, eine Drei-Zimmer-Wohnung zu heizen und ermöglichte die Eintritte für Theater und Vorträge.⁷ Dass andere Zugereiste wesentlich mehr Aufwand betrieben und demzufolge auf größerem Fuße lebten, versteht sich.

³ Das zu Lebzeiten unveröffentlichte russische Manuskript von Karolina Karlovna Pavlova: *Ot Moskvy do Drezdena* [*Von Moskau bis Dresden*] entstand im März 1859 (Pavlova 1859); es liegt in deutscher Übersetzung bislang nicht vor und befindet sich in der Handschriftenabteilung des *Instituts für russische Literatur* (Puškin-Haus) der *Russländischen Akademie der Wissenschaften* in St. Petersburg, Signatur P III opis' 1, Nr. 1593. Die Veröffentlichung von Sendlich 1975 war nicht erreichbar. Deshalb wird nach eigenen (unvollständigen) Notizen (im Folgenden: Pavlova-Handschrift) und nach der Teilpublikation bei Fajnštejn 2002 zitiert, hier S. 73.

⁴ Aksakov 1892, S. 355.

⁵ Vgl. Dostojewski 1985, S. 531.

⁶ Lubjanovskij 1805, S. 15.

⁷ Aksakov 1892, S. 355. Brief an seine Mutter und die Schwestern vom 24. Februar 1860.

Dennoch war Dresden eine ansehnliche königliche Residenz mit dem entsprechenden Prunk, einem hohen Beamtenanteil und einem selbstbewussten Bürgertum, das sich bereitwillig auf die Ausländer einließ. So wurden Wohnungen, Etagen oder gar ganze Häuser und Dresdener Stadtvillen zu hohen Preisen angeboten und vermietet. Ein Vermieter annoncierte: „Passend für Grafen, Fürsten, *Russen* oder Engländer ist das sogenannte Fürstentum in Hosterwitz bei Pillnitz von jetzt bis 1. Oktober 1867 für den Preis von monatlich 50 Talern zu vermieten.“⁸ Hinzu kamen kulturell-künstlerische Gesichtspunkte: der Ruf der Stadt als „Elbflorenz“ dank seiner Architektur in der Altstadt, dank des guten Theaters und vor allem dank der Kunstschatze und der damit verbundene, sich das ganze 19. Jahrhundert hindurch ziehende russische Kult um die *Sixtinische Madonna* von Raffael sowie alle anderen Sehenswürdigkeiten: „Wie konnte das arme Sachsen so viele kostbare Schätze anhäufen“, staunte die Pavlova.⁹ Aber auch der vorzügliche Ruf der Dresdener Medizin und die malerische Umgebung, vor allem die bizarre Sächsische Schweiz taten das ihre, um die Anziehungskraft der Stadt zu erhöhen. Hinzu kam die günstige Verkehrslage. Man reiste von Russland aus damals noch in erster Linie per Schiff nach Stettin und dann über Berlin nach Dresden, aber man nutzte auch die Verbindungen der Leipzig-Dresdener, der Sächsisch-Schlesischen und der Sächsisch-Böhmischen Eisenbahn. Die Stadt war für die einen Aufenthaltsort (mitunter nur für die Familienangehörigen), hier „überwinterten“ viele Familien, für andere war sie ein kurzer Transithalt vor der Weiterfahrt in die böhmischen Bäder, in die süddeutschen Kurorte mit ihren Spielkasinos und nach Italien, Frankreich und England. Die Schriftstellerin Tat’jana Petrovna Passek (1810–1889) beschrieb 1859 am eigenen Beispiel eine typische Situation:

„Wir nahmen für einen Monat eine Fünf-Zimmer-Wohnung im ersten Stock [für drei Personen und wahrscheinlich eine Bedienstete, E. H.], bestellten bei der alten Deutschen Essen, richteten uns ziemlich bequem in den Zimmern ein und begannen Dresden anzusehen; am häufigsten waren wir in der Gemäldegalerie und im Theater.“¹⁰

Für die Stadt Dresden bildeten die begüterten Russen einen ernst zu nehmenden Wirtschaftsfaktor. Nicht zufällig wurde in der örtlichen Presse festgestellt, dass „die hier weilenden Fremden aus dem Reiche des russischen Czaaren meist sehr begüterte Leute [sind], die jährlich der Residenz ganz außerordentliche Summen zuwenden.“¹¹ Als Folge der nunmehr möglichen Reiseerleichterungen bildete sich in Dresden also nach 1856 rasch eine *russische Kolonie* mit ständig wechselnden Akteuren, von berühmten und bekannten, aber auch absolut

⁸ *Dresdner Nachrichten*, Nr. 134 (14. Mai 1867). Kursivierung E. H.

⁹ Zitiert nach: Fajnštejn 2002, S. 75. Zu russischen Urteilen über die „Sixtina“ vgl. ausführlich Danilowa 1982.

¹⁰ Passek 1963, S. 454.

¹¹ *Dresdner Nachrichten*, Nr. 287 (13. Oktober 1864).

unauffälligen Besuchern heraus. Sie alle waren aus Dresdener Sicht „hiesige Russen“, die dann aber auch zum Anlaufpunkt für andere Russen wurden, gleich ob diese heimkehrten oder ob sie Russland verließen. Nicht zufällig vermerkte Lev Nikolaevič Tolstoj während eines Kurzaufenthaltes in der Stadt in seinem Tagebuch am 18. April 1861: „Es roch nach Mütterchen Rußland.“¹²

Um ein plastisches Bild von dieser „Kolonie“ zu geben, sei aus dem Epilog von Ivan Sergeevič Turgenevs Roman *Väter und Söhne* [*Otcy i deti*, 1862] et- was ausführlicher zitiert, zumal der Schriftsteller nach mehrmaligen Besuchen in Dresden mit der Situation gut vertraut war:

„Auf der Brühlischen Terrasse in Dresden kann man zwischen zwei und vier Uhr – der fashionablesten Promenadenzeit – einem schon völlig ergrauten und anscheinend am Podagra leidenden Fünfziger begegnen, der aber immer noch schön ist, sich sehr gewählt kleidet und in seinem ganzen Wesen jene besondere Nuance hat, die nur dem Menschen zuteil wird, der sich lange in den höchsten Gesellschaftsschichten bewegt hat. Es ist Pawel Petrowitsch [Kirsanow, E. H.]. Von Moskau aus war er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit ins Ausland ge- reist und hatte sich dann ganz in Dresden niedergelassen. Er verkehrt vornehm- lich mit Engländern und reisenden Russen. Im Umgang mit den Engländern tritt er schlicht, fast bescheiden, aber nicht ohne Würde auf; sie finden ihn ein wenig langweilig, achten aber in ihm den vollkommenen Gentleman, *a perfect gentle- man*. Unter den Russen gibt er sich zwangloser, läßt seiner galligen Laune freien Lauf und macht sich über sie und über sich selbst lustig; aber er tut das mit an- mutiger Lässigkeit und ohne je die Form zu verletzen. Er teilt die Anschauungen der Slawophilen, was ja bekanntlich in den höchsten Gesellschaftsschichten für *très distingué* gilt. Er liest nie ein russisches Buch, aber auf seinem Schreibtisch steht ein silberner Aschenbecher in Form eines russischen Bauernbastchuhs. Unsere Reisenden suchen ihn häufig auf. Matwei Iljitsch, der sich jetzt der ‚zeit- gemäßen Opposition‘ angeschlossen hat, machte ihm auf der Durchreise in die böhmischen Bäder einen majestätischen Besuch. Die Einheimischen, mit denen er übrigens wenig zusammenkommt, haben einen großen Respekt vor ihm. Nie- mand bekommt so leicht und so schnell wie ‚der Herr Baron von Kirsanow‘ eine Eintrittskarte für ein Hofkapellenkonzert, eine Theatervorstellung usw. Er tut Gutes, soviel er kann. Noch immer lebt er etwas breit und geräuschvoll, nicht umsonst ist er ehemals ein Löwe gewesen ... Aber das Leben ist ihm zur Last ..., es ist ihm mehr zur Last, als er selbst es ahnt ... Man braucht ihn nur in der russischen Kirche zu sehen, wie er lange Zeit regungslos und tief in Gedanken dasteht, an eine Seitenwand gelehnt, die Lippen bitter aufeinandergepreßt, bis er endlich aus seiner Versunkenheit auffährt und sich fast unmerklich zu bekreuzi- gen anfängt ...“¹³

¹² Vgl. Gusev 1958, S. 234.

¹³ Turgenjew 1964, S. 292f.

Hier wurde sicherlich viel Atmosphärisches eingefangen, das natürlich nicht nur typisch für das „russische“ Leben in Dresden war, sondern auch in den weiter westlich und südlich gelegenen deutschen Bädern so oder doch so ähnlich stattgefunden hat.

Am Beginn jener Jahre, die zur Herausbildung einer größeren *russischen Kolonie* in Dresden führten, standen folgende Ereignisse: Nach dem Tod des Kaisers Nikolaus I. (1855) und dem durch Russland verlorenen Krimkrieg begann mit der Inthronisierung von Alexander II. (1856) eine später als *Große Reform* bezeichnete Zeit der gemäßigten Neuerungen im russischen Staatswesen, die das Imperium auf den Weg der gesellschaftlichen Modernisierung und der Annäherung an Mittel- und Westeuropa führen sollten. Die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Gerichts- und Justizreform, die ländliche Selbstverwaltung und andere Maßnahmen bestimmten diese insgesamt aber nur sehr zögerlich durchgeführte Entwicklung.

Ein wesentlicher Schritt war die Gewährung von Erleichterungen für den internationalen Reiseverkehr. Die bisherigen Regelungen unter Kaiser Nikolaus I. waren ausgesprochen restriktiv gehalten. Auslandspässe wurden nur gewährt, wenn es um Gesundheit, Besitzregelung, Studium oder Spezialausbildung ging; zudem wurden sie nur auf fünf (bei Adligen) und auf drei Jahre (bei Bürgerlichen) befristet¹⁴ und waren sehr teuer, so kostete ein Halbjahrespas 250 Rubel. Unter Alexander II. wurden 1857 die Reiseformalitäten wesentlich erleichtert; ein Pass kostete pro Halbjahr jetzt nur noch 5 Rubel.¹⁵ Das bewirkte, begünstigt durch die Entwicklung des europäischen Eisenbahnnetzes, einen gewaltigen Strom von zumeist vermögenden Reisenden, die zeitweilig oder auf Dauer ins Ausland gingen. Der Publizist und Schriftsteller Vladimir Rafailovič Zotov (1821–1896) sprach es deutlich aus: „Als im Jahr 1857 eine Reise ins Ausland für alle möglich wurde, profitierten viele Angehörige der literarischen Welt vom Niederreißen der Schranken, die uns von Westeuropa getrennt hatten.“¹⁶

Der Endpunkt für die Existenz einer größeren *russischen Kolonie* in Dresden lässt sich etwa 1874/75 setzen, weil am 13. Januar 1874 die Militärpflicht für alle russischen Bürger ohne Standesunterschiede eingeführt wurde. Ausnahmen waren nur möglich, wenn sich die Wehrpflichtigen im Staatsdienst befanden. Das hatte zur Folge, dass sich ganze Familien nach Russland zurück begaben, um vor Ort nicht etwa der Militärpflicht zu genügen (das sicher eher weniger), sondern sich dieser durch Übernahme anderer Dienstpflichten zu entziehen.¹⁷ Aber auch immer mehr Polen mit russischem Pass, die nach dem polnischen Aufstand

¹⁴ So in einem *ukaz* des Kaisers vom 29. Juni 1834, teilweise zitiert in: LAZ, Nr. 287 (14. Oktober 1841). Freundlicher Hinweis von Ingolf Schwan.

¹⁵ Vgl. Hexelschneider 1998, S. 110.

¹⁶ Zitiert bei: Emel'janov 1970, S. 355.

¹⁷ So der bekannte Wirtschaftswissenschaftler Ivan Ivanovič Janžul, vgl. Janžul 1910, S. 138.

von 1863 nach Sachsen geflüchtet waren, kehrten entweder nach Polen zurück oder gingen weiter in Richtung Westen, was die Statistik natürlich verdunkelt. So befanden sich unmittelbar nach dem Aufstand von 1863 zwar 843 polnische Aufständische mit ihren Familien in Dresden, deren Zahl sank aber angesichts der verschärften sächsischen Einreisebestimmungen Ende 1864 auf 200.¹⁸ Zur Abreise führten auch starke Versuche der Dresdener Vermieter, Hoteliers, Handwerker usw., den Russen (wie Ortsfremden überhaupt) durch überteuerte Preise für Dienstleistungen und minderwertigen Service das Fell über die Ohren zu ziehen.¹⁹

Der Anstieg der nach Dresden zugereisten Russen lässt sich für diese Zeit mit Zahlen belegen, wenngleich es erst nach 1871 offizielle und vor allem differenzierte sächsische Ausländerstatistiken gibt. Aber aus anderen Quellen lässt sich Folgendes sagen: Zu Beginn der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts (1862) registrierte die Dresdener Polizeidirektion 466 russische Staatsbürger. Man sprach von 300 russischen Familien.²⁰ Der Ökonom Ivan Janžul bemerkte für die Jahre 1871/72 eine „große Anzahl“ von in der Stadt lebenden Russen: „Wie ich vom örtlichen russischen geistlichen Vater [Aleksandr Fedorovič] Rozanov [1839–1883] gehört habe, lebten damals russische Familien ständig in der Stadt, wobei zu seinen Gemeindegliedern mehr als 600 zählen, d. h. die ständige russische Bevölkerung in Dresden beträgt bis zu einigen Tausend.“²¹ Diese Schätzung dürfte deutlich überhöht sein, denn es gab ja auch Juden, ferner Russen anderer Glaubensbekenntnisse. Tatsächlich gibt die offizielle Einwohnerstatistik gezählte 1.134 russische Staatsbürger an, eingeschlossen die zum damaligen Russischen Reich gehörenden Polen und Deutschen aus den baltischen Provinzen, das waren 18% aller damals in Dresden lebenden 6.250 Ausländer (= 3,5% der insgesamt 177.040 Einwohner Dresdens).²² 1875 wurden zwar noch 1.033 Personen (= 13% der Ausländer) gezählt, aber I. I. Janžul stellte schon 1874 fest: „Russische Rede und russische Aushängeschilder und alles Russische wurden in Dresden verhältnismäßig selten.“²³ 1880 waren es dann nur noch 654 Personen (= 8%).²⁴ Der Stand von 1871 wurde erst wieder um die Jahrhundertwende erreicht.

Wir wissen über das Leben dieser *russischen Kolonie* in Dresden zwischen 1856 und 1874 trotz einiger Vorarbeiten insgesamt noch nicht übermäßig

¹⁸ Schmidt 1978, S. 58.

¹⁹ Dazu ausführlich ein gewisser B. V.: *Dresden und sein Verhältniß zu den Fremden*. In: *Dresdner Anzeiger*, Nr. 166 (15. Juni 1875) und Nr. 168 (17. Juni 1875).

²⁰ Hexelschneider 2003a, S. 308.

²¹ Janžul 1910, S. 138.

²² Richter 1996, S. 53f.

²³ Janžul 1910, S. 138.

²⁴ Richter 1996, S. 54.

viel;²⁵ eine systematische Durchsicht der Dresdener Archive, der örtlichen Presse sowie der russischen und deutschen Memorabilien wäre ein dringendes, wenngleich sehr arbeitsaufwändiges Erfordernis, weil nur so Antwort auf folgende Fragen gewonnen werden könnte: In welchen Formen verlief das Leben in dieser *Kolonie*? Welche Kommunikationsformen entwickelten sich? Wie gestalteten sich die Beziehungen der Russen zum deutschen, zum sächsischen Umfeld? Welche Begegnungen gab es hier? Und wie verhielt sich die Dresdener Geschäftswelt, wie verhielt sich die Dresdener Bevölkerung zu den Russen (auch in Erinnerung an das russische Generalgouvernement unter Leitung von Nikolaj Grigor'evič Repnin-Volkonskij (1778–1845) in Sachsen in den Jahren 1813–1814)?

Die Russen, oft reich oder doch zumindest begütert, waren ihrer Herkunft nach zumeist Adlige oder hohe Staatsbeamte. Sie fühlten sich als Gäste in Dresden wie zu Hause. So hieß es in einem Bericht in Wolfsohns *Russischer Revue* über *Russische Vorlesungen in Dresden*:

„Schon der ganze Zuschnitt des Lebens ist ein anderer als in der Heimath, wo Manchem auch seine gesellschaftliche Stellung nicht erlaubt, schonend mit seinem Säckel umzugehen. Hier können sie sich als Fremde einrichten, wie sie wollen, und die Überzeugung, der Seufzer los und ledig zu sein, die ihnen zu Hause vielleicht die Anforderungen des Luxus erpreßten, erhöht die Gemüthlichkeit, die dem Beobachter überall entgegentritt, wo sich Russen versammeln und auf dem gastlichen deutschen Boden russisch sprechen. [...] Sie nehmen gleichsam den häuslichen Herd überall mit, wo sie sich niederlassen.“²⁶

Das war von russischer Seite nicht jedermanns Sache und so wird wenig später aus der Zeitschrift *Den'* die Meinung des Slawophilen Ivan Aksakov wiedergegeben, der gegen diese Auffassung seiner Landsleute heftig polemisierte:

„Dresden ist fast eine russische Kolonie geworden [...] Unsere Landsleute rufen öffentlich zu Beiträgen für eine daselbst zu erbauende russische Kirche auf, und sprechen dabei sehr naiv über die Vortheile der Erziehung in Dresden und die Annehmlichkeit des Lebens. [...] Ihre Abtrünnigkeit von dem Wesen der Heimath soll mit größerem Comfort von Statten gehen, das schüchterne Gewissen soll beruhigt werden, es sollen noch mehr Familien hinaus, die bis jetzt in Rußland bleiben! [...] Nichts berührt unsere Russen im Auslande, die fortfahren zum Besten der Fremde unser russisches Geld zu vergeuden!“²⁷

Aber solche Positionen fanden wenig Gehör. Man ließ es sich wohl sein in Dresden. Auch die inzwischen in Dresden ansässige Karolina Pavlova meinte

²⁵ Abschnitte über die *russische Kolonie* (meist auch so betitelt) finden sich bei Lehmann-Schultze 1964, S. 107–112 und passim; Göpfert 1994, S. 174–176; Fajńštejn 2002, S. 37–48 und 70–82; Hexelschneider 1998, S. 108–113 und passim; Hexelschneider 2000b.

²⁶ L. T. 1863, S. 298. Das Verfasserkürzel konnte nicht entschlüsselt werden.

²⁷ M. L. 1863, S. 100.

zwar 1859 zugespitzt, dass „das seriöse Dresden immer mehr und mehr zu dem wurde, was es ursprünglich war, eine slawische Kolonie“, bezog das aber wohl eher auf den slawischen Ursprung der Stadt und ihres Namens. Sarkastisch stellte sie die Akkuratessse der Sachsen der russischen Ungezwungenheit gegenüber und betonte die in Dresden herrschenden zivilisierten, gutbürgerlichen Sitten.²⁸ Sie meinte, dass die große Zahl der Russen im Stadtbild Dresdens etwas völlig Normales sei, so dass sich niemand mehr umdrehe, wenn man russische Worte höre, dass russische Knaben, die in den bekannten Russenhemden oder im Kutscherkaftan durch die Straßen liefen, von den Einheimischen völlig unbeachtet blieben und dass jede Wohnungsvermieterin betone, dass hier auch schon (gewissermaßen standardsetzend) eine russische Familie gewohnt habe. Auch Anna Grigor’evna Dostoevskaja (1846–1918), die Gattin des Romanciers, die 1867 erstmals überhaupt im Ausland weilte, lauschte mit wahrer Gier den vielen russischen Stimmen, die sie in Dresden und Umgebung hören konnte, und vermerkte alles in ihrem Tagebuch, so die Feststellung einer bereits zehn Jahre in Dresden ansässigen russischen Dame, „daß hier ziemlich viele Russen sind, daß man hier weitaus günstiger leben könne als in Rußland“²⁹ usw. An der Basteibrücke in der Sächsischen Schweiz bemerkte sie voller Staunen und nicht ohne Humor: „Alle Wände sind hier mit verschiedenen Namen bemalt, man findet eine riesige Menge russischer Namen. Anscheinend wollen sich auch die Russen ‚verewigen‘“.³⁰

Auch die Dresdener Geschäftswelt tat alles, um sich auf die fremdländischen Kunden einzustellen. Bekannt waren die Russische Productenhandlung von Eduard Philipp nahe der Kreuzkirche oder das Delikatessengeschäft des Griechen Heliodoros Kourmoussi in der Prager Straße und andere; annonciert wurden russische Produkte wie Kaviar, Tee, Spirituosen oder Pelzwaren, oft sogar in kyrillischer Schrift. Ein findiger russischer Koch namens H. Heidukoff (russisch wohl Gajdukov) hatte bereits 1847 ein eigenes Hotel eröffnet (das aber während unseres Zeitraumes wohl schon wieder aufgegeben worden war); russische Dampfbäder boten ihre Dienste an. Der Linienverkehr per Schiff von Stettin nach St. Petersburg wurde seitens der russischen Schifffahrtsgesellschaft im *Dresdner Anzeiger* üblicherweise ebenso annonciert wie Angebote zur Zeichnung russischer Eisenbahnanleihen oder Informationen des *Boden-Credit-Vereins* in St. Petersburg über die Auszahlung von Pfandbriefen. Für die geistigen Bedürfnisse gab es mindestens drei Leihbibliotheken,³¹ die Abteilungen (oder doch wenigstens Regale) mit russischer, oft in Russland verbotener Originalliteratur führten (etwa Schriften aus Aleksandr Gercens Londoner Druckerei *Freie*

²⁸ Zitiert nach: Fajnštejn 2002, S. 73.

²⁹ Dostoevskaja 1993, S. 56.

³⁰ Ebd., S. 55.

³¹ Genauer Hexelschneider 2000b, S. 356f.

russische Presse), die unter anderem auch Fedor Dostoevskij 1867 mehrfach nutzte. Die Restaurants auf der Brühlischen Terrasse und das ebenfalls an der Elbe gelegene Restaurant Helbig waren beliebte russische Treffpunkte bei der Table d'hôte, zumal dort neben anderen europäischen Blättern auch russischsprachige Zeitungen auslagen. Dabei bildete die *russische Kolonie* in sich natürlich kein einheitliches Ganzes. Es trafen sich Bekannte, die vorher bereits in St. Petersburg, Moskau, Kiew oder anderswo miteinander verkehrt hatten; es begegneten sich direkte oder weitläufige Verwandte; es trafen sich Beamte aus den gleichen Ministerien, Schriftsteller, Künstler und natürlich politisch Gleichgesinnte.

Seit 1862 existierte, initiiert durch den Fürsten Eugen Lwoff (Evgenij L'vov) und andere, mit Genehmigung des sächsischen Ministeriums für Kultus und öffentlichen Unterricht eine griechisch-russische (so bezeichnete man im 19. Jahrhundert die russisch-orthodoxe Kirche) Hauskapelle mit eigenem Priester und einem vierköpfigen Kirchenchor, der sich aus Sängern der Dresdener Oper zusammensetzte. Diese Kirche, benannt zu Ehren des *Einzugs des Herrn in Jerusalem*, die sich anfangs an unterschiedlichen Standorten befand, führte regelmäßige Gottesdienste unter Leitung eines vom Patriarchat eingesetzten Priesters durch und verfügte über einen gewählten Kirchenrat aus 16 Personen. Die Gottesdienste in der Beuststraße 6 wurden übrigens auch von der Familie Dostoevskij besucht; hier fand die Taufe der in Dresden geborenen Tochter Ljubov' am 12. Januar 1870 statt. Diese Kirche war ganz zweifellos ein Treffpunkt, wie es auch von A. G. Dostoevskaja bezeugt wurde: „In der Kirche waren viele herausgeputzte russische Damen. [...] Bekannte trafen einander. Sie sagten auf Russisch ‚Zdravstvujte‘ [Guten Tag, E. H.] und begannen dann Französisch zu sprechen, vielleicht ist Russischsprechen hier nicht üblich.“³²

Der Kampf der *russischen*, in diesem Falle russisch-orthodoxen *Kolonie* ist ein spannendes Kapitel der Beziehungen zwischen sächsischen Behörden und russischen Persönlichkeiten um die Schaffung einer eigenen Kirche, hinter der sich die Forderung nach dem Recht auf freie öffentliche Religionsausübung mit korporativem Charakter für ganz Sachsen verbarg.³³ Am 6. Juni 1874 endlich erfolgte die Weihe der heutigen *Kirche des heiligen Simeon vom wunderbaren Berge*. Das war offenbar angesichts der beschriebenen russischen Rückreisewelle doch verspätet, und mit einiger Ironie vermerkte später I. I. Janžul:

„Aber gerade in dieser Zeit, als das Bedürfnis nach einer besonderen, ständigen russischen Kirche aufhörte und die privaten Quellen für ihren Unterhalt zu versiegen begannen, ausgerechnet da entstand 1874 eine ständige russische Kirche, die bis in die Gegenwart wohlbehalten steht [geschrieben 1910, E. H.], und wo der Unterhalt des Geistlichen den russischen Staatshaushalt nicht wenig kostet!“³⁴

³² Dostoevskaja 1993, S. 24f.

³³ Ausführlicher vgl. Hexelschneider 2003a, S. 307–316.

³⁴ Janžul 1910, S. 139.

Die Masse der in Dresden zeitweilig lebenden Russen (auf Dauer blieb kaum jemand) lebte ein weitgehend isoliertes Leben und bewegte sich in der eigenen Schicht. Das war nicht in erster Linie ein Sprachproblem (man parlierte Französisch oder oft auch Deutsch mit der Bevölkerung), sondern eher eine Frage des Lebensstils. Man vermied ganz offensichtlich den Zusammenprall von russischer und deutscher Mentalität, von russischer Adelskultur und sächsischer bürgerlicher und kleinbürgerlicher Lebensweise – und das von beiden Seiten. Karolina Pavlova thematisierte diesen Sachverhalt: „Die Russen bemühen sich nicht in Beziehungen zu den Hiesigen zu treten und diese werfen sich ihnen nicht an den Hals. Die Ankömmlinge läßt man hier in völliger Ruhe, und das ist wiederum nicht unsere Art. Die Sachsen öffnen dem Touristen ihre Tür nicht weit und mit einer Verneigung.“³⁵ Man brauche eben Zeit, um in Dresden heimisch zu werden, meinte sie, wohl auch auf ihr eigenes Schicksal anspielend.

Und so entwickelte sich – zumindest zeitweilig – eine eigene, fast ist man zu sagen geneigt russische „Subkultur“, auch wenn das sicherlich nicht überzubewerten ist. So fanden im Winter 1862/63 drei russischsprachige Veranstaltungen für eine zahlreich versammelte „elegante Gesellschaft“ im Hôtel de Saxe und im Meinholdschen Saal statt, die ein Berichterstatter *Russische Vorlesungen* nannte. Veranstalter waren ein Fräulein Potemkin und die unter dem Pseudonym E. Narskaja schreibende Natal’ja Petrovna Šalikova (1818–1878). In der ersten, weniger gelungenen literarischen Soirée wurden nur Übersetzungen aus ausländischen Literaturen gelesen; in den beiden anderen („mit glänzendem Erfolg“) sprach der Turgenev-Freund und Schriftsteller Boleslav Michajlovič Markevič (1822–1884) Gedichte von Aleksej Konstantinovič Tolstoj und Stellen aus Nikolaj Gogol’s *Toten Seelen* [*Mertvye duši*, 1841]; schließlich las die Pavlova ihr Gedicht *Ein Gespräch in Trianon* [*Razgovor v Trianone*, 1848]. Vielleicht hat es von Fall zu Fall weitere derartige Veranstaltungen oder Hauskonzerte im engeren Kreis gegeben. Der deutsche Berichterstatter bewertete das zu Recht als „verkleidetes Heimweh“: „Die Zuhörer sind in der Fremde, und die Zauberklänge der Poesie tönen ihnen wie ein Gruß aus der fernen Heimath.“³⁶

Aber solche rein „russischen“ (geschlossenen) Veranstaltungen waren vermutlich nicht die Regel, zumindest sind bislang weitere derartige „interne“ Unternehmungen nicht bekannt. Dafür gab es Versuche, das sächsische Residenzpublikum mit russischer Kunst und Kultur bekannt zu machen. So berichtete der Komponist und Musikkritiker Aleksandr Nikolaevič Serov (1820–1871), der im Sommer 1858 mehrere Wochen in Dresden zubrachte, von einem ad hoc in Dresden organisierten Konzert russischer Musik, das der leidenschaftliche Musikliebhaber Fürst Jurij Nikolaevič Golicyn (1823–1872) als Benefizkonzert für den Dresdener Opernchor in einem Hotelsaal am 19. Juli organisierte. Hier wurden nur Werke der

³⁵ Pavlova-Handschrift (wie Anm. 3), Blatt 10.

³⁶ L. T. 1863, S. 299f.

damals wichtigsten russischen Komponisten gespielt (Dmitrij Stepanovič Bortnjanskij, Stepan Ivanovič Davydov, Gavriil Jakimovič Lomakin und aus dem *Ivan Susanin* von Michail Ivanovič Glinka), unter Mitwirkung der damals wichtigsten Dresdener Sänger. Golicyn hatte unter Mitwirkung von Serov die Chöre einstudiert und nach dessen Zeugnis „vorzüglich dirigiert“.³⁷ Serov schlussfolgerte: „So ist ein großes Werk geschehen: La brèche est faite, und wir fangen an, in die westeuropäischen Konzertprogramme russische Musik hineinzubringen.“³⁸ Übrigens hatte es schon 1827 eine Wohltätigkeitsveranstaltung mit zwei Boulevardstücken in Dresden gegeben, wo sächsische und russische Adlige gemeinsam spielten.³⁹

Daneben gab es natürlich weitere Versuche, das russische Thema verstärkt in die sächsische Kulturszene einzuführen, für das deutsche wie für das russische Publikum. Im Sommertheater des Großen Gartens z. B. (und es sind immer nur Beispiele, die hier als pars pro toto aufgeführt werden können) trat im Mai 1867 eine Tänzerin des Moskauer Französischen Theaters auf, in deren Repertoire das von M. Glinka aufgegriffene russische Tanzlied *Kamarinskaja* Platz fand; auch Gesangssolisten und -solistinnen aus St. Petersburg traten von Fall zu Fall auf. Im Sommer 1867 spielte man im Großen Garten einen Einakter *Was denken Sie über Rußland?*⁴⁰ Besondere Aufmerksamkeit erregte das Schaffen Anton Grigor’evič Rubinštejn (1829–1894), des Begründers des Petersburger Konservatoriums, der sich ohnehin durch enge Bindungen an das deutsche Musikleben auszeichnete. Rubinštejn weilte seit 1842 mehrfach in Dresden und gab Konzerte, ehe er sich 1891 auf längere Zeit in der Stadt ansiedelte. Wichtig ist vor allem die Dresdener Uraufführung seiner orientalisch-märchenhaften Oper *Feramors* (nach der in Russland breit rezipierten Verserzählung *Lalla Rookh* des irischen Romantikers Thomas Moore, 1779–1852) am 24. Februar 1863, die nach der erfolgreichen Premiere noch viermal aufgeführt wurde. Das Libretto stammte übrigens aus der Feder des Turgenev-Freundes Julius Rodenberg (1831–1914), mit dem der Komponist in seiner Berliner Zeit eng zusammenarbeitete. Die Resonanz war beachtlich; Wolfsohns *Russische Revue* ließ die Oper samt Aufführung durch den bekannten deutschen Musikkritiker Wilhelm Joseph Wasielewski (1822–1896) umfänglich, wenn auch recht kritisch rezensieren.⁴¹ Ab 12. Januar 1864 veranstaltete der Dresdener Musikdirektor Moritz Erdmann Puffholdt (gest. 1889) jährlich auf der Brühlschen Terrasse mit seinem Stadtmusikkorps viel besuchte *Russische Sylvesterfeiern*, zu denen russische Komponisten gespielt wurden; er selbst komponierte 1865 einen Marsch *Salut à Petersburg*.⁴² Und am 21. März

³⁷ Serow 1955, S. 343–345.

³⁸ Ebd., S. 345.

³⁹ Hexelschneider 2000a, S. 369f.

⁴⁰ *Dresdner Nachrichten*, Nr. 140 (20. Mai 1867) und Nr. 172 (21. Juni 1867).

⁴¹ Wasielewski 1863. Ausführlicher vgl. John 1999.

⁴² *Dresdner Anzeiger*, Nr. 79 (20. März 1871).

1871 debütierte der in Berlin ausgebildete Russe Elias Slatinn (Il'ja Il'ič Zlatin, 1845–1931) im Hôtel de Saxe mit dem auf 60 Mann verstärkten Dresdener Orchester des Gewerbevereins mit Werken von Anton Rubinštejn, Michail Glinka, Aleksandr Dargomyžskij und Aleksandr Serov.⁴³

Dass es ausgerechnet Golicyn war, der 1858 die Initiative für ein „russisches Konzert“ ergriff, darf nicht verwundern, denn er hatte einige Zeit am Konservatorium in Dresden (ebenso übrigens wie später der russische Komponist Aleksandr Sergeevič Taneev, 1850–1918) bei dem Musiker und Komponisten Adolf Reichel (um 1817–1897) studiert. Dieser war seit 1842 mit Michail Bakunin befreundet, ging im gleichen Jahr in die Schweiz und dann nach Frankreich, wo er in Paris die Russin Marija Kasparovna Ęrn (1823–1916) kennen lernte, eine Freundin des russischen revolutionären Publizisten Aleksandr Ivanovič Gercen (Herzen, 1812–1870) seit dessen Verbannungszeit in Wjatka (1835). Beide heirateten 1850; ab 1857 war Reichel als Lehrer für Komposition am Dresdener Konservatorium tätig. Marija Ęrn stand als Gercens Kontaktperson in engerer Beziehung zu Wolfsohn. Dieser, der mit dem russischen Autor 1845 in Moskau bekannt geworden war, hatte Gercens Roman *Wer ist schuldig?* [*Kto vinovat*, 1847] für seine Sammlung *Rußlands Novellendichter* im F. A. Brockhaus-Verlag 1851 übersetzt. Deshalb übersandte ihm Herzen im Oktober 1851 eine Frühfassung seiner Erzählung *Die Pflicht vor allem* [*Dolg prežde vsego*] in der Hoffnung auf eine Übersetzung; er wusste auch, dass Wolfsohn seine Erzählung *Die diebische Elster* [*Soroka-vorovka*, 1848] vorlag. Übersetzt hat dieser keines der beiden Werke.⁴⁴

Im Umfeld der Familie Reichel-Ęrn ereignete sich etwas Bemerkenswertes, das beweist, dass es auch russische Verbindungen zur deutschen Künstlerwelt gab. Um 1858 schuf der Bildhauer Ernst Rietschel (1804–1861), der mit Wolfsohn übrigens über die *Dresdner Montagsgesellschaft* bekannt war, eine heute leider verschollene Büste des russischen Historikers Timofej Nikolaevič Granovskij (1813–1855), auf dessen Persönlichkeit ihn wohl Reichels Frau – im Gefolge ihrer Gespräche über die russischen Demokraten im Ausland – aufmerksam gemacht hatte. Rietschel wählte als Modell den damals in der Elbestadt wohnenden Aleksandr Vladimirovič Stankevič (1821– nach 1856), dessen Bruder Nikolaj, ein bekannter russischer Demokrat, einstmals der geistige Ziehvater Granovskijs in seinen Berliner Studentenjahren gewesen war. Gercen selbst hatte ein Foto Granovskijs beigesteuert. Rietschel stellte diese Auftragsarbeit sehr rasch fertig; sie gelangte über Marija Reichel zu Gercen nach London, der darauf am 7. August 1860 voller Dankbarkeit reagierte.⁴⁵

⁴³ John 1999, S. 119. Vgl. Härtwig 1970, S. 16.

⁴⁴ Vgl. Kraskovskij 1953. Zur *Diebischen Elster* vgl. Gercen 1962, Bd. 26, S. 195. Brief Gercens an M. K. Reichel vom 30. Juli 1858.

⁴⁵ Gercen 1962, Bd. 27,1, S. 85. Vgl. Hexelschneider 2005, S. 98–101.

Rietschels Atelier auf der Brühlschen Terrasse scheint überhaupt ein Anlaufpunkt für russische Kunstliebhaber gewesen zu sein. So überlieferte Karolina Pavlova 1859 ihre Eindrücke von einem Atelierbesuch, bei dem sie nicht nur das kurz vor der Fertigstellung stehende Denkmal für Carl Maria von Weber gesehen hatte, sondern auch die Komposition für das Martin-Luther-Denkmal.⁴⁶ Wenig später notierte der Kritiker Aleksandr Vasil'evič Nikitenko (1804–1877) seine Eindrücke nach der Einweihung des Weber-Denkmal am 11. Oktober 1860.⁴⁷ Auch A. Serov wusste bei seiner verhaltenen Darstellung der Semper-Oper (das Theater „weist einen etwas eigenartigen Geschmack auf, eine gewisse Überladenheit und Manieriertheit“⁴⁸) die Rietschel-Statuen von Gotthold Ephraim Lessing und Wolfgang Amadeus Mozart hervorzuheben.

Einige bedeutende russische Persönlichkeiten suchten offenbar bei ihrem Verweilen in der Stadt den Kontakt zu Dresdens Kultur-, Literatur- und Bildungsszene. Zwei Beispiele mögen das verdeutlichen. Im April 1861 besuchte Lev Nikolaevič Tolstoj (1828–1910) im Rahmen seiner damaligen pädagogischen Interessen eine Dresdener Schule, deren Niveau ihn aber nicht überzeugte; er urteilte: „Die Schulen sind schlecht. Schlendrian“. Tolstoj nahm an der *XXX. Deutschen Disputation* in der Wilsdruffer Straße teil, einem sächsischen Diskussionsforum, in dem die Kunst der freien Rede geübt wurde und das eine seiner Veranstaltungen der Frage widmete: „Soll man die Meinung anderer zur Richtschnur seines Handelns machen?“ Tolstoj trat nach eigenem Zeugnis in der Diskussion über die Bildung in Russland und die öffentliche Meinung auf.⁴⁹ Besonders enge Beziehungen zu den Literaten und Gelehrten der Stadt unterhielt der Dramatiker und Romancier Aleksej Konstantinovič Tolstoj (1817–1875), so etwa zu Berthold Auerbach (1812–1882), mit dem er über Wolfsohn bekannt wurde, Otto Ludwig (1813–1865), Wilhelm Wolfsohn und Karolina Pavlova, mit denen er intensiv zusammenarbeitete (und worüber die Forschung bislang vorrangig gearbeitet hat). Es gehören hierher auch solche Namen wie die Schriftsteller und Übersetzer Claire von Glümer (1825–1902) und Wolf Heinrich Graf von Baudissin (1789–1878), der Historiker Max Duncker (1811–1886) und der Botaniker Matthias Jakob Schleiden (1804–1881).

Was an russischen Büchern in dieser Zeit in Dresden geschrieben und verlegt wurde, wäre genauer zu eruieren. Sicher – Dresden konnte Leipzig als Buchstadt nicht den Rang streitig machen, dennoch wurde hier so manches verfasst oder wenigstens auf den Weg gebracht. Entstanden sind hier vermutlich einige Übersetzungsprojekte von Nikolaj Vasil'evič Gerbel' (1827–1883), dem Heraus-

⁴⁶ Fajnshtein 2002, S. 76f.

⁴⁷ Hexelschneider 1998, S. 116.

⁴⁸ Serov 1955, S. 340.

⁴⁹ Hexelschneider 1998, S. 151, ferner Suin de Boutemard 2000, der mir sein Manuskript freundlicherweise zur Verfügung stellte.

geber der ersten neunbändigen russischen Schiller-Ausgabe (1857–1861) und von in Russland verbotenen literarischen Werken, der Anfang der siebziger Jahre kurzzeitig in Dresden lebte und sich ausführlich in der örtlichen Presse über die Einweihung der russischen-orthodoxen Kirche und in der *Russischen Revue* zum russischen Schulwesen äußerte.⁵⁰ Aber auch andere wären zu nennen. So verfasste der hohe russische Beamte Sergej Aleksandrovič Taneev (1821–1889) eine vergleichende Studie über die *Grundzüge des Volksschulwesens in den Königreichen Preußen und Sachsen*, die er nach einem längeren Studienaufenthalt in Sachsen zusammengestellt und 1862 publiziert hatte. Diese Arbeit fand in Wolfsohns *Russischer Revue* eine ausführliche Würdigung; auch Berthold Auerbach äußerte sich dazu.⁵¹ Ein gewisser Dmitrij Vladimirovič L'vov gab 1863 in Dresden verschiedene periodische Blätter heraus, so über die Ansiedlung von Ausländern in Russland und zu Fragen der Bauernbefreiung (1859).⁵² Die Reihe ließe sich vermutlich fortsetzen.

Das deutet schon darauf hin, dass es sich bestimmte Teile der *russischen Kolonie* in Dresden nicht nur gut gehen ließen, sondern auch mit ernsthafter Arbeit und mit bestimmten Projekten befasst waren und die Nähe zum deutschen Geistesleben suchten. Das betrifft auch ein – wie es auf den ersten Blick scheint – abgelegenes Gebiet wie die Stenographie. Dresden nahm seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts eine führende Stellung bei der Entwicklung und Pflege moderner Stenographiesysteme in Deutschland ein,⁵³ vor allem dank des durch Franz Jakob Wigard (1807–1885) 1839 gegründeten *Königlichen Stenographischen Instituts* als Ausbildungseinrichtung. Und hier gab es rege Beziehungen zu der sich entwickelnden russischen Stenographie, die angesichts der russischen Gerichtsreform dringend benötigt wurde. So ist es vermutlich kein Zufall, dass ausgerechnet in Wolfsohns *Russischer Revue* eine Übersicht von Julius Woldemar Zeibig (1819–1905) über *Die Stenographie in Rußland* erschien, ein historischer Überblick über Bemühungen in Russland, eine eigene nationale Stenographie zu schaffen, die dann sogar zu einer Polemik führte.⁵⁴ Ohne in das Wesen der Kontroverse einzusteigen, sei nur vermerkt, dass Zeibig als Stenograph der Frankfurter Nationalversammlung tätig war, Russisch gelernt hatte, sogar den Fabeldichter Ivan Andreevič Krylov (1769–1844) ins Deutsche übersetzte, die entscheidenden Lehrbücher der verschiedenen russischen Stenographien kannte und im Frühjahr 1867 auch mehrfach mit der Stenographin Anna Dostoevskaja zusammentraf.⁵⁵ Seine in

⁵⁰ Gerbel 1874a; Gerbel 1874b; Gerbel 1863; zu Gerbel' vgl. Levin 1985, S. 162–180.

⁵¹ M. E. 1863; Auerbach 1864.

⁵² *Russkij biografičeskij slovar'*, S. 773.

⁵³ Kaden 1996.

⁵⁴ Zeibig 1862a; Twerdowatoff 1862, und die Erwiderung von Zeibig (Zeibig 1862b).

⁵⁵ Hexelschneider 2001.

Dresden gemeinsam mit dem russischen Juristen und Orientalisten Baron Nikolai von Tornau (1812–1882) entwickelte und dort auch gedruckte *Russkaja stenografija* [*Russische Stenographie*, 1863, ²1864] fand zwar keine offizielle Anerkennung seitens des zuständigen russischen Ministeriums, führte aber zu engeren Kontakten zwischen den Stenographen in Sachsen und Russland. Die Dresdener Stenographie dieser Jahre unterhielt sehr viele Kontakte zu russischen Spezialisten, die das System von Franz Xaver Gabelsberger (1789–1849) in Dresden intensiv für ihre Zwecke studierten.

Das sind nur einige Beispiele, die zeigen, wie vielfältig das Leben der *russischen Kolonie* war, wie es zugleich aber auch nicht wenige Momente gab, wo Russen aus ihren eng begrenzten russischen Zirkeln heraustraten und die Berührung zu deutschen Intellektuellen suchten. In dieses Leben waren zwei Persönlichkeiten involviert, die gleichsam eine Brückenfunktion zwischen der russischen und der sächsischen kulturellen Gesellschaft in Dresden ausüben konnten und es auch tatsächlich getan haben: die bereits mehrfach genannten Karolina Pavlova und Wilhelm Wolfsohn. Karolina Pavlova, geb. Jaenisch, war die Tochter eines in Russland tätigen deutschen Hochschullehrers. Wilhelm Wolfsohn kam aus einer mit der deutschen Kultur verbundenen aufgeklärten jüdischen Familie aus Odessa. Beide waren besessen von der Idee, russische Literatur in erstklassigen Übersetzungen an ein deutsches Lesepublikum heranzutragen.

Pavlova hatte engste Beziehungen zu Dresden. Hier erschien 1833 in der Arnoldischen Buchhandlung ihr erster Gedichtband *Das Nordlicht* mit Proben der russischen romantischen Dichtkunst; seit 1859 lebte sie ständig in der Stadt. Sie fühlte sich deutlich als Teil der *russischen Kolonie*, las öffentlich vor, brachte ihr Stück *Eine übereilte Ehe* am Dresdener Theater unter und übersetzte viel, vor allem Gedichte und Dramen von A. K. Tolstoj, der ebenfalls mehrere Sommer in Dresden verbrachte. Ihr bereits wiederholt zitiertes Fragment *Von Moskau nach Dresden* ist eine der wichtigsten Quellen für das Thema „Russen in Dresden“. Es beginnt mit allgemeinen Reflexionen über die Russen im Ausland und ihre Beziehungen zur Dresdener Bevölkerung und bietet dann eine exzellente kleine landeskundliche Darstellung Dresdens mit den entsprechenden Sehenswürdigkeiten. Am Beispiel eines Theaterbesuchs ließ sie auch Dresdener Prominenz Revue passieren wie Berthold Auerbach, die Schauspieler mit Emil Devrient (1803–1872) an der Spitze, den Dramatiker Karl Gutzkow (1811–1878) und schließlich Wilhelm Wolfsohn, „ein Übersetzer *par excellence*“, wie sie sagte: „Ich weiß nicht, wer besser als er die Verse von Puškin und Lermontov in die deutsche Sprachform gießen könnte. Er könnte sich allein mit seinen Übersetzungen einen Namen machen, wenn er sich seinen Ruhm nicht noch anders erwerben würde, vor allem durch den Erfolg des Stückes *Nur eine Seele*.“⁵⁶ Sie rühmte Wolfsohns öffentliche Schiller-Vorträge im Hôtel de Serbe. Die Dresdener Schriftstellerin Amely Bölte

⁵⁶ Zitiert nach: Fajńštejn 2002, S. 79.

(1811–1891) überlieferte, dass daran vorzugsweise Russen teilnahmen, „deren Interesse an dem Kompatrioten sich kundgab.“⁵⁷

Wie waren Wolfsohns Beziehungen zur *russischen Kolonie*? Er war seit 1852 ständig in Dresden ansässig, das er als seine „eigentliche geistige Heimat“ ansah.⁵⁸ Bis dahin lebte er als Wanderer zwischen der russischen und deutschen Welt, ehe er sich endgültig zu Deutschland und seiner Kultur bekannte, ohne seine jüdischen und russischen Wurzeln zu verleugnen. Insofern ist er ein Muster an Integrationsfähigkeit und Integrationswilligkeit. Das führte ihn auch in die *Dresdner Montagsgesellschaft*; 1859 wurde er Mitbegründer der *Deutschen Schillerstiftung*.

Schon als Student in Leipzig nahm er im Herbst 1842 bisher wenig beachtete Kontakte zu dem Arzt Anton Dietrich (1797–1868) auf, der seinerzeit in Pirna-Sonnenstein den romantischen Dichter Konstantin Nikolaevič Batjuškov (1787–1855) behandelt und ihn auch 1828/30 nach Moskau begleitet hatte, wo er mit Aleksandr Sergeevič Puškin (1799–1837) und anderen berühmten Autoren bekannt wurde und dann nach der Heimkehr 1831 die erste deutsche Sammlung russischer Volksmärchen nach Lubokerzählungen mit einem Vorwort von Jacob Grimm edierte.⁵⁹ Dietrich unterstützte Wolfsohn mit russischer Literatur bei seiner Dissertation *Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen* (1843), vermutlich mit Folkloreschriften und Werken der Romantiker. Damals, während des kurzen Aufenthaltes in Dresden Ende Oktober 1842, begegnete er gemeinsam mit Theodor Fontane auch Michail Aleksandrovič Bakunin (1814–1876) zum ersten Mal, den er später, nach meiner Vermutung in der Nacht vom 10. zum 11. Oktober 1848, in Leipzig auf dessen Reise nach Köthen beherbergen sollte und mit dem er damals einen lebhaften Disput über die Revolution hatte. Wir wissen über diese Diskussion aus zwei Quellen, die im Folgenden – angesichts der Brisanz der Thematik, aber auch wegen der verstreuten russischen Quellen – angeführt werden sollen. Das erste Zeugnis stammt von dem Schriftsteller Vladimir Fedorovič Odoevskij (1803–1869), der mehrfach mit Wolfsohn in St. Petersburg und Dresden zusammengetroffen war und der am 3. März 1861 in sein Tagebuch notierte:

„Wolfsohn erzählte mir, dass er versucht habe, Bakunin zu überreden, von jener unsinnigen Partei, über die er in Sachsen redete, Abstand zu nehmen. Bakunin dankte ihm, erinnerte ihn aber an das Märchen von Pugačev in der ‚Hauptmannstochter‘ [*Kapitanskaja dočka* von A. S. Puškin, E. H.] und setzte hinzu, falls er jemals Macht haben sollte, würde er ihn [Wolfsohn, E. H.] unbedingt aufhängen, denn er fände, dass solche liberale Philanthropen mit einem guten

⁵⁷ Bölte 1859, S. 154, zitiert nach: Lehmann-Schultze 1964, S. 108.

⁵⁸ Vgl. Lehmann-Schultze 1964, S. 81, Anm. 2.

⁵⁹ Dietrich 1831, vgl. Hexelschneider 1993. Der Besuch in Pirna fand am 31. Oktober 1842 statt, vgl. Schultze 1988, S. 23–25 (Einleitung).

und edlen Herzen am meisten *ihre* [also seine, Bakunins, E. H.] Sache zugrunde richten würden; dass die soziale Sache nicht einer Generation gehöre, sondern zwei, von denen die eine das Bestehende zerstören, während die andere aufbauen müsse. Aber dass die erste nicht weiß und nicht wissen müsse, *womit* sie das Alte ersetzen muß, ihre Sache sei es nur zu *zerstören*.“⁶⁰

Ein zweiter Zeitzeuge, der erwähnte Aleksandr Vasil’evič Nikitenko, bekam den gleichen Vorfall am 20. Juli 1862 in Dresden in leicht veränderter Form erzählt:

„Früh war ich bei Wolfsohn. [...] Er erzählte mir eine Anekdote über Bakunin, als dieser in Leipzig 1848 herumtobte [russisch: buševal, E. H.]. Bakunin befand sich in großer Gefahr; man verfolgte ihn, und wenn er gefangen worden wäre, hätte man ihn erschossen. Auf der Flucht vor Verfolgern erschien Bakunin bei Wolfsohn und bat um Zuflucht für eine Nacht. Wolfsohn verbarg ihn bei sich. Am nächsten Morgen sagte ihm Bakunin zum Abschied: ‚Du hast mir einen Dienst erwiesen, deshalb warne ich Dich: wenn wir nach oben kommen – gerate mir nicht in die Hände – ich werde Dich hängen oder erschießen.‘“⁶¹

Bakunin, zu diesem Zeitpunkt noch nicht der Theoretiker des Anarchismus, griff hier Ideen des russischen Nihilismus auf, die er bereits im Oktober 1842 in seinem Aufsatz *Die Reaktion in Deutschland* geäußert hatte.⁶² Es waren das wohl – soweit sich das aus den beiden Zitaten ablesen lässt – Diskussionen zwischen einem ungestümen Revolutionär und einem gemäßigten Liberalen, wobei Wolfsohn nicht nur freundschaftliche Beziehungen zu radikal-demokratischen Persönlichkeiten des Vormärz und der Revolution von 1848 unterhielt, sondern auch enge Kontakte zur *Dresdner Zeitung*, die in den Maitagen 1849 das Sprachrohr für Bakunins Ideen war und in die er im November 1849 Theodor Fontane als Berichterstatter aus Berlin hineinlancierte.⁶³ Auch in seiner Arbeit über Gercken hatte er 1851 deutliche Sympathien für die deutsche Revolution geäußert.⁶⁴

Wilhelm Wolfsohn hatte in Russland, das er nach der Übersiedlung nach Deutschland gelegentlich wieder besuchte (1843–1845, dann 1861), einen sehr großen Bekanntenkreis. Wie aber gestalteten sich seine Kontakte zu den in Dresden weilenden Russen? Ganz offensichtlich nutzte er jede sich ergebende Gelegenheit, um seine russische Sprechfertigkeit zu üben und um literarisch-kulturelle Nachrichten aus Russland zu erfahren.⁶⁵ Natürlich kannte er viele russische Autoren, die zeitweilig in Dresden lebten oder sich auf der Durchreise befanden.

⁶⁰ Odoevskij 1935, S. 130.

⁶¹ Nikitenko 1956, S. 285f.

⁶² Vgl. genauer Hexelschneider 2003b.

⁶³ Vgl. Briefe, Nr. 17 (Wolfsohn an Fontane, 13. November 1849). Vgl. dazu Schultze 1988 und Bakunin 1995.

⁶⁴ Vgl. Reißner 1963, S. 7–12.

⁶⁵ So Schultze 1988, S. 22f. (Einleitung).

Das ist vielfach belegt für Aleksej Konstantinovič Tolstoj, der ab Sommer 1860 regelmäßig für einige Zeit in Dresden lebte und dessen Dramen in der Übersetzung von Karolina Pavlova Wolfsohn in seiner *Russischen Revue* teilweise im Vorabdruck publizierte und besprechen ließ.⁶⁶ Dazu kam natürlich sein enger Kontakt zu Karolina Pavlova, die er bereits im Spätsommer 1844 in ihrem Salon in Moskau kennengelernt hatte. Seine Kontakte zur Familie Reichel-Èrn, die weiter zu A. I. Gercen führten, wurden schon genannt.

Weniger bekannt ist, dass sich Wolfsohn 1858 sehr intensiv um den damals populären Autor und Musikkritiker Vladimir Fedorovič Odoevskij kümmerte und ihn ein paar Tage in Dresden betreute, bevor dieser in Jena von der Philosophischen Fakultät der Universität für pädagogische Verdienste mit der Ehrendoktorwürde ausgezeichnet wurde. Odoevskij hatte sich in St. Petersburg für humanitäre und philanthropische Projekte der Volkserziehung und Armenfürsorge engagiert. In Jena traf er übrigens auch mit Carl Gustav Carus, dem vielseitigen Mediziner und Naturforscher, zusammen, der ganz offenbar mit Wolfsohn bekannt war, denn er überließ diesem als Vorabdruck seine *Fragmente zur Symbolik menschlicher Gestalt* für die *Russische Revue*.⁶⁷ Belegt sind auch Treffen mit dem Wolfsohn aus Moskau bekannten Dichter und Kritiker Petr Andreevič Vjazemskij (1792–1879) in den fünfziger Jahren, der übrigens einige Gedichte über Dresden und die Sächsische Schweiz schrieb,⁶⁸ und mit dem im Zusammenhang mit M. A. Bakunin bereits genannten Literaturkritiker Aleksandr Nikitenko (1862). Über ihn sind Treffen mit dem Romancier Ivan Aleksandrovič Gončarov (1812–1891), der zwischen 1857 und 1872 verhältnismäßig oft in Dresden weilte, sehr wahrscheinlich, wenngleich derzeit nicht belegbar. Eine Begegnung mit L. N. Tolstoj ist kaum anzunehmen, sonst hätte der russische Schriftsteller bei seiner minutiösen Art, Reisetagebücher zu führen, das sicherlich notiert. Ob Wolfsohn den im Juni und Ende August 1862 und dann im August und November 1863 auf der Durchfahrt befindlichen F. M. Dostoevskij, den er ja bereits übersetzt hatte, getroffen hat, ist wohl eher zu verneinen. Offen sind Treffen mit Ivan Sergeevič Turgenev (1818–1864), der Dresden mehrfach berührte und sich dort im April 1858 mit dem später in der Stadt ansässigen Kritiker Pavel Vasil'evič Annenkov (1813–1887) verabredete.⁶⁹ Sollte Wolfsohn nicht vielleicht doch von der Anwesenheit der beiden russischen Prominenten gewusst haben? Ähnliches lässt sich auch für die an den erwähnten *Russischen Vorlesungen* (1863) anwesenden Autoren N. P. Šalikova und B. M. Markevič vermuten. Schließlich ver-

⁶⁶ C. A. 1863; Tolstoj 1863. In einer Anmerkung äußerte sich auch Wolfsohn zu dem Stück. Vgl. Göpfert 1994, S. 184–198.

⁶⁷ Carus 1864. Vgl. Hexelschneider 2004. Eine Begegnung von Carus und Odoevskij in Weimar ist belegt, vgl. Carus 1866, S. 177.

⁶⁸ Vgl. Lehmann-Schultze 1964, S. 171 mit den entsprechenden Belegen.

⁶⁹ Turgenjew 1961, S. 213. Turgenev an P. V. Annenkov am 9. April 1858.

fügte Wolfsohn über gute Kontakte zu dem im russischen diplomatischen Dienst stehenden Schriftsteller Wilhelm von Kotzebue (1813–1887), der auch als Übersetzer von Turgenjews Erzählung *Mumu* (1855) und als Autor in der *Russischen Revue* hervortrat.⁷⁰

Von besonderer Wichtigkeit waren wohl die Treffen mit dem Dichter und Publizisten Ivan Sergeevič Aksakov (1823–1886), mit dessen Bruder Konstantin Wolfsohn bereits in Moskau Bekanntschaft geschlossen und den er sogar als literarische Figur unter dem Namen Anatol in sein Drama *Nur eine Seele* (1854/55) eingeführt hatte. In seinen Briefen an die Familie sind wichtige Urteile über Wolfsohn enthalten. Aksakov betonte die Rolle, die Wolfsohn als Übersetzer russischer Literatur in Deutschland spielte sowie seinen Rang im literarischen Leben Dresdens; er versuchte ihn (wenn auch vergeblich) als Übersetzer der Werke seines Vaters Sergej Timofeevič Aksakov (1791–1859) und seiner eigenen Schriften, so der *Russischen Ideen*, zu gewinnen, die später in der Übersetzung Friedrich von Bodenstedts (1819–1892) unter dem Titel *Russische Fragmente* bei F. A. Brockhaus in zwei Bänden erscheinen sollten (1862). Er bezeichnete Wolfsohn als bekannten „Russophilen“, der davon ausgehe, „dass die Zukunft nur dem russischen Bauern gehört, freilich einem, der mit deutscher Cultur und Bildung [bei Aksakov deutsch, E. H.]“ verheiratet sei.⁷¹ Aber im Gespräch mit dem Slawophilen beklagte Wolfsohn auch die Gleichgültigkeit, ja Verachtung der deutschen gelehrten Welt gegenüber der russischen geistigen Tätigkeit und bedauerte das Desinteresse der Westeuropäer gegenüber den Russen.⁷² In den Notizen von Aksakov sind freilich auch gewisse antijüdische Töne über den ungetauften Juden Wolfsohn (russisch pejorativ „žid“)⁷³ nicht zu übersehen.

Die genannten Namen stellen vermutlich nur einen kleinen Teil jener russischen Kontakte dar, die Wolfsohn in seiner Dresdener Zeit unterhielt. Weitere konkrete Forschungen werden vermutlich neues Material zu Tage fördern, vor allem wenn man seine journalistische Tätigkeit noch gründlicher untersucht. Die von ihm 1862–1865 herausgegebene *Russische* bzw. *Nordische Revue* war in gewisser Weise ein allerdings bescheidenes, nur wenig genutztes Mittel, den Russen in Dresden eine Plattform zu geben, auch wenn Wolfsohns journalistisches Konzept auf das ganze Deutschland zielte, um Kunde über das geistige Leben in Russland zu vermitteln. Dennoch finden sich hier nicht zufällig solche Materialien mit deutlichem Dresden-Bezug wie *Russische Vorlesungen in Dresden*, eine *Polemik gegen die Russen im Auslande* oder ein Bericht über die Zustände im Dresdener Stadt Krankenhaus, Zeibigs Bericht über die Stenographie und andere, in denen das Dresdener Geschehen expressis verbis beleuchtet wird.

⁷⁰ Turgenjew 1863; Kotzebue 1863; Kotzebue 1864.

⁷¹ Aksakov 1892, S. 355f. Vgl. Lehmann-Schultze 1964, S. 111.

⁷² Aksakov 1892, S. 356.

⁷³ Ebd., S. 369.

Schließlich sollte ein Gesichtspunkt nicht unerwähnt gelassen werden. Bei aller Loyalität gegenüber dem russischen ministeriellen Geldgeber und auch gegenüber dem sächsischen Staat nutzte Wolfsohn die Plattform der *Russischen (Nordischen) Revue* durchaus auch dazu, um mit einer Darstellung russischer Zustände speziell für die Juden sowohl in Russland, vor allem aber auch in Sachsen Gleichberechtigung einzufordern, wie sein Aufsatz *Die Juden in Rußland* (1865)⁷⁴ zeigt. Autobiographische Momente dürfte wohl auch sein Aufsatz *Die Mischehen in Rußland* (1865)⁷⁵ enthalten, der besonders die Toleranz der russisch-orthodoxen Kirche in dieser Frage würdigt. In der Erinnerung blieben ihm wohl jene erniedrigenden Prozeduren früherer Jahre bei seiner Einbürgerung, die er von den deutschen Behörden erdulden musste.

Die *russische Kolonie* in Dresden und mittendrin Wilhelm Wolfsohn – das ist ein „weites Feld“, ein reiches Betätigungsfeld für weitere Forschungen. Vor allem wären seine kultur- und literaturkritischen Schriften sowie seine politische Physiognomie und die Bedeutung seiner *Russischen Revue* im Kontext der deutschen Zeitschriftenliteratur genauer zu beleuchten.

⁷⁴ Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 6.2.11.21.

⁷⁵ Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 6.2.11.26.

Theodor Fontane: *Preußen – ein Militär- oder Polizeistaat?* Anmerkungen zu einer postrevolutionären Apologie

1

Aus den dreißig Artikeln, die Fontane zwischen November 1849 und April 1850 für die *Dresdner Zeitung* schrieb,¹ fällt *Preußen – ein Militär- oder Polizeistaat?*² nicht nur deshalb heraus, weil er unveröffentlicht blieb. Auch der ausgeprägt diskursive Charakter unterscheidet ihn von den übrigen Artikeln, die mit einigem Recht als „Korrespondenzen“ oder „Berichte“ bezeichnet worden sind.³ Diskursiv ist dieser Artikel sogar im strikten Sinn, denn er schreitet von Urteil zu Urteil voran, und so urteilsfreudig ist der früh zu Paradoxien neigende Publizist nicht immer gewesen.⁴ Dass er sich außerdem bewährter rhetorischer Mittel wie des Einsatzes der Antithese und Anapher, der Gradation und Konklusion bedient, verdeutlicht nur, um was es hier geht: um die gekonnte Apologie einer „Staatsform“,⁵ die mit Preußen schlechterdings gleichgesetzt wird. Zu Recht oder Unrecht: Bis zu seiner formellen Auflösung durch Gesetz des *Alliierten Kontrollrats* vom 25. Februar 1947 hat Preußen den Ruf eines „Militärstaats“ behalten.

Dass Preußen in diesem Ruf seit den friderizianischen Tagen stand,⁶ stellte für den Berliner Korrespondenten der *Dresdner Zeitung* mitnichten ein Ärgernis dar. Der Umstand bot ihm vielmehr die willkommene Gelegenheit, den „Polizeistaat“, oder polemischer: die „Polizei-Wirtschaft“⁷, als Traditionsbruch und in diesem Sinne als unpreußisch zu brandmarken. Das Urteil freilich, mag es auch historisch begründet und durchaus politisch gemeint sein, hatte seinen Maßstab fast eher noch in Ethik und Ästhetik als in Geschichte und Politik. Denn es handelte sich um Fragen von „Ruhm“ und „Größe“, wie von „Recht“, „Gesetz“ und

¹ Vgl. Berbig/Hartz 2000, S. 23–27; Streiter-Buscher 2000, S. 793–795; Jolles 1983, S. 68–74; Jolles 1961; Jolles 1960.

² Zitiert wird nach Briefe, Nr. 21 in diesem Band.

³ Vgl. Fontane 1979, S. 216f.

⁴ Vgl. Streiter-Buscher 2000, S. 793.

⁵ Briefe, Nr. 21, S. 49. – „Apologie“ wird hier als eine Textstrategie verstanden, die ihrem Zweck entsprechend die geeigneten sprachlichen Mittel wählt. Als Schrift oder Rede hat sie eine alte Tradition; außer einer Religion oder Person kann sie wie hier auch eine Institution rechtfertigen oder verteidigen.

⁶ Vgl. Thadden 1981, S. 59.

⁷ Briefe, Nr. 21, S. 49.

„Stolz“.⁸ All dies war korrumpiert, verletzt und zunichte gemacht durch den „Polizeistaat“, der an die Stelle des Ruhms „die nackten, durch nichts entschuldig-ten Unverschämtheiten einer ebenso ruhm= wie rücksichtslosen Polizei“, an die Stelle der Größe „das *Kleinliche*“, an die Stelle des Rechts die „Rechtsverhöh-nungen“ und an die Stelle des Gesetzes die „*polizeiliche Willkür*“ gesetzt hatte.⁹

Vor der Antithese selbst ist etwas anderes von Interesse: Die ausdrückliche Frage nach der „Form des Staats“¹⁰ (und nicht nach der Gesellschaft) steht bereits in preußischer Tradition. Denn Preußen galt und gilt noch immer als „Inbegriff von Staatlichkeit“, seitdem sich unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen „alles, was irgendwie bedeutsam war, im Einzugsbereich des Staats“¹¹ konzentriert hatte. Diese Dominanz des Staates gegenüber der Gesellschaft war 1848/49 durch die sich emanzipierende Gesellschaft nachdrücklich in Frage gestellt worden. Seiner tatsächlichen Verfasstheit nach handelte es sich um eine bürokratisch gestützte Militärmonarchie, in welcher der König über die entschei-denden Instrumente des fürstlichen Herrschaftsmonopols verfügte. Und erst im Zusammenhang mit der Bedrohung dieses Monopols offenbart auch der nach-märzliche „Polizeistaat“ seine ‚Logik‘, nämlich als Reaktion der Militärmonar-chie auf die Partizipationsforderungen der politisch gewordenen Gesellschaft. Wolfram Siemann hat dazu geschrieben:

„Der König behauptete die Stellung des Monarchen im Herrschaftssystem, seine Machtvollkommenheit über Militär, Diplomatie und innere Verwaltung. In diesem Sinne stand er für ein politisches System, das durch die Bewegungen in der Gesellschaft herausgefordert wurde, einen Teil der Macht preiszugeben. Die gesamte postrevolutionäre polizeistaatliche Politik des preußischen Kryptoabso-lutismus bekräftigte diesen tieferliegenden Konflikt.“¹²

Von diesem Konflikt zwischen Staat und politischer Gesellschaft handelt Fontane nicht. Wo die politische Gesellschaft überhaupt in Erscheinung tritt, und das ist nur ganz am Rande der Fall, da firmiert sie als „d[ie] Demokratie“ und muss sich sagen lassen, dass sie sich mit ihrer Einforderung des Rechts nur noch zum Affen der Polizei macht: „Daß wir es sagen müssen: dies Recht= und Genugthuung-Fordern seitens der Demokratie ist zur Lächerlichkeit geworden. Die Handlanger der Polizei handeln in höchsten Aufträgen; wie mögen Ueber-griffe *da* gerügt werden, wo sie, vielleicht wohlüberlegt, angeordnet wur-den.“¹³ Ist hier schon die Geste der Distanzierung nicht zu übersehen, tritt sie vollends im direkt folgenden Schlussabsatz zutage: „Man will die Volkspartei

⁸ Ebd., S. 51.

⁹ Ebd. (Hervorhebung im Original).

¹⁰ Ebd., S. 49.

¹¹ Thadden 1981, S. 57. Vgl. Haffner 1979, S. 128.

¹² Siemann 1985a, S. 204.

¹³ Briefe, Nr. 21, S. 51 (Hervorhebung im Original).

aufs Aeüßerste bringen, man *will* den Kampf und – wir zweifeln nicht – man wird ihn haben. Wer mag den Ausgang bestimmen!“ Diesen „Kampf“ lässt der im Pluralis majestatis auftretende Autor hinter sich. In einer effektvollen Wendung – als würde sich ein Bühnenheld in Pose werfen – heißt es endlich schlussfolgernd: „Wie er sich aber auch gestalten möge, wir wenden uns, in *altpreußischem Stolz*, mit Schmerz und Scham von einer Regierungsform ab, die unsre Armee zu Polizeiknechten degradierend, an die Stelle eines *militairisch organisirten Rechtsstaates, das Schreckensregiment polizeilicher Willkür gesetzt hat*.“¹⁴

2

Das war zuviel: Die *Dresdner Zeitung* sollte sich in „*altpreußischem Stolz*“ präsentieren? Oder doch das Forum für ein solches Bekenntnis bieten? Die Redaktion wies den Artikel zurück, und Fontane zeigte Verständnis. Er schrieb am 11. Dezember 1849 an Wolfsohn: „Eben erhalt ich einen sehr freundlichen, anerkennenden Brief von der *Dresdner Zeitung*, der mir trotz alledem erklärt, daß mein letzter Artikel ‚Preußen – ein Militair= oder Polizeistaat?‘ wegen der durchgehenden altpreußischen Gesinnung nicht habe abgedruckt werden können.“ Und er entschied für sich: „Ich wundre mich über diese Erklärung gar nicht, – sie ist ganz in der Ordnung; aber es geht daraus hervor, daß ich für jene Zeitung nicht schreiben kann, wenn gerade das, was mich am meisten erwärmt u. erhebt von ihr verworfen werden muß. Ich bin nun mal Preuße, und freue mich es zu sein.“¹⁵ War es nur die „ausgesprochen antipreußische Einstellung“ dieser Zeitung, die „Fontane die Mitarbeiterschaft sehr erschwer[t]“¹⁶ und die Zurückweisung des Artikels veranlasst hat? Vielleicht greift diese Erklärung doch ein wenig zu kurz, da sie von den näheren zeitgeschichtlichen Umständen absieht.

Es war die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Sachsen, die gerade ein halbes Jahr zuvor ihre bitteren Erfahrungen mit dem „preußischen Militärstaat“ gemacht hatte. Im Zuge der Reichsverfassungskampagne hatten sich am 22. April 1849 über 200 politische Vereine in Dresden verständigt, und als sich die Kammern gleichfalls auf die Verfassung verpflichteten, löste König Friedrich August II. sie kurzerhand auf. Die dadurch angefachte öffentliche Erregung schlug in offene Empörung um, als die Nachricht von der Anforderung preußischer Truppen durchdrang. Auf den Barrikadenbau, befördert durch den Hofbaumeister Gottfried Semper und den Hofkapellmeister Richard Wagner,

¹⁴ Ebd. (Hervorhebung im Original).

¹⁵ Briefe, Nr. 22.

¹⁶ Jolles 1983, S. 68.

dirigiert von dem russischen Revolutionär Michail Bakunin, folgte unmittelbar nach der Flucht des Königs die Bildung einer provisorischen Regierung, die von 24 Städten anerkannt wurde und die sich nach Württemberg als dreißigster Staat auf den Boden der Reichsverfassung stellte. Die rasch ins Land hineinwirkende Bewegung konnte sich schließlich auf 3.000 Mann stützen, denen weitere 6.000 zuzogen, die jedoch zum größten Teil unbewaffnet und daher kaum einsatzfähig waren. In dieser zugespitzten Situation lernte Dresden den „preußischen Militärstaat“ kennen.

„Die Reaktion erfolgte schnell, und die Eisenbahn beschleunigte sie: Am 5. Mai trafen die preußischen Truppen ein; am 9. Mai waren die Kämpfe entschieden; auch der Führer der ‚Arbeiterverbrüderung‘, Stephan Born, stand auf den Barrikaden.“ Die „Größe“ stellte sich den Dresdnern als technische Überlegenheit dar: „Mit modernen Zündnadelgewehren und reichlich Artillerie ausgerüstet, waren die preußischen Truppen weit überlegen.“ Bilanz und Wirkung der Intervention sprechen für sich: „31 gefallenen Soldaten und 97 verwundeten standen rd. 250 Gefallene und 400 Verwundete unter den Revolutionären gegenüber. Die Art der Niederschlagung des Dresdner Maiaufstands hatte eine abschreckende Wirkung auf das übrige Deutschland.“¹⁷ Dass sich Verhaftungen, massenhafte Anklagen und Verurteilungen in den nächsten Monaten anschlossen, macht nur klar, wie zeitlich benachbart die Folgen des militärischen Einsatzes und Fontanes „Loblied“¹⁸ auf den „preußischen Militärstaat“ waren. Vor diesem Hintergrund wird man anders urteilen müssen: Nicht so sehr die „ausgesprochen antipreußische Einstellung“ der *Dresdner Zeitung* hat Fontane die Mitarbeiterschaft erschwert (alle anderen Artikel gingen unbeanstandet durch die Redaktion); Fontane hat sich vielmehr unempfindlich gegenüber der von diesem Ereignis geprägten Leserschaft gezeigt, als er das „Loblied“ auf den „preußischen Militärstaat“ anstimmte.

Aber nicht nur in diesem aktuellen Punkt stießen die Einstellungen aufeinander. Sachsen, wenn man einmal Dresden als Residenzstadt für das Ganze nimmt, war ein Königreich von Napoleons Gnaden, der damalige Verbündete des französischen Kaisers, König Friedrich August I., nach der Völkerschlacht bei Leipzig gefangen genommen und sein Land bis 1815 von russischen, dann preußischen Truppen besetzt worden. Durch den Wiener Kongress verlor das Königreich seine Nordhälfte mit Ober- und Niederlausitz, Torgau, Wittenberg, Naumburg und Eisleben an Preußen. Die emphatische und legendenhaft überhöhte Erinnerung an die Befreiungskriege teilte man folglich in Sachsen nicht:

„[...] und wenn die Knaben aus der Schule in's Feld ziehen, wenn Wittwen ihren ersparten Groschen zur Kriegskasse tragen, wenn es keinen Bauer und

¹⁷ Siemann 1985a, S. 210.

¹⁸ Briefe, Nr. 21, S. 49

keinen Bürger mehr giebt, wenn alles zur Waffe greift und das ganze Volk wie *ein Soldat* dasteht, dann spricht man von begeisterter, nationaler Erhebung, von Kampf und Tod für's Vaterland, aber das Wort *Militärstaat* kommt über Keines Lippe.“¹⁹

Fontane hat von der gespaltenen Erinnerung gewusst. In seinem ersten Artikel für die *Berliner Zeitungs-Halle* vom 31. August 1848 hatte es noch unmissverständlich geheißt: „Was gelten dem Sachsen, dem Rheinländer unsere Siege bei Dennewitz und Großbeeren? Sie fochten auf feindlicher Seite, als wir den Tempel unseres Ruhms mit Trophäen schmückten.“²⁰ Man setze dazu nur die Haltung, die aus dem folgenden Aufruf spricht. In einem „Breslau, am 23. Merz [!] 1813“ datierten, von Blücher unterzeichneten Flugblatt *An Sachsens Einwohner!* heißt es am Ende deutlich genug: „Den Freund deutscher Unabhängigkeit werden wir als unsern Bruder betrachten, den irgeleiteten Schwachsinnigen mit Milde auf die rechte Bahn leiten; – den ehrlosen verworfenen Handlanger fremder Tyranney aber, als einen Verräther am gemeinsamen Vaterlande unerbittlich verfolgen.“²¹

Die andere Erinnerung, die Fontane mit Rücksicht auf den „Militärstaat“ in die Waagschale warf, schied nicht weniger die preußische und sächsische „Nation“ – wie man damals noch im Sinne der älteren Wortbedeutung sagte. Denn der namentlich als Sieger von Zorndorf (25. August 1758) aufgerufene Reitergeneral Friedrich Wilhelm von Seydlitz hatte dank eines verblüffend schnellen und massierten Kavallerieangriffs bereits den preußischen Sieg bei Roßbach an der Saale am 5. November 1757 auf sächsischem Boden entschieden. Und zu Beginn dieses Siebenjährigen Krieges war Sachsen bekanntlich ohne Kriegserklärung von Preußen überfallen, annektiert und in der Folgezeit zwecks Aufbringung der Kriegskosten systematisch ausgesaugt worden.²² Zwar hat gerade die Schlacht von Roßbach eine enorme Wirkung auf die öffentliche Meinung gehabt und in Kreisen der Intelligenz, besonders in Preußen, die Illusion genährt, im König von Preußen den Vorkämpfer einer werdenden bürgerlichen Nation zu haben. Aber nicht nur versiegten in den späteren Kriegsjahren, als Elend und Not zunahm, die Soldaten- und Propagandalieder, von denen Johann Wilhelm Ludwig Gleims *Preußische / Krieglieder / in den / Feldzügen 1756 und 1757 / von einem Grenadier* (Berlin 1758) die bekanntesten waren. Auch ein Dichter wie Johann Peter Uz hatte schon 1757 gegenüber Gleim erklärt: „Krieg und Helden sind kein Stoff für meine Lieder“, und in der gleichzeitigen Ode *An den Herrn Kanonikus* dem populär daherkommenden

¹⁹ Ebd. (Hervorhebung im Original).

²⁰ Theodor Fontane: *Preußens Zukunft*. In: Fontane 1979, S. 9f. (Hervorhebung im Original).

²¹ Doppelblatt mit drei bedruckten Seiten, 38 × 24 cm (im Besitz des Verf.). Vgl. aus dem Kontroverschrifttum etwa *Sachsens künftiges Schicksal* 1806.

²² Vgl. Mittenzwei 1980, S. 106–109.

Bellizismus eine Absage erteilt: „Seht, Eures Volkes Blut raucht strömend von der Erden! / Ach, dies betrogne Volk ergab / Sich unter Euren Hirtenstab, / geweidet, nicht gewürgt zu werden.“²³

3

Das klang anders als in Fontanes preußischem Feldherrnlied *Seydlitz* oder, seit der 3. Auflage der *Gedichte* 1889, *Herr Seydlitz auf dem Falben*, über das er in seinem Brief an Hermann Hauff vom 18. Mai 1847 schrieb: „Der ‚Seidlitz‘ wurde der Liebling Aller“.²⁴ Dort liest man in der Roßbach-Strophe: „Getrunken und gegessen / Hat jeder, was ihm scheint, / Dann heißt es: ‚Aufgegessen / Und wieder nach dem Feind!‘ / Der möchte sich verschmaufen / Und hält bei Roßbach an, / Doch nur, um fortzulaufen / Mit neuen Kräften dann.“ Martialisch, gewürzt mit derbem Humor, geht es in der Zorndorf-Strophe zu: „Das waren *Seydlitz*’ Späße; / Bei Zorndorf galt es Zorn, / Als ob’s im Namen säße, / Nahm man sich da aufs Korn; / Das slawische Gelichter – / Herr *Seydlitz* hoffte traun / Noch menschliche Gesichter / Aus ihnen zuzuhaun.“²⁵ Es war das durch Menzels Holzschnitt geschaffene *Seydlitz*-Bild,²⁶ das Fontane hier in Versen ausmalte. Beide wurzelten weniger in der nüchternen Historie als in der populären Anekdotentradition und nahmen schon von daher einen spezifisch genrehaften Charakter an.

Auf letzteres stellt Fontane auch das *Seydlitz*-Bild in seiner Apologie des „Militärstaats“ ab. Nachdem er bereits zweimal mit „Es war die Zeit“ eingesetzt hat, benutzt er die Anapher erneut als Avantgarde: „Es war die Zeit, wo der berühmte Seidlitz sammt seinem Officier-Corps auf dem Markte zu Görlitz Kunststückchen im Pistolenschießen machte, so daß die Bewohner des Platzes kaum ihres Lebens sicher waren.“ Und er macht das Zugeständnis: „Es war die Zeit militairischen Dünkels und militairischer Uebergriffe.“ Dieses Zugeständnis lässt freilich den Mythos der Volksanhänglichkeit in einem um so strahlenderen Licht erscheinen: „Und doch war das Volk glücklich; doch hing es in Liebe und Begeisterung an seinen großen Männern; – warum?! Es drängen sich uns zwei Gründe dafür auf. *Einmal*: die Größe darf sich etwas erlauben! Derselbe Seidlitz, der auf dem Markte zu Görlitz seinen humoristischen Unfug trieb, hatte ein Dutzend Jahre zuvor Sieg auf Sieg erfochten; er war es, der die Schlacht bei Roßbach wie ein Spielwerk betrieben hatte, – er war es, der die Marken von dem russischen Gesindel befreite, als er bei Zorndorf ihre Vierecke nieder-

²³ Zitiert ebd., S. 114.

²⁴ Theodor Fontane an Hermann Hauff, 18. Mai 1847 (HFA IV/1, S. 34).

²⁵ Theodor Fontane: *Herr Seydlitz auf dem Falben*. In: GBA Gedichte 1, S. 193.

²⁶ Vgl. Kugler/Menzel 1981, S. 346.

hieb.“²⁷ Fontane spricht hier von der Zeit nach dem Siebenjährigen Krieg: „Ja! da blühte der Militairstaat.“²⁸ Wovon er jedoch nicht spricht: dass in derselben Zeit, in der er, wegen des „Kriegsspiel[s] in Friedenszeiten“, den „*eigentlichen* Militairstaat“²⁹ am Werke sieht, derselbe Seydlitz auf des Königs Befehl mit seiner Kavallerie die aufrührerischen Bauern in Schlesien „niederhieb“.³⁰ Wenigstens dort, in Ohlau, Nimptsch, Glatz und Schweidnitz, dürfte sich die „Liebe und Begeisterung“ in Grenzen gehalten haben.³¹ Anders gesagt: Die „lustigen Streiche großer Männer“ waren nicht immer lustig.

Der zweite Grund, für Fontane der wichtigere, folgt letztlich demselben Muster anekdotisch beglaubigter Geschichte:

„Vor allen aber, und das ist der wahre Schlüssel zum Verständniß, – der Militairstaat jener Zeit schloß den *Rechtsstaat* nicht aus. Das Volk vergaß gern über den Ruhm der ganzen Armee die Uebergriffe des Einzelnen, es betrachtete ohne Bitterkeit und Eifersucht die bevorzugte Stellung des Soldaten, denn es hatte die Gewißheit davon, daß alle diese Bevorzugung die *Handhabung des Rechtes* nicht aufhob. Wo ein Kläger war, war auch ein Richter.“

Und zum Beweis werden die geläufigen Bilder und Sentenzen aufgerufen, die längst ein unverwüstliches Eigenleben entwickelt hatten.

„Die Mühle bei Sanssouci, und das vertrauensvolle: ‚da müßte das Kammergericht nicht sein‘ wird ewig als ein leuchtendes Beispiel dastehn, daß der altpreußische Militairstaat nie aufhörte ein Rechtsstaat zu sein; so wie hundert andre Vorkommnisse jener Zeit den schlagenden Beweis führen, daß die Sonderstellung von Adel und Armee der Person des Königs gegenüber, diesen niemals bestimmte auch ein *besondres Recht* seinen Bevorzugten gegenüber gelten zu lassen.“³²

Es ist hier nicht der Ort, auf die „Ideologie des Rechtsstaats“³³ näher einzugehen. Sie lebt bis heute fort,³⁴ obwohl etwa Klaus Epstein selbst nach sorgfältiger Prüfung des Gerichtswesens und der „Gesetzeserneuerung“ durch die Inkraftsetzung des *Allgemeinen Landrechts* im Juni 1794 lediglich die Feststellung treffen konnte: „Die Idee eines lebensfähigen Rechtsstaats blieb

²⁷ Briefe, Nr. 21, S. 50

²⁸ Ebd.

²⁹ Ebd. (Hervorhebung im Original).

³⁰ Vgl. Mittenzwei 1980, S. 156.

³¹ Als ein Gegenbeispiel: *Das Wohlthätige / der Weyl. glorreichen Regierung / Friedrich des Zweiten / für Schlesien, / vorgetragen / in der am 14 post Trinit. 1786. angeordneten / Gedächtniß=Rede / über 1 Chronic. 18, v. 8. / in der Gros=Weigelsdorfer Kirche / von / Johann Hansen, / Pastor und Circuli Senior.* Oels, gedruckt bey Samuel Gottlieb Ludwig, Herzogl. Hof=Buchdrucker [1786].

³² Briefe, Nr. 21, S. 51 (Hervorhebung im Original). Vgl. Syben 1942, S. 189f.

³³ Kehr 1976, S. 41.

³⁴ Vgl. etwa Schoeps 1966, S. 84–87; Thadden 1981, S. 58.

unrealisierbar.³⁵ Fontane aber brauchte den „Rechtsstaat“ als unbefragte Größe, damit der „Polizeistaat“ nicht nur als ein Bruch mit der Tradition, sondern auch als ein Vergehen gegen das Beste erschien, was Preußen hervorgebracht und ausgemacht hat: den durch den „Rechtsstaat“ gezügelten „Militärstaat“. Die Fabel vom Müller von Sanssouci, der gegenüber dem König sein Recht im Kammergericht gut aufgehoben fand, stand außerdem für das unerschütterliche Vertrauen in diesen „Rechtsstaat“ ein.³⁶ In den Versen Hermann von Boyens, des bekannten Reformers und späteren Kriegsministers, hörte sich das so an: „Der Fürst, so wie der ärmste Knecht / Sind gleich vor Preußens *Landesrecht*, / Das kam aus Friedrichs Munde.“³⁷

Indessen hat die theoretische Konstruktion eines Gesetzbegriffes im *Allgemeinen Landrecht*, „wo sie nicht wirtschaftlichen Entwicklungen wie dem Hypothekenrecht freie Bahn gab, eine nur auf die Ideologieggeschichte beschränkte Bedeutung gehabt. Die Verwaltungspraxis hat sich nicht einmal an diese bescheidene Forderung der Justiztheoretiker gehalten und jeder beliebigen Meinungsäußerung des Königs eine durch keinerlei Prüfungsrecht der Gerichte eingeschränkte Rechtsgültigkeit verliehen.“³⁸ Und hatte nicht schon in den Friedensjahren nach 1815, die Fontane ausdrücklich für den „Rechtsstaat“ in Anspruch nahm,³⁹ Preußen die Züge eines „Polizeistaats“ angenommen? Als das Metternichsche System in Blüte stand, weiteten sich jedenfalls die politischen Verfolgungen aus und bildete sich ein entsprechender Polizeiapparat heraus.⁴⁰ Für Fontane sah das anders aus. Nostalgisch („[m]it wehmütigem Lächeln“⁴¹) erinnerte er im unmittelbar folgenden Artikel für die *Dresdner Zeitung* vom 10. Dezember 1849 an jene gemütliche Brutalität, mit der die Hungerrevolten im Vormärz niedergeritten wurden, und an das patriarchalische Regiment Friedrich Wilhelms III., als noch der „Fürst ein Hirt [war], der seine Herde ruhig weiden

³⁵ Epstein 1973, S. 448.

³⁶ Vgl. auch Schumann 1986.

³⁷ [Hermann] v[on] Boyen: *Der Preußen Losung ist die Drei*. In: *Preußen-Buch* 1849, S. 31f., hier S. 32 (Hervorhebung im Original).

³⁸ Kehr 1976, S. 44. Epstein 1973 resümiert: „Preußens juristische Organisation blieb chaotisch und seine überlebte Patrimonialgerichtsbarkeit unangetastet. Es gab praktisch nichts, was die klassen- gebundenen Privilegien erschüttert hätte. Die Stellung der Aristokratie blieb unangefochten und die Leibeigenschaft unverändert, ebenso wie die Institution der Zünfte weiterhin eine Quelle wirtschaftlicher Stagnation darstellte. Auch die Absicht, den königlichen Absolutismus zu beschränken, wurde wieder aufgegeben, als das Verbot der Machtsprüche aus der letzten Fassung des ALR gestrichen wurde“ (S. 448).

³⁹ Briefe, Nr. 21, S. 50.

⁴⁰ Vgl. Siemann 1985b; Lüdtke 1982.

⁴¹ Fontane 1979, S. 37.

sah; nur für die Verirrten lag der Hund an seiner Seite [...]. Die arkadischen Zeiten kehren nicht wieder ...“⁴²

4

An dieser Stelle muss noch einmal der Brief an Wolfsohn herangezogen werden, nun aber mit seinen kommentierenden Nachsätzen. Sie zeigen, dass es Fontane trotz alledem um Preußens Stellung in der Gegenwart ging und besonders um Preußens Stellung in Deutschland:

„Ich bin nun mal Preuße, und freue mich es zu sein. Wär es denkbar, daß sich aus Lippe-Schaumburg oder aus Hohenzollern-Hechingen heraus ein großes, einiges Deutschland bilden könne u. wolle, so würd' ich preußische Regierung und preußisches Volk verachten, wenn es auch nur einen Augenblick anstünde sich der Hoheit und Herrlichkeit des Gesamt-Vaterlandes zum Opfer zu bringen.“

Darauf folgt die dezidierte Absage:

„Unsern par force Demokraten zu Gefallen aber mein Vaterland zu schmähn und zu verkleinern, blos um nachher eine vollständige Schweinewirtschaft und in dem republikanischen Flicker-Lappen, Deutschland genannt, noch lange nicht so viel *deutsche* Kraft und Tüchtigkeit zu haben wie jetzt in dem alleinigen Preußen, – um diese Herrlichkeit zu erzielen mag und werde ich Preußen nicht in den Dreck treten.“⁴³

Die Zurückweisung des Artikels muss Fontane doch empfindlicher getroffen haben, sonst hätte er sich schwerlich derart in Rage geschrieben. Aber bedeutete dies nicht zugleich eine Kehrtwendung gegenüber dem, was er ein gutes Jahr früher in seinem Artikel für die *Berliner Zeitungs-Halle* pathetisch verkündet hatte: „Die Auferstehung Deutschlands wird schwere Opfer kosten. Das schwerste unter allen bringt Preußen. Es stirbt. Jeder andere Staat kann und mag in Deutschland aufgehen; gerade Preußen muß darin *untergehen*“?⁴⁴ Die Antwort ist ja – und nein, wenn man die *deutsche* Option im Auge behält. Und so ungewöhnlich war das in dieser Zeit nicht. Der Historiker Johann Gustav Droysen, wie Fontane alles andere als ein Preußenverächter, trat in einer Denkschrift vom 29. April 1848 für den Außenminister mit Vehemenz für die Auflösung Preußens als „Staatsindividualität“ ein. Er dachte jedoch die Alternative gleich mit, die sich für Fontane erst im Nachhinein, als der Einheitsenthusiasmus gründlich verflogen war, mit Folgerichtigkeit ergab: „Für den Fall allerdings, daß diese auf eine Auflösung Preußens zielende Politik zu keinem Erfolg führen sollte, nahm Droysen einen Weg ins Auge, der seinen späteren prussozentrischen Auffassungen nahe kam: dann sollte Preußen

⁴² Ebd., S. 37f.

⁴³ Briefe, Nr. 22 (Hervorhebung im Original).

⁴⁴ Fontane 1979, S. 9 (Hervorhebung im Original).

konstitutionell voll ausgebaut werden, so daß es einem kommenden Deutschland als Kristallisationskern dienen konnte.“⁴⁵ War Fontanes Ausdrucksweise auch eine andere, lief es doch in der Sache auf eben diesen „Kristallisationskern“ hinaus, wenn er von Preußen als dem Hort „*deutscher* Kraft und Tüchtigkeit“ sprach.

Aber das ist nur die eine Seite; die andere hat weniger mit Politik als mit der Funktion – und Ambivalenz – des preußischen Mythos zu tun. Er war noch jung, als kollektives Phänomen eigentlich erst ein Geschöpf der Vormärzgeneration, und er stützte sich im Wesentlichen auf zwei Säulen: den Fridericus-Mythos und den Mythos der Freiheitskriege: „Der König rief, und Alle, Alle kamen, / Ein ganzes Volk erhob sich kampfbewehrt, / Nicht eitle Titel galten, leere Namen, / Es galt die That, es galt ein gutes Schwert, / Das Vaterland vom Feinde zu befreien.“⁴⁶ Mitten im Revolutionsjahr 1848, als Fontane noch den Untergang Preußens in Deutschland propagierte,⁴⁷ hatte es im *Kladderadatsch* bereits eine Auferstehung dieses Mythos in Versen gegeben:

O Preußen=Aar, der einst die scharfen Klauen
Dem *Doppel*=Aar hat ins Genick gehauen,
Der Du bei Zorndorf und bei Lowositz
Voran getragen hast des Zornes Blitz;

Der Du im Schlachtgewühl die Flügel spreiztest
Und kühn der Franken Adler niederbeiztest,
Der stolz der Knechtschaft und der Dämmerung Flor
Durchbrochen mit der Freiheit Meteor,

Hoch in der Sonne glänzte Dein Gefieder
Und scharfen Blickes herrschtest Du hernieder –
Und *nun?* – und nun! wie ist Dein Schwung gelähmt!
Wie hat man Dich gekettet und gezähmt?

Wer hat in Staub getreten Deine Krone?
Wer weidet sich an Dir mit frechem Hohne?
Wer hat der Herrschaft Scepter Dir zersplittert?
Sie *selber* sind's, die einst vor Dir *gezittert*.

⁴⁵ Thadden 1981, S. 79f.

⁴⁶ F. F. [?]: *Zu Blüchers Gedächtniß. Geb. am 16. December 1742, gest. am 12. September 1819.* In: *Preußen-Buch* 1849, S. 75f., hier S. 76.

⁴⁷ Vgl. Fischer 1998.

Nehmt euch in Acht! noch dürft ihr ihm nicht trauen!
 Wenn er sich losreißt – scharf noch sind die Klauen!
 Und raufet ihr auch frevelnd sein Gefieder –
 Nehmt euch in Acht: *Die Schwingen wachsen wieder.*⁴⁸

Ein gutes Jahr später, in einer Kammerrede vom 6. September 1849, hat Bismarck dann als Exponent der äußersten Rechten seine „Hymne auf das alte Preußentum friderizianischer Prägung“⁴⁹ genau in diesem Bild gipfeln lassen: „Wir alle wollen, daß der preußische Adler seine Fittiche von der Memel bis zum Donnersberg schützend und herrschend ausbreite, aber frei wollen wir ihn sehen, nicht gefesselt durch einen neuen Regensburger Reichstag und nicht gestutzt an den Flügeln von jener gleichmachenden Heckenschere aus Frankfurt [...].“⁵⁰ Wenn sich aber der ‚linke‘ *Kladderadatsch* 1848 und der ‚rechte‘ Heißsporn, der Bismarck 1849 noch war, auf denselben preußischen Mythos berufen konnten, macht das schlagend klar, wie ambivalent der Charakter dieses Mythos war. Nicht ganz anders stellt sich das bei Fontane dar, wenn man den Funktionswandel seiner *Preußischen Feldherrn (Der alte Derffling, Der alte Dessauer, Der alte Zieten, Seydlitz, Schwerin und Keith)* vom Vormärz über die Revolution bis zum Nachmärz verfolgt. Der in diesen Gedichten Gestalt gewordene Mythos wurde schließlich unter der Firma „Preußenlieder“ in Dienst genommen für die preußische Gegenrevolution und die Zwecke der Reaktion.⁵¹

Man sollte dabei auch bedenken, dass Fontane, als er „seine das gegenwärtige Preußen geißelnden Korrespondenzen für die ‚Dresdner Zeitung‘ schrieb, [...] an der Buchausgabe seiner ‚Männer und Helden‘ – also der Preußenlieder [arbeitete].“⁵² Dieses spannungsvolle Nebeneinander erklärt das Poröswerden der Zeitungstexte für den preußischen Mythos, und es erklärt ebenso den Satz im Brief an Wolfsohn: „Mein Gehen mit der Dresdner Zeitung kann daher nur ein flüchtiges sein.“⁵³ Als Louis Schneider, Intimus der Potsdamer Hofkamarilla, die „Preußenlieder“ an den Verleger Adolf Wilhelm Hayn vermittelte (nachdem er bereits dem König daraus vorgetragen hatte), waren sie an eine einschlägige Adresse gelangt. Nicht nur Christian Friedrich Scherenbergs *Ligny* und sein *Waterloo. Ein vaterländisches Gedicht* waren hier erschienen;

⁴⁸ [anon.]: *O Preußen=Aar*. In: *Kladderadatsch*, Nr. 12 (23. Juli 1848), S. 48. Valentin 1970, S. 228: „Der preußische Partikularismus gewann in der Tat von Tag zu Tag mehr Boden.“ Vgl. Hachtmann 1997, S. 671–686: *Deutsche Einheit und preußischer Partikularismus*.

⁴⁹ Thadden 1981, S. 82.

⁵⁰ Zitiert ebd., S. 83.

⁵¹ Vgl. Fischer 1999.

⁵² Nürnberger 1967, S. 151.

⁵³ Briefe, Nr. 22.

Hayn verlegte auch den von Schneider redigierten *Soldaten-Freund* und machte sich dann bei der Gründung der gouvernementalen Tageszeitung *Die Zeit* in einem *Comité patriotischer Männer* einen Namen.⁵⁴ 1853/54 kamen bei ihm die berühmt-berüchtigten Wermuth-Stieberschen *Communisten-Verschwörungen des neunzehnten Jahrhunderts*, dieses vielleicht sprechendste Zeugnis des „Polizeistaats“, heraus. Unter den Denunzierten fanden sich Hermann Kriege, der Freund Fontanes aus Leipziger Tagen, Carl Friedrich August Krause, der Kolporteur der *Dresdner Zeitung*, sowie der „republikanische Litterat Ernst Ludwig Wittig“, verantwortlicher Redakteur der nämlichen *Dresdner Zeitung*, der freilich inzwischen nach Amerika ausgewandert war.⁵⁵ Danach zu urteilen, hätte nicht viel gefehlt und Fontane wäre in ein sehr ungemütliches Verhältnis zum Verlag Hayn geraten.

5

Es war von Anfang an eine schiefe Schlachtordnung, wenn Fontane den „Polizeistaat“ im Namen des „Militärstaats“ glaubte angreifen zu müssen, und stellte für sich genommen eine glänzende Rechtfertigung des letzteren dar. Denn unversehens stand nunmehr die Hauptstütze der Gegenrevolution, die preußische Armee, unschuldig da, so als hätte nicht *sie*, sondern der „Kaiser von Berlin“, jener pflichteifrige Wachtmeister mit seinen Polizisten,⁵⁶ den Weg zum Staatsstreich geebnet, als hielten in Preußen Konstabler die Macht in Händen⁵⁷ und nicht das

⁵⁴ Berbig/Hartz 2000, S. 340f.

⁵⁵ Wermuth/Stieber 1976, Teil 2, S. 69f.

⁵⁶ Fontane nennt ihn „dies verkörperte Prinzip der *gesellschaftlichen Auflösung*“. In: Fontane 1979, S. 24; siehe auch S. 29, 31, 58. – Vgl. die zeitgenössischen Flugblätter: „*Offener Brief an den Oberst Kaiser*“ (Extra=Abdruck aus der „*Locomotive*“). Berlin, den 18. August 1848. A. Böhme A. 15. Ehemaliger Constabler. Schnellpressen=Druck von Ferd. Reichardt und Co. Spandauer=Str. Nr. 49 (Landesarchiv Berlin, Rep. 240. Acc. 125. Nr. 349); *Die Macht der Polizei in Preußen und die Constabler in Berlin*. Von Ferdinand Robert. Schnellpressen=Druck von Ferd. Reichardt und Co. Spandauer=Str. Nr. 49 (Landesarchiv Berlin, Rep. 240. Acc. 685. Nr. 286). – Zum Begriff des „Polizeistaats“ in der Tagespublizistik: *Der Polizei=Direktor Duncker und der absolute Polizei=Staat*. Berlin 1848. Verlag von Leopold Schlesinger. Schloßfreiheit Nr. 8.

⁵⁷ Vgl. Briefe, Nr. 21, S. 49.

„sieggewohnte Heer“,⁵⁸ das sowohl im eigenen Land (Breslau, Iserlohn) wie auch in anderen deutschen Ländern (Sachsen, Pfalz und Baden) den Kampf für Freiheit und Einheit 1849 niedergeschlagen hatte. Nicht das Militär sollte schuld sein, sondern, wie bereits erwähnt, die „Regierungsform [...], unsre Armee zu Polizeiknechten degradierend“.⁵⁹

Umgekehrt wird die Sache richtig: Die „Bevölkerung [erfuhr] die systematische Anwendung militärischer Gewalt nach innen als Bruch mit der Vergangenheit. Dazu hatten Heere in deutschen Staaten seit der Zeit der Bauernkriege nicht mehr gedient.“⁶⁰ Und im Sinne einer gegenrevolutionären Erinnerungspolitik wurde dieser „Gewalt nach innen“ in Berlin sogar ein Denkmal gesetzt – am 18. Oktober 1854, dem Jahrestag der Leipziger Völkerschlacht, im Berliner Invalidenpark, wodurch schon rein symbolisch der politische Gegner im Innern dem äußeren Feind gleichgestellt war.⁶¹ Der Grundstein zu der rund 38 Meter hohen Säule, dem sogenannten „National-Krieger-Denkmal“, war bereits am 18. Juni 1850 gelegt worden. Die Absicht, die ihm zugrunde lag, ist mit wünschenswerter Deutlichkeit der Kabinettsorder vom 16. Juni 1849 zu entnehmen. Danach sollte diese gewaltige Säule dem Andenken aller preußischen Soldaten dienen, die bei der blutigen Niederschlagung der Erhebung 1848/49 gefallen waren und damit „nach der Inschrift am Postament ‚Treu ihrer Pflicht für König und Vaterland, Gesetz und Ordnung‘ ihr Leben gelassen hatten.“⁶²

Als „Heiligtum des Volkes“⁶³ sollte diese aus Eisen gegossene, kannelierte Säule mit einem korinthischen, von schwebenden Viktorien verzierten Kapitell wie alle Nationaldenkmal-Projekte zugleich auf Fernwirkung ausgerichtet sein, und im damaligen Berlin, in dem die Friedenssäule auf dem Belle-Alliance-Platz keine echte Konkurrenz darstellte, wurde diese Wirkung auch vorzüglich erreicht. Oberhalb der Basis, und es lohnt, das ikonographische Programm in Gänze zu studieren, umgab ein großer gegenrevolutionärer Fries von Adolph Wolff den

⁵⁸ In seinem Lied *Herzensempfindungen / eines / guten Bürgers / zum 5. December 1848*, dem Tag der Auflösung der preußischen Nationalversammlung und des Verfassungsoktrois, hat Hoffmann von Fallersleben die Stimmung des Bierphilisters angesichts des bewaffneten Staatsstreichs satirisch zum Ausdruck gebracht; nach der Melodie „Guter Mond, du gehst so stille“ war in den letzten beiden Strophen zu singen: „Weg mit allen Barricaden! / Weg mit aller Bürgerwehr! / Hoch der Herr ‚von Gottes Gnaden‘! / Hoch sein sieggewohntes Heer! // Mit der Friedenspfeif’ im Munde / Geht’s in’s Bierhaus auf die Wacht, / Trinkt man bis zur Bürgerstunde, / Und dann *Freiheit, gute Nacht!*“ Das Gedicht wurde als Flugblatt verbreitet, gedruckt in der Friedländerschen Buchdruckerei (Landesarchiv Berlin, Rep. 240. Acc. 685. Nr. 639).

⁵⁹ Briefe, Nr. 21, S. 51.

⁶⁰ Siemann 1985a, S. 228.

⁶¹ Vgl. Hachtmann 1997, S. 855. Ausführlich Hettling 1994, S. 180–191.

⁶² Simson 1979, S. 206.

⁶³ Ebd.

Säulenschaft: Borussia nähern sich Trost suchend die trauernden Hinterbliebenen der Gefallenen, während die besiegten Aufständischen ihre Waffen zu Füßen des Thrones niederlegen. Der Soldat aber wird an den Stufen eines Opferaltars von Pallas Athene mit Lorbeer bekränzt. In den sechs Meter hohen Granitsockel waren neben dem Portraitmedaillon Friedrich Wilhelms IV. „Inscripttafeln eingelassen, die die ‚Errettung‘ des Vaterlandes und die Erhaltung von Gesetz und Ordnung durch den ‚treuen Einsatz der Gefallenen‘ betonte[n]. Eine Mauer, in die die Namen aller in der Revolution gefallenen Soldaten eingemeißelt waren, umstellte von drei Seiten das Postament.“⁶⁴

Ostensibler konnte der „preußische Militärstaat“ kaum dokumentieren, wie sehr er sich als Sieger über die Revolution begriff, als Retter des Vaterlandes und als Ordnungsmacht, die es allein zuwege gebracht hat, dass die Hohenzollernmonarchie den gegnerischen Angriffen im Innern standgehalten hat. Insofern wohnte diesem seit 1849 geplanten „National-Krieger-Denkmal“ eine politische Realität inne,⁶⁵ die Fontane zur selben Zeit aus der Welt zu schaffen bemüht war,

⁶⁴ Ebd., S. 207.

⁶⁵ Sie wurde durch die entsprechenden Aktivitäten konservativer Kreise gestützt: Aufruf des *Comité[s]* zur Unterstützung der Angehörigen der in Berlin, Posen, Mainz, Frankfurt, Schleswig-Holstein, Dresden, Pfalz, Baden etc. gebliebenen, sowie der verwundeten und vermißten Preußischen Krieger. Provinzen, Berg und Mark am 4. Juli 1849 (Landesarchiv Berlin, Rep. 240. Acc. 685. Nr. 815). – *An unsere Mitbürger!* Aufruf des *Comité[s]* zur Verabreichung von Erfrischungen an die Berliner Besatzung. Berlin, den 25. November 1848. Druck von Brandes & Schultze in Berlin (Landesarchiv Berlin, Rep. 240. Acc. 685. Nr. 661). – Begleitend zur Denkmalplanung erschien ein Aufruf des *Volksdank[s]* für Preußens Krieger. Berlin, den 15. Juli 1849. In: *Vossische Zeitung*, Nr. 171 (26. Juli 1849), 1. Beilage, S. 6. Im sogenannten „Verwaltungs=Rath“ saßen anfangs: Bötticher, Beuth, Bindewald, Borsig, Burg, von Grolman, Graf von der Goltz, W. Grunow, Hensel, Jackel, Graf Luckner, Franz Vollgold, A. Wahrburg. Angesichts der politischen Haltung der Initiatoren und der Zielsetzung des Vereins verwundert nicht, dass sich der Verwaltungsrat des *Volksdanks* zwei Monate später dem *Centralausschuß der conservativ-constitutionellen Vereine* anschloss (*Vossische Zeitung*, Nr. 225, 27. September 1849, 2. Beilage, S. 4). – Im Formblatt des *Verwaltungs=Rath[s]* des *Volksdanks für Preußens Krieger* betr. Verleihung einer jährlichen Zulage von 12 Talern zur vom Staat bewilligten Pension, Berlin, 15. Oktober 1850, heißt es u. a.: „In den verhängnißvollen Jahren 1848 und 1849, als Aufruhr und Verrath alles Bestehende umzustürzen trachtete, haben die Preußischen Truppen, – Garde, Linie und Landwehr, – mit unerschütterlicher Treue und opferfreudigem Muthe ihre ehrenvolle Pflicht erfüllt. / Sie haben den Thron ihres angestammten Königs und den Frieden des Vaterlandes gegen die Widersacher der göttlichen Ordnung vertheidigt. – Sie haben im weiten Deutschen Reiche die Empörung zu Schanden gemacht und die bedrängten Länder von den Gräueln der Anarchie erlöst. – Sie haben gegen Dänische Gewalt die Rechte und die Freiheit Deutscher Brüder geschützt. / Ueberall haben sie den Preußischen Fahnen Sieg, dem Preußischen Namen Ruhm und Ehre errungen! / Darum haben ihre dankbaren Mitbürger Sorge getragen, ihre tapfern Landsleute, die vor dem Feinde ihre Gesundheit geopfert, so wie die

indem er, um den „Polizeistaat“ zu geißeln, den „Militärstaat“ so vehement zu verteidigen unternahm. Über dem Kapitell der hoch aufragenden Säule hockte übrigens ein Adler mit ausgebreiteten Schwingen von fast acht Metern Spannweite. In dieser gewaltigen Plastik sollte die „unüberwindliche königlich-preussische Herrscherhoheit“⁶⁶ zum Ausdruck kommen. Und an das Adleremblem knüpfte Fontane dann zwölf Jahre später an, als er das „Preußenlied“ „*Du Adlerland*“ anlässlich einer anderen Denkmalsenthüllung in Berlin verfasste:

Du Adlerland, das seiner Schwingen Ränder
 Links in den Rhein, rechts in den Njemen taucht,
 Du Zukunftsland, du Hoffnung deutscher Länder,
 Das, um zu siegen, nur zu *wollen* braucht, –
 Zu Flügen, höhern, vollern,
 Raff auf dich, Land der Zollern,
 Non soli cedo trägst du auf der Brust,
 Drum *aufwärts*, Preußen, sei dein selbst bewußt.

[...]

So vieles fällt (es kommt zu spät die Reue),
 Du glücklich Land, so Gott will, stehest fest,
 Du stehest fest, weil noch in alter Treue,
 Dein Fürst, dein Volk, keins von dem andern läßt;
 So war's in alten Tagen,
 So sei's bei neuem Wagen,
 Dann komm', was mag, ob Ost, ob Westen droh,
 Der letzte Trumpf bleibt *Leipzig, Waterloo*.⁶⁷

[...]

Bleibt die Frage, ob Fontanes revolutionäre Begeisterung, die 1848 den preussischen Mythos in den Hintergrund drängte,⁶⁸ und sein binnen Jahresfrist wiedererwachter „*altpreussische[r] Stolz*“ tatsächlich so weit auseinanderlagen. Was ihn an der Revolution faszinierte, war – vielleicht mehr als alles andere – die Größe des geschichtlichen Augenblicks, die auch die Größe der Akteure forderte. Die

bedürftigen Angehörigen derer, die für Gesetz und Recht ihr Leben gelassen, zu unterstützen und diesen Dankeslohn derjenigen Ehrengabe beizufügen, welche der Staat seinen Würdigen gewährt“ (im Besitz des Verf.).

⁶⁶ Simson 1979, S. 207.

⁶⁷ Theodor Fontane: „*Du Adlerland*“ (*Preußenlied am 13. Mai 1861*). In: GBA Gedichte 1, S. 239f.

⁶⁸ Vgl. Bange 1980, S. 28.

Tat musste an die Stelle des Wortes treten, Begeisterung für die allgemeine Sache das Herz erheben, auch Opfer waren auf dem Altar des Vaterlandes zu bringen. Je mehr aber nach dem Scheitern der Revolution der politische Katzenjammer um sich griff, der frische Elan der Märzstürme erlahmte und in Witzelei und Weißbierphilisterei ertrank, desto mehr verklärte sich Fontane wieder das Bild vom alten Preußen als einem Staatswesen, das im Wechsel seiner Geschichte durch eben jene Größe, Opferbereitschaft, Begeisterung und Tatkraft ausgezeichnet war, die er in seiner Gegenwart je länger, je mehr vermisste. Die Rückkehr des Mythos hatte eine gewisse Folgerichtigkeit. Mit dieser Rückkehr wurde aber auch die „Ambivalenz seines politischen Denkens“⁶⁹ offenbar, die dann seiner Mit- und Nachwelt so viel Kopfzerbrechen bereitet hat.

⁶⁹ Streiter-Buscher 2000, S. 795.

Theodor Fontanes literarische Briefgespräche mit Wilhelm Wolfsohn und Bernhard von Lepel

1

Wilhelm Wolfsohn (1820–1865) und Bernhard von Lepel (1818–1885) gehören zu den ältesten und engsten Freunden Theodor Fontanes. Während der Ausbildung zum Apotheker lernte Fontane die beiden Männer kennen, und beide wurden über mehrere Jahre hinweg Zeugen seiner Etablierung als Schriftsteller. Fontanes Briefwechsel mit Wolfsohn und Lepel dokumentieren die Begegnungen mit Fontane, deren intensive Zeit zwischen der Mitte der 1840er Jahre und Fontanes Rückkehr aus England im Januar 1859 gewesen ist. Wenngleich in Fontanes Korrespondenz mit Wolfsohn Lepel nur an wenigen Stellen erwähnt, umgekehrt auch in Fontanes und Lepels Briefen nur beiläufig auf Wolfsohn Bezug genommen wird und auch kaum Zeugnisse existieren, die eine nähere Beziehung zwischen Wolfsohn und Lepel belegen,¹ gibt es doch ein wichtiges Thema, das die beiden Briefwechsel miteinander verbindet: Fontanes Ringen um seine Existenz als freier Schriftsteller. In ungewöhnlicher Offenheit vertraute Fontane Wolfsohn und Lepel seine finanziellen Sorgen an, und die Freunde bemühten sich über Jahre hinweg um eine materielle Unterstützung. Wolfsohn vermittelte Fontane eine Tätigkeit als Journalist bei der *Dresdner Zeitung* (Briefe, Nr. 17)² und verwendete sich für ihn bei der *Deutschen Allgemeinen Zeitung* (Briefe, Nr. 30f.) sowie bei der *Leipziger Zeitung* (Briefe, Nr. 62). Er stellte den Kontakt zu dem Verleger Moritz Katz in Dessau her und warb für verschiedene Buchprojekte Fontanes. Darüber hinaus engagierte er sich für Fontanes Beiträge im *Deutschen Museum* und versuchte – wenn auch vergeblich –, Fontane als ständigen Berliner Korrespondenten dieser Zeitschrift zu gewinnen (Briefe, Nr. 33). Lepel hingegen half Fontane kurzfristig mit kleinen Geldbeträgen, setzte sich für einen höheren Kredit für den geplanten, aber nicht zustande gekommenen Kauf einer Apotheke ein (FL, Brief 28) und war sogar dann noch freigebig, als ihm selbst nicht mehr das entsprechende Vermögen zur Verfügung stand. Bei

¹ Wolfsohn und Lepel sind sich vermutlich im Winter 1848 begegnet, als Wolfsohn in Berlin Vorträge zur deutschen Literaturgeschichte gehalten hat. Sie haben sich zudem bei Nikolaj und Sophie Mel'gunov wiederholt gesehen. Vgl. Lepel an Fontane, [12. Februar 1848] (FL, Brief 41 und Anmerkungen).

² Die Nachweise der Zitate und Paraphrasierungen aus Fontanes, Wolfsohns und Lepels Briefen werden im Text fortlaufend angegeben; die Nummerierung bezieht sich auf diesen Band sowie auf die von mir besorgte Neuauflage des Briefwechsels Fontane und Lepel (= FL).

den Kollegen im *Tunnel über der Spree* setzte er sich für einen finanziellen Zuschuss für Fontanes zweite Englandreise 1852 ein (FL, Briefe 184ff.), und bei der *Deutschen Schillerstiftung* bewirkte er 1868 ein Stipendium für Fontanes Arbeit an seinem ersten Roman *Vor dem Sturm*, das dieser aber vermutlich aus politischen Gründen nicht angenommen hat (FL, Brief 456). Neben den finanziellen Nöten vertraute Fontane den Freunden auch weitere pikante Details an. So schilderte er Wolfsohn die Vorzüge seiner Braut Emilie Rouanet-Kummer (Briefe, Nr. 13), und Lepel wusste – vermutlich als einer der wenigen Freunde Fontanes – von den beiden vorehelichen und nicht mit Emilie gezeugten Kindern (FL, Brief 62). Wenngleich Wolfsohns und Lepels vielfältige Bemühungen um Fontanes Existenzgründung nicht immer erfolgreich gewesen sind, so zeugen sie doch von einem selbstlosen Einsatz, der auch unter Freunden wohl seinesgleichen sucht. Wolfsohns Kontakte zu zahlreichen Zeitungsredaktionen haben zudem wesentlich dazu beigetragen, dass Fontane seine journalistische und schriftstellerische Tätigkeit fortgeführt hat.³

Fontane schätzte an den beiden Freunden nicht nur ihre Verlässlichkeit, sondern auch weitere Eigenschaften, die den Beziehungen ihr Fundament gegeben haben. In der Forschung, die sich oft auf Fontanes Aussagen in *Von Zwanzig bis Dreißig* gestützt hat, gilt Wolfsohn als derjenige, der Fontane mit der russischen Literatur bekannt gemacht hat. Man hat auch auf seine Weltgewandtheit und umfassende Bildung hingewiesen, die Fontane bewunderte.⁴ An Lepel beeindruckten Fontane besonders seine gesellschaftlichen Beziehungen und sein professionelles Auftreten in adligen und politischen Kreisen sowie sein Humor.⁵ Der Vergleich zwischen den Briefwechseln mit Wolfsohn und Lepel zeigt aber, dass es noch ein weiteres wichtiges Bindeglied gegeben hat: die Entstehung und die Verbreitung der Texte Theodor Fontanes.

2

Fontane lernte Wolfsohn und Lepel kennen, als alle drei am Beginn ihrer literarischen Orientierung standen und erste Publikationen vorlegten. Unter welchen Umständen sich Fontane und Lepel zum ersten Mal gesehen haben, ist bis heute nicht geklärt. Vermutlich begegnete er Lepel schon anderthalb Jahre, bevor er Wolfsohn getroffen hat, Ende 1839/Anfang 1840 bei einem seiner Besuche des *Platen-Klubs* in Berlin, einem privaten, von Lepel gegründeten literarischen Treffpunkt. Dort versammelten sich dilettierende Schriftsteller zu Gesprächen

³ Vgl. Reuter 1970, S. 227.

⁴ Vgl. ebd., S. 152 und 166, Schultze 1988, S. 16 (Einleitung) und Nürnberger 1997, S. 83.

⁵ Vgl. Reuter 1970, S. 227 und Nürnberger 1997, S. 103–106.

und Lesungen von Texten der Mitglieder und anderer Autoren.⁶ Weiteres über den *Platen-Klub* und Fontanes und Lepels Beziehung während dieser Zeit bis zu Fontanes Umzug nach Burg ist nicht bekannt. Der musisch begabte Lepel hatte auf Drängen des Vaters die höhere militärische Laufbahn eingeschlagen, blieb aber durch die Gründung des *Platen-Klubs* und andere literarische Aktivitäten seinen schriftstellerischen Neigungen treu. Neben dem Militärdienst und dem Studium an der Kriegsschule in Berlin eignete sich Lepel autodidaktisch Kenntnisse der antiken und abendländischen Literatur, der Formgestaltung und der Metrik an. Mit der Aufnahme in den *Tunnel über der Spree* am 1. Dezember 1839 fand Lepel ein kritisches Forum, dem er eigene Gedichte vorstellte, die er nach einer zweiten Italienreise geschrieben hatte und die 1846 in der Sammlung *Lieder aus Rom* erschienen.⁷ Lepel zählte zu den produktivsten Mitgliedern des Vereins: Er trug während seiner über vierzigjährigen Zugehörigkeit an die 200 eigene Texte vor. Nach Fontanes endgültiger Rückkehr nach Berlin begann eine freundschaftliche Verbindung zwischen Fontane und Lepel. Im Juli 1843 begleitete Fontane Lepel zum ersten Mal in den *Tunnel*, wo er – Fontane – im September 1844 aufgenommen worden ist. Mit Fontanes Eintritt als Einjährig-Freiwilliger in das Kaiser-Franz-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2 (am 1. April 1844), in dem Lepel als Leutnant sein unmittelbarer Vorgesetzter war, festigte sich die Freundschaft. In dieser Zeit setzt auch der Briefwechsel ein, der bis zum 30. Dezember 1884, wenige Monate vor Lepels Tod, dauern sollte. Die beiden Freunde haben mindestens 531 Briefe miteinander gewechselt,⁸ die nicht nur Rückschlüsse auf die Höhen und Tiefen einer 40 Jahre währenden Freundschaft ermöglichen, sondern die über die persönliche Beziehung hinaus auch Einblicke

⁶ Es existieren nur wenige, zum Teil auch widersprüchliche Informationen darüber, dass sich Fontane und Lepel schon Jahre vor dem ersten überlieferten Brief gekannt hätten; über ihre Beziehung im Einzelnen aber geben sie keine Auskunft. Aus Lepels Brief an Ignaz Hub vom 9. Januar 1870 geht hervor, dass Lepel den *Platen-Klub* gegründet hat und dass sich Fontane und er Ende 1839 dort erstmals begegnet sind (Stadtbibliothek Dortmund, Atg.-Nr. 3369, unveröffentlicht). Fontane erinnert sich in *Von Zwanzig bis Dreißig* hingegen daran, dass er erst Anfang Januar 1840 dazugekommen sei, wobei Lepel aber in diesem Kapitel unerwähnt bleibt (Fontane: *Von Zwanzig bis Dreißig*, Abschnitt *Berlin 1840. Drittes Kapitel. Der Platen-Verein*: Egbert Hanisch).

⁷ In der öffentlichen Literaturkritik sind Lepels *Lieder aus Rom* unterschiedlich aufgenommen worden. Man lobte das literarische Talent des jungen Dichters, beanstandete aber die negative Darstellung des klerikalen Standes. Vgl. die Dokumentation der Rezensionen über Lepels Buch in FL.

⁸ Die Anzahl der annähernd tatsächlich gewechselten Briefe (531) ergibt sich aus der Summe von 409 überlieferten (175 Fontane-Briefe und 234 Lepel-Briefe) und 122 erschlossenen Briefen (87 Fontane-Briefe und 35 Lepel-Briefe). Damit zählt der Briefwechsel zwischen Fontane und Lepel zu den umfangreichsten und gehaltvollsten Fontane-Briefwechseln. Vgl. zum Problem der erschlossenen Briefe FL (Editionsbericht).

in das gesellschaftliche, literarische, kulturelle, religiöse und politische Leben in Berlin und Preußen geben.

Wenngleich Lepel kein intellektueller Literat wie Wolfsohn gewesen ist und nicht wie dieser eine fundierte literaturwissenschaftliche Ausbildung erhalten hat, so hat Fontane ihn dennoch als ebenbürtigen Gesprächspartner vor allem bei poetischen Themen geschätzt. Nicht nur die Briefe, sondern gerade auch die den Briefen mitgeschickten Beilagen,⁹ die Fontanes und auch Lepels handschriftliche Entwürfe zu verschiedenen literarischen Texten umfassen, bezeugen, wie sehr Fontane während der Arbeit an seinen Gedichten auf Lepels kritisches Urteil angewiesen war. Obwohl Maria Riehemann in ihrer Monographie *Bernhard von Lepel* schon 1925 Lepels Einflüsse auf Fontanes Dichtung angesprochen¹⁰ und Hans-Heinrich Reuter in seiner umfassenden Fontane-Biographie fast 45 Jahre später festgestellt hat, dass das „Hauptbindglied“ der Freundschaft zwischen Fontane und Lepel „die Poesie“ gewesen ist,¹¹ konzentriert sich das Interesse am Briefwechsel zwischen Fontane und Lepel noch immer auf den ‚politischen‘ Fontane zwischen 1848 und 1870. Es gibt zahlreiche Studien über seine radikaldemokratischen Ideale während der Märzrevolution (1848), die Jahre in England im Dienst der preußischen Regierung (1852–1859) und schließlich seine journalistische Tätigkeit in Berlin (1859–1870). Einen anderen Forschungsschwerpunkt bildet Fontanes Wirken im *Tunnel über der Spree*. Ebenso wichtig wie diese Aspekte aber sind diejenigen Debatten im Briefwechsel, die Lepels Einfluss auf Fontanes Dichtungen dokumentieren, was bisher zu wenig beachtet worden ist. So hat man zwar immer wieder auf Lepels Bemühungen hingewiesen, aufgrund der verlegerischen Kontakte und seiner Tätigkeit als Rezensent für eine angemessene Verbreitung vor allem von Fontanes erster Ausgabe der *Gedichte* (1851) zu sorgen.¹² Inwieweit Lepel aber auch unmittelbar bei der Entstehung von Fontanes Gedichten mitgewirkt hat, ist nur am Rande festgestellt worden.¹³ Die Gründe für die Fokussierung auf Fontanes politische Aktivitäten liegen unter anderem in den methodischen Mängeln der von Julius Petersen im Jahre 1940 besorgten Erstedition des Briefwechsels Fontane – Lepel, der weder die Beilagen

⁹ Unter ‚Beilagen‘ sollen im Folgenden diejenigen Briefbeigaben verstanden werden, die vom Briefschreiber an den Briefempfänger gerichtet sind (z. B. eigenhändige Handschriften poetischer Texte, Briefe oder auch Druckerzeugnisse wie Zeitungsausschnitte). Die Beilagentexte werden in FL in der Regel im Stellenkommentar systematisch ermittelt und abgedruckt.

¹⁰ Vgl. Riehemann 1925, S. 79.

¹¹ Vgl. Reuter 1970, S. 172.

¹² Vgl. zuletzt Hädecke 1998, S. 89.

¹³ Vgl. z. B. Nürnberger 1997, S. 104.

systematisch ermittelt noch die Beilagentexte mit abgedruckt hat, in denen das ‚poetologische‘ Briefgespräch seinen unmittelbaren Widerhall findet.¹⁴

3

Fontanes Briefe an Wolfsohn und Lepel lassen sich durch die folgenden poetischen Werke Fontanes eng miteinander vernetzen: die Ballade *Der Tag von Hemmingstedt* (1851), den Romanzen-Zyklus *Von der schönen Rosamunde* (1849; Impressum 1850) und schließlich die erste Ausgabe der *Gedichte* sowie das Dramenfragment *Karl Stuart* (1851). Die Briefstellen, in denen auf die Texte Bezug genommen wird, informieren über die äußeren Entstehungsbedingungen, die Genese und die Veröffentlichung; andererseits aber erlauben sie Rückschlüsse auf die unterschiedlichen Funktionsbereiche, die Fontane Wolfsohn und Lepel im Zusammenhang mit seiner literarischen Orientierung übertragen hat.

Fontanes Ballade *Der Tag von Hemmingstedt* liegt die Schlacht bei Hemmingstedt vom 17. Februar 1500 zugrunde, in der ein Dithmarschener Bauernheer das überlegene dänisch-schleswig-holsteinische Fürstenheer besiegt hat. Fontane hat den Text für den Balladenwettbewerb im *Tunnel über der Spree* geschrieben, der zwischen dem 2. März und dem 6. April 1851 stattfand. Die Ballade wurde am 9. und 30. März 1851 vorgetragen und gewann den Preis.¹⁵ Zwei Monate vor der Lesung am 3. Januar 1851 bietet Fontane Wolfsohn ein Gedicht für das *Deutsche Museum* an, zu dessen Mitarbeit die beiden Gründungsherausgeber Wolfsohn und Prutz Fontane aufgefordert hatten.¹⁶ Fontane versucht, den Freund für sein Projekt („Schlacht bei Hemmingstedt“) zu gewinnen und informiert ihn über die stofflichen Zusammenhänge. Er spricht auch schon die Honorarfrage an, die seit seiner Entlassung aus dem *Literarischen Cabinet* Ende Dezember 1851 zu einer existentiellen Notwendigkeit und einer wesentlichen Bedingung für die Arbeit als Schriftsteller geworden ist (Briefe, Nr. 31). Wenige Tage später schon trifft Wolfsohns Zusage vom 7. Januar 1851 bei Fontane ein, die eine günstige Bezahlung („das höchste Honorar“) in Aussicht stellt. Wolfsohns Interesse ist groß, so dass er am 20. Februar 1851 auf einen baldigen Abgabetermin drängt (Briefe, Nr. 34). Fontane kündigt daraufhin zwei Tage später den Abschluss der Arbeit an. Nachdem Fontane das Gedicht für die Frühjahrskonkurrenz im *Tunnel* eingereicht hat, schickt er am 8. März

¹⁴ Petersen 1940. Zur editionswissenschaftlichen Auseinandersetzung vgl. FL (Editionsbericht).

¹⁵ Über die Organisation und die Rituale im *Tunnel über der Spree* vgl. *Handbuch literarisch-kultureller Vereine* 1998, S. 430–455.

¹⁶ Vgl. Fontanes Brief an Wolfsohn, 10. Oktober 1850, in dem er sich für die „schmeichelhafte Zusage“ bedankt (Briefe, Nr. 28).

1851 eine weitere Abschrift an Wolfsohn.¹⁷ In dem Begleitschreiben wird der Freund erneut aufgefordert, dafür zu sorgen, „daß es [...] mit einigem Anstand bezahlt wird“, weil er neun Wochen daran gearbeitet habe und „wenigstens *halb so* viel Tagelohn bekommen [möchte], wie ein Droschkenkutscher oder Dreckzusammenfeger“ (Briefe, Nr. 36). Fontane hat Wolfsohns Einfluss auf eine günstige Honorierung wohl überschätzt, denn nach der Veröffentlichung im *Deutschen Museum*¹⁸ erhielt er nur vier der geforderten „10 Thaler 15 S[ilber]gr[oschen].“¹⁹

Fast zwei Monate, bevor Fontane zum ersten Mal über die Balladen-Idee an Wolfsohn geschrieben hat, ist eine kritische Auseinandersetzung mit dem historischen Stoff in Lepels Brief an Fontane vom 21. Oktober 1850 belegt. Lepel kommt darin auf ein Gespräch zurück, in dem am Abend zuvor im Freundeskreis einige Fakten der Schlacht und ihre Bedeutung ausgebreitet wurden (FL, Brief 143). Drei Tage, nachdem Fontane an Wolfsohn über den Beginn der Arbeit an dem Gedicht geschrieben hat, erfährt auch Lepel durch Fontanes Brief vom 7. Januar 1851 davon. Am 3. Februar verspricht Fontane Lepel, „Hemmingstedt [...] zu *genauster* Besprechung zu übersenden“; Lepel bietet kurz danach am 5. Februar 1851 an, dass er die Ballade auch „gründlich studiren“ wolle (FL, Briefe 145ff.). Fontane hat Lepel vermutlich noch bei einem privaten Beisammensein einen Teil des Gedichtes vorgetragen, und Ende Februar ist ein Treffen Fontanes mit Paul Heyse, August Müller und Friedrich Eggers belegt, bei dem man ebenfalls darüber diskutiert hat. Die Gespräche in Fontanes und Lepels Briefen vom Februar und März 1851 nehmen auf die private Lesung im Freundeskreis (24. Februar 1851: FL, Brief 149) und auf die öffentliche Veranstaltung im *Tunnel* Bezug, zu der sich besonders Heyse negativ geäußert hat.²⁰ Fontane wendet sich an Lepel, weil er ihm verständnisvoll „bis auf’s Komma, aus der Seele gesprochen“ hat, als er Paul Heyses und Franz Kuglers Einwände in der *Tunnel*-Sitzung ebenso wie er selbst nicht nachvollziehen konnte. Andere Briefe haben den geplanten, aber gescheiterten zweiten Abdruck des *Tages von Hemmingstedt* im *Deutschen Musen-Almanach* von 1852 zum Thema (FL, Briefe 161, 163, 180 und 176).

¹⁷ Die Handschriften der Ballade *Der Tag von Hemmingstedt* sind bis auf Emilie Fontanes Teilabschrift nicht überliefert. Die Gegenüberstellung der Druckvarianten (der *Tunnel*-Druck von 1851, der Abdruck im *Deutschen Museum* 1851 und in den *Balladen* 1861) zeigt, dass die beiden ersten Drucke von 1851 bis auf wenige Varianten eine Fassung des Gedichtes bilden, die nach Strophe 17 noch drei weitere Strophen enthält. Für den Wiederabdruck in den *Balladen* hat Fontane dann auf die letzten drei Strophen verzichtet. Vgl. GBA Gedichte 1, S. 536f. (Kommentar).

¹⁸ *Deutsches Museum* 1 (1851), S. 569ff.

¹⁹ Fontane hat seinen Ärger darüber gegenüber Friedrich Witte in einem Brief vom 7. Juli 1851 geäußert; die Beziehung zu Wolfsohn kühlte vorübergehend ab (vgl. HFA IV/1, S. 171–173).

²⁰ Heyse kritisierte vor allem die Gattungsbezeichnung ‚Ballade‘ und bemängelte eine „fehlende[] Künstlichkeit“. Vgl. Fontane an Lepel, 3. April 1851 (FL, Brief 153).

Die Entstehung der Ballade *Der Tag von Hemmingstedt* wird auf der Grundlage beider Briefwechsel rekonstruierbar. Die Briefgespräche konzentrieren sich einerseits auf die äußeren Bedingungen des Schreibens, andererseits berühren sie aber auch wichtige Strategien der Veröffentlichung. Sie zeigen, wie Fontane die unterschiedlichen Begabungen der Freunde nutzt, um seine schriftstellerischen Interessen gezielt durchzusetzen. Wolfsohn als „alter Practicus“ (Briefe, Nr. 26) ist dabei stets der Ansprechpartner für die Verbreitung, die Vermarktung und die Honorierung, weil er im Gegensatz zu Fontane und Lepel über das größere infrastrukturelle Wissen verfügt. Aspekte der Poetisierung spielen in Wolfsohns und Fontanes Briefen eher eine untergeordnete Rolle. Umgekehrt werden in Fontanes und Lepels schriftlichen Mitteilungen keine verlegerischen Details erörtert. Lepel wird vielmehr als kritischer Berater bei der Textentstehung eingebunden.

Die Briefe, in denen Fontanes Romanzen-Zyklus *Von der schönen Rosamunde* thematisiert wird, verdeutlichen erneut Fontanes schriftstellerisches Kalkül, das er hier noch in gesteigerter Form betreibt. Am 10. November 1847 teilt Fontane Wolfsohn mit, dass er den Zyklus *Von der schönen Rosamunde* geschrieben hat. Vorausgegangen waren die drei *Tunnel*-Lesungen zwischen Juli und Oktober 1847 (Briefe, Nr. 13). Am 25. März 1848 hat Wolfsohn bei einem Besuch in Berlin das Manuskript erhalten, um in Fontanes Auftrag einen Verleger zu suchen, der bereit sei, „ein anständiges Honorar“ dafür zu zahlen.²¹ Wolfsohn gelingt es ein Jahr später, den jungen Moritz Katz für die Buchpublikation zu gewinnen (10. November 1849: Briefe, Nr. 16), auch wenn es zum damaligen Zeitpunkt besonders schwierig war, Gedichte und noch dazu von einem unbekanntem Autor wie Fontane herauszubringen (13. November 1849: Briefe, Nr. 17). Fontanes Vertrauen in Wolfsohns Verhandlungsgeschick ist so groß, dass er ihm schließlich alle Vollmachten überträgt, seine Autor-Rechte beim Verlag durchzusetzen: Wolfsohn übernimmt damit das Amt eines ehrenamtlichen Managers und vertritt Fontane gegenüber Katz in Sachen der Bezahlung, der Autoren-Exemplare und der Werbung durch Rezensionen und Anzeigen.²² Schließlich soll Wolfsohn sogar die letzte Fahnenkorrektur durchsehen und das Imprimatur erteilen (15. November 1849: Briefe, Nr. 18).

Einen anderen Einblick in die schriftstellerische Arbeit geben Fontanes und Lepels Briefe. Fontane erwähnt seinen *Rosamunde*-Plan bereits im Juni 1847, etwa fünf Monate, bevor er sich mit dem fertigen Text an Wolfsohn wenden wird. Ähnlich wie bei der Entstehung des *Tags von Hemmingstedt* gehen den ersten Entwürfen Diskussionen über die stoffliche Grundlage voraus (26. Juni 1847: FL, Brief 26). Nach den beiden *Tunnel*-Lesungen bietet Lepel

²¹ Vgl. Anm. 10 zu Briefe, Nr. 17.

²² Vgl. Fontanes Briefe an Wilhelm Wolfsohn, 17. Dezember 1849 [Poststempel]: Briefe, Nr. 23 und 9./12. Januar 1850: Briefe, Nr. 24.

im September 1847 mehrfach an, den fertigen Text durchzusehen und für eine dritte Präsentation einzuüben (FL, Briefe 35 und 37). Es ist aber eher unwahrscheinlich, dass Fontane in diesem Falle Lepel einen Entwurf hat zukommen lassen, denn Fontane übernahm auch die letzte *Tunnel*-Lesung im Oktober 1847. Für die zweite Auflage, die Katz schon während der ersten Verhandlungen mit Wolfsohn Jahre zuvor verabredet hatte und auf die Fontane im November 1850 und März 1852 gegenüber Wolfsohn zurückgekommen ist (Briefe, Nr. 45), wird Lepel dann in die letzte Überarbeitungsphase einbezogen. Mit Fontanes Brief vom 3. November 1852 bekommt Lepel den „Correcturbogen“ mit der konkreten Anweisung, Veränderungsvorschläge für das erste und vierte Kapitel beizusteuern (FL, Brief 224). In seiner Antwort führt Lepel seine kritischen Überlegungen über mehrere Seiten hinweg detailliert aus. Für die Formulierungen, die sich auf sprachliche Präzisierung und metrische Glättung beziehen (5. November 1852: FL, Brief 225), ist Fontane „sehr dankbar“ und „acceptir[t]“ sie alle bis auf wenige Ausnahmen – zumindest für diese Auflage (6. November 1852: FL, Brief 226).²³

Die Zusammenstellung der *Gedichte* verdeutlicht einmal mehr, wie Fontane seine Strategie weiterentwickelt und die Hilfsbereitschaft beider Freunde für sein Projekt in Anspruch genommen hat. Fontane hatte Wolfsohn gebeten, ihm die Suche nach einem geeigneten Verlag für die erste Ausgabe seiner *Gedichte* abzunehmen. Am 10. November 1849 teilt er Wolfsohn mit, dass er seine Bemühungen doch erst einmal zurückstellen solle. Da „nichts über Cotta“ gehe, habe er inzwischen an dessen Berater Gustav Schwab geschrieben mit der Bitte, sich bei dem berühmten Verleger für eine Publikation der *Gedichte* einzusetzen (Briefe, Nr. 16). Fontane verschweigt aber gegenüber Wolfsohn, dass es letztendlich Lepel gewesen ist, der ihn in mehreren Briefen immer wieder ermutigt hatte, diesen selbstbewussten Schritt zu wagen.²⁴ Am 9. Januar 1850 ergeht an Wolfsohn die Nachricht, dass Fontane von Schwab „einen *sehr* lebenswürdigen Brief erhalten“ habe, der ihm dessen persönliche Empfehlung bei Cotta in Aussicht stelle (Briefe, Nr. 24). Die Veröffentlichung bei Cotta zerbrach sich aber, und auf mehreren Umwegen wurde die Sammlung schließlich im Berliner Verlag Carl Reimarus veröffentlicht.²⁵ Für die Zusammenstellung der *Gedichte* wird Lepel dann in die konzeptionelle und redaktionelle Arbeit eingespannt. Mit Fontanes Briefen im April 1850 erhält er mehrere Gedicht-

²³ Zu Lepels einzelnen Bemerkungen und Textveränderungen zur *Rosamunde* vgl. GBA Gedichte 1, S. 499–503 (Kommentar) und Anmerkungen zu FL, Briefe 225f.

²⁴ Lepel hat Fontane z.B. auch daran erinnert, dass er sich in seinem Bittgesuch an Schwab auf dessen Lob beziehen solle, das dieser in seiner Anthologie *Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte* Fontanes Dichtungen ausgesprochen hatte. Vgl. FL, Briefe 91, 93, 96, 100f. und 114f.

²⁵ Zur Entstehung von Fontanes Ausgabe der *Gedichte* (1851), um die sich auch Paul Heyse und Friedrich Eggers bemühten, vgl. GBA Gedichte 1, S. 383–392 (Kommentar).

handschriften,²⁶ die Fontane in der Ausgabe zu veröffentlichen beabsichtigt. Lepel ist bei der Auswahl und Anordnung der Texte behilflich, und Fontane scheut sich auch nicht, Lepel um ein Sonett zu bitten, das er noch aufnehmen wolle (FL, Briefe 132 und 134). Vermutlich hat Lepel diesen Auftrag nicht erfüllt, denn die *Gedichte* erschienen ohne ein zusätzliches Sonett; statt dessen hat Fontane dem Freund den Band gewidmet.

In die *Gedichte* ist auch der erste Akt des unvollendet gebliebenen Dramas *Karl Stuart* integriert worden, an dessen Entstehung Lepel in größerem Maße beteiligt war, als man bisher angenommen hat.²⁷ Fontane hatte sich in einem Brief an Wolfsohn am 10. November 1847 zum ersten Mal überhaupt über eine Dramen-Idee geäußert (Briefe, Nr. 13). Seine berufliche Verpflichtung als Apotheker hat jedoch dazu geführt, dass der Plan erst einmal zurückgestellt wurde. Die politischen Ereignisse im März 1848 und ihre reaktionären Folgen, über die Fontane und Lepel in ihren Briefen heftige Auseinandersetzungen geführt haben,²⁸ haben vermutlich dazu beigetragen, dass Fontane erst ein Jahr später mit der konkreten Arbeit an seinem *Karl-Stuart*-Drama begann. Auch hier gehen der ersten Niederschrift gründliche Recherchen über den Stoff voraus, der die 200 Jahre zurückliegenden Ereignisse um die Hinrichtung des englischen Königs Karl I. Stuart (1649) beinhaltet.²⁹ In gewohnter Weise setzten Fontane und Lepel ihre Gespräche über die Bedeutung der historischen Fakten für die poetische Gestaltung über mehrere Briefe hinweg fort. Am 17. November 1848 ist ein erster Brief belegt, in dem Fontane Lepel in seine Idee einweicht:

„Ich will die englische Revolution dramatisch behandeln: bewegende Ideen, Leben, Handlung, Charaktere und die Seele der Tragödie – *die Schuld* – ist da,

²⁶ Da diese Brief-Beilagen nicht mehr überliefert sind, lassen sich hier nur allgemeine Aussagen auf der Grundlage von Fontanes und Lepels Briefen formulieren.

²⁷ Bei seiner Darstellung, die sich nur auf die äußere Entstehungsgeschichte des Dramas *Karl Stuart* bezieht und Ergebnisse genetischer Forschung nicht berücksichtigt, erwähnt Nürnberger Lepel nur am Rande (Nürnberger 1997, S. 122f.). Auch aus der Edition der *Gedichte* im Rahmen der GBA geht nicht genügend hervor, dass einige Formulierungen, Kürzungen und Hinzufügungen des Dramentextes auf Lepel zurückzuführen sind. Die Herausgeber weisen zwar im Stellenkommentar auf Fontanes Briefgespräche mit Lepel hin und heben einige Textveränderungen hervor, die Lepel vorgeschlagen hat. Dennoch ist Lepels Rolle bisher nicht beachtet worden, vermutlich weil der edierte Text darauf keinen Bezug nimmt – etwa durch eine unterschiedliche Drucktype für Fontanes und Lepels Formulierungen. Vgl. GBA *Gedichte* 3, S. 571–576. Auch Hermann Kunischs Bemerkungen über das *Karl-Stuart*-Konvolut der Staatsbibliothek zu Berlin haben keinen Einfluss auf die Interpretation genommen, obwohl er auf Lepels Korrekturen und Ergänzungen aufmerksam macht. Vgl. Kunisch 1983, S. 276.

²⁸ Vgl. Fontanes und Lepels Briefe zwischen Juni und November 1848 (FL, Briefe 45–55) und Fischer 1998.

²⁹ Vgl. Nürnberger 1997, S. 122f.

aber der Stoff ist so reichhaltig, [...] daß ich nicht recht weiß, wo ich meine Springstange zum kecken Wagniß einsetzen soll.“ (FL, Brief 53)

Da Fontane zu diesem Zeitpunkt noch von der stofflichen Fülle überfordert ist, gelingt es ihm nicht, Lepel einen konkreten Plan über die poetische Durchführung mitzuteilen. Fontane dachte sogar daran, zwei Dramen zu schreiben. In seiner Antwort vom 20. November 1848 unterstützt Lepel den Freund, mahnt ihn aber streng, sich auf das Wesentliche – die Ereignisse bis zum Tode Karl Stuarts – zu konzentrieren und fordert: „Es wird nur *ein* fünftaktiges Stück geschrieben“ (FL, Brief 54). Lepels weitere Bemerkungen zeigen zudem, dass sich die Freunde im Hinblick auf ihr Selbstverständnis als Schriftsteller sehr nahe gestanden haben. Denn auch Lepel beschäftigte sich mit der Ausführung eines ersten Dramas, *Friedrich II. Kurfürst von Brandenburg*, dem ebenfalls ein historischer Stoff zugrunde lag:

„Bravo! Dein Stück wird sicher etwas Gutes! Zu diesem Stoff können wir uns in der That gratuliren. *Wir* sag’ ich; ist es mir doch immer so, als wenn wir Beide zusammen arbeiteten. Hör’ ich etwas von Dir, so denk’ ich, *so* hätt’ ich es auch gemacht; u. *Du* wirst, wie ich glaube, auch in meinen Versuchen zuweilen etwas Verwandtes finden. Ich wünsche nur, daß Du Deine jetzige Muße [...] benutzest um etwas Großes zu vollenden. Und dies kann etwas Großes werden. Ich theile, obwohl ich doch erst flüchtige Blicke in die Fülle dieses Stoffes thun konnte, doch Deine Begeisterung dafür u rufe Dir mit einer Freude, als ob ich selbst an die Arbeit gehn wollte, zu: Vorwärts! Denn, daß Du zugleich künstlerisch behutsam vorwärts gehst, setz’ ich bei Dir voraus.“ (FL, Brief 54)

Ende 1848 etwa beginnt Fontane dann mit der ersten Niederschrift, die aber wegen seiner privaten Sorgen um die Geburt des zweiten vorehelichen Kindes in Dresden ins Stocken gerät. Am 13. April 1849 ermahnt Lepel den Freund eindringlich, am Drama weiterzuschreiben: „Wenn Du nun noch nicht den ersten Akt Deines Stücks in Lapidarschrift fertig hast, so verzweifle ich an Dir. Wie kann man bei diesem famosen Stoff so lahm sein. Aber, das macht, weil Dir das bischen Liebesmisere über die Tragödie geht!“

Am 19. Juni 1849 berichtet Fontane dann dem Freund: „Ich meißle wieder!“, wobei er nicht sein tollkühnes Liebesleben, das er zuvor noch als „meiseln“ bezeichnet hat, sondern das Weiterschreiben an seinem Drama meint. Lepel nimmt regen Anteil an der Fortführung und antwortet am 21. Juni: „ich freue mich, daß Du wieder Deiner Arbeit froh bist und wünsche von Herzen gutes Gedeihn“. Wenige Tage später verspricht Fontane dann eine erste Einsicht in das Manuskript, wofür er aber von Lepel eine konstruktive Kritik verlangt, die sich zunächst auf seinen ersten „Eindruck“ beziehen und sich nicht in Einzelheiten verlieren sollte: „Daß ich keine schlechten Verse geschrieben und nicht gequatscht habe, weiß ich selber eben so gut, wie mir’s irgend wer sagen kann. Aber wie’s wirkt, ob’s packt, anregt, die Menschenseele beschäftigt und spannt, – *das* will ich wissen“ (5. Juli 1849: FL, Brief 78). Er fordert Lepel auf, Textkorrekturen durchzuführen:

„Gelegentlich werd’ ich Dir die Arbeit da lassen; Du magst dann drin ’rumstreichen. Ganze Situationen kann ich nicht opfern; es *scheint* mir wenigstens alles nöthig; aber jede einzelne überflüssige Zeile, wenn auch ein Bildchen oder Gedänkchen dadurch verloren ginge, werd’ ich Dich dringend bitten auf’s Korn zu nehmen.“

Am 16. Juli 1849 schickt Fontane dann Lepel die erste Szene seines Dramas *Karl Stuart* als Brief-Beilage. Die Reinschrift umfasst 12 Folio-Blatt, die Fontane wohl eigens für die kritischen Gespräche mit Lepel angefertigt hat (vgl. Abb. 15).³⁰ Mehr als alle Briefgespräche führt die Beilage, das *Karl-Stuart*-Manuskript, das gemeinsame Arbeiten auch in materialer Hinsicht vor Augen; sie enthält wichtige Informationen über die Genese des Dramas. Lepel nimmt sich der Aufgabe gründlich an und notiert seine zahlreichen Korrekturen und Überarbeitungsvorschläge auf die beigelegten Blätter, die Fontane mit Tinte beschriftet hat. Wenngleich sich Fontane am 8. August 1849 „für die Mühe“ bedankt, die sich Lepel mit der Durchsicht gegeben hat, so ist er doch insgesamt enttäuscht von Lepels Änderungen: „ich bedaure nur, daß ich verhältnißmäßig wenig von den Andeutungen und Correkturen gebrauchen kann [...] ich kann [...] nicht sagen, daß mir Deine Ersatzmänner für meine Krüppel, besonders gefielen.“ (FL, Brief 85)

Ein Vergleich zwischen Fontanes Reinschrift, Lepels Bleistifergänzungen und dem Erstdruck zeigt aber, dass Fontane schließlich doch mehr von Lepels Formulierungen übernommen hat, als er dem Freund gegenüber zugeben mochte. So findet man im Druck diejenigen Textformulierungen Lepels, an denen er metrische Korrekturen und sprachliche Präzisierungen vorgenommen hat; darüber hinaus hat Fontane auf Lepels Veranlassung einige inhaltliche Erweiterungen ausgeführt, um die Figuren psychologisch differenzierter zu gestalten oder dem Leser die dem Drama vorausgegangene Handlung näher zu bringen.

³⁰ Das *Karl-Stuart*-Manuskript wird in der Staatsbibliothek zu Berlin PK aufbewahrt (Handschriftenabteilung, Nachlass 191 [Theodor Fontane] III, Nr. 1, S. 1–12), Fontanes dazugehöriger Brief befindet sich in der Humboldt-Universität zu Berlin. Die räumliche Trennung der beiden Archivalien erschwerte die Rekonstruktion und die Feststellung, ob es sich bei dem Dramenmanuskript tatsächlich um die Beilage zu Fontanes Brief an Lepel handelt. In den Bibliothekskatalogen fanden sich keine Hinweise, die über einen Zusammenhang zwischen Brief und Beilage informiert hätten. Inhaltliche Argumente und materiale Indizien wie Faltsuren und Lepels eigenhändige Beschriftung der Blätter geben aber letztendlich Gewissheit, dass die erste Szene des *Karl-Stuart*-Manuskripts ursprünglich einmal als Brief-Beilage fungiert hat. Zum Problem der Beilage, das bisher in der Fontane-Editorik nicht erkannt worden ist, vgl. FL (Editionsbericht). – Für die Abbildungsgenehmigung ist der Staatsbibliothek zu Berlin PK ganz herzlich zu danken.

Nach Fontanes Brief vom 8. August 1849 folgen die weiteren Schreiben nicht mehr so dicht aufeinander, und auch die Intensität der Gespräche über das Fortschreiben am Drama lässt nach. Lepel wird nur noch gelegentlich in Fontanes Pläne des zweiten und dritten Aktes einbezogen, und eine schriftliche Ausarbeitung der neuen Entwürfe erhält er ebenfalls nicht mehr. Mit der Lesung im *Tunnel* am 21. Oktober 1849 und der Teilveröffentlichung in den *Gedichten* (1851), von der Lepel erst durch Paul Heyse informiert worden ist und von der er am 21. Oktober 1850 noch dringend abgeraten hat (FL, Brief 143), ist ein Erfolg insgesamt aber ausgeblieben. Daran hat auch Lepels gefällige Rezension der *Gedichte* nichts geändert, der trotz aller Missstimmigkeiten darin seine Bedenken gegen das Drama in den Hintergrund stellt und die Ausgabe wärmstens empfiehlt.³¹ Obwohl Lepel den Freund am 4. November 1851 noch einmal ermahnt hat, an dem Drama weiterzuschreiben (FL, Brief 194), wurde *Karl Stuart* nicht beendet; aus allen nachfolgenden Auflagen der *Gedichte* hat Fontane den Text sogar ganz herausgenommen.

4

Fontanes Briefwechsel mit Wolfsohn und Lepel bilden zusammengenommen die wichtigsten Grundlagen für die Kenntnis des jungen Fontane und führen den Beginn von Fontanes Karriere als Schriftsteller vor. Fontanes Ton richtet sich wie in seinen Briefen an andere Adressaten auch hier „nach dem Briefempfänger“,³² und die engen Beziehungen und der lockere Umgang zwischen den Freunden drücken sich besonders in den sprachlichen Gewohnheiten aus, die durch eine raue, ungehobelte und fordernde Wortwahl bestimmt sind. Fontane hat Wolfsohn und Lepel auf unterschiedliche Weise für seine poetischen Pläne benutzt. Seine Briefgespräche mit Wolfsohn belegen, dass dieser ein wichtiger Ansprechpartner gewesen ist, weil er über die notwendigen verlegerischen Kontakte verfügte. Fontane ging es dabei weniger um eine fachliche Begleitung des Freundes bei der Textentstehung, denn seine Bitten erreichten Wolfsohn in der Regel erst, nachdem die Texte abgeschlossen und für den Druck vorbereitet worden waren. Wolfsohns gelegentliche Kritik an Fontanes Manuskripten betraf nur Einzelfälle und hat das Fortschreiben der Texte nicht weiter beeinflusst.³³ Fontanes Briefe an Lepel dokumentieren, dass

³¹ Vgl. Lepel 1851.

³² Jurgensen 2000, S. 773.

³³ So hat Wolfsohn z. B. bewirkt, dass Fontanes erster Beitrag für das *Deutsche Museum* nicht erschienen ist (20. Januar 1851: Briefe, Nr. 33), und bei der Lektüre des Manuskripts *Von der schönen Rosamunde* eine sprachlich nicht überzeugende Textstelle entdeckt, die Fontane daraufhin verändert hat (24. November 1849: Briefe, Nr. 20).

er dem Freund schon zu einem frühen Zeitpunkt Einblicke in seine literarische Ideenwelt gewährt hat. Ob als Stoffsammler, als Buchbeschaffer, als kritischer Leser und Redakteur – Lepel wurde wie kein anderer in Fontanes poetischen Schreibprozess einbezogen, der im weitesten Sinne mit der Stoffsammlung und der Auswahl der wichtigsten historischen Ereignisse beginnt und darüber hinaus die erste Niederschrift, die Ausformulierung und die Revision umfasst. Fontane bedurfte Lepels aufmunternder Worte, um weiterschreiben zu können, und er brauchte zudem Lepels kritischen Blick, wenn es darum ging, die genauen sprachlichen und metrischen Formulierungen zu finden. Der Austausch von Arbeitshandschriften und die dichte Folge von Briefen und Gegenbriefen über Jahre hinweg verdeutlichen, dass die beiden Männer sehr eng zusammengearbeitet und intensiv miteinander kommuniziert haben. Lepels Briefe zeigen einerseits eine Bewunderung für Fontanes schriftstellerisches Talent, andererseits sind sie auch Ausdruck einer schonungslosen Kritik und Offenheit gegenüber dem Freund und seinem ersten Versuch, sich als Dichter und Dramenautor einen Namen zu machen.

Umgekehrt aber bezeugen Fontanes Briefwechsel mit Wolfsohn und Lepel, dass Fontane ihre Anliegen ebenfalls unterstützt hat. So war er Wolfsohn zum Beispiel behilflich, als dieser 1848 in Berlin eine Vorlesungsreihe über die deutsche Literatur veranstalten wollte (Briefe, Nr. 14) und bemühte sich um seinen Pass, den Wolfsohn für seine Reise nach Böhmen benötigte (Briefe, Nr. 54). Fontanes Engagement für Lepel war indessen größer, denn er war kontinuierlich um einen Einstieg Lepels in den Literaturbetrieb Berlins bemüht. Ebenso wie es Lepel tat, begleitete auch Fontane die Entstehung der Texte des Freundes, vermittelte Kontakte zu Verlegern und setzte sich durch Rezensionen für die Verbreitung von Lepels Werken ein. Hinzu kommt, dass Fontane Lepel Gelegenheitsaufträge für diejenigen Zeitungen verschafft hat, bei denen er selbst als Mitarbeiter tätig gewesen ist. Zuletzt hat er sogar bewirkt, dass Lepel eine feste Stelle als Redakteur des französischen Artikels bei der *Zeit* angeboten wurde, die dieser allerdings abgelehnt hat.

In den 1860er Jahren veränderte sich dann die Beziehung sowohl zwischen Fontane und Wolfsohn als auch zwischen Fontane und Lepel. Zwar stand Fontane mit beiden Freunden noch weiterhin im brieflichen und mit Lepel darüber hinaus auch in persönlichem Kontakt, die Briefe sind aber nun in größeren Abständen geschrieben worden und bezeugen einen eher oberflächlichen Austausch. 1859 nimmt Wolfsohn den schriftlichen Verkehr mit Fontane wieder auf, der durch Fontanes Englandreise abgebrochen war. Die Briefe beinhalten noch gelegentlich Fontanes Anfragen bezüglich „Mitarbeiterschaft“ (Briefe, Nr. 61) und Wolfsohns Bemühungen um verlegerische Kontakte (Briefe, Nr. 62). Auch zwischen Fontane und Lepel kommt es noch zu einer letzten intensiven Phase, als sie gemeinsam an ihre 1854 bereits erfolgreiche Zusammenarbeit

anknüpften³⁴ und die Tenzone *Mit oder ohne Dorn* für das *Tunnel*-Stiftungsfest im November und Dezember 1860 schreiben (FL, Briefe 387–393). Das kollektive Schreiben an einer Tenzone wiederholt sich noch ein letztes Mal im Herbst 1861 mit *Röschen oder Rose*, über deren Entstehung auch im Briefwechsel ausführlich gesprochen wird (FL, Briefe 405f.). Danach aber folgen die Briefe nicht mehr so schnell aufeinander, und auch die Inhalte verändern sich. Fontane und Lepel nehmen nur noch an dem Alltagsleben des jeweils anderen teil und verzichten dabei auf die in der Vergangenheit so wichtig gewesenen Diskussionen über die eigenen poetischen Werke und das Mitschicken von Handschriften.

Die Distanzierung der Freunde in beiden Briefwechseln ereignete sich nicht nacheinander, sondern geschah parallel. Die Ursachen dafür sind vielschichtig:³⁵ Bis 1855 standen die drei Männer am Anfang ihrer literarischen Laufbahn, der für alle durch finanzielle Sorgen und die Suche nach einer beruflichen Existenz geprägt war.³⁶ Die Briefwechsel wurden darüber hinaus lange dominiert von Fontanes Bemühungen, im literarischen Leben Fuß zu fassen. Mit Fontanes fester Anstellung als Redakteur bei der *Neuen Preußischen (Kreuz-)Zeitung* und den zunehmenden Erfolgen als Schriftsteller nach seiner endgültigen Rückkehr aus England im Januar 1859 verschoben sich seine Interessen, was sich auch auf die Intensität der gewechselten Briefe ausgewirkt hat. Wolfsohns Beziehungen wurden nicht mehr gebraucht, und auch Lepels Urteile über seine Werke waren für Fontane anscheinend nicht mehr so arbeitsfördernd. Ihre Begeisterung für Literatur begegnete sich nur noch im Kult des Gelegenheitsgedichtes, den die beiden anlässlich vieler Feste im Freundeskreis gepflegt haben. Aber auch Wolfsohns und Lepels Lebensinhalte haben sich verändert. Wolfsohn hat in Berthold Auerbach seit Mitte der 1850er Jahre einen Freund gefunden, der ihn bei seinen beruflichen Bestrebungen mehr unterstützt

³⁴ Fontane und Lepel haben für das *Tunnel*-Stiftungsfest im Dezember 1854 eine erste Tenzone, *Reden ist Silber, Schweigen Gold*, zusammen geschrieben, die sie mit großem Erfolg vortrugen (FL, Briefe 281–286).

³⁵ Es ist Christa Schultze nicht zuzustimmen, die festgestellt hat, dass Fontanes Freundschaft mit Lepel einer der Gründe für die abnehmende Intensität der gewechselten Briefe zwischen Wolfsohn und Fontane gewesen ist. Denn Fontane pflegte seine Beziehungen zu Wolfsohn und Lepel gleichermaßen in den 1840er und 1850er Jahren, und beide Briefwechsel zeigen nach Fontanes Neubeginn in Berlin in den 1860er Jahren einen Einschnitt. Vgl. Schultze 1988, S. 47f. (Einleitung), und FL (Nachwort).

³⁶ Lepel stammte aus einer begüterten Familie; seine Entscheidung, 1851 aus dem Militärdienst auszutreten und ein Leben als freier Schriftsteller zu wagen, trug jedoch zu erheblichen finanziellen Einbußen bei und führte 1852 sogar zum Verkauf des Anwesens „Bellevue“ in Köpenick. Bis zur Trennung von seiner Frau im Jahre 1866 lebte Lepel mit seiner Familie dann von der Unterstützung seines Schwiegervaters.

hat als Fontane. Auerbach war ihm zum Beispiel ein wichtiger Gesprächspartner bei der Gründung der *Russischen Revue*. Damit setzte Wolfsohn das fort, was er in den 1840er Jahren bereits begonnen hatte. Hinzu kommt die gemeinsame Förderung Otto Ludwigs sowie die Beteiligung an der Gründung der *Deutschen Schillerstiftung* in Dresden (1859), was die Freundschaft zwischen Wolfsohn und Auerbach ebenfalls motiviert haben mag.³⁷ Auch Lepel hat sich anderweitig orientiert. In seiner Tätigkeit als Redakteur und Herausgeber der *Argo* hat er seit Mitte der 1850er Jahre einen regen brieflichen Austausch mit Friedrich Eggers. Hinzu kommt, dass er – im Gegensatz zu Fontane – mit seinem Ideal eines freien Schriftstellerlebens gescheitert ist, das er mit seiner doppelten Absage an den Militärdienst 1848 und 1851 eigentlich erreichen wollte. Trotz aller Talente und guter Beziehungen gelang es ihm nicht, sich als freier Übersetzer, Lyriker, Journalist, Dramenautor und professioneller Vorleser eine Existenz aufzubauen. Nach dem Misserfolg der Bühnenaufführung seines Dramas *König Herodes* im Januar 1858 blieben auch weitere schriftstellerische Erfolge aus.³⁸ Eine zweite Ausgabe seiner *Gedichte* (1866), die durch Fontanes Vermittlung bei Wilhelm Hertz erschien, verkaufte sich schlecht. Die Trennung von seiner ersten Frau Hedwig hatte zur Folge, dass Lepel aus finanziellen Gründen 1866 wieder in den preußischen Militärdienst eintreten musste und nur noch Gelegenheitsgedichte für höfische und militärische Zwecke schreiben konnte. Auch der *Tunnel über der Spree* hat Fontane und Lepel letztendlich nicht mehr zusammengehalten, denn mit Fontanes gewachsenen Ansprüchen an seine poetischen Werke ließ sein Engagement für die geselligen Zusammenkünfte im *Tunnel* nach.³⁹ Lepel aber brachte sich mehr denn je als produktives Mitglied, als Haupt und Sekretär des *Tunnels* ein und hielt sogar noch die Verbindung, als er schon längst aus Berlin nach Prenzlau gezogen war, wo er als charakterisierter Major eines Invalidenregimentes am 17. Mai 1885 gestorben ist.⁴⁰ Eine weitere Ursache für das Auseinanderleben mag Fontanes widersprüchliche politische Entwicklung von einem radikal freiheitlichen Ideal im Jahre 1848 zu einer konservativen Phase bis 1870 gewesen sein, was auch in den Briefen zu wiederholten Spannungen beigetragen hat. Schließlich hat aber auch Lepels Neigung zum weiblichen Geschlecht, seine Scheidung und zweite Eheschließung zu dem immer größer werdenden Abstand geführt,

³⁷ Vgl. Schultze 1988, S. 47–50 (Einleitung) sowie Horch 1988 und Reflexionen, Horch.

³⁸ Lepel arbeitete seit 1855 an dem Drama, dem der Stoff der biblischen König-Herodes-Geschichte zugrunde liegt. Das Stück wurde trotz der künstlerischen Schwächen wegen Lepels Beziehungen zum Intendanten des Königlichen Schauspielhauses, Botho von Hülsen, angenommen und am 18., 19. und 21. Januar 1858 aufgeführt. Die abrupte Absetzung belastete Lepel sehr und führte auch zu einer vorübergehenden Distanz gegenüber Fontane (vgl. FL, Briefe 327f.).

³⁹ Fontanes letzter *Tunnel*-Besuch ist für den 31. Dezember 1865 belegt.

⁴⁰ Abb. 7 zeigt Lepel vermutlich kurz nach seiner Beförderung zum Hauptmann im Januar 1870.

worüber Fontane gegenüber seiner Frau Emilie und Mathilde von Rohr eine erschütternde Bilanz gezogen hat.⁴¹

In seinem autobiographischen Roman *Von Zwanzig bis Dreißig* erinnert sich Fontane an beide Freunde; deren Verdienste um seine Etablierung als junger Schriftsteller – Lepels Mitwirkung bei der Entstehung seiner Dichtungen und Wolfsohns Bemühungen um ihre Vermarktung – hat er dort aber nicht näher ausgebreitet. Das bestätigen nur die über Jahrzehnte hinweg geführten Briefgespräche Fontanes, Wolfsohns und Lepels.

⁴¹ Vgl. Fontanes Brief an Mathilde von Rohr, 23. Mai 1886 (HFA IV/3, S. 386–388).

Itta Shedletzky

„Des Juden Waffe“. Wilhelm Wolfsohns literarisches Werk im Kontext der deutsch-jüdischen Literatur des 19. Jahrhunderts

„Aeußere und innere Emancipation“: Wilhelm Wolfsohn und die *Allgemeine Zeitung des Judenthums*

Der siebzehnjährige Wilhelm Wolfsohn kam 1837 aus Odessa nach Leipzig, um mit Beginn des Herbstsemesters dort Medizin zu studieren. Ein Zufall – oder eine Fügung – wollte es, dass die Zeit und der Ort seiner Ankunft in Deutschland – aus der Retrospektive gesehen – von entscheidender Bedeutung waren für die Geschichte der deutsch-jüdischen Presse und Literatur. Seit dem 2. Mai 1837 erschien in Leipzig – zuerst dreimal wöchentlich, ab Mitte 1839 einmal pro Woche – die von Ludwig Philippson gegründete und bis 1889 herausgegebene *Allgemeine Zeitung des Judenthums. Ein unparteiisches Organ für alles jüdische Interesse* (AZJ). Die Zeitung wurde zum zentralen Organ der deutschsprachigen Juden im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in der Nachfolge Philippsons ediert von Gustav Karpeles, später, 1909–1918, von Ludwig Geiger und in den letzten Jahren, bis 1922, von Albert Katz.¹

Im Wintersemester 1839/40 brach Wolfsohn sein Medizinstudium ab, um Literatur zu studieren,² und promovierte im Frühjahr 1843 mit einer Arbeit über *Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen* (Leipzig 1843).

In Wolfsohns literarischem Schaffen als Autor von Gedichten, Prosa und Dramen in deutscher Sprache gibt es zwei Phasen und Schwerpunkte. In den Jahren 1840–1841 veröffentlichte er die Gedichtbände *Veilchen* (1840) und *Sternbilder* (1841), sowie – zusammen mit Siegmund Frankenberg – *Jeschurun*.³ *Taschenbuch für Schilderungen und Anklänge aus dem Leben der Juden. Auf das Jahr 5601 israelitischer Zeitrechnung* (Leipzig 1841). Dieses nur einmal erschienene Jahrbuch enthält, neben Gedichten aus Wolfsohns Feder, auch seine Erzählung *Das Opfer*. Alle literarischen Publikationen Wolfsohns aus dieser Phase erschienen unter seinem Pseudonym Carl Maien. Die drei Dramen der zweiten Schaffensphase *Zar und Bürger* (1854), *Nur eine Seele* (1854/55) und

¹ Zur Rolle von Philippson, Karpeles und Geiger im Bereich der deutsch-jüdischen Literatur und Periodika vgl. Horch 1985b und Shedletzky 1986.

² Der Verlauf von Wolfsohns Studium in den Jahren 1837–1842 ist in einem Auszug aus dem „Collegien-Buch“ der Universität Leipzig verzeichnet, das sich im Nachlass befindet. (Nachlass Wilhelm Wolfsohn; in Privatbesitz).

³ *Jeschurun* (von hebr. *jaschar*: gerade, ehrlich) ist eine der biblischen Bezeichnungen für das Volk Israel, vgl. Dt 32,15; 33,5 und 26 und Jes 44,2.

Die Osternacht (1859), die auch mehrmals erfolgreich aufgeführt wurden, etablierten Wolfsohns Ruf und Namen als Autor.

Nur ein kleiner Teil von Wolfsohns literarischem Werk kann dem eigentlichen Bereich der deutsch-jüdischen Literatur zugeordnet werden, im Sinne der Behandlung biblischer und historischer Themen oder der Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Problematik von Emanzipation und Akkulturation. Außer dem Drama *Die Osternacht* waren es vor allem frühere Texte aus den Jahren 1840–1841: Aus dem Band *Veilchen* die Gedichte *Ludwig Börne*, *Des Juden Heimkehr*, *Das Vermächtniß*, *An Gabriel Riesser*, *Gruß dem deutschen Volk*,⁴ aus *Sternbilder: Die Trauung*, *Die Sühne*⁵ sowie seine Beiträge in *Jeschurun*: im Teil *Biblisches* das Gedicht *Des Königs Sünde*, dann die epische Dichtung *Die Trauung*, der Zyklus *Lebenstöne* mit den Gedichten *Jerusalem*, *Hier und dort*, *Fernblicke*, *Des Juden Waffe*, die Erzählung *Das Opfer* und, unter der Überschrift *Glaube und Liebe*, die Gedichte *Das Vermächtnis* und *Die Sühne*.⁶

Jedoch entspricht Wolfsohns gesamte literarische Tätigkeit – die Aufsätze und Vorträge über deutsche und russische Literatur, die Übersetzungen aus dem Russischen, die Gründung und Edition von Zeitschriften – grundsätzlich der Idee „äußerer und innerer Emancipation“, wie Philippson sie in seiner Artikelreihe *Ueber die Grundsätze der Redaction* im ersten Jahrgang der *AZJ*⁷ entwickelte und dann während Jahrzehnten in den diversen Sparten seiner Zeitung zu realisieren suchte. Im ersten Artikel betonte Philippson die Notwendigkeit, dass auch das Judentum sich nun in der Öffentlichkeit präsentiere, „in der neuern Zeit [...] wo das Leben zu einem großen, offenen Marktplatz geworden, auf dem Thaten und Ideen ausgetauscht werden, wie die Verhältnisse sich offen aneinander und gegenüber stellen.“⁸ In der zweiten Folge bestimmte er den „eigentlichen Zweck“ seiner Zeitung als „das Streben nach äußerer und innerer Emancipation“⁹ und formulierte dann in der sechsten Folge, dementsprechend, ein auf die Literatur bezogenes Programm:

„Die ‚*Belletristik*‘ ist ein Zweig unserer Zeitung, dessen Zweck wir hier mit einigen Worten besprechen müssen, damit nicht der eitle Vorwurf als ob es bloß auf *Unterhaltung* mit ihm abgesehen sei, aufkomme. Das Judentum ist bei Juden und Nichtjuden dadurch besonders in eine gewisse Verachtung gesunken, daß es stets in einem *unästhetischen*, neuerer Bildung nicht conformen Gewande in die

⁴ Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 1.1.1.9, 1.1.1.24, 1.1.1.27, 1.1.1.34, 1.1.1.38 und Dokumente, Nr. 4.3, 4.4.

⁵ Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 1.1.2.24 und 1.1.2.25.

⁶ Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 1.2.3.1, 1.2.3.2, 1.2.3.3, 1.2.3.4, 3.1.

⁷ *AZJ*, Jg. 1 (1837), Nr. 41 (27. Juli), S. 161f.; Nr. 47 (5. August), S.185f.; Nr. 53 (15. August), S. 209f.; Nr. 65 (7. September), S. 257f.; Nr. 73 (21. September), S. 290f.; Nr. 92 (2. November), S. 366f.; Nr. 95 (9. November), S. 378f.

⁸ Ebd., S. 161.

⁹ Ebd., S. 185.

Oeffentlichkeit trat. Man kann das überall bei dem großen Haufen bemerken, daß bei denen, die Kern von Schale nicht zu unterscheiden verstehen, darum eine lange Zeit Alles, was an's Judenthum grenzt, schon im Voraus ein gewisses Lächeln hervorlockt. Hiermit muß es anders werden! – und ist schon, Gott sei Dank! vielfach anders geworden. Und wenn die *neueren, jüdischen Prediger* kein anderes Verdienst hätten, als daß sie durch eine gebildete, angemessene Form und Sprache in der jüngeren Generation wieder Achtung und Erhebung geweckt im und vor dem Judenthum, so wäre dies Verdienst schon unermesslich. [...] Nach eben diesem Ziele strebt die ‚Belletristik‘ dieser Zeitung, und verdient deshalb doppelte Berücksichtigung. Dadurch daß die Lehren, die Geschehnisse und der ganze Geist des Judenthums sich in *poetischer* Gestalt, in ästhetischem Ueberzuge darstellt, steigt die Geltung desselben ungemein, und gewinnt die verlorenen Seelen wieder. Abgesehen hiervon bedenke man, wie hier gerade die Begeisterung, der Enthusiasmus, der höhere Guß des erregten Gemüthes über das Judenthum sich am gemessensten verbreiten kann, ohne als Separatismus verworfen zu werden.“¹⁰

Allerdings ging es Wolfsohn, auch in seinen jüdisch konnotierten Texten, weniger um „innere Emancipation“ oder um die Lehren des Judentums als um die politische und soziale Gleichberechtigung der Juden. Das Bekenntnis zum Wort als der entscheidenden Waffe im Kampf um die Freiheit in Wolfsohns Gedicht *Des Juden Waffe* lässt eine gewisse Nähe zu Börne und Heine erkennen, wenn auch die Sprache und das Pathos des Gedichts eher dem Tenor der AZJ und der von Philippon postulierten und geförderten jüdischen „Belletristik“ entsprechen:

„Des Juden Waffe.

Wenn aus des Kampfes wildem Grausen
Ein wilder Krieger heimgekehrt,
Sah ich, wo Sturm und Donner brausen,
Den Krieger sanft am Heimathheerd:

Um ihn der Wolken dichte Hülle,
Um ihn der Stürme laute Schaar – –
Und doch sein Herz so mild und stille,
Und doch die Seele licht und klar.

Ihm wird das Schwert zur ernsten Mahnung,
Das Schwert, so in dem Kampf geglüht,
Und eine heil'ge Gottesahnung
Durchleuchtet tröstend sein Gemüth.

¹⁰ Ebd., S. 367.

Da drückt er an sein Herz die Wehre,
 So ihn geschirmt in Todesfahr –
 Und wo nicht Tempel noch Altäre,
 Da wird sein Heerd zum Hochaltar.

Und so auch ich – in kleiner Zelle
 Bet' ich den großen Schöpfer an;
 Und wo sich Welle drängt auf Welle
 Da steur' ich froh mit leichtem Kahn.

Denn uns auch ward ein Schwert gegeben,
 Ein Flammenschwert im Lebenskampf –
 Das sinkt uns nicht im letzten Beben,
 Entfällt uns nicht im Todeskrampf.

Es ist das Wort, von Gott gesendet,
 Das uns in tiefster Seele loht –
 Wohin es seine Blitze wendet,
 Da weicht der Feind, der uns bedroht.

[...]

O darf auch nur mein Volk es hoffen,
 Was jetzt zum Liede mich geweiht –
 Dann steh'n ihm Bruderarme offen,
 Und seht – auf einmal ist's befreit! –¹¹

Möglicherweise war das, was Philipponson als anzustrebende „innere Emancipation“ bezeichnete, bei Wolfsohn eine bereits etablierte, wohl nicht zuletzt durch seine Herkunft und Erziehung bedingte, selbstverständliche Disposition.

Wolfsohns Leben und Wirken war, bei allen existenziellen Schwierigkeiten, durch eine selbstsichere und tatkräftige Souveränität gekennzeichnet, die er schon sehr früh unter Beweis stellte. Er war noch keine achtzehn Jahre alt und weniger als ein Jahr in Leipzig, als er in der AZJ, in der Sparte *Korrespondenzen, Auszüge, Repliken* einen Bericht aus Odessa veröffentlichte über *Allgemeine Schul-Anstalten. Humanität. Gemeinde*.¹² Der Bericht trägt oben rechts, neben dem Titel, das Datum „Odessa, Mai“.¹³ Es ist unwahrscheinlich, dass Wolfsohn im Mai 1838, etwa neun Monate nach seiner Ankunft in Leipzig, wieder in Odessa

¹¹ Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 1.2.3.4.4 und Dokumente, Nr. 4.6.

¹² Dokumente, Nr. 2.

¹³ Ebd., S. 144.

war. Wahrscheinlicher ist, dass der Monat Mai des Jahres 1837 gemeint ist. Im Nachlass von Wilhelm Wolfsohn¹⁴ befindet sich ein Dokument mit der Überschrift *Tagebuch seit meiner Abreise aus Odessa. Für mich, für wenige Freunde – sonst für Keinen! Leipzig. 1837.*¹⁵ Hier berichtet Wolfsohn unter anderem, dass seine Abreise aus Odessa ursprünglich auf den Mai 1837 festgesetzt war, jedoch, zu seinem großen Kummer, infolge einer ernsthaften Erkrankung seiner Mutter auf den Spätsommer verschoben werden musste. Es könnte sein, dass dieser denkwürdige Monat Mai in Wolfsohns Pseudonym Carl Maien anklingt. Auch seinen Bericht aus Odessa von 1838 unterzeichnete er nicht mit seinem Namen, benutzte aber noch nicht das Pseudonym des Dichters aus den Jahren 1839–1841.¹⁶ Vermutlich steht die hier verwendete Unterschrift „C. Lpn.“¹⁷ für: Carl oder Cajus¹⁸ Lupussohn.

Wolfsohns Bericht in der AZJ von 1838 ist nicht nur ein wichtiges Dokument über die erstaunlich fortschrittlichen Lebensverhältnisse der Juden in Odessa zur Zeit seiner eigenen Kindheit und Jugend. Bemerkenswert ist auch, wie Wolfsohn in den einleitenden Sätzen seine Anerkennung ausdrückt für das Engagement Ludwig Philipppsons, der in der AZJ unentwegt über die progressiven „Bestrebungen“ in den jüdischen Gemeinden Deutschlands berichtet, um dann seine eigenen Mitteilungen aus Odessa als gleichwertige Fakten in den Dienst dieses publizistischen Aufklärungsprogramms zu stellen:

¹⁴ Vgl. Anm. 2.

¹⁵ Dokumente, Nr. 1. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 8.1.1.

¹⁶ Vgl. Anm. 4–6. Rabbiner Zev Walter Gotthold (Jerusalem) hat in dankenswerter Weise auf die folgende mögliche Bedeutung des Pseudonyms „Maien“ und deren Quellen hingewiesen: In *Grimms Wörterbuch* ist „maien gehen“, als „minnen oder freien gehen“, in der Eifler Mundart, verzeichnet. Das Wort „maien“ findet sich auch in der rabbinischen Literatur des 12.–14. Jahrhunderts, so im Buch *Rokeach* des R. Eleasar ben Juda (1176–1238), im *Sefer Minhagim* (Buch der Bräuche) des R. Meir ben Baruch aus Rothenburg (1220–1293) und im Buch *Maharil* des R. Jakob ben Moses Halevi Mölln, gen. *Maharil* (1355–1427). „Maien“ nennt man hier, in hebräischer Umschrift, den Brauch bei jüdischen Hochzeiten, dass der Bräutigam, zu einem bestimmten Zeitpunkt vor der Trauung, der Braut entgegenggeht und ihr die Hand gibt. Dieser Brauch wird später im Buch *Josef Ometz* des Josef Hahn aus Frankfurt/M. (Ende 16. Jh.–1637) und im frühen 19. Jahrhundert bei R. Moses Sofer, gen. *Chatam Sofer* (1763–1839) erwähnt. Die Tatsache, dass Wolfsohn im Jahre 1840, als er für seine Publikationen den Dichternamen *Maien* benutzt, sich auch mit Emilie Gey verlobte, macht diese Konnotation des Pseudonyms plausibel.

¹⁷ Dokumente, Nr. 2, S. 150.

¹⁸ Wolfsohns überlieferte Vornamen sind Carl Cajus Wilhelm. Der Name Cajus könnte eine Latinisierung des biblischen Namens *Kehat* (in der aschkenasischen Aussprache: *Kohos*) – ein Sohn von Levi und Vorfahre von Moses – sein. Ein Hinweis darauf findet sich in der Überschrift des Auszugs aus dem *Collegien-Buch* der Universität Leipzig (wie Anm. 2): „Collegien-Buch für den Stud. Med. Herrn Kohuth Wolfsohn aus Odessa.“

„Wohl verdienen Sie meinen Dank in vollem Maße, verehrter Freund, daß Sie mir all die erfreulichen Nachrichten über die schönen Bestrebungen unserer Glaubensgenossen in Ihren Gemeinden so oft und so gern mittheilen [...] Ich schicke Ihnen hier einige Blüthen, die unter einem andern Himmel gereift; und sie sind, wie ich mir schmeicheln darf, kein unwürdiges Gegengeschenk. Was? höre ich Sie ausrufen, Freiheitsblümchen in der Ferne! Die sind wol aus unseren Gärten verpflanzt, wo schwere Gewitter erst die Atmosphäre abkühlen mußten, damit sie gedeihen – und dort, dort zwingt man sie wol aus einem Treibhause hervor. Nicht doch, mein lieber Freund, bei uns ist eine warme Frühlingssonne aufgegangen, es sind die ersten Maiblumen, erzogen von lauer Luft, vom reinen Thau genährt: wir wissen nichts von früher entkeimten, die in den Gluthstrahlen einer zürnenden Majestät verdorrt sind. Es ist wahr, auch bei uns erschallt die Posaune euerer Kämpfer, und wir sehen euch begeistert die Schranken durchbrechen, die euren Wirkungsgeist engen und euern kühnen Geistesflug hemmen: uns aber ist ein weites Feld angewiesen, und wir müssen erst darauf hinarbeiten, es zu bebauen, schöne Gärten anzulegen und feuerfeste Gebäude zu errichten; wenn es uns im Laufe der Jahre zu eng wird, dann hoffen wir, wird die milde Hand unsere Grenzen erweitern, die sie so weit gesteckt hat. Sie sehen, daß ich mich brüste, aber Sie sollen befriedigt werden, und es mir selbst gestehen, daß ich nicht zuviel gesagt habe.“¹⁹

Im Mittelpunkt des Berichts stehen Wolfsohns Ausführungen über die Einrichtung einer „Lehranstalt“ für die „hebräische Jugend“ Odessas im Jahr 1827, über deren Entwicklung und Blüte sowie über die wenig später erfolgte Gründung einer jüdischen Mädchenschule. Er beschreibt die anfängliche Gegnerschaft seitens der „Sectierer“ innerhalb der jüdischen Gemeinde, die mit Hilfe der Behörden überwunden werden konnte, und gibt anschließend detaillierte Auskunft über den Lehrplan der Schule:

„Die Macht der Wahrheit besiegte endlich ganz die Parthei der Aufwiegler und Frömmeler, und ihre anfänglichen Gegner wandten sich nun selbst dürstend nach der neuen Quelle der Bildung, um daraus für ihre Kinder zu schöpfen. Seit dieser Zeit entfaltete sich das schöne Wirken unserer Gemeinde immer mehr, und dehnte sich auch auf andere Verhältnisse aus. [...] Gegenwärtig erhalten in unsrer Lehranstalt beinahe 400 junge Leute in der *hebräischen, russischen, französischen* und *deutschen* Sprache, in der Weltgeschichte, Physik, Rhetorik, Geographie, Buchhaltung, Arithmetik, Schönschreibe- und Zeichenkunst gründlichen Unterricht; und auch vom Talmud und von mancher andern Wissenschaft wird Vieles gelehrt. Daß die Bemühungen der wackeren Lehrer nicht fruchtlos sind, zeigen uns viele ihrer Zöglinge, die theils als nützliche und gebildete Bürger dem Staate und der Menschheit dienen, theils auf den vorzüglichsten Universitäten Deutschlands sich in den Wissenschaften vervollkommen, auch wol ihre Studien schon vollendet

¹⁹ Dokumente, Nr. 2, S. 144.

haben, und von denen mancher hoffen dürfte, auch außer seiner Heimat bekannt zu werden.“²⁰

Wolfsohn beendet seinen Bericht über die „Schul-Anstalten“ mit der Aufzählung der an der Mädchenschule unterrichteten Fächer und mit einem Ausblick auf die weitere Planung in anderen Städten Russlands:

„[...] Bald wird auch außer Odessa in *Kischinew*, einer Stadt in Bessarabien, zufolge eines Auftrags, den unser Schuldirektor, der Ehrenbürger *Stern* vom General-Gouverneur erhalten hat, eine israelitische Lehranstalt eröffnet, die unter der Leitung eines unserer Hauptlehrer stehen wird. Eben so in anderen Städten, wo der ausgestreute Samen der Bildung früher oder später zur Frucht reift.“²¹

Der 1820 geborene Wolfsohn wurde 1827, kurz nach der Gründung, in die jüdische Reformschule in Odessa eingeschult. Somit war der von ihm beschriebene Lehrplan auch die Grundlage seiner eigenen Mittelschulausbildung.

Die AZJ hat immer wieder, zu Wolfsohns Lebzeiten und auch danach, von seiner Person und literarischen Tätigkeit Notiz genommen.²² Den Auftakt bildete am 14. November 1840 eine ausführliche Besprechung des Taschenbuchs *Jeschurun*²³ in der Sparte *Literarische Nachrichten*. Diese Rezension enthält, wie Hans Otto Horch hervorgehoben hat, „die erste ausführliche Äußerung Philipppsons zu Grundfragen der jüdischen Belletristik im Rahmen der AZJ.“²⁴ Die Besprechung ist kritisch und wohlwollend zugleich. Insgesamt meint Philipppson, „daß keine einzige Pièce uns prägnant entgegentritt, keine einen bleibenden, immer lebendigen Werth besitzt [...] In der ganzen Sammlung ist nichts kräftig Productives, kein zusammenfassendes und hinaufrückendes Produkt [...] Hieraus eben ist es gekommen, daß durch die ganze Sammlung nur ein nachhaltiger Ton der Bitterkeit tönt, und die vorwaltenden Trennungen zwischen Juden und Christen nicht ausgeglichen, sondern verstärkt werden. [...] Dennoch aber bitten wir das Unternehmen zu unterstützen und fordern dazu möglichst auf. Denn wie es aus den reinsten Intentionen, aus den edelsten Absichten, aus der löblichsten Gesinnung entsprungen, wie es nicht ohne Talent und mancherlei Schmuck ausgeführt ist, so haben wir zu bedenken, daß jedes, auf fernere Ausbaung berechnete Werk von Anfang an nicht vollendet entgetreten könne, sondern im Wachsthum sich erhebe.“²⁵

²⁰ Ebd., S. 147.

²¹ Ebd., S. 148.

²² AZJ, Jg. 4 (1840), Nr. 46 (14. November), S. 657–660; Jg. 25 (1861), Nr. 23 (4. Juni), S. 326f.; Jg. 28 (1864), Nr. 44 (25. Oktober), S. 682f.; Jg. 29, (1865), Nr. 8 (21. Februar), S. 111–114; Nr. 9 (28. Februar), S. 127–130; Nr. 29 (22. August), S. 519; Nr. 35 (29. August), S. 537; Jg. 62 (1898), Nr. 32 (12. August), S. 379–381; Nr. 33 (19. August), S. 391–393; Jg. 76 (1912), Nr. 5 (2. Februar), S. 60. Diese Angaben sind größtenteils verzeichnet bei Horch 1985b, S. 486, 497.

²³ Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 4.2.

²⁴ Vgl. die Analyse dieser Rezension bei Horch 1985b, S. 148f. (Zitat: S. 148).

²⁵ AZJ, Jg. 4, S. 659f.

Philippson äußerte sich auch zu Wolfsohns eigenen Beiträgen:

„Die Trauung‘ von Carl Maien²⁶ ist tiefergreifende metrische Erzählung. Freilich sprechen und handeln die Menschen sehr idealisch, und eine mindere Weitschweifigkeit hätte nichts geschadet, aber die Situation ist originell und tragisch, und die Spitze gediegen ausgedrückt.“²⁷

Den Gedichtzyklus *Lebenstöne*²⁸ nannte Philippson „fließend, aber wieder zu tränenreich“ und die Erzählung *Das Opfer*²⁹ bewertete er weitgehend negativ:

„Es ist Einem eigen zu Muthe bei diesem ‚Opfer‘. Wir erkennen den schönen, reinen Willen des Verfassers, wir fühlen, daß ein warmes und gehaltreiches Herz darin schlägt, Einzelnes ist köstlich gesagt. Nun ist aber Alles in ein *forcirtes* Gerede, in einen weitläufigen, nie endenden, Gedanken und Gefühle wieder ertränkenden Wortschwall gebracht, Personen und Zustände erliegen den Worten, wir wollen jene herausfischen, und versinken immer tiefer: es ist peinlich. Wir möchten es lesen, wir halten es für unsre Pflicht, um das, was der Verf. will, und wie er es will, und vermögen es doch nicht. So wird dieses ‚Opfer‘ zum Opfer, und beide sind dabei – unvollständig. Will der Leser uns folgen, so überschlage er das Ganze, außer S. 209 ‚Aphoristisches‘, dies ist ganz superb, wenn auch wieder zu sentimental übergossen.“³⁰

Eine zentrale Passage der Besprechung des *Jeschurun* in der AZJ ist der Erzählung *Der böhmische Dorfjude* von Jakob Kaufmann gewidmet. Philippsons Einschätzung dieses zwar „trefflichen Genrebildes“ entspricht grundsätzlich seiner generellen Skepsis bis Abneigung gegenüber jeder Art von Ghettoliteratur. Aus der Sicht der heutigen Literaturforschung ist es aber gerade diese Erzählung, die vor allem den literarischen Wert von Wolfsohns Jahrbuch *Jeschurun* ausmacht. Es handelt sich dabei um die früheste Publikation einer Ghettogeschichte – acht Jahre vor Leopold Komperts *Aus dem Ghetto* von 1848 –, jenes Genres also, das im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einer zentralen Komponente der deutsch-jüdischen Literatur wurde.³¹

Wilhelm Wolfsohn wurde in der AZJ der Jahre 1861–1865 mehrmals als bekannter Dramenautor und verdienstvoller Herausgeber der Zeitschrift *Russische – später Nordische – Revue* erwähnt. Es ist jedoch kaum anzunehmen, dass Philippson sich der Identität Wolfsohns mit jenem Carl Maien bewusst war, dessen Jahrbuch *Jeschurun* er im November 1840 in seiner Zeitung besprochen

²⁶ Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 1.2.3.2.

²⁷ AZJ, Jg. 4, S. 658f.

²⁸ Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 1.2.3.4.

²⁹ Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 3.1.

³⁰ AZJ, Jg. 4, S. 659.

³¹ Zum Genre der Dorf- und Ghettogeschichte im Rahmen der AZJ vgl. Horch 1985b, S. 165–199. Zu Philippsons Kritik an der Ghettoliteratur vgl. Shedletzky 1986, S. 114–117. Zur Geschichte und Dokumentation der Ghettoliteratur vgl. Glasenapp 1996 sowie Glasenapp/Horch 2005.

hatte. So heißt es etwa in einer Meldung im *Literarischen Wochenbericht* der AZJ vom 4. Juni 1861:

„Wolfsohn, der Verfasser des bekannten Dramas: ‚Nur eine Seele‘, befindet sich seit einiger Zeit in Petersburg, wo er öffentliche Vorträge über Schiller hält und damit großen Beifall erwirkt. (Man sieht also, daß gegenwärtig nicht blos Financiers jüdischen Glaubens [wie Pereira, I. Sh.] sondern auch Literaten dieses Bekenntnisses in Petersburg gut aufgenommen werden.)“³²

Besondere Beachtung fand in der AZJ die von Wolfsohn redigierte *Nordische Revue*. Am 25. Oktober 1864 wurde dort zum ersten Mal auf diese Zeitschrift hingewiesen:

„In Leipzig bei Veit & Co. Erscheint jetzt eine ‚nordische Revue‘ von Dr. W. Wolfsohn, dem bekannten Dichter von ‚Nur eine Seele‘ und ‚Die Osternacht‘. Es liegen uns jetzt drei Monatshefte vor, die in der That durch die Fülle und Mannigfaltigkeit des Inhalts auf den Gebieten der Literatur, Kunst und des öffentlichen Lebens sich auszeichnen, auf die neuesten Ereignisse in Russland, Deutschland, England und Frankreich und Italien in literarischer und künstlerischer Beziehung aufmerksam machen und sie übersichtlich charakterisieren; Originalaufsätze führen uns auf die mannigfaltigsten Interessen hin und heben wir als Beispiel die ‚Volkswirtschaftlichen Briefe aus Russland‘ von A. Horn hervor.“³³

An dieser Stelle folgt ein langes Zitat von eineinhalb Kolumnen aus einem dieser *Volkswirtschaftlichen Briefe*, die Situation der Juden betreffend.

Die *Leitenden Artikel* von Heft 8 und 9 der AZJ 1865 waren der *Emancipation der Juden in Russland* gewidmet. Zu diesem Thema wurde hier der Artikel *Die Juden in Russland* aus Wolfsohns *Nordischer Revue* in zwei Folgen vollständig wiedergegeben, einleitend und abschließend gewürdigt von der „Redaction“ der AZJ.³⁴ Am 22. August 1865 berichtete die AZJ mit großem Bedauern, dass die *Nordische Revue* ihr Erscheinen wegen Erkrankung des Herausgebers vorläufig einstellen müsse,³⁵ ohne zu wissen, dass Wolfsohn bereits am 13. August gestorben war. Erst eine Woche später veröffentlichte die AZJ folgende Zeitungsnachricht vom 14. August aus Dresden:

„Gestern Abends verschied hier nach langem schwerem Leiden (Leberkrebs), 45 Jahre alt, der Schriftsteller und Dramatiker Dr. Wilhelm Wolfsohn. Er hinterläßt eine Witwe mit vier unmündigen Kindern. Die Theilnahme für den Heimgegangenen und seine Hinterlassenen ist groß. Wolfsohn hatte sich im Leben durch seine Gewissenhaftigkeit und wahrhaft edle Gesinnung viele Freunde, durch seine dramatischen Werke wohlverdienten Ruf erworben. (Das beste Drama Dr. W.'s ist: ‚Nur eine Seele!‘ Das andere: ‚die Osternacht‘, welches

³² AZJ, Jg. 25 (1861), Nr. 23, S. 326f.

³³ AZJ, Jg. 28 (1864), Nr. 44, S. 382f.

³⁴ AZJ, Jg. 29 (1865), Nr. 8 (21. Februar), S. 111–114; Nr. 9 (28. Februar), S. 127–130.

³⁵ AZJ, Jg. 29 (1865), Nr. 34, S. 519.

die Blutbeschuldigung behandelt, hat sich keines besonderen Beifalls erfreut.) W. hat sich vielfaches Verdienst durch seine Vermittlung zwischen der russischen und deutschen Literatur erworben, und hinterläßt hierin augenblicklich eine Lücke. Seine, mit seinem Tode eingehende ‚Nordische Revue‘ war sehr gut redigiert. Seine Glaubensgenossen vertrat er, wo er Gelegenheit dazu hatte.“³⁶

Am 12. und 19. August 1898, dreiunddreißig Jahre nach seinem Tod, veröffentlichte Wilhelm Lehmann in der AZJ einen Aufsatz über *Wilhelm Wolfsohn*, der sich vorwiegend mit dem Drama *Die Osternacht* befasst und viele lange Sequenzen aus diesem Werk zitiert.³⁷ Die wohl letzte Erwähnung Wolfsohns in der AZJ stammt aus der Feder Ludwig Geigers, der, in seiner Funktion als Redakteur, in den *Literarischen Mitteilungen* vom 2. Februar 1912 über den eben erschienenen Briefwechsel Theodor Fontanes mit Wilhelm Wolfsohn berichtete.³⁸

„Ein deutscher Schriftsteller jüdischen Glaubens.“ Ludwig Geiger und der Ort Wilhelm Wolfsohns in der deutsch-jüdischen Literatur.

Mit seinem Aufsatz über *Wilhelm Wolfsohn* im *Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur* von 1912³⁹ hat Ludwig Geiger die grundlegende Einordnung dieses Autors in die deutsch-jüdische Literaturgeschichte vollzogen. Im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert leistete Geiger wesentliche Beiträge zur Etablierung der Disziplin der deutsch-jüdischen Literatur und ihrer Geschichte. Neben seiner Tätigkeit als Herausgeber des *Goethe-Jahrbuchs* edierte er in den Jahren 1887–1891 die *Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland*, wo unter anderem unbekannte Texte aus Börnes Nachlass erstmals erschienen und das Thema „Goethe und die Juden“ von Geiger selber ausführlich behandelt wurde. In den Jahren 1898–1918 publizierte er zahlreiche Rezensionen von Romanen und anderen Werken zeitgenössischer deutsch-jüdischer Autoren, vor allem in der AZJ.⁴⁰ Sein Buch *Die deutsche Literatur und die Juden* aus dem Jahr 1910 enthält die Reihe öffentlicher Vorträge, die Geiger zu diesem Thema im Wintersemester 1904/05 an der Universität Berlin gehalten hatte.⁴¹

Geiger beginnt seinen aus vier Teilen bestehenden Aufsatz über Wolfsohn mit folgendem Satz:

³⁶ AZJ, Jg. 29 (1865), Nr. 35 (29. August), S. 537.

³⁷ AZJ, Jg. 62 (1898), Nr. 32 (12. August), S. 379–381; Nr. 33 (19. August), S. 391–393.

³⁸ AZJ, Jg. 76 (1912), Nr. 5 (2. Februar), S. 60.

³⁹ Geiger 1912c.

⁴⁰ Vgl. dazu Horch 1985b, S. 458–460, 491 und Shedletzky 1986, S. 147–166, 188–227.

⁴¹ Vgl. dazu Shedletzky 1986, S. 341f.

„Wilhelm Wolfsohn ist ein deutscher Schriftsteller jüdischen Glaubens, der kürzlich der Vergessenheit entrissen und dem Gedächtnis der Lebenden wieder näher gerückt worden ist durch die köstliche Gabe, die Wolfsohn's Sohn, Wilhelm Wolters dem deutschen Publikum in der Publikation des Briefwechsels von Theodor Fontane mit seinem Vater geboten hat.“⁴²

Im ersten Teil beschreibt Geiger den persönlichen und beruflichen Lebensweg Wolfsohns, der zweite Teil ist Wolfsohns lyrischem Werk gewidmet, im dritten Teil ist die Rede vom „Almanach“ *Jeschurun*, vor allem von Wolfsohns Erzählung *Das Opfer*, und im vierten Teil werden die Dramen behandelt.

Im ersten Teil erwähnt Geiger Wolfsohns „Russische Revue“, die sich später zu einer ‚Nordischen Revue‘ erweiterte“, sowie den Auftrag, den er 1856 vom sächsischen Ministerium erhielt, „monatlich zwei Aufsätze für die wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung zu liefern, die unter dem Titel „Kulturfragen“ erschienen und großes Aufsehen machten“.⁴³ Den Erfolg von Wolfsohns Vorträgen in Leipzig und Dresden, wo er „z. B. im Winter von 1858/59 über Schiller vor 500 Personen“ las – jene „Vorlesungen, die auch Goethe und die Schriftsteller Russlands behandelten“ – belegt Geiger mit dem Zitat einer authentischen Äußerung von Georg Ebers:

„Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, keiner von den Lebenden sei den antiken Rednern so nahe gekommen, als Wilhelm Wolfsohn. Wie Pallas glänzend gerüstet, dem Haupte des Zeus entsprang, so der im Worte fertige und schön gekleidete Gedanke den Lippen Wolfsohns. Seine Vorträge über Lessing und Schiller werden den Zuhörern unvergesslich bleiben. Den Deutschen zeigten dieselben Altgeliebtes, in neuem glänzendem Lichte, die Russen lehrten sie unsere Lieblinge ehren und lieben. Wir danken es besonders seinen Bemühungen, daß unsere Klassiker von allen Gebildeten im weiten Zarenreiche in ihrer ganzen Größe anerkannt werden.“⁴⁴

Im Zusammenhang mit Wolfsohns Lyrik betont Geiger, dass „in den zwei letzten Jahrzehnten von Wolfsohns Leben [...] das Jüdische in seinen Dichtungen vollkommen“ zurücktrat, um dann drei frühe Gedichte – *Ludwig Börne*, *An Gabriel Riesser* und *Des Juden Heimkehr* – aus der Sammlung *Veilchen*⁴⁵ vollständig wiederzugeben, „die vielleicht in der Form noch nicht ganz vollendet, für die Gesinnung des Dichters, nicht nur für die seiner Jugendjahre, sondern für die seines ganzen Lebens ungemein charakteristisch sind“. Geiger leitet die Gedichte mit je einigen Zeilen ein:

⁴² Geiger 1912c, S. 163.

⁴³ Ebd., S. 169. Wolfsohns *Culturbriefe* erschienen in der *Leipziger Zeitung* in den Jahren 1857–1859. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 6.2.13.2–9, 6.2.13.11–19, 6.2.13.21–22 und 6.2.13.24–59.

⁴⁴ Geiger 1912c, S. 170.

⁴⁵ Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 1.1.1.9, 1.1.1.27, 1.1.1.38 und Dokumente, Nr. 4.3.

„Das erste Gedicht ist *Ludwig Börne* gewidmet, dem kühnen Kämpfer, zu dem den Dichter gewiß nicht nur das Bewußtsein zog, aus der selben Glaubensgemeinschaft zu stammen, sondern die Gleichheit der politischen Anschauung, und die richtige Erkenntnis des Börneschen Wesens. [...] Das zweite Gedicht *Gabriel Riesser* feiert in einem noch heute wohltuenden Enthusiasmus und begeisterter Liebe den Rufer im Streit, dem sich der Dichter im Geiste nahe fühlt. [...] Das dritte Gedicht gibt einer Stimmung Ausdruck, die der Dichter zwar nicht selbst erlebt hatte, denn er war nicht zum Kampfe um das Vaterland ausgezogen, die er aber Ende der 30er Jahre noch bei gar manchen beobachten oder erfahren konnte, die sie vor einem Vierteljahrhundert selbst an sich erlebt hatten, nachdem sie die höchste Mannespflicht erfüllt und nun statt der Befreiung die Knechtung fanden. Dieser Empfindung lieh er Worte in seinem Gedichte *„Des Juden Heimkehr“*.“⁴⁶

In Wolfsohns drei Dramen, die im vierten Teil des Aufsatzes ausführlich besprochen, dokumentiert und kritisch beleuchtet werden – besonders das „durchaus jüdische Drama“ *Die Osternacht* – glaubt Geiger da und dort Spuren von Schillers Dichtung und Dramaturgie nachweisen zu können.⁴⁷

In Geigers material- und andeutungsreichem Aufsatz gibt es zwei Punkte, die zu weiteren Überlegungen, Wolfsohns Ort in der deutsch-jüdischen Literatur betreffend, anregen. Da ist zum einen die von Ferdinand Lassalle suggerierte und von Geiger kritisch erwähnte Nähe Wolfsohns zu Heine, und zum andern die Behandlung des Problems der Mischehe im Zusammenhang mit Wolfsohns Erzählung *Das Opfer*.

An zwei Stellen seines Aufsatzes erwähnt Geiger Wolfsohns Bekanntschaft mit Lassalle in Leipzig in den frühen vierziger Jahren und die Äußerungen über Wolfsohn in Lassalles Tagebuch aus jener Zeit. Über Wolfsohns Gedichte schreibt Geiger, sie seien „nicht völlig originell“, aber er sei „ebensowenig ein blinder Nachahmer fremder Manier“ und deshalb sei es „durchaus unrecht, wie es Lassalle getan hat, ihn zu einem bloßen Nachtreter Heines zu machen.“⁴⁸ Die folgenden Stellen aus Lassalles Tagebuch über Wolfsohn zeigen, daß Geiger den Wortlaut dieser spezifischen Aussage eher ungenau und nicht sehr sinngemäß wiedergibt:

„Montag, 5. April

War der erste Pesach-Feiertag, und ich ging dem Willen meiner Eltern gemäß in die jüdische Restauration zu Marcus, um daselbst dieses Erinnerungsfest zu begehen. [...] Übrigens habe ich sehr interessante Bekanntschaften gemacht da bei Marcus. Ich habe einen gewissen Dr. Mayer, einen sehr geistreichen und verständigen Mann, kennen gelernt. [...] Er hat mich wiederum mit einem jungen, sehr poesiereichen Dichter Namens Wolfsohn bekannt gemacht, der unter dem

⁴⁶ Geiger 1912c, S. 173–176.

⁴⁷ Ebd., S. 181, 183, 184, 187.

⁴⁸ Ebd., S. 164, 172.

Namen Carl Maien schreibt und schon einzelnes Ausgezeichnete geliefert hat. O, wie unendlich wohl befinde ich mich unter ihnen, wo ich verstanden, nicht zurückgedrängt werde, wo mein edleres Gefühl nicht verbranntes Hirn gescholten wird! Auch Maien hat diese Anfeindungen zu ertragen gehabt. Er setzte sie bei mir voraus und tröstete mich. [...] Es war der 11. April, mein Geburtstag [...] Ich habe indessen Carl Maien als Dichter schätzen lernen. Seine ‚Veilchen‘, obwohl da die Kraft und der Wille manchmal noch unklar, haben einige ausgezeichnete Gedichte; in jedem zeigt sich eine große Kraft und eine glühende Begeisterung. In der Lyrik gehört er, ohne es zu wollen, zu der Heine’schen Schule, doch nicht ganz. Seine ‚Sternbilder‘ schließen Gedichte ein, die wahrhaft außerordentlich sind, z. B.: ‚Pflicht und Liebe‘, ‚Elisabeth‘, ‚Jean Paul‘, und vor allem ‚Mein Herz‘. Carl Maien hat einen schönen, edlen Zweck, er ist ein Kämpfer für das Judentum. Er ist in der Poesie, was Gabriel Riesser in der Prosa.⁴⁹ In diesem Sinne hat er ein Taschenbuch ‚Jeschurun‘ herausgegeben, in dem sich besonders ‚Der böhmische Dorfjude‘ durch seine lebhaft naturgetreue Darstellung und die ‚Briefe‘ usw. durch ihre Wahrheit auszeichnen.“⁵⁰

Aus heutiger Sicht ist es kaum nachvollziehbar, wie man überhaupt auf die Idee kommen kann, dass Wolfsohns Gedichte, seine Sprache, sein Pathos etwas mit der „Heine’schen Schule“ zu tun hätten. Ein einziger möglicher Berührungspunkt wäre der oben – im Zusammenhang mit dem Gedicht *Des Juden Waffe*⁵¹ – erwähnte Glaube an das Wort als entscheidende Waffe im Kampf um die Freiheit. Offensichtlich war Lassalles Zuordnung von Wolfsohn zur ‚Heine’schen Schule‘ anerkennend gemeint, während Geiger nicht nur den Verdacht des Nachahmens zurückwies, sondern wohl nicht weniger entrüstet war über die Zumutung, den edlen Wolfsohn mit Heine zu vergleichen. Wolfsohn selber erwähnt Heine in zwei seiner *Culturbriefe* in der *Leipziger Zeitung*, im Rahmen seiner Kritik an der deutschen Übersetzung der Gedichte Catulls von Theodor Stromberg. Er rügt nicht nur die dilettantische Übersetzung, sondern auch den leichtfertigen Vergleich zwischen den Reimen Catulls und Heines im Vorwort des Übersetzers. An einer Stelle zitiert Wolfsohn die ersten vier Zeilen des Gedichts *Ein Fichtenbaum steht einsam* und schreibt dazu:

„Ich führe hier eines der berühmtesten Lieder von Heine an und frage, ‚wieviel des Zaubers hier dem Reim zufällt!‘ In der Form gleicht diesen Versen bekanntlich die Mehrzahl der Heine’schen Gedichte, und daß viele der wohlklingendsten und schönsten ganz reimlos sind, muß Herr Stromberg doch wohl wissen.“⁵²

⁴⁹ Diesen Satz zitiert Geiger in seiner Mitteilung in der AZJ über das Erscheinen des Fontane-Wolfsohn-Briefwechsels (wie Anm. 38).

⁵⁰ Zitiert nach: Lassalle 1918, S. 82f., 84f.

⁵¹ Vgl. Dokumente, Nr. 4.6 und das Zitat hier S. 391f.

⁵² *Culturbriefe* XXVI (*Catull deutsch*) und XXVII (*Weiteres über Stromberg’s Catull*), Zitat aus Nr. XXVI. Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 6.2.13.30 und 6.2.13.31.

Wolfsohn hat sich, trotz dieser Wertschätzung, kaum mit Heine befasst. Börne stand ihm, wie auch Geiger, eindeutig näher. Vielleicht aber ist mit Wolfsohns Drama *Die Osternacht* ein Gestus Heinescher Tradition verbunden. Wie Heines *Rabbi von Bacherach* (1840) bewusst zur Zeit der Ritualmordaffäre in Damaskus erschien, so Wolfsohns *Die Osternacht* anlässlich der Ritualmordbeschuldigungen in Galatz.⁵³

Die Mischehe zwischen Juden und Christen ist ein brisantes, oft behandeltes Thema in der deutsch-jüdischen Literatur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts.⁵⁴ Die Brisanz ergab sich aus dem schwer lösbaren Konflikt, der mit diesem Akt in der mentalen und sozialen Befindlichkeit jener Zeit verbunden war. Soziale und konfessionelle Vorbehalte, Bedenken, Bestimmungen aller Art, auf jüdischer und auf christlicher Seite, ließen solche ehelichen Verbindungen nicht zu, obwohl sich dadurch eigentlich, im persönlichen Bereich, das Postulat der Emanzipation und der Gleichberechtigung in konsequentester Weise realisierte. Dies natürlich unter der Voraussetzung, dass beide Partner ihre Religionszugehörigkeit beibehielten, dass also weder eine Taufe noch – damals wohl eher unwahrscheinlich – eine Konversion zum Judentum vollzogen wurde, um eine solche Ehe zu ermöglichen.

Wolfsohns Erzählung *Das Opfer* ist eine frühe, wenn auch nicht die erste Auseinandersetzung mit der Mischehe in der deutsch-jüdischen Literatur. Ludwig Börne behandelte das Thema bereits in seiner Erzählung *Der Roman* aus dem Jahr 1822:⁵⁵ Oberst Karl, jüdischer Herkunft, Soldat Napoleons im russischen Feldzug, ist mit der Grafentochter Karoline verlobt, die und deren Familie nichts von seiner jüdischen Herkunft wissen. Karl inszeniert, nach Hamletscher Art, einen Roman im Roman. Er hat eine Liebesgeschichte geschrieben über das Paar August (Jude) und Klara (Adelige) und liest sie in Gegenwart der Gräfinmutter, Karolines und ihres Bruders, des grobschlächtigen Hauptmanns Fritz, vor. In seiner Geschichte kommt zu Augusts Geburtstag in Klaras Haus Augusts Mutter angereist, die von einem der Gäste, einem Baron, als die Pfandverleiherin Rahel erkannt und dementsprechend, zusammen mit ihrem Sohn, verhöhnt und verspottet wird. – Die Gräfinmutter wird blass, als sie versteht, was los ist. Karl fragt seine Zuhörer, wie man in einer solchen Situation reagieren sollte. Daraufhin ergießen sich Fritz und Karoline in größten antisemitischen Äußerungen über den betrügerischen Juden August im „Roman“. Karoline nennt Karl verächtlich „Herr Schmul“, verlangt ihr Wort zurück: „*Nimm es!*“ sprach der Oberst mit bebender Stimme und stürzte wie im Wahnsinn fort.“ Er wurde wieder Soldat und später Abenteurer. Börne betont, im Kontext seiner Zeit, den Antisemitismus der Adelligen und den deutsch-französischen Konflikt.

⁵³ Vgl. dazu Wolfsohns *Vorwort* zu seinem Schauspiel *Die Osternacht* (vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 2.1a, S. IX–XV) und Reflexionen, Horch.

⁵⁴ Vgl. dazu Shedletsky 1986, S. 295–307 und Shedletsky 1982.

⁵⁵ In: Börne 1840, S. 142–156.

Ludwig Geiger bezog sich auf diese Novelle Börnes in seiner Besprechung von Wilhelm Jensens historischer Novelle *Die Juden von Köln* und Jakob Wassermanns Roman *Die Juden von Zirndorf* in der AZJ von 1898. Angesichts seines negativen Urteils über Wassermanns Roman beklagte Geiger den bedauerlichen Zustand, dass die jüdischen Romanschriftsteller so selten „die deutsch-jüdischen Verhältnisse in Deutschland“ darstellen und forderte sie auf, dies in Zukunft öfter zu tun:

„Mir ist es [...] unerklärlich, wie jüdische Romanschriftsteller, die in Deutschland leben, sobald sie überhaupt in ihrer Produktion jüdischen Dingen ihren Blick zuwenden, nicht das Bedürfnis, ja nicht einmal die Neigung zu empfinden scheinen, die deutsch-jüdischen Verhältnisse der Gegenwart darzustellen. Börnes leider auch Juden unbekannte Novellenskizze – denn es ist nicht einmal eine ausgeführte Novelle – ‚Der Roman‘, in dem das Schicksal eines jüdischen Oberst vorgeführt wird, der von seinem Plan, ein adeliges Mädchen zu heiraten, abstecken muß, sobald sein väterlicher Glaube entdeckt wird, hat merkwürdigerweise keine Fortsetzung erhalten. [...] Sollten unsere jüdischen Schriftsteller nicht geneigt sein, uns auch einmal einen deutsch-jüdischen Roman zu geben? Man möchte meinen, unsere Zeit fordere dringend dazu auf. Antisemitismus und Zionismus, Begeisterung für die deutsche Gesittung und Ablehnung angeblicher deutscher Forderungen und Ansprüche – das sehnsüchtige Verlangen, sich ganz dem Volke zu vereinen, dem man durch Jahrhunderte lange Kultur und Gesittung angehört, und daneben der pietätvolle Zug, der die Einen zum Orient, die anderen zu den althergebrachten Sitten zieht, was gäbe das einem Dichter für einen Stoff! Und welche Konflikte, wenn hier die Liebe sich einmischt!“⁵⁶

Vor diesem Hintergrund erklärt sich Geigers besonderes Interesse an Wolfsohns Erzählung *Das Opfer* im Taschenbuch *Jeschurun* und am Problem der Mischehe. Laut der folgenden Zusammenfassung und Analyse in Geigers Aufsatz von 1912 entspricht die Erzählung wohl kaum seinen 1898 geäußerten Vorstellungen. Andererseits hätte man vielleicht erwartet, dass er Börnes Novelle in diesem Zusammenhang erwähnen würde:

„Einen sehr beträchtlichen Platz (130 S. des 450 S. starken Buches) nimmt die Novelle: ‚Das Opfer‘ von Carl Maien ein.

Es ist eine Erzählung ältester Manier. Diese macht sich geltend in dem beständigen Hervortreten des Erzählers, der Wiedergabe seiner eigenen Meinung, den zahlreichen Wendungen an Leser und Leserinnen, die letzteren ohne jede ironische Beimischung, mit der etwa heute solche Wendungen vorgebracht werden, in schwülstigen Ausrufungen und in sentimentalischen Betrachtungen. [...]

Bei einer Erzählung ist man aber am begierigsten auf den Inhalt. Diesen anzugeben, ist nicht leicht. Nicht weniger als vier junge Mädchen stehen im Vordergrund: Sophie, die ‚hohe Jungfrau‘ nach Jean Paulschem Rezept, die Tochter

⁵⁶ AZJ, Jg. 62 (1898), Nr. 31 (5. August), S. 366, 368.

eines Schulrats, ebenso erhaben an Geist wie an Gemüt, von ihren Freundinnen wie eine Göttin verehrt, den Männern unerreichbar; Karoline Meister in Weimar, die Tochter eines Kaufmannes, Pauline von Walter, die Tochter eines hervorragenden Juristen in Weimar, Clara Milditz, die Tochter eines Professors in Göttingen. Alle vier sind Christinnen, aber Töchter aufgeklärter Eltern. Mit ihnen allen steht Dr. Löwe, ein begeisterter Jude, der eigentliche Held der Erzählung, in schwärmerischen Beziehungen. So ausführlich aber seine vertrauten Unterhaltungen mit Pauline geschildert werden, so steht doch seine Verlobung mit Karoline nahe bevor; Clara vermählt sich mit Löwes vertrautem Freund, dem jüdischen Arzt Leopold Liebenthal⁵⁷ in Erfurt; Pauline, kurze Zeit mit Ignaz Cäsar Schierl verlobt, verzichtet auf eine Verbindung mit ihm, weil dieser durch Professor Milditz an Herrn v. Walter empfohlene Jude, um sich und seiner Braut schwere Kämpfe zu ersparen, sich gleich nach der Verlobung hat taufen lassen. Daß Herr v. Walter, ein enragierter [sic!] Judenfreund, die Sache eines jüdischen Kaufmanns Ullmann, dessen Tochter mit einem christlichen Gutsbesitzer verheiratet und von ihm schmähdlich behandelt worden war, zu der seinigen macht, sei kurz erwähnt.

Moderne Leser könnten versucht sein, über diesen leidenschaftlichen Philosemitismus hochgestellter Christen zu lächeln: Herr v. Walter z. B. geht in seinem apostolischen Eifer so weit, daß er seinen deutschen Brüdern durchaus das Vorbild großartiger Duldung geben will und kein höheres Verlangen kennt, als das, seine Tochter mit einem Juden zu verheiraten. Das Verlangen nach Mischehen, ohne daß dabei, was bei der keuschen unweltlichen Auffassung unseres Erzählers natürlich ist, irgend ein Wort über die Glaubenszugehörigkeit der Nachkommenschaft gesprochen wird, können wir als die eigentliche Tendenz der Erzählung bezeichnen, vielleicht ist darum der Schauplatz der Geschichte nach Weimar verlegt, obgleich diese Stadt, wie der Verfasser gelegentlich bemerkt, sehr wenig Juden besaß, nach Weimar, weil dort seit 1823 die Mischehe erlaubt war.

Mag man nun diese Tendenz billigen oder mißbilligen, man muß sie jedenfalls als Zeichen der Zeit, einer Epoche, die nun fast 70 Jahre hinter uns liegt, würdigen. Ob man daraus den Schluß ziehen darf, daß Maien-Wolfsohn, der 1851 nach vielen schweren Kämpfen eine Christin heiratete, selbst aber dem väterlichen Glauben treu blieb, schon damals, kaum 20 Jahre alt, die Mischehe als die einzig richtige Verbindung eines Juden erklärte, mag dahingestellt bleiben.

Neben dieser Tendenz muß aber die Verherrlichung des Judentums als ein charakteristisches Motiv unserer Erzählung hervorgehoben werden. Denn nicht

⁵⁷ Geiger vermischt hier zwei Personen: Liebenthal, Löwes jüdischen Studienkollegen, später Arzt in Erfurt, der nicht sein naher Freund war, ihm aber in einem Brief seine Vermählung mitteilt, und Leopold, Löwes intimster Jugendfreund, der Clara Milditz heiratet.

etwa sind die Christen nur Judenfreunde, sondern auch die Juden, außer dem taufbereiten Herrn Schierl, darf man als begeisterte Anhänger ihres Glaubens bezeichnen. Zeugnisse dafür bietet das Gedicht Löwes: Zion [...] Diese Verherrlichung des Judentums tritt auch in mancherlei Aphorismen aus Löwes Tagebuch hervor. [...] Wegen solcher Tendenzen verdient die Novelle, die durch ihre Erfindung und Darstellung auf keine sonderliche Beachtung Anspruch erheben dürfte, noch heute Anerkennung.“⁵⁸

Der Titel der Erzählung *Das Opfer* bezieht sich also auf das von Schierl dargebrachte, von den edlen Christen jedoch abgewiesene Opfer der Taufe. Abgesehen von dem persönlichen Anliegen, das Geiger andeutet, ist Wolfsohns Plädoyer für die Mischehe die eigentliche logische Konsequenz seiner Auffassung von Freiheit und Emanzipation. Dass er für die poetische Realisierung seiner Idee neben edlen Juden auch und vor allem edle Christen erfindet, könnte als eine Weiterführung des Lessingschen Exempels in *Nathan der Weise* und, mehr noch, im frühen Lustspiel *Die Juden* (1749) interpretiert werden. Wolfsohn behandelte diese zwei Stücke in seinen drei Vorträgen über *Lessing als Dramatiker*, die von Mai bis Juli 1855 in der *Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung* veröffentlicht wurden.⁵⁹ Im Zusammenhang mit dem Lustspiel *Die Juden* hebt Wolfsohn Lessings „sittlichen Unwillen“ gegen „Religions- Stammes- und Standesvorurtheile“ hervor, ohne jedoch auf den inneren Konflikt des jüdischen Reisenden einzugehen oder auf die Rolle, die die Mischehe hier indirekt spielt. Das Dilemma des nicht als Juden erkannten Reisenden erreicht seinen Höhepunkt, als der Baron ihm seine Tochter zur Frau geben will. Nachdem der Reisende den Baron vom Überfall durch vermeintliche Juden gerettet hat, macht der Baron im Gespräch zwischen den beiden abfällige Bemerkungen über die Juden. Der Reisende überlegt während dieser Gespräche insgeheim, ob der Baron ihm die Freundschaft bewahren würde, wenn er erführe, dass sein edler Retter ein Jude ist. Als der Baron den Wunsch äußert, der Reisende möge seine Tochter heiraten, muss dieser ihm schließlich erklären, dass er Jude ist. Dass diese Tatsache ein unüberwindbares Hindernis ist, diese Ehe zu vollziehen, wird von keiner der Personen im Drama in Frage gestellt. Denn in der Mitte des 18. Jahrhunderts, vor der Französischen Revolution und dem in ihrer Folge beginnenden Prozess emanzipatorischer Gesetzgebung, war die für Wolfsohn und seine Zeit selbstverständliche Möglichkeit der Mischehe auch für jemanden wie Lessing im Grunde undenkbar.

⁵⁸ Geiger 1912c, S. 178–181.

⁵⁹ Über *Die Juden* vgl. Vortrag Nr. II; über *Nathan der Weise* vgl. Vortrag Nr. III. Vgl. Dokumente, Nr. 6.

„Meinem Theodor“ und „Einem Freunde in Odessa“. Wolfsohns literarisches Werk im Kontext seines Briefwechsels mit Fontane

Im ersten Teil seines Aufsatzes über Wolfsohn bezieht sich Geiger auch auf dessen Briefwechsel mit Fontane und betont, dass dieser Briefwechsel „weit bedeutender“ sei „durch die Briefe Wolfsohns als die Fontanes“:

„In diesem Bündnis erscheint nicht der später so hochberühmte, sondern der weniger bekannte Schriftsteller als die eigentliche Hauptperson. Wolfsohns Briefe beweisen, wie kräftig er für den Freund eintrat. Schon in den 40er Jahren machte er in seinen Petersburger und Warschauer Vorlesungen die dortige deutsche Kolonie und die des Deutschen beflissenen Russen auf Fontanes Balladen und sonstige Gedichte aufmerksam, zu einer Zeit da in Deutschland noch niemand von ihm wußte. Er bemühte sich dem dichtenden Freund einen Verleger für sein Erstlingsbuch ‚Von der schönen Rosamunde‘ zu verschaffen (vermutlich ein jüdischer Verleger: Katz in Dessau) und machte mannigfaltige Versuche das Werk durch Vorlesungen von [...] Auch noch in den späteren Jahren, da es Fontane schon besser ging, nahm dieser ungeniert die Vermittlung des Freundes in Anspruch. Noch 1859 bat er ihn, ihm einen Redakteurposten zu verschaffen. Auch in den Briefen ist die Teilnahme, die Wolfsohn an dem Berliner Freunde nimmt, eine ungemein rührende. Er ist beständig der drängende, der das Band aufrecht erhält, wenn der mürrische, unzufriedene Freund schweigt.“⁶⁰

Mehr als der Austausch über Wolfsohns Dramen in den Briefen aus den späteren fünfziger Jahren sind es bestimmte Zwischen- und Untertöne in diesem Briefwechsel, die ein differenzierteres Verständnis gewisser Aspekte in Wolfsohns literarischem Werk und deren Beziehung zum Leben des Autors ermöglichen.

Es geht um einen Grundton von ‚Weltschmerz‘, Ausdruck des Gefühls, allein in der Welt zu sein, der viele von Wolfsohns frühen Gedichten und auch die mentale Disposition des Abraham Löwe in der Erzählung *Das Opfer* kennzeichnet. Es sind jene Töne, die von Philippson und von Geiger beanstandet wurden. Philippson nannte den Gedichtzyklus *Lebenstöne* „zu tränenreich“, rügte am Taschenbuch *Jeschurun* den „nachhaltigen Ton der Bitterkeit und daß die vorwaltenden Trennungen zwischen Juden und Christen nicht ausgeglichen, sondern verstärkt werden.“⁶¹ Auch Geiger stieß sich an den „schwulstigen Ausrufungen und sentimentalischen Betrachtungen“ sowie am „Schwärmerischen“ der Figur Löwes in der Erzählung *Das Opfer*.⁶²

Eben diesem spezifischen Weltschmerz, dieser Empfindung eines Menschen, der sich selber zwischen allen Stühlen exponiert, oft scheitert und sich verraten

⁶⁰ Geiger 1912c, S. 165f.

⁶¹ Vgl. Anm. 24–29.

⁶² Geiger 1912c, S. 178–181.

fühlt, aber trotz allem nicht aufgibt, hat auch Heine mehrfach Ausdruck gegeben. Es sei hier auf zwei markante Beispiele hingewiesen. Im zweiten Kapitel des *Rabbi von Bacherach* – 1840, fast gleichzeitig mit Wolfsohns *Das Opfer* erschienen – lässt Heine den ängstlich-lächerlichen Nasenstern am Tor des Frankfurter Ghettos sechsmal, auf knapp drei Buchseiten, in kurzen Intervallen emphatisch sagen und klagen „Ich bin ein einzelner Mensch“.⁶³ Die mehrfache Wiederholung dieses merkwürdigen Satzes hat etwas Beschwörendes, das über den Text hinausgeht und sich wie ein Bekenntnis des Autors anhört. Das zweite Beispiel ist Heines Motto zu den *Historien*, dem ersten Buch des *Romanzero* (1851):

„Wenn man an dir Verrat geübt,
Sei du umso treuer,
Und ist deine Seele zu Tode betrübt,
So greife zur Leier.

Die Saiten klingen! Ein Heldenlied,
Voll Flammen und Gluten!
Da schmilzt der Zorn und dein Gemüt
Wird süß verbluten.“⁶⁴

Ludwig Geigers Vermutung, dass das Thema der Mischehe Wolfsohn persönlich beschäftigte, ist richtig. Nur wurde es für ihn nicht erst 1851 aktuell und akut, als er Emilie Gey heiratete, sondern bereits 1840, als er sich mit ihr verlobte und eben im selben Jahr die Erzählung *Das Opfer* veröffentlichte. Die große, fast unüberwindliche Schwierigkeit, eine Mischehe ohne Taufe des jüdischen Partners zu vollziehen, war der Grund für die lange Verlobungszeit. Erschwerend kam hinzu, dass mit dem Abschluss von Wolfsohns Studium im Frühjahr 1843 auch seine Aufenthaltsbewilligung in Deutschland ablief und er gezwungen war, für mehr als zwei Jahre nach Russland zurückzukehren. In dieser Zeit der frühen vierziger Jahre begann auch der Briefwechsel mit Fontane. An einigen Stellen in diesem Austausch, zu verschiedenen Zeiten, deutete Wolfsohn seine große Not an. Fontane hat sich nur ausweichend dazu geäußert, ohne Verständnis für Wolfsohns spezifische Schwierigkeiten, ohne nachzufragen, worum es eigentlich geht. Der erste überlieferte Brief Wolfsohns an Fontane, aus Odessa vom „16/28 October 1843“, ist ein Gedicht mit der Überschrift *Meinem Theodor*. Wahrscheinlich hat Wolfsohn, wie er im Gedicht mehrmals andeutet, die poetische Umschreibung gewählt, um der Zensur die Lektüre zu erschweren, da er unter anderem auch die Zustände in Russland kritisierte:

⁶³ Zitiert nach: Heine 1914, S. 432–434.

⁶⁴ Heine 1913, S. 4. Vgl. auch Shedletzky 2001.

„Ich bin ein Mann geworden,
 O zweifle nicht daran!
 Ob unter wilden Horden
 Ob hoch im kalten Norden –
 Ich bleib' ein ganzer Mann!

Ich werfe den Versuchern
 An's Haupt kein Dintenfaß;
 Ich steh' vor Gottesfluchern,
 Und seh' mit Menschen wuchern –
 Und halte meinen Haß!

Nur stumm die Hand Dir reichen
 Ist alles, was ich kann –
 Ich spreche nur durch Zeichen,
 Denn seinem Schicksal weichen
 Und schweigen muß der Mann!“ (Briefe, Nr. 7)

Er sehnt sich nach der Nähe des Freundes, von der er sich Ruhe und Stärke erhofft, spricht von seinem Lied, das „aus dunkler Haft“ seiner „Seel' entklinge“, und wenn es denn zum Freund käme, vor ihm klagen würde „Wie einst in schönen Tagen, / Mein einsam sterbend Wort!“

Fontane antwortete am 29. Februar 1844 liebenswürdig und humorvoll, aber doch eher unverbindlich und schrieb unter anderem:

„Wie lebst Du? – welche Frage! Ich glaube Dein Lied verstanden zu haben. [...] Soll ich Dich trösten? Das versteh' ich viel schlechter als das Schimpfen. Soll ich Dich zu einem kühnen Entschluß zu begeistern suchen? es würde wenig helfen [...] Dein Geist ist hier und Dein Herz mindestens stückweise. Denk'n bisschen nach, und thu schließlich, was Du nicht lassen kannst; ein Hundsfott macht's besser als er kann.“ (Briefe, Nr. 8)

Fontane teilte Wolfsohn auch mit, dass er es nicht „verschmählt habe“, auf seine Verse „in Versen zu erwidern“, gab jedoch zu bedenken, dass Wolfsohn dadurch „in Fatalitäten verwickelt werden“ könnte, und erklärte, dass er deshalb seine „versificirte Erwiderung“ nicht beilege, sondern sie zur eventuellen Publikation in einer Zeitung nach Leipzig schicke. (Ebd.)

Fontanes Antwortgedicht *Einem Freunde in Odessa* von Februar 1844 – vor allem die letzten zwei, gut gemeinten und aufmunternden Strophen – zeigt recht deutlich, dass Fontane kaum eine Ahnung hatte, wie schwierig es für einen noch so gebildeten Juden aus Russland tatsächlich war, in Deutschland, legal und sozial, „der wahren Heimath Glück“ zu finden:

„Freund, wo man das Licht der Sonnen
Scheut, und nur nach Vorschrift denkt,
Dorten sprudeln keine Bronnen,
Draus man Deine Seele trinkt;
Drum zerreiße kühn die Bande,
– Wer nicht waget, nicht gewinnt –
Und entflieh dem Heimathlande,
Wo die Menschen – Slaven sind.

Flieh, Du bist nicht heimisch dorten,
Wo Dein Vater Dich gezeugt,
Heimisch bist Du hier geworden,
Wo der Geist Dich groß gesäugt.
Zieht es nicht in unsre Mitte,
In die Ferne Dich zurück?
Auf! es beut nur deutsche Sitte
Dir der wahren Heimath Glück.“ (Briefe, Nr. 9)

Besonders krass zeigt sich die Diskrepanz zwischen Wolfsohns Bedürfnis nach freundschaftlicher Empathie und Fontanes Hintanhalten mit seiner Zuwendung in zwei Briefen von Mitte November 1849. In einem Brief vom 13. November berichtete Wolfsohn von den Schritten, die er unverzüglich unternommen hatte, um Fontane aus der „fatalen Lage herauszureißen“, die dieser in seinem Brief an Wolfsohn vom 10. November schilderte. (Briefe, Nr. 16) Er vermittelte für ihn den Posten eines „Correspondenten in Berlin“ bei der *Dresdner Zeitung*, fand den Verleger M. Katz in Dessau für Fontanes erstes Buch *Von der schönen Rosamunde* und beschrieb dann in der letzten Passage seine eigene Not:

„Ich muß bald, recht bald zu Dir. Halte Alles bereit, was die Liebe Heilendes und Wohlthuendes hat, damit ich bei Dir Erleichterung und Erquickung finde. Ich suche Dich auf mit einem gequälten Herzen, das aus tiefen, neuen Wunden blutet. Zwar – ich klage nicht mehr, ich zage nicht mehr; aber weh that's doch, und Gott weiß es, welche Anstrengung es mir kostet, meinen Schmerz zu verwinden.“ (Briefe, Nr. 17)

Am 15. November bedankte sich Fontane für Wolfsohns Bemühungen, die ihm aber auch schon fast peinlich waren:

„Dein Brief hat mich recht erquickt. Ich habe stets gewußt, daß Du's gut mit mir meinst, aber mich so mit Anerbietungen, Aussichten, und Empfehlungen zu beregnen, ist fast zu viel.“ (Briefe, Nr. 18)

Mit sichtlicher Erleichterung nahm Fontane Wolfsohns Andeutung eines baldigen Besuchs in Berlin wahr, um eine direkte Reaktion auf seine Klage umgehen und sie bis zum mündlichen Austausch hinausschieben zu können:

„Ueber den Schluß Deines Briefes u. seine Andeutungen ist hier nicht zu sprechen; *mündlich davon*. Schreibe mir über Dein *Kommen*; mein *Willkommen* soll Dir nicht fehlen.“ (Ebd.)

Vermutlich hingen die von Wolfsohn erwähnten „tiefen, neuen Wunden“ mit seinen langjährigen Bemühungen um die Bewilligung der unkonventionellen Eheschließung mit Emilie Gey zusammen. Ein deutlicher Hinweis auf diesen Zusammenhang ergibt sich aus Wolfsohns Brief vom 20. Februar 1851 und vor allem aus seiner Bezugnahme darauf in einem späteren Brief vom 19. Januar 1852. Wolfsohn schrieb am 20. Februar 1851:

„Was meine Verhältnisse betrifft, so sieht es damit, namentlich wegen *Einer* Angelegenheit, die aber Lebensfrage ist, *sehr* mißlich aus. Ich muß deshalb morgen nach Dresden, und werde wahrscheinlich noch weiter wandern müssen. Vielleicht berühre ich auf dieser Reise Berlin. Da Du wohl auch an eigenen Sorgen zu tragen hast, so will ich Dich mit *meinem* Jammer nicht belästigen.“ (Briefe, Nr. 34)

Darauf antwortete Fontane am 22. Februar 1851:

„Du solltest Roman= oder Lustspiieldichter werden, oder aber auch Dein Heil in der höhren Diplomatie versuchen! Mir ist noch nie ein Mensch vorgekommen, der eine solche Manie für Andeutungen, Winke, vorbereitete Ueberraschungen u. dgl. hätte, wie Du. Deine Briefe sind oft weiter nichts als eine geistvolle Variation auf das Thema: ‚wenn ich spräche!!‘ oder: ‚über ein Kleines und – !‘ [...] Du schreibst mir in Deinem gestrigen Briefe von ‚*Einer* Angelegenheit die eine Lebensfrage ist‘ u. dergl. m. Warum rückst Du nicht mit der Sprache heraus? Deine Sprache scheint auch nur zum Verbergen der Gedanken da zu sein; Du darfst alexanderartig ausrufen: wär’ ich nicht C. W. Wolfsohn, ich möchte Talleyrand sein. Zwar schreibst Du mir, Du wolltest zu *meinem* Jammer nicht den *Deinigen* zugesellen, doch ist das blos ein guter Coup, und wird derselbe von mir auf den Müllhaufen allgemeiner Redensarten verwiesen.“ (Briefe, Nr. 35)

Auf diesen Austausch und seine Folgen bezog sich Wolfsohn in seinem Brief vom 19. Januar 1852, in dem er Fontane von seiner endlich stattgefundenen Heirat berichtete:

„Lieber Theodor,

Im October 1850 war’s wohl – in den ersten Flittertagen Deiner Ehe, da sagte ich eines Abends zu Dir und Deiner Frau, ich wolle nun auch Anstalten zu meiner baldigen Verheirathung treffen; Zeit wär’s nach zehn Jahren. Du lächeltest ungläubig, versichertest aber mit vieler Herzlichkeit, es sollte Dich wahrhaft freuen, dies einmal zu hören. Ich traue Dir noch etwas von der herzlichen Theilnahme zu, mit welcher Du mir damals gegenüberasest, obgleich ich aus manchen Anzeichen schließen darf, daß Du mich abgethan, und Dich so gut wie gar nicht um mich kümmerst. Da ich nun einmal nicht so leicht den Glauben an einen Freund verlieren kann, dem ich stets doch nur die aufrichtigste und treueste Liebe entgegenbrag, so erinnere ich mich jener Äußerung, und will Dir die Freude machen, zu erfahren, daß ich jetzt Anhalt-Dessauischer Staats-

bürger, mich hier häuslich niedergelassen und vom neuen Jahre an verheirathet bin. Ich habe eine sehr gemüthliche, allerliebste eingerichtete Häuslichkeit, und – bin zufrieden.

Die Thatsachen, welche diesem vorläufigen Zielpunkte vorangegangen – die Summe von Quälereien, Absetzungen und Kränkungen, von ermüdenden Kreuz- und Querfahrten, unsäglichen Anstrengungen und Opfern, welche in diesen Thatsachen liegt, würde Dich vielleicht auch ‚überraschen‘; Du hättest bei einiger Kenntniß derselben auch einen Beweis, daß es eben keine Redewendung war, als ich vor meiner ersten Reise nach Braunschweig Dir schrieb, ich wollte *Deinen* Jammer nicht mit der Erzählung des *meinigen* erhöhen, und daß jene Stimmung, in welcher ich, mit Deinem Leid beschäftigt, das meinige auf einen Augenblick in den Hintergrund treten ließ, gewiß nicht die passendste Zielscheibe für schlechte Witze war.

In den ersten Tagen meines längeren Aufenthalts in Braunschweig, als ich den satirisch-parodischen Text, welchen Du mir gelesen, noch frisch im Gedächtniß hatte, begann ich einmal, diesen Text zu glossiren, und wies Dir nach, wie ungerrecht Du gegen mich gerade in dem Falle warst, der Dich veranlaßte, meine Andeutungs- u. Ueberraschungskunst zu bewitzeln; handelte es sich doch um ein paar Briefe, in denen ich so genau auf alles Hauptsächliche eingegangen war [...] Ich wurde unterbrochen, und damit unsere Correspondenz bis auf diesen Tag. Seitdem ließest Du mich ruhig bei den Verschollenen; Du kamst mit Leuten in Berührung, die leicht über mich hätten Auskunft geben können – aber Du fragtest nicht [...]

Soll ich trotz alledem glauben, daß Dich die Geschichte meiner Erlebnisse in dieser ganzen Zeit interessiren kann, soll ich nicht fürchten, daß Du sie auch auf den ‚Müllhaufen‘ wirfst? Nein, das will ich nicht, und traue Dir, wie gesagt, noch einiges Interesse für mich zu. Wenn Du also fragst, werde ich gelegentlich Dir noch mancherlei erzählen.“ (Briefe, Nr. 37)

In seiner umgehenden Antwort vom 21. Januar 1852 gratulierte Fontane und schrieb dann unter anderem:

„Nun aber zu der Dur-Tonart Deines Briefes; – wie kann man so empfindsam und hintendrein noch so nachträglich sein?! [...] Ich will sterben, wenn ich noch weiß was ich Dir geschrieben habe, kann mir aber nicht denken, daß es was apart Schlimmes gewesen sei. Ich will Dir sagen, wie die Sache vermuthlich liegt: wir waren beide höchlichst verstimmt und mochten Grund dazu haben [...] *Verstimmung* aber ist kein *milder* Richter und nimmt selbst das halbweg Gelungene vor's Secirmesser, und schneidet dran herum bis das Lachen und Weinen des Humors zu häßlicher Fadheit und – Bitterkeit wird.“ (Briefe, Nr. 38)

Nach einigen Mitteilungen aus seinem Leben kam Fontane gegen Ende des Briefes wieder auf Wolfsohn zurück:

„Wend' ich mich vor Thores Schluß wieder zu Dir. Ich sehe binnen kürzester Zeit detaillirten Mittheilungen (ich kann nicht mal die *Fragen* aufschreiben, sie würden einen Brief füllen) von Dir entgegen; leicht möglich daß ich mit einem

Besuche (freilich dann allein, da meine Frau das Kind nicht verlassen kann) darauf antworte.“ (Ebd.)

Dass die Freundschaft weiterging, bezeugt die Fortsetzung des Briefwechsels. Es ist nicht undenkbar, dass der hoch sensible Wolfsohn, bei aller persönlichen Freundschaft, doch auch spürte, wie ambivalent Fontanes Verhältnis zu Juden und Jüdischem war – ein guter Grund für Wolfsohns Strategie der Andeutungen, sobald von Problemen, die mit seiner jüdischen Herkunft zusammenhingen, die Rede war.

Epilog: Die Figur des Alonzo Gieshübler – eine späte Hommage Fontanes an Wolfsohn?

In einem meiner Gespräche mit der in Berlin lebenden Autorin Esther Dischereit erzählte ich ihr von meiner Beschäftigung mit Wilhelm Wolfsohn. Da sagte sie zwischendurch, völlig überraschend, dass Wolfsohn, wie ich ihn darstellte, sie doch sehr an den Apotheker Gieshübler in Fontanes *Effi Briest* erinnere. Sie hatte sich eine Zeitlang mit den jüdischen Figuren in Fontanes Werk befasst und bei Gieshübler immer wieder gestutzt und gerätselt, ob es sich da nicht eigentlich um einen Juden handelte. Da ich Esther Dischereits Spürsinn und Intuition kenne und schätze, nahm ich ihre Vermutung ernst. Nach erneuter Lektüre des Romans, mit besonderem Augenmerk auf Gieshübler, lässt sich sagen, dass eine solche verborgene, auf Wolfsohn bezogene Dimension dieser Figur nicht ganz abwegig ist.

Da wäre zuerst einmal der Vorname Alonzo „ein romantischer Name, ein Preziosanname“,⁶⁵ sicher eine Anspielung auf Don Alonzo in der Novelle *Das Zigeunermädchen* von Cervantes, die aber eine weitere Anspielung nicht ausschließt: Don Alonzo in Wolfsohns Drama *Die Osternacht*, ein fremder Adliger, dessen jüdische Herkunft sich im Laufe des Dramas offenbart, ein getaufter – verborgener – Jude, ein Marrane. Gieshüblers erster Auftritt im Roman erfolgt in einer Beschreibung seiner Person durch Innstetten, kurz nach der Ankunft der Neuvermählten in Kessin, als der Apotheker seine erste Aufwartung bei Effi macht, mit Blumenstrauß und beiliegender Visitenkarte:

„Ah, Gieshübler, Alonzo Gieshübler,“ sagte Innstetten und reichte lachend und in beinahe ausgelassener Laune die Karte mit dem etwas fremdartig klingenden Vornamen zu Effi hinüber. „Gieshübler, von dem hab’ ich Dir zu erzählen vergessen – beiläufig, er führt auch den Dokortitel, hat’s aber nicht gern, wenn man ihn dabei nennt, das ärgere, so meint er, die richtigen Doktors bloß, und darin wird er wohl recht haben. Nun, ich denke, Du wirst ihn kennen lernen und

⁶⁵ Zitiert nach: GBA Erzählerisches Werk 15, S. 73.

zwar bald; er ist unsere beste Nummer hier, Schöngeist und Original und vor allem Seele von Mensch, was doch immer die Hauptsache bleibt.“⁶⁶

In Innstettens Beschreibung werden nicht nur Status und Eigenschaften erwähnt, die auf Wolfsohn zutreffen: Dokortitel, Schöngeist, Seele von Mensch. Der beiläufige, leichtfertige Ton Innstettens reflektiert auch gewissermaßen Fontanes Verhalten gegenüber dem Freund: Er hat ihn oft fast vergessen. Er wusste, dass er „eine Seele von Mensch war“, von dessen Zuwendung er auch weidlich profitierte, fand es aber meist nicht der Mühe wert, auf diese Seele einzugehen. Dass Gieshübler ausgerechnet Apotheker ist, könnte ein interessanter Fall von Projektion sein: Fontane projiziert auf den Freund aus der Studienzeit den eigenen, eher ungeliebten Beruf seiner früheren Jahre.

Ein weiterer Anhaltspunkt ergibt sich möglicherweise aus dem Gespräch zwischen Effi und Gieshübler über den Adel, in dem auch die Rede ist vom schon erwähnten „romantischen Vornamen“. Effi mutmaßt, Gieshüblers Mutter könnte eine schöne Andalusierin gewesen sein, worauf er antwortet:

„Ganz wie Sie vermuten, meine Gnädigste. Und meine Mutter war wirklich eine schöne Frau, so schlecht es mir persönlich zusteht, die Beweisführung zu übernehmen. Aber als Ihr Herr Gemahl vor drei Jahren hierher kam, lebte sie noch und hatte noch ganz die Feueraugen. Er wird es mir bestätigen. Ich persönlich bin mehr ins Gieshübler'sche geschlagen, Leute von wenig Exterieur, aber sonst leidlich im Stande. Wir sitzen hier schon in der vierten Generation, volle hundert Jahre, und wenn es einen Apothekeradel gäbe ...“

Darauf erwidert Effi spontan:

„So würden Sie ihn beanspruchen dürfen. Und ich meinerseits nehme ihn für bewiesen an und sogar für bewiesen ohne jede Einschränkung. Uns, aus den alten Familien, wird das am leichtesten, weil wir, so wenigstens bin ich von meinem Vater und auch von meiner Mutter her erzogen, jede gute Gesinnung, sie komme woher sie wolle, mit Freudigkeit gelten lassen.“⁶⁷

Vervielfacht man die Generationen und die hundert zu mehreren tausend Jahren, so wäre man beim biblischen Adel der Juden, den Fontane 1894 – im Erscheinungsjahr von *Effi Briest* – in seinem berühmten Gedicht *Zu meinem 75ten*, in recht ambivalenter Weise gegen den märkischen Landadel ausspielt. Aber auch Wolfsohn wurde von Fontane mit Adelsattributen bedacht, in seinen Erinnerungen *Von Zwanzig bis Dreißig*:

„Wir andern waren samt und sonders junge Leute von Durchschnittsallüren, Wolfsohn dagegen ‚ein feiner Herr‘. Hätte nicht sein kluger, interessanter Kopf die jüdische Deszendenz bekundet, so würde man ihn für einen jungen Abbé

⁶⁶ Ebd., S. 58.

⁶⁷ Ebd., S. 73.

gehalten haben; er verfügte ganz über die verbindlichen Formen und das überlegene Lächeln eines solchen, vor allem aber über die Handbewegungen.“⁶⁸

Dass die mit Gieshübler befreundete Sängerin Trippelli vor allem in Russland Konzerte gibt,⁶⁹ könnte eine weitere Andeutung sein, ebenso wie Gieshüblers schwärmerisches Verhalten gegenüber Effi und deren Worte beim Abschied: „Und ich will Ihnen danken, lieber Gieshübler. Denn Sie waren das Beste hier; natürlich, weil Sie der Beste waren. Und wenn ich hundert Jahr alt würde, so werde ich Sie nicht vergessen.“⁷⁰

Der letzte Auftritt Gieshüblers im Roman *Effi Briest* zeigt ihn in seinem ganzen Format, aus der Perspektive von Innstettens Freund und Vertrautem Wüllersdorf gesehen. Das Porträt Gieshüblers und das Fazit über die Qualität seiner Person, in „ein paar Zeilen“ an Innstetten, treffen in bester Weise auch auf Wolfssohn zu, wobei der Makel des „Puckligen“ durchaus dem fast ebenso fatalen Makel des Judeseins entsprechen könnte:

„Heute früh wieder eingetroffen. Eine Welt von Dingen erlebt; Schmerzliches, Rührendes, Gieshübler an der Spitze. Der lebenswürdigste Pucklige, den ich je gesehen. Von Ihnen sprach er nicht allzu viel, aber die Frau, die Frau! Er konnte sich nicht beruhigen, und zuletzt brach der kleine Mann in Thränen aus. Was alles vorkommt. Es wäre zu wünschen, daß es mehr Gieshübler gäbe. Es giebt aber mehr andere. [...]“⁷¹

⁶⁸ Zitiert nach: HFA III/4, S. 258f.

⁶⁹ GBA Erzählerisches Werk 15, S. 104–109.

⁷⁰ Ebd., S. 222.

⁷¹ Ebd., S. 288f.

„Freiheit, Toleranz, Aufklärung, Weisheit“ – und das Gespenst des modernen ‚Kannibalismus‘. Berthold Auerbach und Wilhelm Wolfsohn im deutsch-russisch-jüdischen Briefgespräch

1

Als wichtiges Ergebnis der vom *Theodor-Fontane-Archiv* vorbereiteten Ausgabe des Briefwechsels zwischen Fontane und Wilhelm Wolfsohn – der dritten und wohl endgültigen Edition nach 1910 und 1988 – ist zweifellos auch ein Gewinn an Kenntnissen über einen deutsch-jüdischen Autor zu erwarten, der bisher vor allem als Übersetzer und Popularisator der russischen Literatur in Deutschland bekannt ist: über den 1820 in Odessa geborenen, 1865 in seiner Wahlheimat Dresden verstorbenen Wilhelm Wolfsohn. In der Literaturszene Leipzigs, Berlins und Dresdens hat er in den fünfundzwanzig Jahren zwischen 1840 und 1865 eine nicht unbedeutende Rolle gespielt.

Wilhelm Wolfsohn hat mit vielen Freunden und Zeitgenossen Briefe gewechselt. Die beiden umfangreichsten überlieferten Briefwechsel sind diejenigen mit Theodor Fontane und mit Berthold Auerbach. Im Briefwechsel mit Fontane erweist sich der fast gleichaltrige Wolfsohn als treuer und hilfsbereiter Freund, während Fontane sich bei allen Bekundungen der Zuneigung und auch der Dankbarkeit eher distanziert, gelegentlich auch ironisch oder zornig als der Fordernde gibt und offenbar zu keiner Zeit vergisst, dass er als der weitaus Genialere sozusagen Anspruch auf selbstlose Unterstützung hat. Inwieweit seine Einstellung gegenüber Juden und Judentum, deren Ambivalenz hinlänglich bekannt ist, auch sein Verhältnis zu Wolfsohn bestimmt hat, sei dahingestellt. Im Rückblick seiner Autobiographie *Von Zwanzig bis Dreißig* – ein Lebensalter nach dem frühen Tod Wolfsohns – vergisst er jedenfalls nicht den Hinweis auf die ‚jüdische Deszendenz‘ des Freundes. Im Manuskript zur Autobiographie von 1895 geht Fontane auf den jüdischen Aspekt besonders ausführlich ein. Auf der einen Seite hebt er am Freund die „Kulturüberlegenheit der Juden“ hervor und verweist in diesem Zusammenhang auf Wolfsohns Kindheit und Jugend, die er fälschlicherweise nach Brody verlegt. Auf der anderen Seite aber schweift Fontane ins Allgemeine aus und gebraucht Formulierungen bezüglich ‚rassischer‘ Eigentümlichkeiten, die auf der Linie seiner einschlägigen späten Briefe liegen:

„Das *Semitische*, vielleicht kann man ganz allgemein sagen das Orientalische [...] hat in Sprache, Sitte, Form einen natürlichen Vorsprung vor dem Germanischen. Erst auf einer gewissen gesellschaftlichen Höhe wird das Germanische wieder siegreich und dann sogar *sehr* [...] mit Ausnahme der Damenwelt. Die jüdische Damenwelt en masse soll hier, um mich milde auszudrücken, nicht

verherrlicht werden aber die jüdische Damenschaft in ihren glänzendsten Einzelexemplaren wird von der christlichen Aristokratin nur sehr selten erreicht. Auf dem Schönheitsgebiet liegt es ähnlich. Es giebt, bei sonst gleichen Zahlen, mehr hübsche Jüdinnen als Christinnen, (wenigstens hier zu Lande); *wenn* eine Christin aber schön ist, ist sie schöner.“¹

Angesichts des Umstands, dass Wolfsohn eine christliche Frau geheiratet hat und mit ihr glücklich wurde, mag Fontane dieser Passus selbst merkwürdig exzentrisch erschienen sein, und so tilgt er die Passagen über das Jüdische in der Druckfassung fast vollständig.

Im Folgenden soll nun der Blick auf den ungleich umfangreicheren Briefwechsel zwischen Wolfsohn und Berthold Auerbach gerichtet werden, ein briefliches ‚Commercium‘, das sich in Stil und Thematik vom Briefgespräch zwischen Wolfsohn und Fontane deutlich unterscheidet. Dieser Unterschied markiert in gewisser Weise auch die Differenz, die in der Fokussierung deutschsprachiger Literatur jüdischer Autoren zu entdecken ist. Ludwig Geigers Edition einiger weniger Briefe Wolfsohns an Auerbach erschien an so versteckter Stelle,² dass sie wohl als ebenso unbekannt gelten müssen wie die Gegenbriefe Auerbachs, die der Mitbegründer des Berliner Schillertheaters Raphael Löwenfeld 1887 in der Zeitschrift *Nord und Süd* ediert hat³ – eine Publikation, deren Textänderungen und Auslassungen übrigens selbst als ein Zeugnis gelten können für die prekäre Situation der deutschen Juden in den achtziger Jahren. So beziehe ich mich im Folgenden auf die Originalbriefe, die im Deutschen Literaturarchiv Marbach am Neckar aufbewahrt werden; in einem Aufsatz von 1988 habe ich eine ganze Reihe von Briefen bereits (zum Teil erstmalig) veröffentlicht.⁴

„Ein Brief giebt uns vom Leben Kunde, / Wie von der Zeit das Zifferblatt“ – so schreibt Wolfsohn am Himmelfahrtstag 1854 in einem Briefgedicht an Auerbach.⁵ In der Tat kommt dem hier vorzustellenden Briefwechsel – über das Biographische, Werk- und Regionalgeschichtliche hinaus – Quellenwert zu für die von Juden erlebte deutsche (und russische) Geschichte zwischen 1848/49 und 1864; es liegt daher nahe, die jüdischen Aspekte besonders zu akzentuieren.

¹ Fontane: *Von Zwanzig bis Dreißig* (Manuskriptfassung), vgl. Dokumente, Nr. 11.

² Geiger 1912a. (Insgesamt 6 Briefe, meist gekürzt). Weitere Briefe in: Geiger 1912b.

³ Löwenfeld 1887. Insgesamt 35 Briefe, mehr oder weniger gekürzt und mit Veränderungen des originalen Wortlauts. Kohut 1891 bringt Zitate aus dieser Veröffentlichung unter dem irreführenden Titel: *Aus ungedruckten Briefen Berthold Auerbach's*.

⁴ Horch 1988. Der Briefwechsel Auerbach-Wolfsohn wird als Teil des Auerbach-Nachlasses seit 1902 aufbewahrt im Deutschen Literaturarchiv Marbach am Neckar (Briefnummern in eckigen Klammern). Für die Überlassung von Kopien sowie die Veröffentlichungsgenehmigung bin ich dieser Institution zu großem Dank verpflichtet.

⁵ 25. Mai 1854: DLA, 3705/3.

Gleichwohl soll zunächst ein Überblick über den Umfang und die wichtigsten Themen des Auerbach-Wolfsohn-Briefwechsels gegeben werden.

148 Briefe von Auerbach (mit insgesamt 335 Seiten) und 79 Briefe von Wolfsohn (214 Seiten) sind erhalten; der erste Brief vom Karfreitag (29. März) 1850 stammt wie der letzte vom 29. April 1865 aus der Feder Auerbachs – Wolfsohns Briefe setzen erst mit dem 28. Mai 1853 ein und enden am 9. Oktober 1864. Inhaltsreich sind aber nur die (ausführlicheren) Briefe der Jahre 1859 bis 1864, die bei kürzerer oder längerer Abwesenheit eines der beiden Briefpartner aus Dresden gewechselt werden: also während Auerbachs Berliner Zeit seit Ende 1859 und während Wolfsohns Reisen nach Russland und seinen verschiedenen Kuraufenthalten. Der Ton der Briefe ist freundschaftlich; im September 1862, nach einem Treffen in Leipzig, geht man zum vertraulichen ‚Du‘ über. Gleichwohl lässt sich nicht verkennen, dass der acht Jahre ältere und ungleich berühmtere Berthold Auerbach – hier Fontane durchaus nicht unähnlich – Wolfsohn zwar als nützlichen Adlatus, nicht aber als gleichrangigen Partner behandelt, wogegen dieser gelegentlich aufgehehrt:

„Einen nach seiner Natur behandeln, gebietet die Klugheit, wenn man etwas von ihm haben, die Freundschaft, wenn man ihn zu etwas bringen will. Daß Sie aber mich nur nach dem Drange *Ihrer* Natur und nicht nach der meinigen behandelt, damit haben Sie mir schon oft das zerstört, was Sie fordern wollten.“ (20. März 1859: DLA, 3705/9)

Die den Briefwechsel gleichsam als Basso continuo durchtönende Klage beider Partner über das zu lange Nichtschreiben des andern resultiert aus durchaus unterschiedlichen Beweggründen; bezeichnenderweise moniert Wolfsohn einen fehlenden Geburtstagsglückwunsch mit der Bemerkung:

„Wenn von zwei Freunden der Eine ein Ruhmcapitalist, wie Sie, der Andere auf einen engen Kreis gewiesen ist, wie ich, so hat gerade der Erstere sein Gedächtnis für dergleichen, wenn Sie wollen, *äußere* Aufmerksamkeiten zu schärfen, wohl wissend, daß sie für seinen Freund von tieferer Bedeutung, von höherem Werthe sein müssen, als bei ihm selbst [...]“ (27. Oktober 1860: DLA, 3705/28)

Gerade Wolfsohn erweist sich, wie auch im Fall Fontanes, immer wieder als der enthusiastischere Freund, wenn er sein Wesen durch Auerbach richtig verstanden fühlt:

„Ach, daß ich Dich nicht mehr so haben kann wie sonst – nicht an Deiner lichtvollen *männlichen* Seele mich erheben kann – glaube mir, das habe ich schon als wahres Unglück empfinden lernen.“ (13. Dezember 1862: DLA, 3705/43)

Auerbach wohnte mit seiner zweiten Frau Nina Landesmann, einer Schwester des bekannten Wiener Schriftstellers Hieronymus Lorm, seit Juli 1849 in Dresden, Wolfsohn mit seiner Frau seit 1852. Wolfsohns jüdisch-christliche ‚Mischehe‘ war allerdings ungleich glücklicher als die Ehe seines Briefpartners mit einer Jüdin. Auerbachs „Demoralisierung“, so berichtet Hermann Hettner Mitte

der fünfziger Jahre dem Freund Gottfried Keller nach Berlin, habe „[...] in seiner unglücklichen Ehe seinen Grund, die nachgrade anfängt, hier zum öffentlichen Stadtskandal zu werden, und sicher sehr bald ihren Weg in den Journalklatsch finden wird. Selbst seine besten Freunde müssen gestehen, daß, obgleich die Frau ein sehr leeres und eitles Geschöpf ist, nichtsdestoweniger die Hauptschuld auf des Mannes Seite liegt. Ungezügelte Tyrannei und brutaler Jähzorn sind leider aus den Zügen des ‚gemütlichen‘ Dorfgeschichtendichters nicht zu tilgen.“ (27. Juni 1855: KH, S. 140)

Er schreibe diese Anklage mit Schmerz nieder, so setzt Hettner hinzu, weil er Auerbach „trotz alledem“ liebe und ihm mannigfach verpflichtet sei; tatsächlich hatte Auerbach nicht unerheblichen Anteil an Hettners Berufung zum Direktor des Antikenmuseums in Dresden.⁶ „Bei Auerbach sieht es traurig aus. Alle Tage Prügel und doch jedes Jahr ein Kind“ – so fasst Hettner die Situation nach weiteren anderthalb Jahren bündig zusammen (9. Oktober 1856: KH, S. 162). Der Bruch zwischen Auerbach und Hettner, dessen Spuren sich auch im Briefwechsel mit Wolfsohn finden, erfolgte allerdings erst im Januar 1857, als Auerbach einen Brief Hettners an Carl Gustav Carus zu Gesicht bekam, in dem jener sein Ausscheiden aus der 1855 gegründeten *Dresdener Schillerstiftung* als eine Geste gegenüber dem durch seine Ehe „zerrütteten“, kindisch eitlen und eifersüchtigen Auerbach hinstellt.⁷ Diese „fabelhafte Perfidie“ Hettners (an Lazarus, 30. Januar 1857: Auerbach/Lazarus 1971, S. 345), diese „Treulosigkeit“ (an Wolfsohn, 29. Januar 1857: DLA, 15873), diese „Doppeltzüngigkeiten“ (an Wolfsohn, 21. März 1860: DLA, 15933) verzieh Auerbach nie; auch Wolfsohn, der Auerbachs „pietistisches Verhalten“ in dieser Sache offenbar nicht gebilligt hatte, musste schließlich Farbe bekennen und rückte Hettner „auf die Kneipe“, entschlossen, ihm seine „ganze Wuth ins Gesicht zu schleudern“ (an Auerbach, vermutlich Anfang 1857: DLA, 3705/72). Für Hettner jedenfalls – dem Auerbach immerhin noch am 17. Mai 1858 aus Anlass des Todestags von dessen Frau einen um Versöhnung bemühten Brief schrieb⁸ – war Wolfsohn nunmehr „Handlanger“ Auerbachs, beide zusammen galten als Vertreter einer „jüdische[n] Wirtschaft“ innerhalb der Literatur (an Keller, 28. Mai 1858: KH, S. 176). Derlei antijüdische Ressentiments haben nicht nur in dieser Angelegenheit eine Rolle gespielt; der Briefwechsel Hettners mit Gottfried Keller enthält etliche weitere Belege, wobei gerade auch Keller

⁶ Vgl. Auerbach an Hettner, 11. Dezember 1854 und 5. Januar 1855 (Glaser-Gerhard 1929, S. 381–383); außerdem Hettner an Keller, 9. Januar 1855 (KH, S. 126).

⁷ Vgl. dazu Bettelheim 1907, S. 261f.; ferner Goehler 1909, S. 13. In Julius Hammers *Geschichte der Schiller-Stiftung* (Hammer 1857/61) wird die Affäre mit keinem Wort erwähnt.

⁸ Glaser-Gerhard 1929, S. 386f. Der Brief schließt mit dem Satz: „Ich bin nicht unversöhnlich. Das kannst Du erfahren.“

zu dieser Zeit noch keineswegs frei von solchen Vorurteilen gewesen zu sein scheint.⁹

Beruflich sind die Jahre zwischen 1850 und 1865 für Auerbach nicht besonders glücklich. Zwar entstehen in dieser Zeit u. a. die Romane *Neues Leben* (1852) und *Auf der Höhe* (1865), die Dramen *Andree Hofer* (1850) und *Der Wahrspruch* (1859), die Dorfgeschichten *Barfüßele* (1856), *Joseph im Schnee* (1860) und *Edelweiß* (1861); präludiert vom *Schatzkästlein des Gevattersmanns* (1856), gibt Auerbach seit 1857 regelmäßig einen Volkskalender heraus, seit 1862 als Beiblatt zur *Gartenlaube* auch die *Deutschen Blätter*. Aber mit keiner seiner in dieser Zeit entstehenden Arbeiten – ausgenommen *Barfüßele* und *Edelweiß* – kann der Autor wieder einen ähnlich spektakulären Erfolg verbuchen wie mit den Dorfgeschichten vor 1848/49, und so zeigen auch die Briefe an Wolfsohn wie die an andere Adressaten die – durch den Tod der ersten Frau und die unglückliche zweite Ehe auch privat belastete – häufig deprimierte Stimmung in diesen Jahren. Auch Wolfsohn befindet sich in einer nicht eben glücklichen Situation. Er ist gesundheitlich angeschlagen und vermag nur durch äußerste Anstrengung, sich als Schriftsteller und Kritiker über Wasser zu halten.¹⁰

⁹ Stein des Anstoßes sind immer wieder jüdische Schriftsteller, etwa Fanny Lewald und Mosenthal. So nennt Keller Mosenthals Drama *Sonnwendhof* eine „mit echt jüdischer Gemeinheit und Frechheit zusammengestoppelte Sammlung kleiner Effektchen, die auf alle Schwächen des Publikums spekulieren“ (26. Juni 1854; KH, S. 115); „lauter solche Dummheiten wechseln ab, genug, wie es nur jüdischer Schacher zusammenschachern kann“ (S. 116). Die Verleger, insbesondere Vieweg, müsse man strikt „wie die Juden [...] behandeln, denen man die alten Röcke verkauft“ (18. Mai 1855; S. 133); Vieweg lüge „wie ein Jude“, wenn er von schlechtem Verkauf spreche (25. Juni 1855; S. 138). Und schließlich: Heinrich Simon „riecht nach dem Lewaldschen Judentum, wenigstens jetzt, da er in Jura und Politik nichts zu tun hat und aus langer Weile ästhetisiert“ (21. Februar 1856; S. 154). Von bloßer Funktionalisierung des Begriffs ‚Jude‘ lässt sich hier kaum mehr sprechen – es sind veritable Vorurteile, die Keller freilich später überwindet. Das Bild, das Jonas Fränkel von Kellers humaner Haltung den Juden gegenüber zeichnet, bedarf also zumindest für die fünfziger Jahre der Korrektur (Fränkel 1962).

¹⁰ Otto Roquettes negative Erinnerungen an Wolfsohn können wohl nicht als repräsentativ für das Erscheinungsbild dieses Autors in seinen Dresdener Jahren gelten. Aber nicht einmal er unterlässt es, besonders auf die Bedeutung Wolfsohns für die Vermittlung russischer Literatur nach Deutschland und deutscher Literatur nach Russland hinzuweisen. (Roquette 1894, S. 48f.) Es heißt hier: „Um so wichtighuerischer trat *Wilhelm Wolfsohn* auf, mit dessen Eitelkeit und Weichlichkeit nicht auszukommen war. Ein immer nervöser und zimperlicher Mann, zumal wenn er den Weisen spielt, und mit Orakelsprüchen nicht enden kann, ist niemals angenehm. [...] Er war ein russischer Jude, aus Odessa gebürtig, und verkehrte hauptsächlich in deutsch-russischen Kreisen, aus welchen er immer ein Gefolge von Damen um sich hatte, das mit ihm schön that und ihn verhätschelte. Seine Frau, die er nie in Gesellschaft mitnahm, bekam auch sonst Niemand zu sehen.“

Ein wichtiges Gesprächsthema für Auerbach und Wolfsohn ist immer wieder das literarische und gesellschaftliche Leben in Dresden und Leipzig, später auch in Berlin. In die bereits erwähnten Querelen um die *Dresdener Schillerstiftung* seit 1855 war auch Karl Gutzkow verwickelt, der bis 1861 in Dresden lebte und dessen Aktivitäten im Briefwechsel ausschließlich negativ apostrophiert werden.¹¹ Gustav Freytag dagegen gilt als nobler Schriftsteller und Freund,¹² ebenso wie Otto Ludwig; dessen finanzielle Unterstützung durch die *Schillerstiftung* in seiner durch Krankheit verschlimmerten Situation bis zu seinem Tod 1864 ist für Auerbach wie Wolfsohn ein persönliches Anliegen.¹³ Wie leicht verletzbar Auerbach allerdings selbst durch ihm freundschaftlich verbundene Schriftsteller war, zeigt eine Auseinandersetzung mit Adolf Stahr. Dieser hatte dem zweiten Band seiner Lessing-Biographie (1859)¹⁴ ein Motto Gustav Kühnes vorangestellt,

¹¹ Am 18. Dezember 1858 schreibt Auerbach: „Gutzkow scheint auch den Kopf verloren zu haben, an Herz hatte er nichts zu verlieren.“ (DLA, 15901) Anlässlich der Auseinandersetzung um den Aufruf an die deutsche Nation seitens der *Schiller-Stiftung* (vgl. dazu Bettelheim 1907, S. 270) heißt es am 17. Oktober 1859: „Ich habe erst den Tag nachher gespürt, was mir dieser Gutzkow angethan, wie man erst nach der Hitze des Kampfes die Wunde bluten fühlt. Eigentlich *wollte* er mir nur eine Wunde schlagen, sein Hieb traf aber flach, u. zuletzt wollte er mir noch einen Stein in den Weg rollen, daß die mir einstimmig übertragene Abfassung der Proclamation an das deutsche Volk vereitelt würde. Es gelang ihm keines.“ (DLA, 15913) Solcherart „schlecht maskirte Dolchstichelei“ Gutzkows gegen ihn moniert Auerbach noch mehrfach (vgl. 29. September 1860: DLA, 15940), und so stößt Wolfsohns Information, sogar Gutzkow habe *Edelweiß* anerkennen müssen (Ende 1861: DLA, 3705/35), auf gründliches Misstrauen: „Ich sehe in seinem Blatte nur die alten u. verschärften Nergeleien gegen mich, die mich indeß nicht im geringsten tangiren.“ (31. Januar 1862: DLA, 15955). – Zum Verhältnis Auerbach-Gutzkow vgl. Bettelheim 1908.

¹² Im Zusammenhang mit einer Diskussion über Freytags Drama *Die Fabier* (Briefe vom 8. April, 21. Mai und 7. Juli 1859: DLA, 15903, 3705/16 und 15908; ferner auch 29. Januar 1860: DLA, 15929 und Wolfsohns Antwort auf Auerbachs Brief vom 21. März 1860: DLA, 3705/31) schreibt Auerbach an den Freund: „Sie werden es mit mir finden, in diesem liter. Kreise ist noch wirkliche Noblesse, nicht Komödiantenwirthschaft, wie wir so oft erfuhren. Freytag ist ein nobler Mensch u. darum ein Dichter. Es darf nicht sein u. war nie, daß ein bloßer Ruhmesspeculant Dichter heißen darf.“ (23. Mai 1859: DLA, 15907). Auch der Briefwechsel mit Wolfsohn bestätigt also die hohe Achtung für Freytag. Vgl. dazu Horch 1985a.

¹³ Vgl. vor allem die Briefe vom 14. und 31. Januar und vom 2. Mai 1863 (DLA, 3705/44, 15956 und 3705/48). Im Vorwort zum Schauspiel *Zar und Bürger* nennt Wolfsohn Auerbach und Ludwig als eigentliches Publikum seines Stücks (vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 2.3b, S. XIV). Beide hatten sich für eine Aufführung eingesetzt: vgl. Auerbach an Wolfsohn, 24. Februar 1853 (DLA, 15858); Wolfsohn an Auerbach, 28. Mai 1853 (DLA, 3705/1); Otto Ludwig an Eduard Devrient, 23. Mai 1853 (Ludwig 1891, S. 373f.).

¹⁴ Stahr 1859.

das Auerbach wie eine „Wanze auf der Lippe der Lessing-Statue“ vorkam;¹⁵ was aber schwerer wog, war ein kritischer Einwand des Lessing-Biographen gegen das Genre der Dorfgeschichte, durch den sich deren ‚Erfinder‘ besonders getroffen fühlte.¹⁶ Stahr moniert in seinem Antwortschreiben Auerbachs personenfixierte Kritik und weist den Vorwurf zurück, er habe pauschal alle Verfasser von Dorfgeschichten, also auch Auerbach, abqualifizieren wollen.¹⁷ Auerbachs abschließender Brief erweist jedoch aufs Neue seine tiefe Gekränktheit.¹⁸ Der Briefwechsel mit Stahr erscheint ihm (an Wolfsohn, 18. Dezember 1858: DLA, 15901) als „widrig“ besonders wegen dessen „Ausfalls“ gegen ihn und stört ihn „in der stillen Produktion“ – dass Stahr manches richtige Argument auf seiner Seite haben könnte, kommt dem persönlich Gekränkten nicht in den Sinn.¹⁹

In Berlin wird 1860 der von Ludmilla Assing²⁰ veröffentlichte Briefwechsel Alexander von Humboldts mit Varnhagen von Ense diskutiert.²¹ Auerbach vermutet, dass das Scheitern seines Avancements im Umkreis des Hofes damit zusammenhängt, dass diese Publikation die Hofkreise gegenüber den Literaten generell misstrauisch gemacht habe (21. März 1860: DLA, 15933). Wolfsohn hingegen, der die Chance seines jüdischen Freundes auf ein hofisches Amt von Anfang an skeptischer beurteilt hatte, misst dem Humboldt-Varnhagen-Briefwechsel weniger Wirkung bei.

„Dem Humboldt-Varnhagen’schen Briefwechsel weise ich dabei keine solche Stelle zu, wie Sie – beurtheile ihn auch keineswegs wie Sie, dessen Äußerungen, ehrlich gestanden, mich ein wenig befremden. Hat Sie der Dunstkreis, in dem Sie sich bewegen, doch auch angesteckt? – Wie kommen *Sie* dazu, sich über eine Publication zu ärgern, auf die sich durchaus das alte Wort anwenden läßt: ‚Man liebt den Verrath (oder vielmehr man läßt ihn sich gefallen) und haßt den Verräther‘? Daß Ludmilla Assing das widerwärtigste Geschöpf von der Welt ist, habe ich Ihnen ja immer gesagt: aber die Veröffentlichung der Briefe ist doch ein guter Dienst, welcher der Wahrheit erwiesen worden. Daß der Großherzog von

¹⁵ Auerbach an Stahr, 13. Dezember 1858. In: Geiger 1903, S. 207.

¹⁶ Stahr 1859, Bd. 2, S. 226.

¹⁷ Stahr an Auerbach, 15. Dezember 1858. In: Geiger 1903, S. 208–210.

¹⁸ Auerbach an Stahr, 17. Dezember 1858. Ebd., S. 211f.

¹⁹ Es ist aufschlussreich, dass im Briefwechsel mit Jakob Auerbach zwischen dem 13. September 1858 und dem 28. Februar 1859 eine Lücke gelassen wurde; vermutlich hat sich Auerbach seinem Vetter gegenüber sehr offen über die Querelen dieser Monate ausgesprochen. Dass das Verhältnis zu Stahr wieder repariert werden konnte, bezeugt der Brief vom 16. Oktober 1861, in dem von einem „wohlig angeregte[n] Zusammensein“ mit Stahr und seiner Frau (Fanny Lewald) die Rede ist (Auerbach/Auerbach 1884, Bd. 1, S. 189).

²⁰ Ludmilla Assing (1821–1880), schriftstellernde Nichte Varnhagens von Ense, Herausgeberin seiner Tagebücher und Briefe.

²¹ Assing 1860.

Weimar²² seine Lection dabei wegbekommt, ist sehr, sehr gut. Ich freue mich gewiß nicht am Scandal, das wissen Sie, er ist meiner Natur verhaßt; aber wohl freue ich mich über jeden Riß, den die Heuchelei an ihrem schimmernden Gewande erhält, über jeden Fußtritt, den man dieser verlogenen Groß- und Schönthuerei versetzt.“ (Antwort auf Auerbachs Brief vom 21. März 1860: DLA, 3705/31)

Gegenüber Auerbachs Einschätzung, Varnhagen sei eigentlich „impotent“ und habe sich mit seinen Briefen und Tagebuchnotizen eine Position geben wollen, während Humboldt ohne seine (durch Varnhagen provozierte) „Doppelzüngigkeit“ und Koketterie ein „Ideal des Mannes der Wissenschaft“ sein könnte (8. April 1860: DLA, 15934), macht Wolfsohn die „Goethemanier“ für Varnhagens klatschhaften Biographismus und seine Selbstverliebtheit verantwortlich:

„Die Goethemanir ist darum so gefährlich, weil sie statt des historischen Sinnes, den z. B. der Schillerfanatiker zu politischen Declamationen überreißt [?], den *biographischen* Sinn auf die Spitze treibt. Das führt zu jener minutiösen und schließlich selbstgefälligen Beguckung in Briefen und Tagebüchern, welche den darin sich verlierenden Geist dahin bringt, daß er jede Bewegung, ja selbst jede Gebärde nicht anders als vor dem Spiegel machen kann. Diese Selbstbespiegelung schlimmster Art tritt nirgends so stark wie bei den Opfern der Goethemanir hervor, die sich namentlich in drei Classen finden – unter schöngeisternden Diplomaten, schöngeisternden Culturforschern und schöngeisternden Schulmeistern.“ (9. April 1860: DLA, 3705/22)

Wolfsohn beweist hier ein überaus klares Urteil auch auf einem Feld, das längst zur Spielwiese der Ideologen verkommen ist: dem Feld der Weimarer Klassik. Seine eigenen Bemühungen um die Popularisierung der Klassiker hingegen stehen im Zeichen einer Neulektüre der klassischen Texte – Wolfsohn ist im besten Sinn ein Anwalt aufgeklärter Hermeneutik, dem das Verstehen der Texte wichtiger ist als ihre Instrumentalisierung zu einem kulturpolitischen Zweck.

2

Wie untrennbar scheinbar nur persönliche Querelen mit den Grundproblemen der deutsch-jüdischen Literaturgeschichte verknüpft sind, zeigt sich an den Schwierigkeiten, mit denen Wolfsohn wie Auerbach konfrontiert wurden. Die von Auerbach auf Berlin gesetzten großen Hoffnungen – vor allem bezüglich einer lukrativen Anstellung im Umkreis des preußischen Hofs – trogen, nicht zuletzt,

²² Karl Alexander, Großherzog zu Sachsen-Weimar (1818–1901), seit 1853 regierend. Humboldt äußert sich gegenüber Varnhagen mehrfach ironisch über liberale Präntentionen und stilistische Blumigkeiten des Großherzogs. Vgl. Assing 1860, S. 310f., 321ff., 365ff., 369ff. Dass Ludmilla Assing auch Briefe des Großherzogs abdruckt, die Anlass zu Spötteleien geben, mag zum Unmut der Berliner Hofkreise besonders beigetragen haben.

weil man dort seine Berufung als eine „Demonstration gegen das Herrenhaus u. dessen moderne Judenhetze“ ansehe (Auerbach an Wolfsohn, Anfang April 1860: DLA, 15986). Aber auch die Erörterungen innen- und außenpolitischer Themen der Jahre 1859 bis 1863/64 im Auerbach-Wolfsohn-Briefwechsel lassen immer wieder Ängste und Hoffnungen erkennen, die hinsichtlich des Selbstverständnisses der beiden Autoren als Juden aufschlussreich sind. Die Unzufriedenheit des kleindeutsch gesinnten Nationalliberalen Auerbach mit der ‚Lösung‘ des ‚italienischen‘ Kriegs von 1859 schlägt sich in einem Brief an Wolfsohn vom 15. Juli dieses Jahres nieder, der in mehrfacher Hinsicht interessant ist. Eine Woche zuvor, am 7. Juli, hatte Auerbach bereits seinen Unmut über die „leidige Erfahrung“ kundgetan, „daß Preußen noch immer nicht den Muth hat, einmal reinen Tisch in Deutschland zu machen“; nun nimmt er so wenig mehr ein Blatt vor den Mund, dass Raphael Löwenfeld sich noch 1887 bei der Briefedition genötigt sieht, einige Passagen ganz zu streichen und bei anderen den Wortlaut zu entschärfen.

„Ja, guter Wilhelm, was ist alle literarische Thätigkeit, all das Aufschürfen, Prägen u. in Courssetzen von einem Körnchen edlen Metalls, wenn solche Gauner wie jetzt Weltgeschichte machen, nach solchen Strömen Blutes einem Lande eine Verfassung geben an der man immer wieder diplomatisch repariren kann u. den Popanz von Papst²³ zum Ehrenpräsidenten machen, um ja die freie Richtung in Piemont niederzuhalten?“

In Klammern sei bemerkt, dass Löwenfeld in seiner Edition die „Gauner“ zu „Leuten“ werden lässt und vom Papst spricht ohne den Zusatz, er sei ein „Popanz“. Auerbach fährt fort:

„Es ist ein blutiges Possenspiel, das entsetzlichste das es geben kann. Und wir Deutschen? Ein muthiges Preußen, das uns allein hätte helfen können, fehlt, es ist da eine ehrliche Zaghaftheit, die immer übertölpelt wird von den Schelmen.

Jetzt sollen wir also wieder schreiben, mit tiefer Trauer um das große Ganze anmuthende Einzelleben ausdeuten, ästhetisch spintisieren, schöne Abende staffiren. O entsetzlich! Es soll uns nicht so wol werden, einmal loyal zu existiren, im Accord mit den Zuständen des Völkerlebens im großen Ganzen, die Revolution ist aufs Neue permanent gemacht u. im Gemüthe erzeugt das eine Zerrissenheit, gegen die man sich vergebens so lange gewehrt hat.“

Wieder fühlt sich Löwenfeld zum Eingreifen genötigt, indem er den folgenden Satz mit seiner Anspielung auf das „Pfaffenthum“ ganz streicht:

„Ich sehe, es giebt nur einen einzigen Kampf u. der ist gegen die ganze große Lüge, die sich als Pfaffenthum in der Welt festgesetzt hat u. mit der Redensart von der Religion der Liebe Alles zum frivolen Spiel macht, u. diese beiden Blutkaiser²⁴ sind getreue Diener, u. Niemand hat gesiegt als das Pfaffenthum. Es muß

²³ Gemeint ist Pius IX. (1846–1878).

²⁴ Napoleon III. und Franz Joseph I.

etwas kommen, das unsere ganze lügnerische Cultur um u. umwühlt u. vertilgt. Der Glaube an einen solchen Ideen Messias allein hält aufrecht. [...] Was ist denn das Alles? Wenn's drauf u. drankommt, herrscht die brutale Schlaueit u. am allerwenigsten die sogenannte Liebe, Gotteskindschaft, Heiligkeit etc. das sind nur Kanzelphrasen zum Export für Andere, selber wollen sie alle nichts davon die sie führen.“²⁵

Hinter dem Zorn auf das „Pfaffenthum“, auf den „Popanz von Papst“, der die Hoffnungen auf die nationale Einigung Italiens im Zeichen Camillo Cavour's zunichte mache, steckt mehr als ein kulturkämpferisches Element, nämlich die Verbitterung über das Christentum als die phrasenhafte „Religion der Liebe“. Mit den (hier gerade enttäuschten) Hoffnungen auf die italienische (als Vorreiterin der deutschen) Einheit im Zeichen eines liberalen Verfassungsstaats ist bei Auerbach immer auch die Hoffnung auf die endgültige Integration der Juden verbunden, die der ersehnte „Ideen Messias“ ebenfalls ins Werk setzen würde. Wolfsohn – au fond demokratischer eingestellt als sein Freund und darum Preußen gegenüber viel skeptischer – hält sich deutlich zurück; jedenfalls sind von ihm keine so prononcierten politischen Aussagen erhalten wie etwa die Auerbachs vom 19. Januar 1864 (DLA, 15975), dass das von Bismarck regierte Preußen ebenso wie Österreich in der Frage der deutschen Einheit eine zwielichtige Politik verfolge – mit Rekurs auf Heines Gedicht *Disputazion*: „sie stinken beide.“ Auerbach ist ein enragierter Gegner der Bismarckschen Politik: „[...] dieser Bismarck raubt mir ein Stück Leben, u. macht mir Vieles fraglich in unserm gesammten Dasein, die Zukunft Deutschlands verschleiert sich mir u. ohne Glaube an Menschengüte u. Vaterland bringe ich nichts aus mir heraus was werth ist, den Tag zu sehen.“ (23. Juni 1863: DLA, 15969)

Als er in Berlin die russische Großfürstin Helene²⁶ besucht und Bismarck dazu kommt, kommentiert er Wolfsohn gegenüber seinen demonstrativen Abschied: „Was ist das für eine Welt wo solch ein durch u. durch frivoler Mensch auch Eintritt hat u. Freundlichkeit empfängt.“

Und der Revolutionär von 1848/49 fügt hinzu: „Die hiesigen Zustände sind tief deprimierend, denn sie sind nicht aufreizend genug, um zur Revolution zu zwingen.“ (16. November 1863: DLA, 15967)

Dass Löwenfeld solche Passagen 1887 bei der Veröffentlichung der Briefe ebenfalls ausspart, ist angesichts der immer noch dominierenden Position des Reichskanzlers verständlich. Was Auerbach an Bismarck abstößt, ist dessen grenzenlose Skrupellosigkeit; sie wird sich später auch in der politischen Funktionalisierung der ‚Judenfrage‘ durch den Kanzler des Deutschen Reichs erneut erweisen.

²⁵ Auerbach an Wolfsohn, 15. Juli 1859 (DLA, 15909). Löwenfeld verharmlost die „Kanzelphrasen“ als „Angelphrasen“.

²⁶ Paulowna, Charlotte Marie (1807–1873), Tochter Herzog Pauls von Württemberg, verheiratet mit dem Großfürsten Michael von Russland, seit 1849 Witwe.

Ein zweiter politischer Komplex, mit dem sich der Briefwechsel befasst, betrifft die Reformen Zar Alexanders II. in Russland seit 1855. Wolfsohn hatte – nach dem Vorgang von Vissarion G. Belinskijs revolutionärem Drama *Dmitrij Kalinin* (1832) das Thema der Liberalisierung schon zuvor direkt aufgegriffen, in den Dramen *Zar und Bürger* (1853) sowie vor allem in *Nur eine Seele* (Uraufführung 1854, überarbeitet 1857). Der theatralische Erstling *Zar und Bürger*²⁷ behandelt in den fünfhebigen Jamben eines „modifizierten Schillerschen Idealismus“²⁸ das moralische Problem der Aufklärung eines noch in Sklaverei befindlichen Volks; dabei wird der Antagonismus Peters des Großen und einer altrussischen Adelsfronde von Bojaren zum historischen Exempel für eine höchst aktuelle Problematik, nämlich die Aufhebung der Unterdrückung mit Hilfe eines couragierten Bürgertums um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Der Zar im Bündnis mit einem fortschrittsorientierten Bürgertum bzw. einer ‚bürgerlich‘ empfindenden jungen Adelsschicht: das ist das (nun nicht mehr historisierend verschleierte) Thema von *Nur eine Seele*.²⁹ Die ‚realistische‘ Intention des Fontane gewidmeten Schauspiels schlägt sich in einer – freilich immer noch stilisierend-pathetischen – Prosasprache nieder: einbekannte ‚Tendenz‘ des vielgespielten Dramas, so der Autor in seinem Vorwort, sei „ein zürnendes Mitgefühl für die Unterdrückten“ (ebd., S. XII), er habe nicht für die „sogenannte gute Gesellschaft“ geschrieben, sondern für „die bessere“ (ebd., S. XIII), seine Hauptkritik richte sich gegen die Institutionen, nicht gegen die Persönlichkeiten (ebd., S. XV) – ein Argument, das Wolfsohn erlaubt, die oft gerügte nichttragische Konfliktlösung gleichsam als konkrete Utopie einer Revolutionierung der bestehenden russischen Gesellschaft zu rechtfertigen. Dass beide Stücke, vor allem aber *Nur eine Seele*, des öfteren Gegenstand von Wolfsohns brieflichem Gespräch mit Auerbach werden, ist naheliegend.³⁰ Wolfsohns Bemühungen, in Petersburg Einfluss auch auf die reale Reformpolitik zu nehmen, werden von Auerbach unterstützt; so heißt es am 25. April 1861:

„Sie haben das Recht u. die Pflicht, in der großen Geschichtsepoche, die die Emancipation der Bauern bezeichnet, thätig bestimmend mit oben an zu stehen. Was Sie poetisch als Postulat durchführten, das können u. müssen Sie

²⁷ Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 2.3.

²⁸ Otto Ludwig in seinem oben (Anm. 13) angeführten Brief an Eduard Devrient, S. 374.

²⁹ Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 2.2.

³⁰ Zu *Zar und Bürger* vgl. vor allem Wolfsohns Brief vom 23. August 1853 (DLA, 3705/2). Im Brief vom 20. August 1859 (DLA, 15912) berichtet Auerbach von einem Leibeigenen des Fürsten Radziwill, der durch *Nur eine Seele* zum Bewusstsein seines Eigenwerts bekehrt wurde. Wolfsohn nimmt diesen Bericht am 30. August (DLA, 3705/19) zum Anlass, die Wirkung seines Dramas jenseits allen „ästhetische[n] Gerede[s]“ hervorzuheben; eben diese „einheitliche u. sicher treffende Wirkung“, „wo Alles klar u. scharf herausgearbeitet ist“, macht für Auerbach den Unterschied zu *Die Osternacht* aus (21. April 1862: DLA, 15957).

nun praktisch als Thatsache ins Werk setzen helfen. Das ist echte realistische Poesie oder poetische Realistik.“ (DLA, 15950)

Auerbach selbst will eine Denkschrift über die Errichtung von Sonntagsschulen für die befreiten erwachsenen Bauern beisteuern; es trifft sich gut, dass er gerade jetzt mit Lev N. Tolstoj in nähere Verbindung gekommen ist, der u. a. durch Auerbachs Roman *Neues Leben* (1851) zu seinen volkspädagogischen Aktivitäten motiviert wurde (vgl. Bettelheim 1907, S. 234). Zur Frage der ebenso dringlichen Emanzipation der russischen Juden nehmen weder Wolfsohn noch Auerbach brieflich Stellung, auch in Berthold Auerbachs Briefen an Jakob Auerbach findet sich in dieser Zeit kein Beleg für ein direktes diesbezügliches Engagement – es dominiert die Klage über die Zustände in Russland und Rumänien, die immer wieder zu Pogromen führen.

Die sogenannte ‚Judenfrage‘ spielt gleichwohl im Briefwechsel Auerbachs und Wolfsohns eine Rolle. Beide Autoren gehören nicht zu den religiös gläubigen Juden; sie fühlen sich der Minderheit aus historischen, aus ethischen und sozialpsychologischen Gründen zugehörig und weigern sich, diese Bindungen durch die Taufe zu verraten. Wenn Auerbach einen Brief an Wolfsohn mit den hebräischen Schriftzeichen װט לױם („Masel tow“, „Glück auf“) beginnt und dann fragt, ob der Freund „diese Zeichen“ verstehe (30. Juni 1856: DLA, 15869), dann zeigt dies den von ihm vermuteten Stand der jüdischen Bildung Wolfsohns. Auerbach als ehemaliger Rabbinerkandidat kann gut Hebräisch und zitiert z. B. Bibelstellen in Briefen an Jakob Auerbach oder Moritz Lazarus fast immer im Urtext; Wolfsohns Kenntnisse freilich dürften mindestens ebenso gut gewesen sein, zumal er in einem nicht nur deutsch-, sondern auch jiddischsprachigen Milieu aufgewachsen war. Ungeachtet dieser Frage sind beide Briefpartner Anhänger einer Lessing-schen Humanitäts- und Vernunftreligion, die Emanzipation der Menschheit wird auch die Frage der Emanzipation der Juden gegenstandslos machen; Auerbach neigt gefühlsmäßig, ohne sich damit näher zu befassen, dem Reformjudentum eines Abraham Geiger zu, mit dem er befreundet ist. Von dieser Warte aus wird der ‚Talmudismus‘, dem Auerbach als früherer Schüler des Lehrhauses in Hechingen begegnet ist, negativ bewertet – bezeichnenderweise aber als eine religiöse Haltung, die z. B. auch bei den christlichen Reformatoren zu finden sei (Auerbach an Wolfsohn, 20. April 1860: DLA, 15936). Viel schlimmer ergeht es aber einem allzu sehr ins Christliche neigenden Judentum. So ist man sich in der Abwehr von Salomo Hermann Mosenthals vielgespieltem Volksstück *Deborah* (1849) und dessen ‚christelnder‘ Tendenz einig, und Wolfsohn unterstreicht das von vielen Juden geteilte Missvergnügen³¹ durch ein Poem, das in seinem Wortwitz an Friedrich Theodor Vischers (erst später erschienene) Faust-Parodie erinnert:

„Und fraget Ihr, / Wie man Debora / Einregistrir’ / In die Bühnenflora? // – Ein jüdisch umblümelter / Verchristenthümelter / Edelmuth, / In Mosenthalischer /

³¹ Vgl. etwa Philippson 1850.

Nonsensikalischer / Hundsloyalischer / Wedelwuth!“ (wahrscheinlich 1853 oder 1854: DLA, 3705/64; Geiger 1912a, S. 460)

Das historische Schauspiel *Die Osternacht*, an dem Wolfsohn in den nächsten Jahren arbeitet und das 1859 mit einem Vorwort in Buchform erscheint,³² hält sich von solcherart ‚christelnder‘ Manier frei, es zielt letztlich auf eine allgemeine Religion der Liebe ab, auch wenn es in Alonzo und Fernando positive Helden hat, die aus dem Judentum stammen und sich taufen lassen. Das Grundproblem des Stücks – es spielt im Spanien des zu Ende gehenden 15. Jahrhunderts – besteht darin, dass die sich ‚Christen‘ nennenden Machthaber und der zugehörige Pöbel die eigentlichen Hindernisse für den Übertritt ‚assimilierter‘ Juden zum Christentum darstellen: ein Problem, das das frühneuzeitliche Spanien mit dem 19. Jahrhundert verbindet. Die Blutschuldflüge – doppelt motiviert einerseits durch die Angst eines Granden, der seinen Freund im Streit getötet hat, vor Entdeckung seiner Tat, andererseits durch den Hass eines Dieners auf seinen früheren jüdischen Herrn – wird gerade noch rechtzeitig erkannt und von einer (trotz ihrer Vorurteile) letztlich rechtlich denkenden höchsten Obrigkeit geahndet. Etwas ambivalent bleiben die Motive der beiden Hauptfiguren zur Taufe: Alonzo entschließt sich offenbar u. a. aus Liebe zur Tochter seines christlichen Herrn dazu, Fernando, weil ihn der Fanatismus seiner jüdischen Glaubensgenossen abstößt und er die Berufung zum Heiligen in sich fühlt (er wird Prior in einem Kloster). Erst am Schluss – durch die über das Racheprinzip siegende Apotheose der Liebe – lässt sich Salomon, der Exponent eines jüdischen Dogmatismus, durch die humane Konfliktlösung zur Anerkennung der Fremdenliebe und Toleranz bewegen. Die Osternacht wird zur Chiffre weniger des „lumen Christi“ als des Lichts der Aufklärung (Fernandos Schlussverse: „Dem Licht vertraut! Das Auge Gottes wacht – / Und eurer Drangsal Nacht wird *Osternacht!*“): sicherlich ein fragwürdiges Ende in einer Zeit, wo in Deutschland immer noch die Idee eines christlichen Staats diskutiert und auf die Juden entsprechender Druck ausgeübt wird.

Mit Auerbach diskutiert Wolfsohn intensiv Problematik und Form seines Dramas. Die „Tonart, in der das Ganze empfunden ist“, spreche zu ihm, an der „Instrumentierung“ habe er noch manches auszusetzen, so heißt es in einem Brief vom 7. Mai 1857 (DLA, 15875), und offenbar im selben Monat bekräftigt Auerbach diese Einschätzung: „Ich bleibe dabei, es ist ein vorzügliches Stück u. es kann nicht sein, daß blos der Jude in mir das besonders herausfühlt.“ (ohne Datum: DLA, 15989) Bei dem Generalintendanten der Weimarer Hofbühne Franz Dingelstedt³³ setzt sich Auerbach für eine Aufführung des Dramas in Weimar ein (17. November 1858: DLA, 15887); auch später erkundigt er sich angelegentlich nach möglichen Aufführungen (14. Januar und 16. Februar

³² Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 2.1a und Dokumente, Nr. 8.

³³ Franz von Dingelstedt (1814–1881), 1857–1867 Generalintendant der Weimarer Hofbühne.

1860: DLA, 15928 und 15930). Als im April 1862 Wolfsohns Drama auf dem Spielplan des Berliner Victoria-Theaters erscheint, kommt es zu einem interessanten Briefwechsel zwischen beiden Freunden, der Aufschlüsse sowohl über die Intentionen des Autors wie über die (teilweise revidierte) Einschätzung Auerbachs erlaubt. Zunächst geht es Wolfsohn um die Frage, ob das Theater, das auch Auerbachs Stück *Die Waldkönigin* aufgeführt hatte,³⁴ sein Stück angemessen herausbringen könne:

„[...] Aber wie ganz anders liegen da die Chancen! Einmal ist Ihre Waldkönigin – ein Stück in Prosa, volksthümlichen Charakters – viel leichter gespielt als die Osternacht auf ihrer jambischen Stylhöhe mit lauter Rollen, die poetisch gebildete, darunter fünf, die sogar große Schauspieler verlangen, wie es sich auch hier in Dresden gezeigt hat. Ich habe nicht allein zu riskiren, daß mein Stück unkenntlich, sondern daß es lächerlich gemacht wird, wie denn alles Pathos auf der Bühne hart an diesem gefährlichen Abgrund hingehet. [...]

Angenommen aber, das Loos Ihrer Waldkönigin auf dem Victoriatheater war kein besseres, als das meiner Osternacht dort sein dürfte – was verschlug's am Ende! Der Credit des Millionärs an Ruhm, des in Berlin wie in ganz Deutschland gefeierten Dichters wurde dadurch nicht im Mindesten beeinträchtigt. Sie verloren nichts dabei, und Ihr Werk, hätte man es auch noch so sehr entstellt, kam doch wenigstens mit dem gehörigen Respect davon. Hingegen ich – mein ganzer Poetencredit ist auf die paar Dramen gestellt, von denen ich in dem für ganz Deutschland maßgebenden Berlin bis jetzt keines blank und mit unvermischem Gepräge habe produciren können. [...] Was habe ich also in Aussicht? Daß mein Werk mißhandelt und verkannt, mein bescheidener Ruf in Berlin mit Füßen getreten werden soll, und Gott weiß, was für Kreuzzeitungsschimpferei ich noch muß über mich ergehen lassen! – [...]“ (Wolfsohn an Auerbach, 13. April 1862: DLA, 3705/38)

Auerbach versucht den Freund zunächst zu beruhigen: „So wenig als unseren leiblichen können wir unseren geistigen Kindern überallhin behütendes Geleite geben u. sie schlagen sich mit ihren gesunden Gliedern schon durch.“

Allerdings teilt er die Befürchtungen Wolfsohns, dass die u. a. von Gutzkow beeinflusste herrschende Theaterkritik alles andere als objektiv und daher von ihr nichts Positives zu erwarten sei (Auerbach an Wolfsohn, Ostersonntag [20. April] 1862: DLA, 15960). Sehr viel ausführlicher ist dann sein Aufführungsbericht:

„Ihr Drama ‚die Osternacht‘ wurde gestern von einem mäßig gefüllten Hause mit gutem Beifall aufgenommen, was von einem hiesigen Publikum, u. nun gar von einem Sonntagspublikum in einem zweiten Theater sehr viel heißen will, denn eigentlich will das ganze von der Birch-Pfeiffer u. Kalisch³⁵ aufgepöppelte

³⁴ *Die Waldkönigin*, missratene Volksstück-Adaption der Auerbachschen Erzählung *Joseph im Schnee* durch Kern.

³⁵ David Kalisch (1820–1872), Begründer des *Kladderadatsch* und Meister des Berliner Lokalstücks.

Publikum vom Schauspiel nichts als leicht verdauliche Sentimentalität u. Effektmacherei oder auf der anderen Seite Posse mit Politik gespickt. [...]

Ich sah das Drama in der neuen Bearbeitung zum erstenmal. Es hat viel an dramatischer Concision gewonnen, aber ganz klar wurde mir jetzt, daß wie es vorliegt, die biographische Ueberraschung vorwiegt u. zwar in der vielfältigsten Weise; die leicht erzählbare Fabel des Ganzen fehlt. [...] Weil Sie einen großen historischen u. einzelbiographischen Hintergrund zeigen wollten, häufen sich die Gewaltsamkeiten [...].“

Insbesondere die Figur des Fernando ist für Auerbach problematisch:

„Bei diesem muß ich dabei bleiben, er durfte keinen Zusammenhang mit der Familie haben u. wir mußten früher wissen, daß er ein Jude war u. auch jetzt können wir uns nicht denken, wie er dennoch unter Scheiterhaufen lebte u. haben keine Vorstellung, wie er, nachdem das Drama geschlossen, weiter lebt u. ebenso die Zukunft des jungen Paares in Rom u. das fernere Leben der Juden ist uns problematisch.

Der Ausgang wie er einmal ist, ist versöhnend aber nicht versöhnt. [...]“ (Auerbach an Wolfsohn, 21. April 1862: DLA, 15957)

Wolfsohn, der mit seinem Projekt einer *Russischen Revue* vollauf beschäftigt ist, geht auf Auerbachs Kritik in seinem Antwortbrief vom 17. Mai 1862 nur kurz ein: er spricht von „Empfindungen und Gedanken, die Ihr brüderlicher Antheil an meiner Osternacht, Ihre schönen und wahren Worte darüber, die Expectorationen der Berliner Kritiker in mir erregt haben“ und verweist auf 30 Briefe, die er innerhalb dreier Tage bekommen habe (DLA, 3705/40) – ein Indiz dafür, dass er sich von dem Freund wohl doch nicht ganz verstanden fühlt.

Drei Jahre zuvor, als Wolfsohn im April 1859 das Drama für den Druck überarbeitete, gilt es Auerbach als probates Mittel gegen neuerliche antisemitische Strömungen und Ausbrüche. Zu dieser Zeit bricht in Galatz (Galazi) – im Gefolge der seit 1848 auch in Rumänien begonnenen Debatte über die Emanzipation der Juden und aufgrund eines Ritualmordvorwurfs – ein Pogrom über die jüdische Bevölkerung herein; fast gleichzeitig kann ein solcher Pogrom in Odessa nur durch die Einführung des Standrechts verhindert werden. In seiner (von Auerbach angeregten) Vorrede zur revidierten Fassung der *Osternacht*³⁶ weist Wolfsohn auf diesen aktuellen Bezug hin. Im Bewusstsein, eine schlimme Vergangenheit aus einer helleren Gegenwart heraus schildern zu können, habe er das Drama konzipiert (S. XI); eben weil im Sinne des Schillerschen *Don Carlos* die Schrecken der Inquisition selbst nicht mehr breit auszumalen waren, habe er sich auf den Opfermut der Protagonisten konzentriert (S. XII). Den Vorwurf, allzu sehr aus dem Bewusstsein der „modernen Anschauung“ des 19. Jahrhunderts heraus geschaffen zu haben, weist Wolfsohn kraft seines „historischen Glaubens“ zurück:

³⁶ Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 2.1a, S. IX–XV. Auerbachs Anregung findet sich im unten abgedruckten Brief vom 28. April 1859 (DLA, 15904).

„Und dieser Glaube ist: nie konnte eine Zeit so von Gott verlassen sein, daß irgend eine Empfindung, irgend eine Idee, irgend eine Anschauung, irgend eine Tugend oder eine That, die unsere Gegenwart auszeichnet, in ihr eine Unmöglichkeit gewesen wäre.

Und ferner ist es mein Glaube: in keiner von Gott noch so sehr gesegneten Zeit ist Freiheit, Toleranz, Aufklärung, Weisheit so herrschend, daß Greuel, wie sie die Inquisitionsepoche verunehrten, in ihr eine Unmöglichkeit wären.“ (S. XIII f.)

„Freiheit, Toleranz, Aufklärung, Weisheit“: das sind die Grundvokabeln humanitärer Aufklärung, die in ihrer Geltung auch in den scheinbar aufgeklärtesten Zeiten stets prekär bleiben. Der Galatzer Pogrom, ausgelöst durch das alte „Märchen vom Osterblut“, belegt, wie früher die Ereignisse von Damaskus 1840,³⁷ die Wahrheit dieser Einsicht. Gleichwohl versteht Wolfsohn sein Drama nicht als Apologie der jüdischen Sache, sondern bei aller Anerkennung der schrecklichen Gegenwart als eine Art konkreter Utopie:

„Doch selbst unter dem unmittelbaren Eindruck dieser Ereignisse kommt es mir nicht bei, meinem Stücke die Aufgabe zuzuweisen, daß es für die Unschuld der Juden spreche. Sie bedarf keines Zeugnisses mehr.

Wenn meine Dichtung an Unmenschlichkeiten mahnt, die in keiner Zeit unmöglich sind, so ist das, was sie sagen soll, doch nur der Ausdruck der Ueberzeugung, daß reine Menschlichkeit in jedem Jahrhundert hat ringen und siegen können.“ (S. XV)

Galatz und Odessa freilich prägen diese Gegenwart, und das Gespräch der beiden Freunde darüber gehört in seiner Offenheit zu den sicherlich ergreifendsten Zeugnissen dieses Briefwechsels. Am 28. April 1859 wendet sich Auerbach tief betroffen an den Freund:

„O lieber Wilhelm, mir wollte das Herz zergehen u. ich knirschte in namenloser Wehmuth und in Ingrimme da ich wieder erfahren mußte, was die Pfaffen aus der Welt u. dem Menschenleben machen. Ist nicht Alles schamlos dämonisches Gaukelspiel u. dazwischen hinein blühen die Bäume u. singen die Vögel u. rauscht der Wald. Ich kam heim von einer frischen Wanderung durch den Bergwald, die Brust voll Wonne, daß die Welt noch offen daliegt u. es gilt zu wirken u. zu schaffen, u. daß es mir gelungen, mein Heimwesen in das freie Naturleben zu siedeln. Mein Straßburg-Plan will sich dabei fester gestalten u. ich zwang mich, den lang liegen gelassenen Aufsatz über Rietschels Luther zu beendigen. Ich hörte eben mit der Ausführung auf, daß Luther die Religion wieder in den Kern des Individuums zurückgeführt, ich wollte ausruhen, da nahm ich die [Augsburger] Allg[emeine] Z[eit]ung zur Hand, die mir Brockhaus schickt, ich sprang vor Entsetzen auf, ich

³⁷ Vgl. Wolfsohn-Bibliographie, Nr. 2.1a, S. IX. Nach dem Mord an einem Kapuzinerpater kommt es 1840 aufgrund einer Ritualmordbeschuldigung in ganz Syrien zu Unruhen, Juden werden unschuldig verfolgt; nur massiver diplomatischer Einsatz vor allem der Engländer und Österreicher erreicht die Freilassung der Inhaftierten.

las den Bericht von dem kannibalischen Mord in Galatz. Also wieder u. wieder! Wie in der Hunnenschlacht die Geister der Ermordeten immer wieder kämpfen, so ewig u. immer wieder diese Lügenleiche von dem Osterblute.

Wir gehen auf stillen Wegen u. stehen am Schreibpulte u. sammeln uns in innerster Seele, um einen Keim der Veredlung der Verschönerung in die Welt zu tragen, u. unversehens spritzt uns das Blut unserer Brüder ins Angesicht.

Ich weiß mich vor Entsetzen und Gram gar nicht zu fassen. Seit gestern gehe ich umher u. weiß gar nicht was ich bin wo u. was ich soll. Hätte ich Sie nur hier! Aber was hilft das Miteinander Klagen!

Die satten ästhetischen Spargelkopffresser haben Sie geschmäht, weil Sie diesen ruchlosesten aller pfäffisch teuflischen Wahnwitze ihnen vor die Augen gerückt, u. ich wie früher so jetzt noch mehr beklage nur, daß Sie nicht einfach u. allein den Accent hierauf legten. Wir sind noch immer zu mild u. gutgläubig.“ (Auerbach an Wolfsohn, 28. April 1859: DLA, 15904)

Nicht ohne Ironie ist es, dass Auerbach bei der Nachricht über den ‚kannibalischen Mord‘ gerade über die Luther-Skulptur des Bildhauers Ernst Rietschel schrieb, mit dem er in den Dresdener Jahren befreundet war. Luther als Reformator, der die Religion „wieder in den Kern des Individuums zurückgeführt“ hat: unbewusst trifft Auerbach hier auf einen wunden Punkt in der „Freiheit eines Christenmenschen“, insofern diese eben auch sich nach außen als vehemente Judenfeindschaft äußern kann. Wie viel Anteil Luther selbst an der Tradierung des alten und (indirekt) am Entstehen des neuen Judenhasses hat, muss nicht eigens erwähnt werden. Am nächsten Tag versucht Auerbach die Fassung wieder zu gewinnen:

„[...] Seit gestern fing die Galatzer Geschichte an sich in mir zu setzen. Und wenn ich draußen im Walde bin verfliegt schnell all der Jammer aus der Seele, daß die Welt jetzt so von Gräueln, von organisirten strategisch geordneten u. nicht organisirten stegreiflichen erfüllt ist. Ich verstehe jetzt Göthe u. bitte ihm Vieles ab von den Vorwürfen, die man ihm wegen Nichtbetheiligung am Kriegslärm machte. Was bleibt uns in solcher Zeit zu thun? Allerdings stand es damals etwas anders. Es handelte sich um die Existenz der Nation u. da muß sich Jeder einsetzen. [...]“ (Auerbach an Wolfsohn, 30. April 1859: DLA, 15905)

Wolfsohn ist durch die Nachrichten von einem Brand in Brody und von pogromartigen Unruhen in Odessa allerdings ungleich direkter berührt als Auerbach, der dazu neigt, sich eher allgemein weltenschmerzlich über die Lage der Juden auszulassen. Am 10. Mai 1859 antwortet er auf dessen Brief vom 30. April:

„Ich lese die Nachricht von dem großen Brande in Brody,³⁸ der fast die ganze Stadt in Asche gelegt. Mein armer trefflicher Onkel mit seiner zahlreichen Familie – was ist aus ihm geworden! – und heute früh, nachdem mir die Nacht zwischen bangem Wachen und angstvollem Träumen hingegangen, ist das Erste, was ich in der Leipziger Zeitung lese, daß sich die Galatzer Scenen in – Odessa zu

³⁸ Brody in Galizien, Freistadt 1779–1879, jüdisches Zentrum, Mittelpunkt der Haskala.

wiederholen angefangen! Der Gouverneur habe indeß sofort Standrecht proclamiren und sechs Rädelsführer auf der Stelle erschießen lassen. Allein die plünderungswüthige Bande war in Judenhäuser bereits eingedrungen. In welche? – Sie begreifen, daß ich nicht aufhören kann das zu fragen – und in welche Aufregung es mich versetzt. Bis ich Nachricht erhalte – Gott! welche peinvolle Erwartung! Und nun fällt oder fiel bereits die Entbindung meiner Schwester in diese Tage! – wie schnell und energisch auch von der Regierung die Unthat unterdrückt worden [...] – was können nicht schon Einzelne darunter gelitten haben! Denke ich auch nur an den bloßen Schrecken – ach, lieber Freund, ich habe Mühe mich zu sammeln. [...]“ (Wolfsohn an Auerbach, 10. Mai 1859: DLA, 3705/13)

Auerbach hebt in seiner Antwort auf die Gegensätzlichkeit von idyllischem Familienleben und der grauenhaften Realität der Judenpogrome ab, sein Lamento bleibt aber eher bildhaft-allgemein:

„Man hat schon genug zu wachen u. zu arbeiten, das bischen Seelenkraft in sich selbst zu erhalten u. für das Dasein der nächsten zu sorgen, u. nun dieses entsetzliche Gerissenwerden ins Weite Bodenlose. Man hat schon schwer genug zu tragen an den allgemein menschlichen Schicksalen, u. nun noch die speziell jüdischen dazu! Ich sah gestern einen Raben der in der Luft einen Staar verfolgt, ich weiß nicht woher sie kamen u. was sie mit einander hatten, der Staar rettete sich durch eine geschickte Wendung. Wo ist außer der ausgehungerten Spinne ein Thier das ein anderes seiner eigenen Art u. Gattung verfolgt ja nur aus dem Neste treiben will? Ich weiß nicht, ob schon je der Vorzug oder die Unterscheidung des Menschen von den Thieren darin bezeichnet wurde, daß der Mensch alle sinnreichen Mittel hat u. übt, seine eigenen Mitgeschöpfe zu verfolgen. Ich glaube, der Unterschied ist mindestens in der christlichen Welt bewährter u. allgemeiner als die berühmte Liebe.“

Dass Löwenfeld den Bezug auf die „christliche Welt streicht, versteht sich von selbst. Auerbach fährt fort:

„Ich kann nicht mehr schreiben, mir zittert das Herz im Leibe u. draußen steht die Natur in Blüthe.

Als ich gestern meine Kinder tanzen sah u. sie nach Lesung Ihres Briefes aufhören hieß u. denken mußte: solche Kinder können wer weiß auch so verfolgt werden – das sind Giftschnitte in die Seele, für die es keinen Balsam giebt. Und doch müssen wir wieder vertrauen wieder glauben, der Güte, der Vernunft, müssen, wenn wir leben u. nicht wahnsinnig werden wollen.

Ich will Ihnen schnell nur noch sagen: Geben Sie sich wegen des Tumultes in Odessa nicht allzu finsternen Gedanken hin. Ich sage das u. weiß doch, daß ich selber nicht anders könnte, aber ich sage Ihnen wie mir: jede vage Vergrämung u. jede Verbitterung ist ein Raub am Leben u. man bereut sie schwer, wenn man, wie so oft, unnöthig sich ihr hingeeben. Und ich hoffe mit Zuversicht, daß die Sorge um Ihren Oheim u. Ihre Schwester sich als unnöthige zeige u. zwar bald. Geben

Sie mir jedenfalls Nachricht, so bald Sie eine solche erhalten. [...]“ (Auerbach an Wolfsohn, 11. Mai 1859: DLA, 15906)

Wolfsohn bleibt bemerkenswert sachlich und verweist nach der Mitteilung, dass es den Verwandten gut gehe, auf Hilfsaktionen für Brody, die er angeregt habe und selbst durch Vorträge unterstütze.³⁹ Mit Blick auf die Vorrede zum Drama *Die Osternacht*, die er unter dem Eindruck der Geschehnisse niederschreibt, verweist Wolfsohn auf den Domprediger an St. Stephan Johann Emanuel Veith (1787–1876), der aus Anlass der Damaskus-Affäre 1840 im Stephansdom zu Wien Zeugnis für die „Unschuld der Juden“ abgelegt und sich dabei selbst als früherer Jude bekannt habe – ein Bekenntnis, das er selbst gehört habe und zu jenen Jugenderinnerungen zähle, „die uns für das ganze Leben den Glauben an Treue und Liebe unter den Menschen erhalten“ (Wolfsohn an Auerbach, 21. Mai 1859: DLA, 3705/16]; Vorrede, S. IXf.).

Dass im Zusammenhang mit den Ereignissen in Rumänien und Russland auch eine scheinbar rein literaturwissenschaftliche Neuerscheinung wie die Literaturgeschichte Wolfgang Menzels⁴⁰ zum Thema einer Erörterung wird, hängt mit deren auf antisemitischer Grundhaltung zusammen. Besonders empört sich Wolfsohn jedoch über eine positive Rezension Menzels durch Johann Georg Theodor Grässe (1814–1885), der als Direktor der königlichen Münzsammlung (1848), der königlichen Porzellansammlung (1852) und später des „Grünen Gewölbes“ in Dresden (1864) zu den städtischen Honoratioren zählt und dessen Urteil entsprechendes Gewicht hat. (Löwenfeld deutet dessen Namen nur durch die Initiale G. an.) Dass diese Rezension in Wolfsohns journalistischer Heimat, der *Leipziger Zeitung*, erscheint, erhöht seine Empörung.

„Noch erregt von Ihrem Brief, mein theurerer Freund, welcher auch meine Stimmung ganz und gar ausdrückt, erhalte ich die heutige Nummer der Leipziger Zeitung und lese in der W[issenschaftlichen] B[eilage] das elende Gefasel von Grässe über Menzel’s Literaturgeschichte. Muß mir das Verhältniß zu einer Zeitung nicht unerträglich werden, die solchen Aufsätzen Raum giebt? Das schmutzigste Winkelfeuilleton eines Parteiblattes, das mit dem Redactör der Wiener Kirchenzeitung [Sebastian Brunner]⁴¹ fraternisirt, würde sich mit solcher Anerkennung über die Menzel’schen Schimpfereien aussprechen. Dieser armselige Gelehrsamkeitspfaffe Grässe, mit welcher Behaglichkeit theilt er Menzels literaturgeschichtliche Hephheprufe mit! Man fühlt ordentlich, wie dieser kleinliche sächsische Erzphilister die Nachfreude Menzel’s über die mittelalterliche Barbarei gegen die Juden mitgenießt. Ein so klägliches Lastthier der Wissenschaft, das nicht einmal auf seinen

³⁹ Wolfsohn an Auerbach, 19. Mai 1859: DLA, 3705/15]. Geiger 1912a, S. 464: falsche Datierung (56 statt 59). Nur Abschnitt von „Sie wollten [...] morgen.“

⁴⁰ Menzel 1859.

⁴¹ Die *Wiener Kirchenzeitung* unter ihrem Redakteur Sebastian Brunner (1814–1893) war ein Zentrum des ultramontanen Judenhasses.

Beinen feststehen kann, wie dieser Grässe, der allerlei Schulabhub hineingefressen und nicht verdaut hat – das trampelt auf demselben Boden, den Lessing eroberte und so schön bebaute! Nichtwahr, das sind auch Culturresultate, über die man sich freuen kann? [...]“ (Wolfsohn an Auerbach, 17. Juli 1859: DLA, 3705/17)

Das letzte Wort in dieser Angelegenheit hat Auerbach, der genau erkennt, dass der jüngere Wolfsohn – auch durch seine journalistischen Erfahrungen – nicht die (scheinbare) Gelassenheit wie er selbst gegenüber dem offenbar nicht auszurottenden gesellschaftlichen Antisemitismus aufbringen kann.

„Es zeigt sich doch immer wieder, lieber Wilhelm, daß Sie um acht Jahre jünger sind als ich, u. wenn ich mir’s auch noch nicht zuerkennen kann, omnia sub specie aeterni zu betrachten, so sehe ich doch, daß der Journalismus das gerade am meisten hindert. Sie haben ja schon von selbst aber auch den richtigen Weg getroffen, wie Sie diesem in die Literatur verirrtten Calculator oder Registrator Gräße eines auf die Schnauze geben sollen. Nebenbei abgemacht, ohne Echauffement, eine Ohrfeige mit behandschuhter Faust um sich nicht zu beschmutzen. Machen Sie ja kein weiteres Aufhebens davon. Das ist die beste Manier. [...]

Ich ärgere mich über Menzel auch genug. Es giebt freche Kerle, die consequent lügen, u. das gilt oft für Charakter. Tausendmal widerlegt, bringt er sein Hephhep wieder vor auch in der politischen Geschichte besonders bei 48, da haben Alles die Juden gemacht. Ich wollte ich wäre ein Holzhauer im Wald habe ich mir oft in diesen Tagen gewünscht, aber man muß über alles Verzweifeln doch wieder hinaus, Verzweifeln ist Selbstmord u. wir räumen trotz alledem den Lumpen den Platz nicht. [...]“⁴²

3

Der Eindruck der Gelassenheit bei Auerbach ist freilich trügerisch, denn antijüdische Anfeindungen ziehen sich durch sein ganzes Leben: beginnend im ländlichen Umkreis in der Kindheit, Mitte der dreißiger Jahre dann literarische Auseinandersetzungen mit judenfeindlichen Literaten wie Wolfgang Menzel, das Scheitern seiner jüdischen Romane, zu Beginn des ersten literarischen Ruhmes als Dorfgeschichten-Autor die oft zitierte briefliche Äußerung an Ferdinand Freiligrath vom 24. November 1843: „Du weißt nicht, [...], was ein Judenkind auf der Welt zu dulden hat.“ Anlass für Depressionen werden der Mortara-Fall 1858, die unvermutete antijüdische Haltung eines so bedeutenden Mannes wie des Chirurgen Theodor Billroth, gegen die sich Auerbach im Januar 1876 in der *Gegenwart* mit einem *Offenen Brief* wendet,⁴³ vor allem

⁴² Auerbach an Wolfsohn, 19. Juli 1859: DLA, 15911. Löwenfeld 1887 gibt von den Namen Gräße und Menzel nur die Initialen und mäßigt „Lumpen“ zu „Leuten“.

⁴³ Auerbach 1876.

aber die für ihn unverständliche Wendung eines Liberalen wie Heinrich von Treitschke gegen die Juden, mit dessen Angriff im Herbst 1879 der Berliner Antisemitismusstreit beginnt. Immer wieder sind es auch Berichte über Ritualmordbeschuldigungen und Pogrome, die Auerbach verstören, so vor allem der russische Fall von Kutais, wo 1879 vom Kreisgericht gegen sieben Juden verhandelt wird, die angeblich das Blut eines getöteten Christenkindes zu Osterkuchen verwendet hätten. Auerbachs „Mahnwort“ *Kannibalische Ostern*, das am 5. April 1879 in der angesehenen Berliner Wochenschrift *Die Gegenwart* erschien,⁴⁴ ist die offensivste Äußerung des Autors über den Irrwitz des religiös motivierten christlichen Judenhasses. Warum, so die verzweifelnde Frage, wird nicht öffentlich die ganze Absurdität des Ritualmordvorwurfs dargelegt, die doch impliziert, es gebe einen solchen „religiösen Kannibalismus“, wo doch den Juden bekanntermaßen jeder Genuss von Blut verboten sei. Der eigentliche ‚Kannibalismus‘, so hatte Auerbach an Wolfsohn geschrieben, sei der moderne des Judenhasses, gleich ob christlich oder rassistisch. Die Hoffnungen Auerbachs auf Emanzipation und gesellschaftliche Gleichberechtigung der Juden in Deutschland erweisen sich, wie auch der Briefwechsel mit Wolfsohn zeigt, immer wieder als brüchig, seine Enttäuschung über die Entwicklung ist um so größer, je enthusiastischer die Erwartungen sind, und sie kulminiert in dem Aufschrei „vergebens gelebt und gearbeitet“: das Siegel auf die Debatte über die vom Abgeordneten Dr. Albert Hänel eingebrachte Interpellation gegen die antisemitische Petition der Antisemiten-Liga im preußischen Landtag vom 20. bis 23. November 1880.⁴⁵ Der entsprechende Brief an Jakob Auerbach schließt mit einem prophetisch anmutenden Satz: „[...] das Bewußtsein, was noch in deutschen Menschen gehegt wird und was unversehens explodieren kann, das ist untilgbar.“ (23. November 1880) Als Auerbach 1881 aus Anlass von Lessings hundertstem Todestag ein letztes Mal den Dichter des *Nathan* feiert⁴⁶ – bereits 1858 hatte er ebenfalls mit Blick auf Lessing die Juden als „Barometer der Humanität“ bezeichnet⁴⁷ –, sollte dies sein „Trotzdem“ im Kampf für die Humanität bekunden. Die Konsequenz aus dem Scheitern dieser Hoffnung zog

⁴⁴ Auerbach 1879.

⁴⁵ Rosemarie Schuder verdanken wir eine spannend zu lesende erzählerische Darstellung dieses Schriftstellerlebens im deutschen antijüdischen ‚Stiefmutterland‘, die die für Auerbach und die Liberalen deprimierende Debatte im Preußischen Landtag als Zentrum ihrer Gesamtsicht nimmt (Schuder 2003). Die Darstellung ergreift Partei für den jüdischen Außenseiter, der vergeblich zum Insider werden wollte. Dass dabei kritische oder negative Äußerungen über Auerbach – von Hebbel, Gutzkow oder Dingelstedt ebenso wie von Hettner oder Keller – lediglich als Ausfluss des Neides oder auch antijüdischer Ressentiments gewertet werden, ist dieser (verständlichen) Parteilichkeit geschuldet. Auf den Briefwechsel mit Wolfsohn wird nicht eingegangen.

⁴⁶ Auerbach 1881.

⁴⁷ Auerbach 1858.

Ernst Simon Jahrzehnte nach Auerbachs Tod beim Doppeljubiläum von Lessings und Mendelssohns 200. Geburtstag 1929: nicht mehr der weise Nathan war nun die eigentliche Identifikationsfigur des jüdischen Schicksals, sondern der von der ‚christlichen‘ Gesellschaft geschundene Shylock.⁴⁸ George Taboris Stück *Nathans Tod* von 1991 schließlich ist die Antwort auf Auschwitz, indem Lessings *Nathan* zu einer Tragödie verkehrt wird, in der der jüdische Weise die Toleranzbotschaft der Ringparabel vor seinem Tod ins Leere ruft, nachdem seine ganze Familie bereits ermordet wurde. Eine Ahnung dieser katastrophalen Entwicklung spiegelt sich in dem hier vorgestellten Briefgespräch zweier jüdischer Autoren des 19. Jahrhunderts: „Freiheit, Toleranz, Aufklärung, Weisheit“ als Leitbegriffe einer deutsch-jüdischen Zukunft verdunkelte der gespenstische Schatten des religiös-rassistischen ‚Kannibalismus‘. Die Verstoßung ins „Exil der Fremdheit“, von der Auerbach in seiner Erwiderung auf Billroth geschrieben hatte, erwies sich als unumkehrbar.

⁴⁸ Simon 1965.

Anhang

Lebenswege

Theodor Fontane (bis 1865) und Wilhelm Wolfsohn

Theodor (Henri Théodore) Fontane

geb. 30. Dezember 1819 in Neuruppin

gest. 20. September 1898 in Berlin (Begräbnis: 24. September)

Die Familie

Vater Louis Henri Fontane (Apotheker; 1796–1867)

Mutter Emilie Labry (1798–1869)

Brüder Rudolph Fontane (1821–1845)

Max Fontane (Apotheker; 1826–1860)

Schwestern Jenny Fontane (1823–1904), verh. mit dem Apotheker Hermann Sommerfeldt (1820–1902)

Elise Fontane (1838–1923), verh. mit dem Kaufmann Hermann Weber

Ehefrau Emilie (Georgina Emilie Carolina) Rouanet-Kummer (1824–1902), Tochter des Militärchirurgen Georg Friedrich Bosse (geb. 1797) und der Pfarrerswitwe Thérèse Müller (geb. Rouanet, seit 1842 verh. Triepcke; 1790–1867)

Kinder mit N.N.:
2 Kinder (um 1849)

mit Emilie Fontane:

George Emile (1851–1887), verh. mit Martha Robert (1865–1900)

Rudolph (2.–15. September 1852)

Peter Paul (14. Oktober 1853 – 6. April 1854)

Hans Ulrich (29. Mai 1855 – 8. Juni 1855)

Theodor (Théodore Henri) (1856–1933), verh. mit Martha Soldmann (1865–1934)

Martha (Martha Elisabeth) (1860–1917), verh. mit dem Architekten Karl Emil Otto Fritsch (1838–1915)

Friedrich (Frédéric) (1864–1941), verh. 1.) mit Frieda Lehmann (geb. 1870), 2.) mit Dina Toerpisch (1868–1933)

Carl Wilhelm Wolfsohn

geb. 20. Oktober 1820 in Odessa

gest. 13. August 1865 in Dresden (Begräbnis: 16. August)

Die Familie

- Vater Matthis [A.] Wolfsohn (Gelehrter oder Kaufmann; ca. 1790–1850)
 aus Charkow
- Mutter (gest. 1857) aus Brody
- Bruder Marcus Wolfsohn
- Schwestern Ernestine Wolfsohn (1828–1892), verh. mit dem Kaufmann Matt-
 hias Geduld
 Rosa Wolfsohn, verh. mit Sal[omon] Dynes in Brody
- Ehefrau Emilie Gey (1818–1894), Tochter des Tischlermeisters August
 Gey (1780–1851) und Friedericke Gey (geb. Porstein, 1791–1863)
 in Leipzig; Schwestern: Therese Gey (1817–1850), Rosalie Gey
 (1821–1842) und Amalie Gey (1827–1903); Brüder: August Gey,
 Bernhard Gey (1830–1883)
- Kinder Matthias Wilhelm (später: Wilhelm Wolters; 1852–1915), verh.
 mit Ella Kaiser
 August (geb. 1854)
 Franz (1856–1882)
 Valerie (Valeria; 1860– um 1945), verh. mit Walden

Nach einem Familienstammbaum (Nachlass Wilhelm Wolfsohn; in Privatbesitz).

Theodor Fontane – Lebensweg (bis 1865)

30. Dez. 1819	in Neuruppin geboren
Juni 1827	Umzug nach Swinemünde, Besuch der Stadtschule und Privatunterricht
ab Ostern 1832	Besuch des Gymnasiums in Neuruppin, später Besuch der Friedrich-Werderschen Gewerbeschule von Karl Friedrich Klöden in Berlin
1836–1846	Ausbildung zum Apotheker in Berlin, Burg bei Magdeburg, Leipzig und Dresden
Dezember 1839	Novelle <i>Geschwisterliebe</i> erscheint im <i>Berliner Figaro</i> ; Mitglied des <i>Platen-</i> und <i>Lenau-Klubs</i>
1841–1843	Aufenthalt in Leipzig und Dresden; Mitglied im „Herwegh-Klub“; Freundschaft mit Wilhelm Wolfsohn; Gedichte erscheinen in <i>Die Eisenbahn</i> ; Übersetzungen aus dem Englischen; Essay über John Prince
30. Juli 1843	durch Bernhard von Lepel wird Fontane in den Berliner <i>Tunnel über der Spree</i> eingeführt, ab 15. September 1844 reguläres Mitglied
1844/45	Militärdienst als Einjährig-Freiwilliger im <i>Kaiser-Franz-Gardegrenadierregiment Nr. 2</i> in Berlin unter Lepel
25. Mai – 10. Juni 1844	erste Englandreise mit Hermann Scherz
8. Dez. 1845	Verlobung mit Emilie Rouanet-Kummer
2. März 1847	Staatsexamen als „Apotheker erster Klasse“
1. Dez. 1847 – Juni 1848	Apotheke „Zum Schwarzen Adler“ von Jung, Berlin

Wilhelm Wolfsohn – Lebensweg

20. Okt. 1820 ab 1826	in Odessa geboren Besuch der jüdischen Reformschule von Bazilius Štern in Odessa
ab Herbst 1837 1838 Mai 1839	Studium der Medizin an der Universität Leipzig erste journalistische Arbeiten erste Buchveröffentlichung unter dem Pseudonym Ernst Richter: <i>Der Journalistenspiegel</i>
Juni/Juli 1839	erste Gedichte erscheinen unter dem Pseudonym Carl Maien in der <i>Posaune</i>
zum WS 1839/40 April 1840	Wechsel der Studienrichtung: Literaturstudium der Gedichtband <i>Veilchen. Für seine Freunde nah und fern</i> erscheint unter dem Pseudonym Carl Maien (bei der Lehnhold'schen Buchhandlung, Leipzig)
August 1840	Herausgabe des Taschenbuchs <i>Jeschurun</i> zusammen mit Siegmund Frankenberg unter dem Pseudonym Carl Maien (bei L. Fort, Leipzig)
Oktober 1840 März 1841	Verlobung mit Emilie Gey der Gedichtband <i>Sternbilder. Dichtungen</i> erscheint unter dem Pseudonym Carl Maien (bei L. Fort, Leipzig)
seit Mitte 1841 2. April 1843	Freundschaft mit Theodor Fontane Promotion an der Universität Leipzig: <i>Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen</i> (erschienen bei L. Fort, Leipzig)
1843	Wolfsohn übersetzt Deršaus <i>Finland und die Finländer</i> , das Buch erscheint im Oktober bei Hinrichs
Aug. 1843 – Dez. 1845	Aufenthalt in seiner Heimat zu Materialsammlung und Vortragsreisen in Odessa und Moskau (St. Petersburg)
Dezember 1845 seit 1846	Rückkehr nach Deutschland Vortragszyklen in Dresden und anderen Städten zur deutschen Literaturgeschichte
seit November 1846	Korrespondent bei Kühnes <i>Europa. Chronik der gebildeten Welt</i>

- Oktober 1847 Vortrag von *Von der schönen Rosamunde im Tunnel*
18. März 1848 Zeuge der Barrikadenkämpfe in Berlin
 Mai 1848 Kandidatur als Wahlmann für die Frankfurter Paulskirche
- Aug. – Nov. 1848 demokratische Korrespondenzen in der *Berliner Zeitungs-Halle*; *Karl-Stuart-Drama*
- Okt. 1849 – Juli 1850 freier Schriftsteller; Korrespondenzen für die *Dresdener Zeitung*
- Dez. 1849 zu Weihnachten erscheinen: *Männer und Helden. Acht Preußennieder* (bei Hayn, Berlin) und *Von der schönen Rosamunde* (bei Katz, Dessau)
- ab Frühjahr 1850 Mitarbeiter der *Deutschen Reform*
 Aug. – Dez. 1850 Mitarbeiter des *Literarischen Cabinets* der preussischen Regierung unter Wilhelm von Merckel
16. Okt. 1850 Eheschließung mit Emilie Rouanet-Kummer in Berlin
- Mai 1851 erste Gedichtsammlung erscheint bei Reimarus, Berlin
14. Aug. 1851 Geburt des Sohnes George Emile
 ab 1. Nov. 1851 Mitarbeiter der *Centralstelle für Preß-Angelegenheiten* der preussischen Regierung
- Dez. 1851 zu Weihnachten erscheint das *Deutsche Dichter-Album*, Fontane ist Herausgeber
- April – 25. Sept. 1852 zweite Englandreise (London) im Auftrag der *Centralstelle für Preß-Angelegenheiten*
2. Sept. 1852 Geburt des Sohnes Rudolph (gest. 15. Sept. 1852)
 November 1852 Gründung der Dichtervereinigungen *Ellora* und *Rütli*
- Herbst 1853 Herausgabe des belletristischen Jahrbuchs *Argo* mit Franz Kugler, darin erscheinen die Erzählungen *Tuch und Locke*, *James Monmouth*, *Goldene Hochzeit* und Balladen (bei Gebr. Katz, Dessau); Aufsatz *Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848* erscheint in den *Deutschen Annalen*
14. Okt. 1853 Geburt des Sohnes Peter Paul (gest. 6. April 1854)

- Feb./März 1848
Frühjahr 1848
- Vorträge in Berlin
Wolfsohn übersetzt Elena Gans Roman *Eine Schwester* im Auftrag der Arnoldischen Buchhandlung
- 1848
- Rußlands Novellendichter* (Band 1 und 2) erscheinen (bei Brockhaus, Leipzig)
- 1849/50
- Beitritt zur *Dresdner Montagsgesellschaft*
- 1851
- Herausgabe des *Deutschen Museums* zusammen mit Robert Prutz, im September Niederlegung der Herausgeberschaft
- 1851
- Rußlands Novellendichter* (Band 3) erscheint (bei Brockhaus, Leipzig)
Erzählungen aus Rußland (2 Bde.) und das *Neue Laienbrevier* erscheinen (bei Katz, Dessau)
13. Dez. 1851
31. Dez. 1851
- Wolfsohn wird Bürger Anhalt-Dessaus
Eheschließung mit Emilie Gey in Dessau
- Mai 1852
- Übersiedlung nach Dresden
- 1852
- die Wolfsohn zugeschriebene Übersetzung von Ivan I. Lažečnikovs historischem Roman *Die Eroberung Livlands unter Peter dem Großen* erscheint bei Moritz Katz in Dessau
8. Nov. 1852
- Geburt des Sohnes Matthias Wilhelm

- Juli 1854 *Ein Sommer in London* erscheint (bei Gebr. Katz, Dessau)
- 1854 Balladen; Korrespondenzen; Rezensionen im *Literaturblatt des Deutschen Kunstblattes*
- Mai 1855 Mitbegründer des Berliner Zweiges der *Deutschen Schillerstiftung*; Balladen
29. Mai 1855 Geburt des Sohnes Hans Ulrich (gest. 8. Juni 1855)
10. Sept. 1855 – Jan. 1859 dritter Englandsaufenthalt (London) im Auftrag der *Centralstelle für Preß-Angelegenheiten*: Versuch der Etablierung einer *Deutsch-englischen Korrespondenz*, dann Presse-Agent der preußischen Regierung in London
- Jan. – März 1856 Aufenthalt der Familie in London
- Aug. – Okt. 1856 Aufenthalt in Berlin; Mitarbeiter der *Neuen Preußischen (Kreuz-)Zeitung*
3. Nov. 1856 Geburt des Sohnes Theodor Heinrich
27. Juli 1857 Übersiedlung der Familie nach London; *Briefe aus Manchester* erscheinen in *Die Zeit*
- 9.–24. Aug. 1858 Schottlandreise mit Bernhard von Lepel
26. Febr. – 29. März 1859 Reise nach München, Versuch sich dort zu etablieren
- Sommer – Okt. 1859 Tätigkeit in der *Centralstelle für Preß-Angelegenheiten*, Entlassung wegen einer Indiskretion; Erscheinen erster *Wanderungen*-Aufsätze
- Herbst 1859 – Ende 1860 „angebotetes Haupt“ des *Tunnels*
10. Jan. – 14. März 1860 zehn Vorträge über England und Schottland in Arnims Hotel (Unter den Linden)
21. März 1860 Geburt der Tochter Martha
- ab 1. Juni 1860 Redakteur des „Englischen Artikels“ der *Neuen Preußischen (Kreuz-)Zeitung*; *Bilder und Geschichten aus der Mark Brandenburg* erscheinen in *Cottas Morgenblatt*; Arbeit am Lexikon *Männer der Zeit*
- Juni 1860 *Jenseit des Tweed* erscheint (bei Julius Springer, Berlin)

26. Dez. 1853
April 1854
- Uraufführung von *Zar und Bürger* in Karlsruhe
Vortragsreise nach St. Petersburg
26. Nov. 1854
- Geburt des Sohnes August
- Mitte der 50er Jahre
- Bekanntschaft/Freundschaft mit Berthold Auerbach
18. Febr. 1855
- Uraufführung von *Nur eine Seele* in Leipzig
- 1856
- Geburt des Sohnes Franz
- 1857–1859
- 55 *Culturbriefe* erscheinen in der *Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung*
- Februar 1858
- Uraufführung von *Die Osternacht* in Dresden
- 1859
- Mitbegründer der *Schillergesellschaft* in Dresden
- 1860
- schwere Erkrankung

- Herbst 1860 *Aus England* (bei Ebner & Seubert, Stuttgart) und *Balladen* (bei Hertz, Berlin) erscheinen
- November 1861 *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* (bei Hertz, Berlin) erscheinen
27. Dez. 1861 Tod Wilhelm von Merckels
- 1862 Herausgabe einer Nachlassedition Wilhelm von Merckels; Vorbereitungen zu *Vor dem Sturm*
- November 1863 *Das Oderland. Barnim-Lebus* erscheint (bei Hertz, Berlin)
5. Febr. 1864 Geburt des Sohnes Friedrich
- Mai/Sept. 1864 Reise zu den dänischen Kriegsschauplätzen
- ab Sept. 1864 Reiseberichte aus Dänemark in der *Neuen Preußischen (Kreuz-)Zeitung*
- August/September 1865 Reisen an den Rhein und in die Schweiz
- November 1865 *Der Schleswig-Holsteinische Krieg im Jahre 1864* erscheint (bei Decker, Berlin)

25. Okt. 1860 Geburt der Tochter Valeria
- 1861 Verhandlungen mit der russischen Regierung in
St. Petersburg zur Gründung der *Russischen Revue*
- 1862–1865 Herausgeber der von der russischen Regierung un-
terstützten *Russischen Revue* (später: *Nordische Re-
vue*)
- 1863 Erkrankung Emilie Wolfsohns
- 1864 Mitbegründer und Vorsitzender des *Shakespeare-Ver-
eins zur Hebung der deutschen Bühne* in Dresden
- Februar 1865 schwere Erkrankung (Leberkrebs)
13. Aug. 1865 Tod Wolfsohns in Dresden
16. Aug. 1865 Beisetzung auf dem jüdischen Friedhof in Dresden

Bibliographie der Werke Wilhelm Wolfsohns

Die Bibliographie dokumentiert die schriftstellerische Arbeit Wilhelm Wolfsohns. Sie umfasst die Werke Wolfsohns, die ihm unmittelbar bzw. mittelbar zugeschrieben werden können. Dies ist wichtig hervorzuheben, da Wolfsohn den Großteil seiner Arbeiten ungezeichnet oder unter einem Pseudonym veröffentlichte. Als Pseudonyme sind von ihm bekannt: C. Lpn., Carl Maien, Ernst Richter und die Initialen A. v. L. Während die Zuschreibung des Pseudonyms Carl Maien, unter dem er zwischen 1839 und 1841 veröffentlichte, durch *Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen* gesichert ist (hier wird das Pseudonym im Titel aufgelöst), stützt sich die Zuschreibung der anderen auf die Arbeit von Christa Lehmann-Schultze 1964. Sie bezog sich dabei auf Erkenntnisse, die sie dem Nachlass Wolfsohns entnehmen konnte, die heute aber nicht mehr nachzuvollziehen sind, da große Teile des Nachlasses verloren gingen.

Journalistisch trat Wolfsohn unter seinem eigenen Namen, sieht man von der mit Initiale gezeichneten Korrespondenz für die russischen *Vaterländischen Notizen* ab (Juni 1846; Nr. 6.2.9.1), erstmals im November 1846 mit Rezensionen für die *Blätter für literarische Unterhaltung* (Nr. 6.2.2.1f.) auf. Daneben lieferte er zu dieser Zeit mit einem Sigle gekennzeichnete Korrespondenzen für die *Europa. Chronik der gebildeten Welt* (Nr. 6.2.5.1ff.) bzw. schrieb für das *Jahrbuch für slawische Literatur* (Nr. 6.2.6.1) unter seiner Initiale. Anders als von Wininger 1932 (S. 322f.) behauptet lässt sich eine Anstellung bei der Redaktion der *Blätter für literarische Unterhaltung* nicht nachweisen, dagegen ist eine redaktionelle Mitarbeit Wolfsohns an der *Europa* belegt. (Vgl. Gustav Kühne an Wolfsohn, 21. September 1848; Staatsbibliothek zu Berlin PK, Handschriftenabteilung, Slg. Autogr. Kühne.) Durch ein Schreiben Kühnes war es darüber hinaus möglich, das Autorensigel Wolfsohns bei dieser Zeitschrift aufzulösen. (Vgl. Kühne an Wolfsohn, 3. Januar 1849; ebd.) In den von ihm selbst herausgegebenen Zeitschriften (*Deutsches Museum* und *Russische bzw. Nordische Revue*) trat Wolfsohn relativ selten als Autor in Erscheinung. Während man für das *Deutsche Museum* nicht abschätzen kann, welchen konkreten Anteil Wolfsohn an der Redaktion hatte, redigierte er die *Russische bzw. Nordische Revue* zunächst ohne Mitarbeiter. Daher wurden Beiträge mit redaktionellem Charakter in die Bibliographie aufgenommen. Bei der Aufnahme der Beiträge Wolfsohns in die Bibliographie wurde auf die Angleichung von Schreibweisen verzichtet. In die Bibliographie wurden außerdem Zeitschriften aufgenommen, für die Wolfsohn nachweisbar gearbeitet hat (Nr. 6.3), sei dies durch die Zeitschriften selbst belegt oder mit freundlicher Unterstützung der Goedeke-Forschungsstelle der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften ermittelt, der ich an dieser Stelle Dank sage.

In der Bibliographie sind die belletristischen Werke Wolfsohns alphabetisch geordnet, während die journalistischen Arbeiten innerhalb der Publikationsorgane chronologisch geordnet erscheinen. Wolfsohns Übersetzungen sind nach den Ursprungssprachen, die nach ihrer Relevanz im Werk Wolfsohns gestaffelt sind, geordnet aufgeführt. Dabei werden Prosa- und Gedichtübersetzungen gesondert verzeichnet. Kommentare des Autors werden in einer serifenlosen Schrift ausgezeichnet.

Die Bibliographie gliedert sich wie folgt:

- 1 Gedichte
 - 1.1 Sammlungen
 - 1.2 Einzelne Gedichte nach Publikationsorganen
 - 1.3 Handschriftlich Überliefertes
- 2 Dramen
- 3 Erzählung
- 4 Monographien und Anthologien
- 5 Reden
- 6 Journalistische Werke
 - 6.1 Herausgeber von Zeitschriften
 - 6.2 Beiträge nach Publikationsorganen
 - 6.3 Belegte Mitarbeit an weiteren Zeitschriften
- 7 Übersetzungen
 - 7.1 Sammlungen
 - 7.2 Prosaübersetzungen nach Autoren
 - 7.3 Gedichtübersetzungen nach Autoren
- 8 Sonstiges
 - 8.1 Autobiographisches
 - 8.2 Biographische Skizzen und Nekrologe (Auswahl)
 - 8.3 Gedichte an Wilhelm Wolfsohn

1 Gedichte

1.1 *Sammlungen*

- 1.1.1 Veilchen. Für seine Freunde nah und fern. Von Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn]. Leipzig: Lehnhold 1840. 104 S.
 1. Alter und neuer Schmerz: „Ach, mich erfaßt ein furchtbar Grausen ...“, S. 83.
 2. An Bernhard: „Du folgst mir ruhig ...“, S. 87f.

3. An denselben [Leonhard]: „Ach, hätten sie alle nicht längst vergessen ...“, S. 41.
4. An der Elbe: „Noch kann ich nicht von dieser Stelle weichen ...“, S. 21f.
5. An die Geliebte des Freundes: „Hab’ Dich noch nie gesehen ...“, S. 52.
6. An die irdischen Seelenrichter: „Denket, wenn den Stab ihr brecht ...“, S. 74f.
7. An eine Freundin: „Du fragtest staunend oft nach meinem Schmerz ...“, S. 6.
8. An einen Freund: „Und denkst Du jener Sonne ...“, S. 17.
9. An Gabriel Riesser: „Ich war ein Kind, doch mit des Herzens Klang ...“, S. 79f.
10. An Leonhard, als er sich in *** aufhielt: „Freund, du sendest keine Boten aus dem nachtumhüllten Ort ...“, S. 39f.
11. An Leonhard, bei Uebersendung der „Spaziergänge eines Wiener Poeten“: „Freund, es war mein Herz gebrochen in der Liebe Gram und Sehnen ...“, S. 101f.
12. An meine Eltern. Zum Osterfeste: „Der Frühling naht, und Alles schallt ...“, S. 53f.
13. An meinen Bruder: „Ach, könnt’ ich schauen ...“, S. 81f.
14. An Sie: „Laß deinen Odem zu mir wehen ...“, S. 15.
15. An Siegmund: „Danken möcht’ ich dir mit Zähnen ...“, S. 93f.
16. An Tiedge: „Wenn an dem blauen Himmelsdome ...“, S. 72f.
17. Antwort: „Warum ich nur ein Flammenschwert ...“, S. 24.
18. Auf den Tod des Dichters Franz Freiherr von Gaudy: „Blümlein streu’ ich dir in Schmerzen ...“, S. 103f.
19. Auf Göthe, als ich die geniale Künstlerin Mad. Schütz im „Egmont“ sah: „Den göttlichen Schmerz der Liebe ...“, S. 44.
20. Bedrängniß: „Verlaß mich nicht, mein guter Engel ...“, S. 34f.
21. Bitte: „O laß mich nicht einsam wandeln den Pfad ...“, S. 32f.
22. Das Heiligthum: „Am Kirchhof da steht ein alter Baum ...“, S. 63f.
23. Das Kind im Dome. Ballade: „In Domes weiten Hallen, da tönt der Meßgesang ...“, S. 65–67.
24. Das Vermächtniß. Ballade: „Ein Vater liegt im Sterben, am Bette kniet der Sohn ...“, S. 58–62. Auch in: Jeschurun (Nr. 4.2), S. 336–340.
25. Der Schwester meines Veith: „Wenn an das treue Bruderherz ...“, S. 86.
26. Der Seele Geheimniß: „Du Gott der Liebe schufst das Menschenherz ...“, S. 45f.

27. Des Juden Heimkehr: „Sie hatte mit Erz und Eisen des Helden Arm bewehrt ...“, S. 56f.
28. Des Mädchens Frage: „Sie nahte mit holdem Lächeln ...“, S. 18f.
29. Des Mädchens Freund: „In dem Blick ihr stand's geschrieben ...“, S. 76f.
30. Des Meeres Königin: „Wer wandelt am Meere dort stumm und bleich ...“, S. 3.
31. Erinnerungen
 - I. „Ade nun ade, du liebe Braut ...“, S. 89.
 - II. „Es fiel ein Regen nieder auf's Land ...“, S. 90.
32. Erste und letzte Liebe: „Ein Licht ist aufgegangen ...“, S. 4.
33. Fragmente aus meinem Seelenleben. An Siegmund und Veith
 - „Ihr Geister, die ihr oft mir tröstend lehrtet ...“, S. 95.
 - „Wohl hat mich immer jener Blick entfremdet ...“, S. 95f.
 - „Des Menschen Eigenthum sind nur die Saiten ...“, S. 96f.
 - „Dir ist es leicht ...“, S. 97.
 - „Doch hab' ich auch bedacht, wohin ich steu're? ...“, S. 97f.
 - „Erlaß mir, Freund, die schmerzsvolle Reibung ...“, S. 98f.
 - „Ja, Strenge! Milde! ...“, S. 99.
34. Gruß dem deutschen Volk: „Als ich mich der Wieg' entrang ...“, S. 100.
35. Im Freien: „Bist eine heil'ge Mutter ...“, S. 30f.
36. Impromptu: „Will ich zur Prosa flüchten ...“, S. 55.
37. Lebensstufen: „Wie der Himmel so licht und so rein ...“, S. 23.
38. Ludwig Börne: „Die Friedensarche auf der weiten Fluth ...“, S. 42f.
39. Mahnung: „Wenn sich, dem Liebesdrang entsprossen ...“, S. 78.
40. Mein Alles: „Und nah' ich liebend mich der ganzen Welt ...“, S. 26.
41. Mein Geständniß: „Ist im Himmel keine Seele ...“, S. 25.
42. Mein Recht: „Giebt Keiner meinen Träumen ...“, S. 16.
43. Mein schönster Tag: „Es lag so weich und wonnig die Natur ...“, S. 27–29.
44. Mein Stern: „Ich kenn' ein Sternlein am Himmel ...“, S. 20.
45. Meine Wünsche: „Sie ist so reich, sie kann so viel verschenken ...“, S. 36.
46. Meiner kleinen Freundin Henriette in's Stammbuch: „Ein Mägdlein auf grünenden Auen stand ...“, S. 84f.
47. Meiner lieben Schwester Ernestine: „Du sahst die Knospe nicht erblühen ...“, S. IIIf.
48. Mitgefühl: „Fänd' ich eine Frauenseele ...“, S. 8.
49. Nach Süden: „Im Süden glänzt mein Lebensstern ...“, S. 50f.

50. Nachtgedanken
 - I. „Ich schau' in den tiefen Mond hinein ...“, S. 13.
 - II. „Rings ist ja Nacht, nur dumpfe Nacht ...“, S. 14.
51. Römertod: „Den Römer kennst du, der im Waffenglanz ...“, S. 7.
52. Sehnsucht: „So dämmert' es tief in der Seele ...“, S. 9f.
53. Sonnette an Siegmund und Veith
 - I. Glaubensparteien: „Die einen sieht man starr am Kleide halten ...“, S. 47.
 - II. Die Menschenfreunde: „Sie reden viel von ihren Liebesträumen ...“, S. 48.
 - III. Verlorne Seelen: „Ja, zu verdammen ist man gleich bereit ...“, S. 49.
54. Thränen: „Warum ich nur immer wieder ...“, S. 12.
55. Todte Hoffnung: „Nimmst du der Hoffnung auch das Leben ...“, S. 5.
56. Unendlich: „Wohl eine Welt ist mein Herz allein ...“, S. 11.

1.1.2 Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn]: Sternbilder. Dichtungen. Leipzig: L. Fort 1841. VIII, 197 S.

1. An Auguste
 - I „Nein, du Herz, du engelreines ...“, S. 57.
 - II „Ich will dir zählen jede Stunde ...“, S. 58f.
2. An Carl Rößler [meinem erblindeten Freund]: „Stehst, ein Bergmann, fest vertrauend ...“, S. 69f.
3. An Christian Albert Cruciger: „Auf manches Helden Todesstätte ...“, S. 3.
4. An Daniel: „Will ich den Raum verengen ...“, S. 80.
5. An den Maler ihres Bildes: „Stehst mit Geistern du im Bunde? ...“, S. 55f.
6. An den Sänger der Urania: „Wenn rings der Himmel von Wolken umzogen ...“, S. 71.
7. An die Freunde meiner Veilchen: „Ihr liebt die Blumen, die ich euch gewunden ...“, S. 4f.
8. An Friedrich Baron de la Motte Fouqué: „Sie sagten mir, du nähmst ein Schwert zur Hand ...“, S. 62–64.
9. An Leonhard: „Meiner Liebe stürmisch Wogen ...“, S. 81.
10. An meinen fernen Siegmund: „Es geht der Wind wohl über die Flur ...“, S. 72–74.
11. An Michael: „An des Süden fernem Strande ...“, S. 75–77.
12. An Veith: „Vom Chier hab' ich einst vernommen ...“, S. 78f.
13. Auf Charlotte Corday (Aus einem größeren Gedichte): „Ihr Schlangen alle, die nur golden flimmern ...“, S. 14–16.

14. Aus meinem Tagebuche
- „Der mißt des Schmerzes unvermess'ne Weiten ...“, S. 87. Vgl. auch die Widmung von Abb. 2.
 - „Wie manche Seele würde ich erneuen ...“, S. 87.
 - „Und sucht' ich nur des Geistes höchste Klarheit ...“, S. 87.
 - „O mög' ein Freund mich niemals hassen ...“, S. 87.
 - „Wer wundert sich, wenn eines Stromes Wellen ...“, S. 88.
15. Bei Göthe's Büste: „Die Stätten wo Heilige ruhen ...“, S. 26f.
16. Bitte: „Du warfst das Licht des Himmels ...“, S. 31–33.
17. Das Wort
- I „Bilder geb' ich euch in Klängen ...“, S. 6.
 - II „Ich schrieb' es gern in alle Herzen ein ...“, S. 7.
18. Den Kämpfern für die Rechte meines Volkes. Zum neuen Jahr:
„Nicht mag ich viel von meiner Hoffnung sagen ...“, S. 105.
19. Den Meinen
- I. Gebet: „Schön ist der Freiheit Wonne ...“, S. 38–40.
 - II. An meinen Vater: „Als du mir den Kuß im Scheiden ...“, S. 41f.
 - III. An meine Mutter: „Wenn mich oft wie bleiche Schatten, die um alte Frevel klagen ...“, S. 43f.
 - IV. An meine Schwestern: „Und ist mir nichts auf dieser Welt geblieben ...“, S. 45.
 - V. An meine Brüder: „Es war wie ein Kelch mir der Himmel ...“, S. 46f.
20. Der Einzigen
- I. „Nacht war's in meinem Herzen worden ...“, S. 48.
 - II. „Ist jener Gott, der Stürm' und Meere schuf ...“, S. 49.
 - III. „Ich kannt' ein Herz, das rein und edel ...“, S. 49–52.
 - IV. „Du sahst nie die Winterdecke ...“, S. 52f.
 - V. „Sieh' es hängt an deinem Busen ...“, S. 54.
21. Des Sünders Geist: „Nie zürnet in gerechten Schmerzen ...“, S. 89.
22. Dichterleben: „Und hört ihr, daß in Lebens Ungewittern ...“, S. 28.
23. Die Geschwister
- I. „Ein heller Sommertag wird trüber ...“, S. 149–154.
 - II. „Giebst du dem Tod ein einzig Menschenleben ...“, S. 154–158.
 - III. „Und von den schweren Ketten losgebunden ...“, S. 159–161.
 - IV. „O wollt die Braut nicht treulos schelten ...“, S. 162.
24. Die Sühne: „Sie hatte den Blick der Liebe hellstrahlend zu ihm gewandt ...“, S. 145–148. Auch in: Jeschurun (Nr. 4.2), S. 340–345.
25. Die Trauung: „Ein Frühlingsabend sank zur Erde nieder ...“, S. 128–144. Auch in: Jeschurun (Nr. 4.2), S. 41–57.

26. Die Zeit: „Kommt alle, die ich liebe ...“, S. 106–108.
27. Dreizehn Epigramme in einer Glosse
 - I. „Will ohne Gunst die Kunst bestehen ...“, S. 90.
 - II. „Ihr Männer, oben auf den Höhn ...“, S. 91.
 - III. „Ihr Philosophen, groß' und kleine ...“, S. 91.
 - VI. „Ihr Dampfmaschinenbauerfinder ...“, S. 92.
 - V. „Ein todter Affe ward vom Raben ...“, S. 92.
 - VI. „Ihr schenkt dem Volk gebrat'ne Tauben ...“, S. 93.
 - VII. „Trotz Kammerherrn und Kammerzofen ...“, S. 93.
 - VIII. „Wohl manch' gesegnet Frauenzimmer ...“, S. 94.
 - IX. „Wer hier war, ist nicht dort gewesen ...“, S. 94.
 - X. „Bestallte Steuerrevisoren ...“, S. 95.
 - XI. „Das höchste von den Hochgefühlen ...“, S. 95.
 - XII. „Zwei Paradiese gab's auf Erden ...“, S. 96.
 - XIII. „Gedanken sind euch Vagabunde ...“, S. 96.
28. Ein Wunsch: „Ihr Wolken, ihr da droben ...“, S. 11–13.
29. Einem Künstlerpaar: „Sie mögen nie im Leben schauen ...“, S. 65–68.
30. Elisabeth
 - I. „Wild krieg'risch ist die Nacht, die Schatten ziehn ...“, S. 111–116.
 - II. „Und plötzlich fährt das Mägdelein aus dem Schlummer ...“, S. 117–119.
 - III. „Es stürmt der Schnee durch eine morsche Hütte ...“, S. 119–122.
 - IV. „Noch glänzt die Abendsonn' am Newastrande ...“, S. 123–127.
 - V. „Sie geht, sie eilt, sie stürmt davon, sie fliegt ...“, S. 127.
31. Fragmente aus meinem Seelenleben
 - „Nicht Märlein hört' ich an der Wiege singen ...“, S. 34.
 - „Ich rief es einsam oft durch Nacht und Grauen ...“, S. 34f.
 - „Ich sah den Abend oft herniedersteigen ...“, S. 35.
 - „Ich sah auch Herzen blühend sich entfalten ...“, S. 36f.
32. Jean Paul
 - I. „Göthe, bist ein kühner Bildner ...“, S. 18f.
 - II. „Ein Apostel heil'ger Liebe ...“, S. 20–22.
33. Mein Herz: „Und willst du mir schauen in's Herz hinein ...“, S. 8–10.
34. Mein Verläumder: „Laßt ihn reden, laßt ihn schmälen ...“, S. 85f.
35. Meiner verehrten Freundin Sidonie: „Zwei Sterne nur von allen ...“, S. Vf.
36. Menschenliebe: „In meinem Garten steht ein kräft'ger Baum ...“, S. 103f.

37. Napoleon: „Als ich zuerst von deinen Kriegen ...“, S. 23–25.
38. Pflicht und Liebe: „Ich kenn’ ein Meer, das fließt so trübe ...“, S. 29f.
39. Prolog: „Auf des Nordens Felsenboden ...“, S. 165f.
40. Sappho: „Zarter Geist von liebenden Dichtersinn ...“, S. 17.
41. Sophie: „Kannst Du die Wahrheit im Traum versteh’n ...“, S. 60f.
42. Wahrheiten:
 - I. Die größte Schuld: „Es gibt ein Aug’, das nie erblindet ...“, S. 97f.
 - II. Freiheit: „Freiheit wohnt auch im Herzen ...“, S. 99.
 - III. Bücher und Menschen: „S gibt wenig Bücher im großen Schwalle ...“, S. 100f.
 - IV. Nicht für Alle: „Fand überall Gott und Menschen ...“, S. 102
43. Zum Ostracismus wider einen Edeln: „Nennt ihr Hund ihn? – wohl, es sei! ...“, S. 82–84.

1.2 Einzelne Gedichte nach Publikationsorganen

- 1.2.1 Die Eisenbahn. Ein Unterhaltungsblatt für die gebildete Welt. Leipzig: R. Binder, 4. Jg. (1841)
 1. Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn]: An H. Auen [d. i. Hermann Schauenburg]: „Du treuer Mann aus weiter Ferne ...“, Nr. 72 (16. Dezember 1841), S. 285f.
 2. Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn]: Zum Schillerfeste: „Noch viele Länder giebt’s auf Erden ...“, Nr. 77 (28. Dezember 1841), S. 305.
- 1.2.2 Düsseldorfer Künstler-Album. Düsseldorf: Arnz & Comp., 4. Jg. (1854)
 1. Wilhelm Wolfsohn: Der Waisenknabe: „Ein armer Knabe eilte bang ...“, S. 8.
- 1.2.3 Jeschurun (Nr. 4.2)
 1. Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn]: Des Königs Sünde: „Und Nathan ward zum König hingesendet ...“, S. 33–35.
 2. Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn]: Die Trauung: „Ein Frühlingsabend sank zur Erde nieder ...“, S. 41–57. Auch in: Sternbilder (Nr. 1.1.2), S. 128–144.
 3. Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn]: Glaube und Liebe
 - I. Das Vermächtniß: „Ein Vater liegt im Sterben, am Bette kniet der Sohn ...“, S. 336–340. Auch in: Veilchen (Nr. 1.1.1), S. 58–62.
 - II. Die Sühne: „Sie hatte den Blick der Liebe hellstrahlend zu ihm gewandt ...“, S. 340–345. Auch in: Sternbilder (Nr. 1.1.2), S. 145–148.

4. Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn]: *Lebenstöne*
 1. Jerusalem: „Begraben liegst du, Zions Veste ...“, S. 97f.
 2. Hier und dort: „Durch die Auen ging ich neulich an der Quelle Silberfall ...“, S. 99–101.
 3. Fernblicke: „Als Jüngling trat ich stürmend in das Leben...“, S. 102–105.
 4. Des Juden Waffe: „Wenn aus des Kampfes wildem Grausen ...“, S. 106–108.

- 1.2.4 *Mosaik-Bilder. Ein Taschenbuch für 1843. Leipzig: L. Fort (1843).*
 1. W[ilhelm] W[olfsohn]: *Feier der Rührung: „Hast du nun Elysium errungen ...“*, S. 99f.

- 1.2.5 *Die Posaune [seit 1840 mit dem Untertitel: Norddeutsche Blätter für Literatur, Kunst und Leben]. Hg. von H. Harrys. Hannover*
 1. Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn]: *Huldigungen*
 - I. „Als der Geist dem Geiste erschienen ...“, 8. Jg., Nr. 77 (30. Juni 1839), S. 77.
 - II. „Bald wie die Sonne tausendstrahlig glüht ...“, 8. Jg., Nr. 77 (30. Juni 1839), S. 77.
 - III. „Mich jagt der Kampf auf meinen Lebenswegen ...“, 8. Jg., Nr. 81, 10. Juli 1839, S. 324.
 2. Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn]: *Herz und Leben*
 1. „Auf dem Heerd der Ewigkeiten ...“, 10. Jg., Nr. 76 (27. Juni 1841), S. 303.
 2. „Was sieht das Aug’, das heller sieht? ...“, 10. Jg., Nr. 76 (27. Juni 1841), S. 303.

- 1.2.6 *Russische Revue (RR) bzw. Nordische Revue (NR) (Nr. 6.1.2)*
 1. Θνήσκει δὲ πίστις: „Unsterblich sein! Ein stolzer Traum! ...“ In: NR 3 (1865), S. 75.
 2. Abgethan: „Nie deinen Unmuth übertrage ...“ In: NR 2 (1864), S. 325f.
 3. Arbeit: „Das ist das seligste Genügen ...“ In: RR 3 (1864), S. 262.
 4. Aufrecht: „Von müßigen Gedankenschwärmen...“ In: RR 3 (1864), S. 265.
 5. Berichtigung: „Es drängte dich, im idealen ...“ In: NR 2 (1864), S. 325.
 6. Beständigkeit: „Wohl wahr: die Liebe kann nicht alten ...“ In: NR 1 (1864), S. 277.
 7. Das Gefährlichste: „Du rettetest deine Seele leicht ...“ In: NR 3 (1865), S. 75.

8. Die Brücke: „Könnt ihr euch finden, ihr Entzweiten ...“ In: NR 2 (1864), S. 327f.
9. Die Ungleichen: „Wenn der Eine im Alter noch jung ...“ In: NR 4 (1865), S. 65.
10. Distant a carmine mores: „Glaub’ nicht, weil so viel Leidenschaften ...“ In: NR 2 (1864), S. 326f.
11. „Du wirst die Stunde niemals segnen ...“ In: NR 4 (1865), S. 64.
12. Echt gegen unecht: „War dir der Freund nicht, was du dachtest ...“ In: NR 2 (1864), S. 327.
13. Erlösung: „Eins nur kann dich von dem Bösen ...“ In: NR 2 (1864), S. 326.
14. Ewig: „Du harrtest an dem Strom des Lebens ...“ In: NR 2 (1864), S. 327.
15. Fernweh: „Das Leben, das sich endlos weitet ...“ In: NR 1 (1864), S. 279f.
16. Freundeszweck: „Du kannst nur Trotz im Freunde wecken ...“ In: NR 4 (1865), S. 64f.
17. Fühlen und Denken: „Der einzige, der sichre Leiter ...“ In: NR 2 (1864), S. 323.
18. „Fütterst du die kleinen Geister ...“ In: NR 4 (1865), S. 64.
19. Gebet: „O fänd’ ein Wunsch bei dir Erhörung ...“ In: NR 3 (1865), S. 74.
20. Gedankensünden: „Die todeswürdigen Gedankensünden ...“ In: NR 4 (1865), S. 62.
21. Gegenseitigkeit: „Mit Lieb’ und Freundschaft ist es so bestellt ...“ In: RR 3 (1864), S. 265.
22. Genesung: „Krank sein ist halber Tod; doch krank gewesen sein ...“ In: NR 2 (1864), S. 325.
23. Groß und Klein: „Fährt über das Feuer der Sturm dahin ...“ In: NR 1 (1864), S. 278.
24. Heimath: „Ob der Gewohnheit süß Erinnern ...“ In: RR 3 (1864), S. 263.
25. Im Strom der Welt: „Du scheust die unbekannte Menge ...“ In: NR 1 (1864), S. 278f.
26. Läuterung: „Was Mensch dir an Weh bereiten ...“ In: NR 4 (1865), S. 63.
27. Leichter Ruhm: „Du stehst bei allen deinen Schwüren ...“ In: RR 3 (1864), S. 264.
28. Liebe und Achtung: „Die Lieb’ ist ein Geschenk: empfangen ...“ In: NR 2 (1864), S. 323.
29. Lösung: „Wenn in deinem Herzensbunde ...“ In: NR 4 (1865), S. 63.

30. Menschenkenntniß: „Du kannst dich von dem Thun und Treiben ...“
In: NR 4 (1865), S. 62.
31. Milde und Strenge: „Die Liebe macht nicht Krumm gerade ...“ In:
NR 1 (1864), S. 279.
32. Nachklang: „Wenn sich des Glückes seltne Blüthe ...“ In: NR 1
(1864), S. 277.
33. Natürliche Stütze: „An fremde Stämme mag der Wein sich fester
ranken ...“ In: NR 1 (1864), S. 279.
34. Rechte Wahl: „Such' eine Seele dir, die gleich dem Baume ...“ In:
NR 4 (1865), S. 61.
35. Selbstverleugnung: „Bei Zeiten lerne klar bemessen: ...“ In: NR 1
(1864), S. 276.
36. Sieg oder Tod: „Dem Boden voller Darbniß und Entbehrung ...“ In:
NR 1 (1864), S. 280.
37. Sonnenlos: „Ein sonnenlos Gemüth wird Keinem lohnen ...“ In:
NR 4 (1865), S. 63.
38. Sub specie aeterni: „Gieb der Zeit ihr volles Recht ...“ In: NR 3
(1865), S. 76.
39. Ueberliefert: „Aller Orten hört man häufig ...“ In: NR 3 (1865),
S. 77.
40. Unerläßlich: „Hoffe Schweres auszuführen ...“ In: NR 2 (1864),
S. 324f.
41. Unstät und flüchtig: „Verschmäh' den leichten Meinungskäufer ...“
In: RR 3 (1864), S. 264.
42. Unterlassungssünde: „Wenn du gethan, was dir zu lassen ...“ In:
RR 3 (1864), S. 264.
43. Untilgbar: „Wenn dein begeistert Liebeswähnen ...“ In: NR 2
(1864), S. 326.
44. Unwiderrufflich: „Du wänst, um Reue dir zu sparen: ...“ In: NR 1
(1864), S. 277.
45. Versuche nur!: „Und ob dir Muth und Hoffnung fehle: ...“ In: NR 1
(1864), S. 276.
46. Wallungsnaturen: „Nicht sind's die Schlimmsten, die ich fand ...“
In: NR 3 (1865), S. 76.
47. Wanderseelen: „Wer auf der Wandrung führt sein Leben ...“ In: RR
3 (1864), S. 262.
48. Warnung: „Vor *einem* Zug mitleidiger Gedanken ...“ In: NR 2 (1864),
S. 324.
49. Zeitigung: „Laß dein Wollen ganz im Stillen ...“ In: NR 1 (1864),
S. 277.
50. Zerfall: „Des Freundes heft'ge Zornesrede ...“ In: RR 3 (1864),
S. 265f.

51. Zuflucht: „Wenn vom Glauben du geschieden ...“ In: NR 4 (1865), S. 62.
52. Zweite Jugend: „Ich dacht’ an euch, ihr theueren Genossen ...“ In: NR 2 (1864), S. 328.

1.2.7 Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3)

1. „Den Fremden an den Heimathheerd zu bringen ...“, S. VII–X.

1.3 *Handschriftlich Überliefertes*

1. „Deiner Freunde treu’stes Paar“ (Geburtstagsgedicht für Berthold Auerbach): DLA, 3705/79.
2. Improvisirter Trinkspruch. Am Abend des 28. Februar 1854 (Auerbachs Geburtstag): „Ihm, der nicht in unsrer Mitte ...“, Universitätsbibliothek Frankfurt a.M., Handschriftenabteilung, Nachlass K. Gutzkow A 2 II, Nr. 2699.
3. Meinem Theodor: „O daß sich endlich ringe ...“ (28./16. Oktober 1843, Odessa). Vgl. Briefe, Nr. 7.
4. Meinerseitige Gedankenpan: „Was ist ein Brief? Von unsren Lieben ...“: DLA, 3705/3.

2 Dramen

2.1 Die Osternacht. Schauspiel in fünf Akten

- a. Wilhelm Wolfsohn’s dramatische Werke. Die Osternacht. Dresden: Kuntze 1859. XV, 139 S.

2.2 Nur eine Seele. Schauspiel in fünf Akten

- a. Wilhelm Wolfsohn: Nur eine Seele. Schauspiel in fünf Akten, als Bühnenmanuskript gedruckt. Dessau: Gebr. Katz [ca. 1855], 91 S.
- b. Wilhelm Wolfsohn’s dramatische Werke. Nur eine Seele. Dresden: Kuntze 1857. XVI, 156 S.
- c. Rien qu’une âme. Drame en cinq actes et en prose de M. Guillaume Wolfsohn. In: Revue Germanique, 1858, Bd. 1, S. 452–491 und Bd. 2, S. 121–163
- d. Вильгельм Вольфзонъ: Она только душа. Драма въ пяти дѣйствіяхъ съ нѣмецкаго. Русская Библиотека томъ 12. Leipzig: Gerhard 1860. 195 S. Diese Übersetzung wurde von Wolfsohn nicht autorisiert und von ihm abgelehnt.

- 2.3 Zar und Bürger. Schauspiel in fünf Akten
- a. Wilhelm Wolfsohn: Zar und Bürger. Schauspiel in fünf Akten. Dessau: Katz [ca. 1850], 120 S.
 - b. Wilhelm Wolfsohn's dramatische Werke. Zar und Bürger. Dresden: Kuntze 1857. XIV, 153 S.

3 Erzählung

- 3.1 Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn]: Das Opfer. In: Jeschurun (Nr. 4.2), S. 117–244.

4 Monographien und Anthologien

- 4.1 Ernst Richter [Wilhelm Wolfsohn]: Der Journalistenspiegel. Worte der Wahrheit über Flugblätter und literarische Trommelschläger, an Freund und Feind gerichtet. Leipzig: L. Fort 1839. Zuschreibung vgl. Lehmann-Schultze 1964, S. 14.
- 4.2 Jeschurun. Taschenbuch für Schilderungen und Anklänge aus dem Leben der Juden. Auf das Jahr 5601 israelitischer Zeitrechnung. Hg. von Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn] und Siegm. Frankenberg. Leipzig: L. Fort 1841. 447 S.
- 4.3 Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen. Auserwähltes aus den Werken der vorzüglichsten russischen Poeten und Prosaisten älterer und neuerer Zeit, ins Deutsche übertragen und mit historisch-kritischer Uebersicht, biographischen Notizen und Anmerkungen begleitet von C. Wilhelm Wolfsohn. 1. Bd.: Gedichte, 1. Abt. Leipzig: L. Fort 1843. XXIV, 376 S.
- 4.4 Neues Laienbrevier. Aus deutschen Dichtern der Vergangenheit und Gegenwart. Hg. von Wilhelm Wolfsohn. Dessau: Katz 1851. XII, 376 S. – 2. verm. Ausg. Dessau: Gebr. Katz 1854. XV, 392 S.

5 Reden

- 5.1 Rede zur Eröffnung der ersten Generalversammlung des Shakespeare-Vereins zu Dresden gehalten von Dr. Wilhelm Wolfsohn. In: NR 2 (1864), S. 102–108.

- 5.2 „Schirm’ dich Gott, du reiner Geist! ...“ Rede Wilhelm Wolfsohns auf der Schillerfeier in Lochwitz, 11. Mai 1856. In: Jahrbücher zur Schiller-Stiftung. 1. Bd. Dresden: Rudolf Kuntze 1857, S. 136f.

6 Journalistische Werke

6.1 *Herausgeber von Zeitschriften*

- 6.1.1 Deutsches Museum. Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Hg. von Robert Prutz und Wilhelm Wolfsohn, unter Verantwortlichkeit von Hermann Rost. Leipzig: Hinrichs 1851.
- 6.1.2 Russische Revue. Zeitschrift zur Kunde des geistigen Lebens in Rußland. Hg. von Dr. Wilhelm Wolfsohn. Leipzig: E. F. Steinacker, St. Petersburg: H. Schmitzdorff 1863/64. Seit 3 (1864) erschien die Zeitschrift bei Veit & Comp. in Leipzig mit dem Untertitel: Internationale Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. – Seit 1864: Nordische Revue. Internationale Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Leipzig: Veit & Comp 1864/65.

6.2 *Beiträge nach Publikationsorganen*

- 6.2.1 Allgemeine Zeitung des Judenthums. Ein unparteiisches Organ für alles jüdische Interesse in Betreff von Politik, Religion, Literatur, Geschichte, Sprachkunde und Belletristik. Berlin: Engel
1. C. Lpn. [Wilhelm Wolfsohn]: Allgemeine Schul-Anstalten. Humanität. Gemeinde. In: 2. Jg., Nr. 76 (26. Juni 1838), S. 307f. und Nr. 77 (28. Juni 1838), S. 311f.
- 6.2.2 Blätter für literarische Unterhaltung. Leipzig: Brockhaus
1. Wilhelm Wolfsohn: [Rez.] Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Von Alfred Nicolovius. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1846. In: 2 (1846), Nr. 315 (11. November 1846), S. 1256f. und Nr. 316 (12. November 1846), S. 1261f.
 2. W[ilhelm] Wolfsohn: [Rez.] Vier Paradoxa. Von Doctor Mises. Leipzig, Voß. 1846. In: 1 (1847), Nr. 11 (11. Januar 1847), S. 42–44.
 3. W[ilhelm] Wolfsohn: August Mettlerkamp. In: 1 (1847), Nr. 122 (2. Mai 1847), S. 488.

4. W[ilhelm] Wolfsohn: [Rez.] Ausgewählte Dramen, analytisch erläutert von M. Kurnik. Erstes Heft: Emilia Galotti. Zweites Heft: Nathan der Weise. Breslau, Kohn. 1845–46. In: 2 (1847), Nr. 210 (29. Juli 1847), S. 839f.
5. W[ilhelm] Wolfsohn: [Rez.] [Julius Kraus]: Gesänge unter den Palmen. In: 1 (1848), Nr. 176 (24. Juni 1848), S. 704.
6. W[ilhelm] Wolfsohn: [Rez.] Jussuf und Nafisse. Von F. M. Hessemer. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1847. In: 2 (1848), Nr. 199 (17. Juli 1848), S. 795f.
7. W[ilhelm] Wolfsohn: Gervinus und sein neuestes Werk (Shakespeare. Von G. G. Gervinus. Erster Theil. Leipzig, Engelmann 1849). In: Jg. 1849, Nr. 165 (11. Juli 1849), S. 657–660, Nr. 166 (12. Juli 1849), S. 661f. und Nr. 167 (13. Juli 1849), S. 665–667.
8. Wilhelm Wolfsohn: Nikolaus Gogol. In: Jg. 1853, Nr. 6 (5. Februar 1853), S. 126–130.

6.2.3 Deutsches Museum (Nr. 6.1.1)

1. W[ilhelm] W[olfsohn]: [Rez.] O. F. Gruppe [Hg.]: Deutscher Museumalmanach für das Jahr 1851/Germania. Jahrbuch deutscher Belletristik. In: 1 (1851), S. 70–73.
2. W[ilhelm] W[olfsohn]: Moritz Hartmann. In: 1 (1851), S. 146–148.
3. Wilhelm Wolfsohn: Francesca da Rimini. In: 1 (1851), S. 225–231.
4. W[ilhelm] W[olfsohn]: Der deutsche Gilblas [Alexander von Ungern-Sternberg]. In: 1 (1851), S. 311–313.
5. W[ilhelm] W[olfsohn]: [Rez.] Bilder aus dem Honvédleben von K. W. M****[Karl Wilhelm Martini]. Wien; Jasper, Hügel und Manz. 1851. In: 1 (1851), S. 876–878.
6. W[ilhelm] W[olfsohn]: Literatur und Kunst. Es ist in diesen Blättern darauf hingewiesen worden, daß ... [Karl Gutzkow, Max Waldau, Max Ring]. In: 2 (1851), S. 217–221.
7. W[ilhelm] W[olfsohn]: [Rez.] [Arthur Raffalowitsch] Der deutsche Soldat. Wahre und schöne Geschichte ... In: 2 (1851), S. 224f.
8. Wilhelm Wolfsohn: An die Leser des Deutschen Museums. In: 2 (1851), S. 480.
9. W[ilhelm] W[olfsohn]: Zur Novellenliteratur Europas. [Rez.] „Pantschatantra: Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen. Aus dem Sanskrit übersetzt mit Einleitung und Anmerkungen von Theodor Benfey“ (2 Thle., Leipzig: Brockhaus). In: 2 (1860), Nr. 32, S. 199–204.

- 6.2.4 Die Eisenbahn. Ein Unterhaltungsblatt für die gebildete Welt. Neue Folge, redigiert unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Rob. Binder in Leipzig
1. Carl Maien: Denkrede auf Jean Paul. Bei dessen Gedächtnißfeier zu Leipzig am 14. November 1841 gehalten. In: V. Jg. (1842), Nr. 10 (25. Januar 1842), S. 38–40.
- 6.2.5 Europa. Chronik der gebildeten Welt. Hg. von F. Gustav Kühne, Leipzig: Georg Wigand
- Zwischen Nr. 100 (9. Dezember 1852) und Nr. 17 (24. Februar 1853), Nr. 104 (22. Dezember 1853) bis Ende 1853 und Nr. 102 (14. Dezember 1854) bis Ende 1854 klaffen Lücken in den Beständen der Staatsbibliothek zu Berlin PK. Nach 1855 sind keine Beiträge mehr unter dem Autorensigel Wolfsohns (Δ) publiziert. Die Auflösung des Sigels erfolgt aufgrund des Brieffragments von Gustav Kühne an Wilhelm Wolfsohn vom 3. Januar 1849 (Staatsbibliothek Berlin PK, Handschriftenabteilung, Slg. Autogr.).
1. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Karlsruhe (Kunstaussstellung – Malerei). In: 21. Lief. (21. November 1846), S. 126.
 2. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus München, d. 11. November (Laube's „Karlsschüler“; Suche nach einem Docent für deutsche Poesie). In: 22. Lief. (28. November 1846), S. 143f.
 3. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Berlin (Frau Luise Aston.) In: 23. Lief. (5. Dezember 1846), S. 157f.
 4. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Berlin, Mitte December. (Handel, Fabriken, Zeitungen.) In: 25. Lief. (19. Dezember 1846), S. 190.
 5. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Dresden, d. 14. December. (Uriel Acosta.) In: 26. Lief. (26. Dezember 1846), S. 205.
 6. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Dresden. (Das Sänftenwesen und der Dilettantismus.) In: Nr. 1 (2. Januar 1847), S. 14.
 7. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Berlin, d. 5. Januar. (Unsere Theaterwelt.) In: Nr. 3 (16. Januar 1847), S. 47.
 8. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus München, im Januar. (Musik und neue Bauten – Bier und alte Poesie.) In: Nr. 4 (23. Januar 1847), S. 60–62.
 9. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus München, d. 14. Januar. (Nachträgliches zu den Kunstbauten, fliegende Blätter, oberbaierische Lieder.) In: Nr. 5 (30. Januar 1847), S. 79f.
 10. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Berlin, d. 12. März. (Die Theatertantième.) In: Nr. 12 (20. März 1847), S. 191.
 11. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus München, Anfang April. (Baiern und die deutsche Presse.) In: Nr. 15 (10. April 1847), S. 241f.
 12. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Hamburg, d. 5. April. (Hamburg auf dem Isolirschemel; Hamburger Frauen; Schuselka.) In: Nr. 16 (17. April 1847), S. 256f.

13. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Berlin, Ende April. (Uriel Acosta.) In: Nr. 19 (8. Mai 1847), S. 305–307.
14. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Würzburg, im Mai. (Das Juliusdenkmal, Theater, ein öffentlicher Angriff.) In: Nr. 23 (5. Juni 1847), S. 378.
15. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Pesth. (Charakter der Stadt, die Sitten, die Polizei.) In: Nr. 23 (5. Juni 1847), S. 378–380.
16. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Pesth. (Beschluß.) (Die Juden; die Klubbs und Vetter Michel.) In: Nr. 24 (12. Juni 1847), S. 395f.
17. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Prag. (Fürst Lamberg und Fürst Schwarzenberg auf dem Landtage.) In: Nr. 25 (19. Juni 1847), S. 409f.
18. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Vom Rhein, im Juni. (Die belgische Presse über den preußischen Landtag; der Observateur über die Hrn. v. Vincke und v. Beckerath.) In: Nr. 26 (26. Juni 1847), S. 427f.
19. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Stuttgart, zu Anfang August. (Neuigkeiten auf der Bühne; Eisenbahnfahrten.) In: Nr. 33 (14. August 1847), S. 540.
20. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Mannheim. (Die Verhältnisse des Theaters; dessen Blüthe und Mannheims sonstiger Zerfall.) In: Nr. 36 (4. September 1847), S. 592f.
21. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Wien, Ende September. (Die Krisis an der Börse.) In: Nr. 41 (9. Oktober 1847), S. 673.
22. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Mannheim, d. 23. Octbr. (Die Parteien, die Wahlen, Düringer's „Araber“, Gust. Schmidt's „Prinz Eugen“.) In: Nr. 45 (6. November 1847), S. 745.
23. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Frankfurt a. M. (Bildhauer Scholl.) In: Nr. 48 (27. November 1847), S. 793.
24. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Mannheim, d. 24. November. (Die Wahlen, die Parteien, die Adresse an die Schweizer; Krug's Meister Martin.) In: Nr. 49 (4. Dezember 1847), S. 813f.
25. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Seit meinen Betrachtungen über die Schweiz im October (in Nr. 45. der Europa) ist Freiburg gefallen. In: Nr. 49 (4. Dezember 1847), S. 815. Das Sigel Wolfsohns ist dem Artikel vorangestellt, der aber mit E. K. unterzeichnet ist.
26. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Berlin, im December. (Noch einmal die Bühne und Frau Birch-Pfeiffer; Emil Frensdorf.) In: Nr. 50 (11. Dezember 1847), S. 829.
27. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Mannheim, d. 4. December. (Landtag; Landwehr und Soldatengeist.) In: Nr. 51 (18. Dezember 1847), S. 842.
28. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Wien, d. 3. December. (Hurter, Holbein, Prechtler, Hügel, Bauernfeld, Stadion, Salm; Journalistik.) In: Nr. 51 (18. Dezember 1847), S. 843.

29. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Leipzig, im December. (Ein Weihnachtsbesuch von Hofrath Keil.) In: Nr. 51 (18. December 1847), S. 845. Das Sigel Wolfsohns ist dem Artikel vorangestellt, der mit E. K. unterzeichnet ist.
30. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Mannheim, d. 16. December 1847. (Fortschritt; Journalistik; Handelsverhältnisse; Theater.) In: Nr. 1 (1. Januar 1848), S. 9f.
31. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Mannheim, Ende December 1847. (Die Vereine, der Landtag, Minister Bekk; Otto Müller, Prinz Eugen.) In: Nr. 1 (1. Januar 1848), S. 10.
32. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Mannheim, Anfang Januar. (Was Mannheim noth thut; der freie Handel und der Wucher; Großherzogin Stephanie; die Vereine; Ludwigshafen; Verdi's Hernani.) In: Nr. 3 (15. Januar 1848), S. 44f.
33. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Mannheim, im Januar. (Landwehr und Linie, Militärgerichte; das Haus Haber.) In: Nr. 4 (22. Januar 1848), S. 59f.
34. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Mannheim, d. 14. Januar. (Die Militärfrage der Fall; der Fabriken; Militärgerichtsbarkeit; Theater.) In: Nr. 5 (29. Januar 1848), S. 74f.
35. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Hamburg, d. 18. Januar. (Kampf der Bürgerschaft mit dem Senat; Preßfreiheit und Censur; Schauspiel und Oper.) In: Nr. 5 (29. Januar 1848), S. 76f.
36. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Mannheim, d. 27. Januar. (Die Arbeiten des badischen Landtags; Hermann Kurtz, Otto Müller.) In: Nr. 7 (12. Februar 1848), S. 106f.
37. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Die Kurhessische Märzwoche. Fulda, d. 15. März. In: Nr. 13 (25. März 1848), S. 213f.
38. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Der Umschwung in Weimar. Jena, Ende März. In: Nr. 15 (8. April 1848), S. 245–249.
39. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Wien, d. 10. April. (Fortgesetzte Revolution, der Fortschritt nur in Folge von Volksdemonstrationen; die Freicorps; die Handwerker; die Bauern; Jagdrecht; Robotte; Zehnten.) In: Nr. 17 (22. April 1848), S. 283.
40. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Stuttgart, d. 18. April. (Das württembergische und das baierische Militär; die Gefahren vor Frankreich; der badische Seekreis; Tumulte in Stuttgart; die Wahlen für Frankfurt; Paul Pfizer; das Theater und die hohen Gagen.) In: Nr. 18 (29. April 1848), S. 297f.
41. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Berlin, d. 29. April. (Kampf der Parteien, Arndt's Flugschrift, Humboldt über den König, Arnim, der große Wahltag, Mundt und Gutzkow, Witz eines Gamin.) In: Nr. 19 (6. Mai

- 1848), S. 316f. Bei dem Artikel folgende Bemerkung der Herausgeber: „Der Brief ist aus der Feder einer Frau.“
42. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: München, d. 5. Mai. (Übersicht vom Gang der Entwicklung; Stillstand und Reaction; Vorschläge für die Fürsten zum Besten Deutschlands.) In: Nr. 21 (20. Mai 1848), S. 345–347.
 43. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Stuttgart, d. 17. Mai. (Die Abgeordneten für Frankfurt; die Ersparungen; die Kronprinzessin.) In: Nr. 22 (27. Mai 1848), S. 362f.
 44. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus dem Großherzogthum Baden, Anfang Juni. (Die Agenten und auf Republik reisende Handelsdiener; Hecker und seine Partei; gute Ernte, wohlfeile Weine, Mangel an Luxusreisenden; der Ruin von Mannheim und Heidelberg.) In: Nr. 25 (17. Juni 1848), S. 409–411.
 45. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: München, Ende Juni. (Allerlei Wirren; eine Ansprache an die Nationalversammlung zu Frankfurt). In: Nr. 2 (3. Juli 1848), S. 6f.
 46. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Mannheim, d. 2. Juli. (Die baierischen Truppen; eine Partei will Hecker zum Reichsverweser; Ruhe im Oberland; Veränderungen in der Zeitungsliteratur.) In: Nr. 7 (8. Juli 1848), S. 27f.
 47. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Karlsruhe, im Juli. (Das Theater im Sinne der Zeit, Auffenberg. Ein deutsches Herz, Trauerspiel von Gotthold Logau.) In: Nr. 25 (29. Juli 1848), S. 99f.
 48. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Hamburg, im Juli. (Fanny Elsler; Bürgermeister Kellinghusen; Hamburgische Mittel gegen Straßenunfug; die Thorsperre!) In: Nr. 26 (31. Juli 1848), S. 104.
 49. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Wien, im August. (Das schwarzgelbe Blatt und der politische Esel; Italien.) In: Nr. 44 (21. August 1848), S. 175f.
 50. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Das Haus Wittelsbach und die Gefahren der Bewegung in Baiern. München, d. 22. August. In: Nr. 50 (28. August 1848), S. 197–199.
 51. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Wien, d. 1. Septbr. (Die Spannung zwischen Arbeitern und Bürgern; die literarischen Proletarier.) In: Nr. 58 (6. September 1848), S. 231f.
 52. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: München, im September. (Religion und Kirche.) In: Nr. 68 (18. September 1848), S. 272.
 53. W[ilhelm] W[olfsohn]: Neue Alpenrosen. In: Nr. 76 (27. September 1848), S. 303f. Rezensionen zu: J. J. Reithard – Neue Alpenrosen, Zürich und Frauenfeld, Ch. Beyel 1848, 464 S. darin A. E. Fröhlich „Der Teufel als Prediger“ Erzählung; J. J. Reithard „Eine schweizersche Dorfgeschichte“ und Gedichte.

54. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Mannheim, den 23. Sept. (Struve's Einfall in Baden; Stimmung der Mannheimer.) In: Nr. 76 (27. September 1848), S. 304.
55. W[ilhelm] W[olfsohn]: Christian Albert Cruciger in Altenburg. In: Nr. 83 (5. Oktober 1848), S. 329–332.
56. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Wien, im October. (Der Kampf der Parteien; die Lösung der Wirren.) In: Nr. 103 (28. Oktober 1848), S. 411f.
57. W[ilhelm] W[olfsohn]: Zur Literatur (Rez. zu: Der Lichtfreund von Dr. Gollenperger; Der Königin Sieglinde Rheinfahrt ...; „Fährmann hol' über!“ Bilder in festen Umrissen ...) In: Nr. 117 (14. November 1848), S. 467f. und Nr. 118 (15. November 1848), S. 472.
58. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Östreichische Opfer. Wenzel Messenhauser. – Hermann Jellinek. In: Nr. 2 (11. Januar 1849), S. 28–30 und Nr. 3 (18. Januar 1849), S. 40–43.
59. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Ein Brief aus Baiern über Deutschland und die Kaiserwahl. München, am 22. Januar. In: Nr. 5 (1. Februar 1849), S. 74f.
60. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Leipzig, d. 2. Februar. (Mendelssohn's Musik zur Athalie.) In: Nr. 6 (8. Februar 1849), S. 87f.
61. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Meyerbeer's Prophet. Paris, im April. In: Nr. 18 (3. Mai 1849), S. 247f.
62. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Berlin, den 30. April. (Ein Lustspiel von F. Wehl.) In: Nr. 19 (10. Mai 1849), S. 264.
63. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Stuttgart, im Mai. (Theater und Malerei.) In: Nr. 20 (17. Mai 1849), S. 280.
64. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Ein Brief aus Stuttgart. d. 18. Juni. In: Nr. 26 (28. Juni 1849), S. 374f.
65. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Ein Brief aus Lübeck. (Architektur, Physiognomie und Charakter der Stadt; die Lübecker Zeitung; Travemünde.) In: Nr. 35 (30. August 1849), S. 517–519.
66. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: (Aus Dresden. Theater und Literatur.) In: Nr. 41 (11. Oktober 1849), S. 615.
67. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: (Neue Cartons von Cornelius.) In: Nr. 49 (6. Dezember 1849), S. 743.
68. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Literarische Schwurgerichte. (auf A. von Sternberg.) In: Nr. 5 (16. Januar 1850), S. 37f.
69. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Dresden. (Ein Theatercorrespondent; Dr. Wolfsohn.) In: Nr. 16 (23. Februar 1850), S. 128.
70. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Otto Ludwig's Erbförster. Dresden, im März. In: Nr. 22 (16. März 1850), S. 175f.
71. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Dresden. (Shakespeare's Was Ihr wollt; Gutzkow's Liesli.) In: Nr. 30 (13. April 1850), S. 240.

72. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Prag. (Smetana's Übertritt; Hawlicek; Prag als Mittelpunkt und die Deutschböhmen in Reichenberg.) In: Nr. 31 (17. April 1850), S. 248.
73. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Prag. (Smetana; Aufschwung der Hochschule.) In: Nr. 36 (4. Mai 1850), S. 280.
74. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Paris. (Die Demokratie der Lumpe; Beschränkung des Wahlgesetzes; Lamartine und Scribe.) In: Nr. 38 (11. Mai 1850), S. 303f.
75. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Bonn. (Die große Errungenschaft der Zeit: ein neues Theater.) In: Nr. 50 (22. Juni 1850), S. 399f.
76. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Hamburg. (Die Juden; die Kunstausstellung.) In: Nr. 59 (24. Juli 1850), S. 472.
77. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Dresden. (Dingelstedt's „Haus des Barneveldt.“) In: Nr. 82 (12. Oktober 1850), S. 654f.
78. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus London. (Musik; Balfe und Macfarren; Jullien's Promenadenconcerte; Neidhart mit dem Berliner Domchor.) In: Nr. 100 (14. Dezember 1850), S. 797f.
79. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Berlin. (Der Freihandel; die freundlichen Rathgeber der Kammern.) In: Nr. 4 (11. Januar 1851), S. 31.
80. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus London. (Henriette Trefftz.) In: Nr. 4 (11. Januar 1851), S. 31f.
81. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Berlin. (Gesetzesvorlagen in den Kammern.) In: Nr. 6 (18. Januar 1851), S. 46f.
82. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Östreich und Deutschland. – Aus Wien, d. 28. Jan. In: Nr. 10 (1. Februar 1851), S. 80.
83. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Wien. (Die Armee und das Tabaksmopol.) In: Nr. 11 (8. Februar 1851), S. 88.
84. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus London. (Zur Ausstellung; die Thronrede über Deutschland.) In: Nr. 14 (15. Februar 1851), S. 109.
85. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Vom Harz. (Rudolf Hobohm †.) In: Nr. 14 (15. Februar 1851), S. 109f.
86. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Die Londoner Gewerbeausstellung. – Aus London. In: Nr. 20 (8. März 1851), S. 159f.
87. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Stuttgart. (Prophet und Tasso; Apollo und Diana von Hofer; Thiergruppen von Plouquet; Kirchliches und Politisches.) In: Nr. 33 (26. April 1851), S. 261–263.
88. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus München. (Das Theater unter Dingelstedt; das Unterhaltungsblatt von Hermann Schmid.) In: Nr. 38 (10. Mai 1851), S. 303.
89. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Mecklenburg. (Die Homöopathie.) In: Nr. 44 (31. Mai 1851), S. 352.

90. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: [Rez.] Dramatische Dichtungen, von Hermann Rollet. Drei Bände. Leipzig, E. O. Weller. In: Nr. 45 (7. Juni 1851), S. 358f.
91. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Stuttgart. (Der geheime Agent und der Diplomat.) In: Nr. 46 (7. Juni 1851), S. 367f.
92. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Stuttgart. (Ein Bild von de Keyser.) In: Nr. 48 (14. Juni 1851), S. 383.
93. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Turin. (Italienische Literatur und Gesellschaft.) In: Nr. 48 (14. Juni 1851), S. 383f.
94. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Heidelberg (den 31. Juli). (Die Redemptoristen; Forstwissenschaftliches.) In: Nr. 68 (23. August 1851), S. 543.
95. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Gießen. (Die Hochschule.) In: Nr. 68 (23. August 1851), S. 543f.
96. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: [Rez.] Anton Schlosser's nachgelassene Gedichte in der Volksmundart des Traunkreises. Steyr, bei Sandböck. In: Nr. 73 (13. September 1851), S. 582f.
97. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Dresden. (Theater.) In: Nr. 76 (21. September 1851), S. 608.
98. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Stuttgart. (Eisenbahnen, Bäder, die Kunstausstellung, Schwurgerichte, Theater, Fahnenweihe.) In: Nr. 78 (27. September 1851), S. 621–623.
99. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Heidelberg. (Ein Angler und ein Alterthümer.) In: Nr. 78 (27. September 1851), S. 624.
100. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Dresden. (Theater; „häusliche Wirren.“) In: Nr. 82 (11. Oktober 1851), S. 654f.
101. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Heidelberg. (Was wird Hecker dazu sagen?) In: Nr. 84 (18. Oktober 1851), S. 674.
102. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: [Rez.] Der Schullehrer von Sträke. Zwei Theile. (Lebensbilder und Erzählungen von Hermann Amas. Erster Band.) Oldenburg, Schulze. In: Nr. 85 (25. Oktober 1851), S. 679.
103. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Mannheim. (Gemälde, Schwurgericht, ein Preßprozeß, Kornankäufe.) In: Nr. 88 (1. November 1851), S. 701f.
104. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Stuttgart. (Filippo Lippi; zwei Schillerstatuen; Krebs †.) In: Nr. 88 (1. November 1851), S. 702f.
105. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Heidelberg. (Universität; Weinlese.) In: Nr. 91 (15. November 1851), S. 728.
106. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Dresden. (Theater und Gesellschaft; Reliquien von Schiller.) In: Nr. 102 (20. Dezember 1851), S. 812f.

107. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Stuttgart. (Die Presse, „das Bergwerk,“ eine Karte von Württemberg, Gäste aus Östreich, Ludwig Löwe, Küken.) In: Nr. 3 (8. Januar 1852), S. 23f.
108. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus dem Badischen. (Eine politische Betrachtung.) In: Nr. 7 (22. Januar 1852), S. 54f.
109. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Heidelberg. (Bureaukratie, die Reise des Landesfürsten, Vorlesungen, Journalistik.) In: Nr. 9 (29. Januar 1852), S. 71.
110. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Stuttgart. (Theater, Denkmal für Kepler, politische Stimmung.) In: Nr. 16 (19. Februar 1852), S. 125.
111. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Heidelberg. (Journalistik.) In: Nr. 17 (26. Februar 1852), S. 135f.
112. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Heidelberg. (Universität, Bücherschätze, Theater.) In: Nr. 19 (4. März 1852), S. 151.
113. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Vom Neckar. (Nothstände des Landes.) In: Nr. 20 (4. März 1852), S. 160.
114. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus dem Badischen. (Das dynastische Ereigniß; die gesegnete Hopfenernte; das Gewerbewesen.) In: Nr. 29 (8. April 1852), S. 229f.
115. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Karlsruhe. (Hr. v. Drais; Löwen und Adler; die benachbarte französische Eisenbahn.) In: Nr. 29 (8. April 1852), S. 230f.
116. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Heidelberg. (Der Frühling im Lande; die wallonischen Gemeinden; Auswanderung; der Josephstag.) In: Nr. 33 (22. April 1852), S. 261f.
117. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Darmstadt. (Die Antikensammlung und die Rüstkammer; Georg Moller †.) In: Nr. 33 (22. April 1852), S. 262f.
118. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Stuttgart. (Noth und Hülfe; Theater und Gesellschaft.) In: Nr. 35 (29. April 1852), S. 278f.
119. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Vom Rheine. (Der Adel; die Auswanderung.) In: Nr. 43 (27. Mai 1852), S. 344.
120. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Strasburg. (Stimmung und Gesittung.) In: Nr. 48 (10. Juni 1852), S. 384.
121. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Vom Rheine. (Ein katholischer Preßverein.) In: Nr. 52 (24. Juni 1852), S. 415.
122. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Heidelberg. (Ein Studentenbund; die Bergpromenaden; die Wallfahrten nach Walldüren; die französischen Bergsänger.) In: Nr. 55 (8. Juli 1852), S. 438.
123. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Leipzig. (Neue Gemälde; Neues Stück von Ch. Birchpfeifer; Dr. Laube.) In: Nr. 62 (29. Juli 1852), S. 494f.

124. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus München. (Klima; Gastspiele.) In: Nr. 73 (9. September 1852), S. 582f.
125. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Stuttgart. (Kleine Chronik.) In: Nr. 76 (16. September 1852), S. 608.
126. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus München. (Musik; Dingelstedt; Cornelius; Liebig.) In: Nr. 78 (23. September 1852), S. 623.
127. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Darmstadt. (Denkmal, Post, Decentralisationen, protestant. Reiseprediger.) In: Nr. 80 (30. September 1852), S. 638.
128. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: [Rez.] Dante's Leben und Werke. In: Nr. 95 (25. November 1852), S. 760.
129. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Prag. (Literatur und Kunst; die Universität; die Adresse der deutschen Studenten.) In: Nr. 31 (14. April 1853), S. 247f.
130. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus der Schweiz. (Eisenbahn; das spezifische Schwyzerthum in Bern.) In: Nr. 33 (21. April 1853), S. 264.
131. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Vom Rhein. (Ein spezifisch katholisches Wörterbuch.) In: Nr. 35 (28. April 1853), S. 280.
132. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Schwaben. (Neubauten in Stuttgart; Bienenzucht; eine eigenthümliche Lesart; die Schwaben im Kaukasus; Spuk und Aberglaube.) In: Nr. 36 (28. April 1853), S. 286f.
133. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Schwaben. (Straßburg eine deutsche Stadt; Lyriker aus alter und neuer Zeit; Proclamationen eines politischen Narren; der Münster.) In: Nr. 43 (26. Mai 1853), S. 341–343.
134. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Heidelberg. (Die neueste Studententracht.) In: Nr. 47 (9. Juni 1853), S. 374f.
135. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Prag. (Prag im Sommer; Schaustellungen und Neuigkeiten.) In: Nr. 59 (21. Juli 1853), S. 470f.
136. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Ulm. (Schiffahrt auf der Donau; Ausflüge in die Umgegend.) In: Nr. 65 (11. August 1853), S. 520.
137. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Heidelberg. (Ausgrabungen in der Schloßruine; Dr. Fischer; Ritter v. Leonhardt; Dichter Ortlepp.) In: Nr. 73 (8. September 1853), S. 583.
138. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Kurhessen. (Die Schullehrer; Dr. Kellner in Amerika.) In: Nr. 84 (13. Oktober 1853), S. 671.
139. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Breslau. (Die Universitätstracht; neue Bücher; der Proceß der Christkatholiken; eine Anfrage an die Conservativen.) In: Nr. 88 (27. Oktober 1853), S. 702.
140. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Mecklenburg. (Veränderte Lebensverhältnisse; aber noch immer das Paradies des Landadels; Erinnerungen an J. J. Engel; die Dichterinnen und die Frauen Mecklenburgs.) In: Nr. 91 (10. November 1853), S. 724–726.

141. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Frankfurt a. M. (Themis und die Juden; Römische und Frankfortische Senatoren.) In: Nr. 91 (10. November 1853), S. 727f.
142. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: [Rez. – Johannes Scherr] Die Pilger der Wildniß. (Leipzig bei Th. Thomas). In: Nr. 12 (2. Februar 1854), S. 94f.
143. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: [Rez.] Edmund Höfer's neue Geschichten. „Aus alter und neuer Zeit“ (Stuttgart bei Krabbe)... In: Nr. 25 (23. März 1854), S. 199.
144. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: [Rez.] Bilder im Walde. Albert Jungmann nennt sich der Verfasser ... [„Bilder der Natur“, Dresden bei Schäfer, Leipzig im Literaturbureau]. In: Nr. 25 (23. März 1854), S. 200.
145. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Breslau. (Eine Travestie des Tannhäusers; Schumann's Pilgerfahrt der Rose.) In: Nr. 32 (13. April 1854), S. 255.
146. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: [Rez.] „Enthüllungen einer Nachtigall“ nennt sich (in Dresden bei Schäfer, in Leipzig im Literaturbureau) von Ludwig Hirschl ... In: Nr. 41 (18. Mai 1854), S. 328.
147. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: [Rez.] (Eine Geschichte des Cantons Freiburg.) Dr. Berchtold, der Verfasser ... In: Nr. 68 (17. August 1854), S. 544.
148. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: (Ein Seitenstück zu den siamesischen Zwillingen.) In: Nr. 71 (31. August 1854), S. 567.
149. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: [Rez.] (Monumenta Zollerana. Urkundenbuch zur Geschichte des Hauses Hohenzollern.) In: Nr. 71 (31. August 1854), S. 567f.
150. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: [Rez.] Heinrich v. Veldecke's Dichtungen, herausgeg. von L. Etmüller. In: Nr. 73 (7. September 1854), S. 583.
151. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Eine deutsche Stadtchronik. (Gerstner's Geschichte der Stadt Ingolstadt.) In: Nr. 76 (14. September 1854), S. 601f.
152. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: [Rez.] Das Zeitalter Konstantin des Großen. In: Nr. 88 (26. Oktober 1854), S. 704.
153. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Cöln. (Kunstsammlungen; die katholischen Vereine; eine Geschichte der Benedictinerabtei Gladbach; der Gürzenich; die heilige Ursula und die 11,000 Jungfrauen.) In: Nr. 89 (2. November 1854), S. 710–712.
154. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Heidelberg. (Die Weinlese; Wangerow als Thibaut's Nachfolger; die Studenten in alter und neuer Zeit.) In: Nr. 92 (9. November 1854), S. 735.
155. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: (Die Schiffahrt auf dem Rhein. Aus Mainz.) In: Nr. 3, 1855, S. 34.

156. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Stuttgart. (Schauspiel und Oper; Frln. Damböck als Thusnelda und Judith; Grunert als Caligula; die Königin von Cypern.) In: Nr. 21, 1855, S. 250.
157. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Prag. (Hochschule, Literatur und Bühne.) In: Nr. 22, 1855, S. 261f.
158. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: Aus Prag. (Eisenbahnreformen, Ebert's Sonnettenkranz, Klutschaks Adelssitze, der Nationalökonom Mischler und „die Donau“, Prager Journalistik, Theater, Holtei.) In: Nr. 44, 1855, S. 526.
159. Δ [Wilhelm Wolfsohn]: (Karl Adolph Menzel †.) In: Nr. 51, 1855, S. 610f.
- 6.2.6 Jahrbuch für slawische Literatur, Kunst und Wissenschaft. Hg. von J. P. Jordan, Leipzig: Slawische Buchhandlung
1. [Wilhelm] W[olfsohn]: Literarische Notizen aus Rußland – I. Als ich im November 1845 nach Petersburg kam ... In: IV. Jg. 1846, H. 11/12, S. 443–447.
 2. Biographie. Nikolaus Pawlow. Erinnerungen von Dr. Wilhelm Wolfsohn. In: IV. Jg. 1846, H. 9, S. 337–347; H. 11, S. 413–425; V. Jg. 1847, H. 11, S. 372–375.
 3. Wilhelm Wolfsohn: Zu dem Bilde Pawlow's. In: V. Jg. 1847, H. 1, S. 34–40.
- 6.2.7 Literaturblatt des Orients. Berichte, Studien und Kritiken für jüdische Geschichte und Literatur [Beiblatt zum „Orient“]
1. Carl Maien [Wilhelm Wolfsohn]: [Rez.] Gedichte von Moritz Fränkel und Max Ring. Leipzig, J. F. Hartknoch, 1839. (220 S.) In: Nr. 5 (1. Februar 1840), Sp. 65–73.
- 6.2.8 Москвитянинъ. Учено-литературный Журналь. Москва [Der Moskauer. Gelehrtes literarisches Journal]
1. [Wilhelm] W[olfsohn]: Заграничная хроника (Письмо Лейпцигскаго корреспондента, отъ 14 февр. н. с.) [Chronik des Auslandes (Brief des Leipziger Korrespondenten vom 14. Februar 1849)]. In: 1849, Nr. 5 (1. März-Heft), S. 7–13. Zuschreibung vgl. Lehmann-Schultze 1964, Anlage 44.
 2. [Wilhelm Wolfsohn]: Заграничная хроника [Chronik des Auslandes]. In: 1849, Nr. 7 (1. April-Heft), S. 89–95. Korrespondenz über literarische Verhältnisse in Wien, Pest und Hamburg. Zur Zuschreibung vgl. Lehmann-Schultze 1964, S. 78.

- 6.2.9 Отечественные записки. Учено-литературный Журналь. Санкт-петербургъ [Vaterländische Notizen. Gelehrtes literarisches Journal]
1. В[ильгельм] В[ольфзон]: Литературные заметки из Германии (Из писем к редактору). Дрезден 21 июня 1846 [Literarische Anmerkungen aus Deutschland (Aus einem Brief an die Redaktion). Dresden 21. Juni 1846]. In: том XLVII, Nr. 7 (июль) 1846, S. 43–46. Zuschreibung vgl. Lehmann-Schultze 1964, Anlage 43.
- 6.2.10 Rosen. Eine Zeitschrift für die gebildete Welt. Hg. von George Hesekei. Altenburg: Julius Helbig
1. W[ilhelm] Wolfsohn: August Mettlerkamp. In: 10. Jg. (1847), Nr. 114, Sp. 916f. Nachdruck von Nr. 6.2.2.3.
- 6.2.11 Russische Revue (RR) bzw. Nordische Revue (NR) (Nr. 6.1.2)
1. [Wilhelm Wolfsohn]: [Prospectus] „Die innere Entwicklung Rußlands, ...“ In: RR 1 (1863), S. I–VI.
 2. W[ilhelm] W[olfsohn]: Die russischen Zeitblätter. In: RR 1 (1863), S. 8–18.
 3. W[ilhelm] W[olfsohn]: Zur Reform des Unterrichtswesens. In: RR 1 (1863), S. 28–58.
 4. [Wilhelm Wolfsohn]: Russische Städte. Astrachan. Odessa. In: RR 1 (1863), S. 97–111. Einleitung zu einem Text des Marinejournals (Morskoj Sbornik – Januar/März 1863).
 5. W[ilhelm] W[olfsohn]: Theodor Dostojewsky und seine sibirischen Memoiren. In: RR 1 (1863), S. 136–187.
 6. W[ilhelm] W[olfsohn]: Eine pädagogische Controverse. In: RR 1 (1863), S. 206–212.
 7. W[ilhelm] W[olfsohn]: Aus Dostojewsky's sibirischen Memoiren. In: RR 1 (1863), S. 226–243.
 8. Hermann Raden/W[ilhelm] W[olfsohn]: Timotheus Granowsky. In: RR 1 (1863), S. 305–325.
 9. [Wilhelm Wolfsohn]: Gogol's „Revisor“ in Deutschland. In: RR 1 (1863), S. 336–351. Wiederabdruck von Nr. 6.2.13.36.
 10. [Wilhelm] W[olfsohn]: Verwechslung der „Zeit“ in deutschen Zeitungen. – Herr Wodowosoff. In: RR 2 (1863), S. 88–90.
 11. [Wilhelm] W[olfsohn]: Vom russischen Büchermarkt. Zur Geschichte des Mittelalters. In: RR 2 (1863), S. 256–260.
 12. [Wilhelm Wolfsohn]: Die russischen Zeitblätter. II. In: RR 2 (1863), S. 278–286.
 13. [Wilhelm Wolfsohn]: Vom russischen Büchermarkt. Zur Sprach- und Landeskunde. In: RR 2 (1863), S. 325f.

14. [Wilhelm Wolfsohn]: „Unsere Zeitschrift läßt von heute an die nationalen Schranken fallen, ...“ In: RR 3 (1864), S. 3f.
15. Wilhelm Wolfsohn: Journalistische Phantasien. In: RR 3 (1864), S. 5–16.
16. W[ilhelm] W[olfsohn]: [Rez.] Berthold Auerbach's gesammelte Schriften. Zweite Gesamtausgabe ... 22 Bände. Stuttgart, Cotta 1864. In: RR 3 (1864), S. 339f.
17. [Wilhelm Wolfsohn]: Zur Shakespeare-Feier. In: RR 3 (1864), S. 498–502.
18. [Wilhelm] W[olfsohn]: [Rez.] (Deutsche Literatur – Heilkunde) Plagge – Der Mensch und seine psychische Erhaltung ..., Neuwied, J. H. Heuser'sche Buchhandlung, 1864. In: NR 1 (1864), S. 114f.
19. [Wilhelm] W[olfsohn]: [Rez.] (Deutsche Literatur – Aesthetik und Literaturkunde) Hiecke. – Gesammelte Aufsätze zur deutschen Literatur von Robert Heinrich Hiecke, Herausgegeben von Dr. G. Wendt, Hamm, G. Grote'sche Buchhandlung. 1864. In: NR 1 (1864), S. 120f.
20. [Wilhelm Wolfsohn]: Theaterrevue – Der Shakespeare-Verein zur Hebung der deutschen Bühne. In: NR 2 (1864), S. 100–127. Darin die Rede Wolfsohns zur Eröffnung der Generalversammlung des Shakespeare-Vereins. Vgl. Nr. 5.1.
21. [Wilhelm Wolfsohn]: Die Juden in Rußland. In: NR 3 (1865), S. 20–29.
22. [Wilhelm Wolfsohn]: Gunib, die Veste Schamyls. In: NR 3 (1865), S. 232–235. Wiedergabe einer Passage des Berichts des englischen Reisenden John Ussher, über die Zufluchtsstätte des Tschetschen-Führers Imam Schamyl. Vermutlich in einer Übersetzung Wolfsohns.
23. [Wilhelm Wolfsohn]: Literarische Revue. Vom deutschen Büchermarkt. In: NR 4 (1865), S. 115–124.
24. B. Tschitscherin/[Wilhelm Wolfsohn]: Der Großfürst Thronfolger Nikolai Alexandrowitsch. In: NR 4 (1865), S. 129–135.
25. [Wilhelm Wolfsohn] Das russische Preßgesetz. In: NR 4 (1865), S. 211–218.
26. [Wilhelm Wolfsohn] Die Mischehen in Rußland. In: NR 4 (1865), S. 328–333.

6.2.12 Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon. Leipzig: Brockhaus

1. [Wilhelm Wolfsohn]: Adelaide Ristori. In: 1 (1857), S. 54–59. Die Urheberschaft folgt aus einem Brief Wolfsohns an Fontane. Vgl. Briefe, Nr. 62.

- 6.2.13 Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Obst in Leipzig. Ausgegeben durch die Königl. Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig
1. Wilhelm Wolfsohn: Lessing als Dramatiker. Drei Vorträge. In: Nr. 41 (24. Mai 1855), S. 209f.; Nr. 42 (27. Mai 1855), S. 213f.; Nr. 44 (3. Juni 1855), S. 241f.; Nr. 53 (5. Juli 1855), S. 289f.; Nr. 54 (8. Juli 1855), S. 293–295; Nr. 57 (19. Juli 1855), S. 305–307; Nr. 58 (22. Juli 1855), S. 309–311; Nr. 59 (26. Juli 1855), S. 313f.; Nr. 60 (29. Juli 1855), S. 317f.
 2. I. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Das literarische Interesse. – Journalistische Richtung). In: Nr. 2 (4. Januar 1857), S. 5–7.
 3. II. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Nationale Verehrung – literarisch-geschichtlich – monumental.) In: Nr. 6 (18. Januar 1857), S. 21–23.
 4. III. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Das Portrait im Denkmal. – Idealistische und realistische Auffassung.) In: Nr. 10 (1. Februar 1857), S. 37f.
 5. IV. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Die Costümfrage – Büste und Statue – Lessing's Portrait – Die Situation im Denkmal – Reliefs zum Lessingmonument). In: Nr. 14 (15. Februar 1857), S. 53–55.
 6. V. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Ortsbeziehung der Monumente. – Nationaldenkmal Goethe's und Schiller's. – Die Gruppe. – Die Einzelstatuen. – Gellertstatuette.) In: Nr. 19 (5. März 1857), S. 73–75.
 7. VI. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Volksurtheil. – Popularität. – Klopstock und Gellert.) In: Nr. 22 (15. März 1857), S. 89–91.
 8. VII. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Monographien. – Der Wandsbecker Bote.) In: Nr. 26 (29. März 1857), S. 105–107.
 9. VIII. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Biographische Polemik.) In: Nr. 32 (19. April 1857), S. 129–131.
 10. Wilhelm Wolfsohn: Auerbach und seine Gegennotizler. In: Nr. 34 (26. April 1857), S. 138f.
 11. IX. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Ein wirklicher „Mann des Lebens.“). In: Nr. 38 (10. Mai 1857), S. 153–155.
 12. X. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn („Wer nie sin Brod mit Thränen aß“ etc.) In: Nr. 40 (17. Mai 1857), S. 161f.
 13. XI. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Wie war es möglich? – Der Dialekt in der Literatur). In: Nr. 44 (31. Mai 1857), S. 177f.
 14. XII. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Herrenklagen.) In: Nr. 70 (30. August 1857), S. 281–283.
 15. XIII. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Die bürgerliche Beziehung – Anrede und Livree – Vertrauen.) In: Nr. 75 (17. September 1857), S. 301–303.

16. XIV. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Höflichkeit.) In: Nr. 76 (20. September 1857), S. 305–307.
17. XV. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Zur Politik der Freundschaft.) In: Nr. 78 (27. September 1857), S. 313f.
18. XVI. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Freundschaft und Kritik – Empfindlichkeit.) In: Nr. 83 (15. Oktober 1857), S. 333f.
19. XVII. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Die Duellfrage, historisch und psychologisch. – Das höchste Gut. – Lebens- und Todesverachtung.) In: Nr. 87 (29. Oktober 1857), S. 349–351.
20. W[ilhelm] W[olfsohn]: Eine Weihnachtsgabe aus Sachsen. In: Nr. 102 (20. Dezember 1857), S. 409f. Annotation auf Berthold Auerbachs „Deutscher Familienkalender auf das Jahr 1858“.
21. XVIII. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Standes- und Gesellschaftsnöthigungen zum Zweikampf.) In: Nr. 101 (17. Dezember 1857), S. 405–407.
22. XIX. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Von der Dresdner Hofbühne.) In: Nr. 104 (27. Dezember 1857), S. 417f.
23. Wilhelm Wolfsohn: Kundgebungen aus Rußland. In: Nr. 105 (31. Dezember 1857), S. 421f. Artikel zur Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland.
24. XX. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Bildungsverhältnisse der Schauspieler.) In: Nr. 8 (28. Januar 1858), S. 29–31.
25. XXI. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Darstellung classischer Stücke. – Eine Vorlesung Dawison's.) In: Nr. 26 (1. April 1858), S. 101–103.
26. XXII. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Ein neuer Lyriker). In: Nr. 27 (4. April 1858), S. 104–108.
27. XXIII. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Arzt und Dichter.) In: Nr. 29 (11. April 1858), S. 113–115.
28. XXIV. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Ein weiblicher Roquairol.) In: Nr. 33 (25. April 1858), S. 133–135.
29. XXV. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Beziehungen der Schillerstiftung.) In: Nr. 35 (2. Mai 1858), S. 141–143.
30. XXVI. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Catull deutsch.) In: Nr. 39 (16. Mai 1858), S. 157–159.
31. XXVII. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Weiteres über Stromberg's Catull.) In: Nr. 43 (30. Mai 1858), S. 173–175.
32. XXVIII. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Französisches und deutsches Komödienspiel.) In: Nr. 47 (13. Juni 1858), S. 189–191.
33. XXIX. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Bei Gelegenheit der Preisdramen.) In: Nr. 51 (27. Juni 1858), S. 205f.

34. XXX. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Journalistische Phantasien.) In: Nr. 55 (11. Juli 1858), S. 221f.
35. XXXI. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Das Feuilleton, sein Wirkungskreis und seine Wirkungen). In: Nr. 60 (29. Juli 1858), S. 243f.
36. XXXII. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Gogol's „Revisor“ in Deutschland). In: Nr. 65 (15. August 1858), S. 261–263. Späterer Wiederabdruck in der RR, Nr. 6.2.11.9.
37. XXXIII. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Der Held der Gogol'schen Komödie.) In: Nr. 69 (29. August 1858), S. 277–279.
38. XXXIV. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Noch einmal Gogol und Junkelmann.) In: Nr. 76 (23. September 1858), S. 305f.
39. XXXV. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Auerbach's neuer Kalender.) In: Nr. 89 (7. November 1858), S. 357f.
40. XXXVI. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Eine neue Poetik.) In: Nr. 94 (25. November 1858), S. 379f.
41. XXXVII. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Künstlerjournalistik – Drei Albums.) In: Nr. 3 (9. Januar 1859), S. 9–11.
42. XXXVIII. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn („Heinrich von Schwerin“ als patriotisches Werk.) In: Nr. 7 (23. Januar 1859), S. 27f.
43. XXXIX. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Meyern's „Heinrich von Schwerin“ als Drama.) In: Nr. 11 (6. Februar 1859), S. 41–43.
44. XL. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Perscott in Deutschland – Dr. Johannes Scherr – A. L. v. Rochau.) In: Nr. 17 (27. Februar 1859), S. 73.
45. XLI. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn („Kayserling's Sephardim“.) In: Nr. 23 (20. März 1859), S. 103f.
46. XLII. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Nissel's „Heinrich der Löwe.“). In: Nr. 27 (3. April 1859), S: 121–123.
47. XLIII. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Deutsche Nachbildungen der Alten.) In: Nr. 32 (21. April 1859), S. 141f.
48. XLIV. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Deutsche Wörterbücher.) In: Nr. 35 (1. Mai 1859), S. 157f.
49. XLV. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Ein römisches Stück von Gustav Freitag.) In: Nr. 40 (19. Mai 1859), S. 179f.
50. XLVI. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Die Fabier in der Geschichte und in Freytag's Dichtung.) In: Nr. 49 (19. Juni 1859), S. 213f.
51. XLVII. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Structur der Freytag'schen „Fabier.“). In: Nr. 53 (3. Juli 1859), S. 229–232.

52. XLVIII. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Deutsche Theaterausichten in Petersburg. – Graf Sollohub). In: Nr. 57 (17. Juli 1859), S. 245f.
53. XLIX. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Neuere Historiographie. – Rochau's Geschichte Frankreichs.) In: Nr. 61 (31. Juli 1859), S. 263f.
54. L. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Reuchlin, Geschichte Italiens). In: Nr. 67 (21. August 1859), S. 285f.
55. LI. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Blasewitzer Schillerfeier. – Wohlthätigkeits- und Pietätsagenten.) In: Nr. 72 (8. September 1859), S. 305f.
56. LII. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Eine literarische Curiositätensammlung.) In: Nr. 76 (22. September 1859), S. 321–323.
57. LIII. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Schillerblätter. Eine Zuschrift an Kotzebue.) In: Nr. 88 (3. November 1859), S. 368f.
58. LIV. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Eine Ergänzung in Schiller's Correspondenz. – Todtenehren des Dichers.) In: Nr. 91 (13. November 1859), S. 381f.
59. LV. Culturbrief von Wilhelm Wolfsohn (Zur Beruhigung neuerer Poeten. – Drei Bücher für den Weihnachtstisch.) In: Nr. 102 (22. Dezember 1859), S. 427f.
60. Wilhelm Wolfsohn: Elisabeth Charlotte. Schauspiel von Paul Heyse. In: Nr. 41 (20. Mai 1860), S. 165–167. In: Nr. 42 (24. Mai 1860), S. 169f. und Nr. 43 (27. Mai 1860), S. 173f.
61. [Wilhelm Wolfsohn]: Theater, Kunst und Presse in London. In: Nr. 93 (18. November 1860), S. 378f.

6.3 *Belegte Mitarbeit an weiteren Zeitschriften*

- Allgemeine Theater-Chronik, 1853 (Nr. 1–3) Nach Auskunft der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Goedekes Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung.
- Oesterreichisches Morgenblatt. Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft, Literatur und geselliges Leben. Hg. von Isidor Gaiger. Laut Vorblatt des 1. Jg. (1858), 1. Vierteljahr. Ein Erscheinen der Zeitschrift ist nicht belegt.
- Ueber Land und Meer. Allgemeine Illustrierte Zeitung. Hg. von F. W. Hackländer – 1858/59ff. Laut Prospekt von 1861 und 1863, ein von Wolfsohn gezeichneter Beitrag war nicht nachweisbar.

7 Übersetzungen

7.1 *Sammlungen*

- 7.1.1 Erzählungen aus Rußland, aus dem Russischen übertragen von Wilhelm Wolfsohn. 2 Bde. Dessau: Katz 1851. VII, 575 S.
- 7.1.2 Nikolaus Gogol: Kleine Welten. Zwei Erzählungen (die Übertragung ins Deutsche besorgte Wilhelm Wolfsohn). 2. Aufl. Dresden: Minden [1920]. 91 S.
- 7.1.3 Russische Geschichten. Deutsch von Wilhelm Wolfsohn. Dresden: Minden 1883. 227 S. Herausgegeben von seinem Sohn Wilhelm Wolters.
- 7.1.4 Russisches Leben und Dichten. Leipzig: Biedermann 1851. Die Herausgeberschaft Wolfsohns ist wahrscheinlich da alle enthaltenen Stücke von ihm übersetzt wurden, jedoch ohne ihn hier explizit als Übersetzer zu nennen.
- 7.1.5 Rußlands Novellendichter, aus dem Russischen übertragen von Wilhelm Wolfsohn. 3 Bde. Leipzig: Brockhaus
1. Bd. – Helena Hahn & Alexander Puschkin. 1848. 418 S.
 2. Bd. – Nikolaus Pawlow. 1848. 278 S.
 3. Bd. – Alexander Herzen. 1851. XV, 270 S.

7.2 *Prosäübersetzungen nach Autoren*

- 7.2.1 Vladimir Ivanovič Dal' (1801/1802–1872)
1. Die Braut vom Richtplatz. Russische Volksgeschichte. Von Wladimir Dahl. In: NR 2 (1864), S. 265–277.
- 7.2.2 Fedor Karlovič Deršau (1821– nach 1861)
1. F. Derschau: Finland und die Finländer, übersetzt von Wilhelm Wolfsohn, Leipzig: Hinrichs 1843. VI, 132 S.
- 7.2.3 Elena Andreevna Gan (1814–1842)
1. Helena Hahn: Eine Schwester. Russisches Familiengemälde. 2 Bde. Leipzig: Arnold 1848. 190 und 237 S. Zuordnung aufgrund des Vertrages Wolfsohns mit der Arnoldischen Buchhandlung vom 5. Januar 1848, Staatsbibliothek Berlin PK, Handschriftenabteilung, Nachl. 141 (Slg. Adam).

2. Helena Hahn: Dschellaledin. In: Rußlands Novellendichter (Nr. 7.1.5), 1. Bd., S. 37–142.
3. Helena Hahn: Utballa. In: Rußlands Novellendichter (Nr. 7.1.5), 1. Bd., S. 143–248.
4. Zwei Frauen. Eine Herzengeschichte von Helena Hahn. In: Erzählungen aus Rußland (Nr. 7.1.1), 2. Bd., S. 1–273.

7.2.4 Aleksandr Ivanovič Gercen (1812–1870)

1. Alexander Herzen: Wer ist Schuld? In: Rußlands Novellendichter (Nr. 7.1.5), 3. Bd., S. 1–270.

7.2.5 Nikolaj Vasil'evič Gogol' (1809–1852)

1. Eine schreckliche Rache. Aus Gogol's kleinrussischen Volksgeschichten. In: Europa. Chronik der gebildeten Welt, 1 (1848), Nr. 22 und 23, S. 351–361 und 367–376.
 - a. Eine schreckliche Rache. Kleinrussische Volksgeschichte von Nikolaus Gogol. In: Russisches Leben und Dichten (Nr. 7.1.4), S. 169–252.
2. Der Mantel. Erzählung von Nikolaus Gogol. In: Russisches Leben und Dichten (Nr. 7.1.4), S. 253–314.
 - a. Der Mantel. Erzählung von Nikolaus Gogol. In: RR 3 (1864), S. 183–215.
3. Eine Mainacht. Aus Gogol's kleinrussischen Volksgeschichten. In: Europa. Chronik der gebildeten Welt, 2 (1848), Nr. 72–77, S. 285–287, 289–291, 293–295, 297–299, 301–303 und 305–307.
 - a. Eine Mainacht. Kleinrussische Volksgeschichte von Nikolaus Gogol. In: Erzählungen aus Rußland (Nr. 7.1.1), S. 1–72.
4. Kleinrussische Landedelleute. Idylle von Nikolaus Gogol. In: Russisches Leben und Dichten (Nr. 7.1.4), S. 315–356.
 - a. Kleinrussische Landedelleute. Idylle von Nikolaus Gogol. In: RR 2 (1863), S. 447–469.

7.2.6 Ivan Ivanovič Lažečnikov (1792–1869)

1. Die Eroberung Livlands unter Peter dem Großen. Historischer Roman. Nach dem Russischen. 4 Theile. Dessau: Moritz Katz (Gebrüder Katz) 1852. 215, 214, 220, 192 S. Die Übersetzerschafft Wolfsohns ist belegt durch Lehmann-Schultze 1964, S. 92, wonach Wolfsohn die Übersetzung seinem Pensionär Alexander Gedult in die Feder diktiert haben soll. Im Vorwort ist als Übersetzer „A. v. L.“ angegeben.

7.2.7 Konstantin Petrovič Masal'skij (1802–1861)

1. Der russische Ikarus. In: *Die Eisenbahn*, V. Jg. (1842), Nr. 46–52 und 56f., S. 182f., 185–191, 193–195, 197–199, 201f., 205–207, 221–223, 225f.
 - a. Der russische Ikarus. In: *Bunte Reihe. Eine Sammlung ausgewählter u. interessanter Erzählungen, Novellen u. Criminalgeschichten*. Hg. von Robert Binder. 1. Bd. Leipzig 1842.

7.2.8 Vladimir Fedorovič Odoevskij (1803–1869)

1. Seneida. Charakterbild vom Fürsten Odojewsky. In: *Erzählungen aus Rußland* (Nr. 7.1.1), S. 185–302.

7.2.9 Nikolaj Filippovič Pavlov (1805–1864)

1. Der Namenstag. In: *Europa. Chronik der gebildeten Welt*, 1847, Nr. 4 und 5, S. 49–57 und 66–72
 - a. Der Namenstag. In: *Rußlands Novellendichter* (Nr. 7.1.5), 2. Bd., S. 87–124.
2. Eine Million. In: *Europa. Chronik der gebildeten Welt*, 1847, Nr. 34 und 35, S. 541–560 und S. 565–575.
 - a. Eine Million. In: *Rußlands Novellendichter* (Nr. 7.1.5), 2. Bd., S. 125–206.
3. Der Maskenball. In: *Rußlands Novellendichter* (Nr. 7.1.5), 2. Bd., S. 19–86.
4. Der Yatagan. In: *Rußlands Novellendichter* (Nr. 7.1.5), 2. Bd., S. 207–278.

7.2.10 Aleksandr Sergeevič Puškin (1799–1837)

1. Die Capitainstochter. In: *Rußlands Novellendichter* (Nr. 7.1.5), 1. Bd., S. 283–418.
 - a. Die Kapitänstochter. Detmold-Berlebeck: Engelhardt 1946. 174 S.

7.2.11 Vladimir Aleksandrovič Sollogub (1813/1814–1882)

1. Der Bär. In: *Erzählungen aus Rußland* (Nr. 7.1.1), S. 73–183.
 - a. Der Bär. In: *Novellen-Zeitung*, Nr. 182 (22. Dezember 1847), S. 1649–1661 und Beilage zu Nr. 182, S. 1665–1669. Die Übersetzung ist dort nicht gezeichnet.
2. Vornehme Welt. In: *Russisches Leben und Dichten* (Nr. 7.1.4), S. 3–168.
 - a. Große Welt. Eine Novelle in zwei Tänzchen. In: *NR 1* (1864), S. 300–343 und *NR 2* (1864), S. 18–58.

7.2.12 Lev Nikolaevič Tolstoj (1828–1910)

1. Paul [Polykuschka – Polykej]. In: RR 2 (1863), S. 28–50, 105–146.
 - a. Der arme Paul. Erzählung. Leipzig: Philipp Reclam jun. [1922]. 95 S. [Reclams Universal Bibliothek, Nr. 6360]
 - b. Polikuschka. Novelle (Dt. von Wilhelm Wolfsohn. Ill. Von Christine Ackermann). (Gütersloh:) Bertelsmann-Lesering [1960]. 123 S. [Kleine Lesering-Bibliothek, Bd. 38]

7.2.13 Ivan Sergeevič Turgenev (1818–1883)

1. Der Gasthof. In: RR 2 (1863), S. 216–233, 287–309, 400–413.
 - a. Der Gasthof. Eine Erzählung. Dresden: Minden 1887. 173 S.
2. Väter und Kinder [Kap. I–X]. In: NR 3 (1865), S. 135–166, 309–331.

7.3 *Gedichtübersetzungen nach Autoren*

7.3.1 Aus dem Russischen

7.3.1.1 Russische Volksdichtung

1. Das Lied vom Heere Igor's: „Wär' es nicht schön für uns, Brüder, ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 182–226.

Vermischte Lieder

2. „Weide du Weidelein, o Du mein grüner Baum ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 241f.
3. „Ach, ihr Bächlein, ihr Bächlein, ihr kühlen Wasserlein ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 242f.
4. „Bleibe nicht mein Lieb', spät am Abend wach ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 243f. Auch in: Sternbilder (Nr. 1.1.2), S. 167f.
5. „O Ihr herbstlichen Winde ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 244f.
6. „Ach Du Feld, ach Du mein weites Feld ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 245f.
7. „Nun genug, Du schöne Maid, gräme Dich nicht mehr! ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 246
8. „Der wackere Jüngling hatt' einen Garten grün ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 246f.
9. „Wenn der Nebel einmal fiel auf's blaue Meer ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 247f.

10. „Es wandelt kein weißer Schwan umher ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 248.
11. „An dem steilen Ufer wohl, an dem freundlichen ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 249.
12. „Da draußen regnet's, draußen schneit's ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 249f.
13. „Zwischen zwei Bergen, zwei hohen Bergen ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 250–252.
14. „Von Nebeln umhüllt ist die schöne Sonne ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 252.
15. „Nun, so sei Dir gedankt, Du blauer Henkelkrug! ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 253.
16. „Ach, wenn auf die Blumen Frost nicht käme ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 253f.
17. „Eschenbäumchen Du, o Du astiges ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 254f.
18. „Bei dem Seelchen, bei der schönen Maid ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 255.
19. „Sag' wodurch ich Dich betrübte, o mein Herzenstrauer Du? ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 256.

Hochzeitslieder

20. „Es steht auf dem Berg ein weißes Zelt ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 257f.
21. „Ach im Garten, im Gärtlein ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 258f.
22. „Du mein Fluß, o Du Flübchen mein ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 259f.
23. „Bei Jefim wohl in dem Hof ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 260.

Weihnachtslieder

24. „Aus der Schmiede geht der Schmied, Ehr' ihm! ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 261f.
25. „Ich werfe mein Kissen wohl durch das Thor ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 262.
26. Koljáda, Koljáda!: „Es kam die Koljáda ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 262f.

Lieder von sogenannten verwegenen Leuten

27. „Du mein Haupt, ach Du mein armes Haupt ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 263–265.
28. „Rausche nicht Väterchen, Du grüner Eichenwald ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 265f.
29. „Zu Kiew war’s in der alten Stadt ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 266f.
30. „Es streift’ ein Jüngling durch die Ukraine ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 267–269.
31. „Ach Du Seelchen, Du mein junges Weib! ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 269f.

Wiegenlieder

32. „Auf den Bergeshöh’n, auf den Bergeshöh’n ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 270f.
33. „Auf dem Berg, dem Berg, dem steilen wohl ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 271f.

Altrussische Dichtungen aus der Sammlung des Kirscha Danilow

34. Von der Heirath des Fürsten Wladimir
 - „In der Herrscherstadt in Kiew wohl ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 280–289.
 - „Beim Fürsten Wladimir dem sonnigen Sesslawjewitsch ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 289–291.
35. Stawr der Bojare: „In der Herrscherstadt, in Kiew, war’s ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 292–299.
36. Fürst Roman: „Der Fürst Román verlor sein Weib ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 300–302.
37. „In hohem Terem in stattlichem ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 303f.
38. Der polnische Ataman: „Hinter der Stadt Sarájsk, hinter dem alten Rjasán ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 304.

7.3.1.2 Evgenij Abramovič Baratynskij (1800–1844)

1. Bekenntniß: „Verlange nicht von mir erzwungne Zärtlichkeit ...“ In: RR 3 (1864), S. 404–406.
2. Was wollt ihr Tage?: „Was wollt ihr Tage? Dieser Welt Gestalten ...“ In: RR 3 (1864), S. 406.

- 7.3.1.3 Konstantin Nikolaevič Batjuškov (1787–1855)
1. An einen Freund: „Mein Freund! ich sah der Laster Meer ...“ In: Sternbilder (Nr. 1.1.2), S. 186–188.
 2. Der sterbene Tasso: „Welch eine Feier will das alte Rom begeh'n? ...“ In: Zeitung für die elegante Welt, Nr. 152 (6. August 1842), S. 605f.
- 7.3.1.4 Gavriil Romanovič Deržavin (1743/1745–1816)
1. An Feliza, die Zarin der Kirgis-Kaissaken: „Du, der Kaissáken und Kirgisen ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 353–359.
 2. Auf den Tod des Fürsten Meschtscherskoj. An Perfiljew.: „Der Zeiten Wort! metall'ner Klang! ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 360–362.
 3. Die Quelle: „Im Schatten ast'ger Bäume sitzend ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 363f.
 4. Der Große: „Nicht der Gewänder eitle Pracht ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 365–370
 5. Den Herrschern: „Aufrief der höchste Gott und Richter ...“ In: Die Eisenbahn, 5. Jg. (1842), Nr. 68 (9. Juni 1842), S. 269.
 - a. Den Herrschern und Richtern: „Aufrief der höchste Gott und Richter ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 352
 6. Ode an Gott: „O Du von keinem Raum umschlossen ...“ In: Sternbilder (Nr. 1.1.2), S. 171–176.
 - a. Gott: „O Du, endlos in Raumes Weiten ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 348–351.
- 7.3.1.5 Michail Aleksandrovič Dmitriev (1796–1866)
1. Jermak: „Was liebest du mein Auge schauen ...“ In: Sternbilder (Nr. 1.1.2), S. 177–185.
 2. Jermak's Tod: „Es heult' der Sturm in finstrer Nacht ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 128–131.
- 7.3.1.6 Afanassij Afanas'evič Fet (eigentl. Šenšin; 1820–1892)
1. „Ich ziehe fort auf meinem Wagen ...“ Die Übersetzung erstellte Wolfsohn zusammen mit Karolina Pavlova im Mai 1845 in Moskau. Vgl. Reflexionen, Göpfert, S. 329f.
- 7.3.1.7 Nikolaj Michajlovič Jazykov (1803–1846/1847)
1. Ein Jahrestag: „O wie lang ists her, da saust ich ...“ In: *Lieder aus der Fremde* 1857, S. 269

7.3.1.8 Antioch Dmitrievič Kantemir (1708/1709–1744)

1. „Sylvan giebt eine andre Schuld gelehrtem Wissen ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 42f.

7.3.1.9 Vasilij Vasil’evič Kapnist (1757–1824)

1. Aus dem Gedichte „Knechtschaft“: „Wohin ich auch in Thränenschauer ...“ In: *Lieder aus der Fremde* 1857, S. 257.
 - a. Knechtschaft: „Wohin ich auch in Thränenschauer ...“ In: *Bildersaal* 1869, S. 642
 - b. Knechtschaft: „Wohin ich auch in Tränenschauer ...“ In: *Dichtergarten* 1918, S. 237f.

7.3.1.10 Aleksej Vasil’evič Kol’cov (1809–1840)

1. Gebet: „O Heiland, mein Heiland! ...“ In: *Lieder aus der Fremde* 1857, S. 268.
 - a. Gebet: „O Heiland, mein Heiland! ...“ In: *Bildersaal* 1869, S. 666.

7.3.1.11 Michail Jur’evič Lermontov (1814–1841)

1. Mahnruf: „O Jüngling, glaube nicht dem schwärmerischen Muth ...“ In: RR 2 (1863), S. 267f.
2. Am ersten Januar: „Wie oft, wenn ich von bunter Schaar umringt ...“ In: *Lieder aus der Fremde* 1857, S. 266
3. Auf den Tod Puschkin’s: „Der Sänger fiel – im Frohn der Ehre ...“ In: W. Wolfsohn: Nikolaus Gogol (Nr. 6.2.2.8), S. 127.
 - a. Auf den Tod Puschkin’s: „Der Sänger fiel – im Frohn der Ehre ...“ In: *Lieder aus der Fremde* 1857, S. 260.
 - b. Auf Puschkin’s Tod.: „Der Sänger fiel – im Frohn der Ehre ...“ In: RR 1 (1863), S. 223–225.
4. Der Gefangene: „Laßt des Tages Licht mich schauen ...“ In: *Lieder aus der Fremde* 1857, S. 265.
5. Ein Nachbar: „Du bist mir theuer, wie ein Freund nur ist ...“ In: *Lieder aus der Fremde* 1857, S. 262.
6. Glaube nicht!: „O Jüngling, glaube nicht dem schwärmerischen Muth ...“ In: *Lieder aus der Fremde* 1857, S. 263.

7.3.1.12 Michail Vasil'evič Lomonosov (1711–1765)

1. Ode auf die Eroberung von Chotin: „Entzücken riß auf Bergeshöh'n ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 320–328. Eigentlich Ode (an die Kaiserin Anna Joannowna auf den Sieg über die Türken und Tataren und auf die Eroberung Chotins im Jahre 1739).
2. Abendgedanken beim Erscheinen eines Nordlichtes: „Der Tag verbirgt sein Angesicht ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 329f.
3. Ode auf den Jahrestag der Thronbesteigung Elisabeth's, 1748: „Aurens Hand in Purpurgluten ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 331–338
4. Morgengedanken über die Größe Gottes: „Schon hat den Glanz, den himmelsreinen ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 339f.
5. Siegesode: „Der Russen Kraft, der Russen Muth ...“ In: Sternbilder (Nr. 1.1.2), S. 169f.

7.3.1.13 Apollo Aleksandrovič Majkov (1761–1838)

1. Der Acker: „Ich wandl' auf schmalem Rain, den stachelichte Meld' ...“ In: RR 2 (1863), S. 1f.

7.3.1.14 Nikolaj Alekseevič Nekrasov (1821–1877)

1. „Hör' ich in blut'ger Kriegeszeit ...“ In: RR 2 (1863), S. 185.
2. „Als aus des Irrsals Nebelhülle ...“ In: RR 2 (1863), S. 185f.

7.3.1.15 Nikolaj Plantovič Ogarev (1813–1877)

1. „Es saß die Mutter an der Wiege ...“ In: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen (Nr. 4.3), S. 373.

7.3.1.16 Jakov Petrovič Polonskij (1819/1820–1898)

1. Die innere Stimme: „Wenn deine Seel' in Leidenstagen ...“ . In: RR 2 (1863), S. 97f.

7.3.1.17 Aleksandr Sergeevič Puškin (1799–1837)

1. An das Meer: „Leb' wohl, du freies Reich der Wellen, ...“ In: Sternbilder (Nr. 1.1.2), S. 189–192.
2. Das Echo: „Wenn's Thier erbrüllt im dumpfen Wald ...“ In: Sternbilder (Nr. 1.1.2), S. 197.
3. Das Vöglein: „Ein Fremdling, will ich heilig weihen ...“ In: Sternbilder (Nr. 1.1.2), S. 193.
4. Die Nachtigall: „Wohl überm Kelch der Rose ...“ In: Sternbilder (Nr. 1.1.2), S. 194.

5. Der Sturm: „Sahst du des weißen Mägdleins Bild ...“ In: Sternbilder (Nr. 1.1.2), S. 195.
6. Eine Ausländerin: „Nach deinem fernen Heimathgrunde ...“ . In: RR 1 (1863), S. 303f.
7. Einer Ausländerin: „Fremd muß dir meine Sprache bleiben ...“ In: Sternbilder (Nr. 1.1.2), S. 196.

7.3.1.18 Fedor Ivanovič Tjučev (1803–1873)

1. Frühling: „Wie schwer die Hand des Schicksals walte ...“ In: *Lieder aus der Fremde* 1857, S. 271.
 - a. Frühling: „Wie schwer die Hand des Schicksals walte ...“ In: *Bildersaal* 1869, S. 660.
2. Frühlingswasser: „Indessen der Schnee noch die Felder deckt ...“ In: *Lieder aus der Fremde* 1857, S. 272.
3. Herbstabend: „In klaren Herbstabenden ist ein ...“ In: *Lieder aus der Fremde* 1857, S. 273.
 - a. Herbstabend: „In klaren Herbstesabenden ist ein ...“ In: *Bildersaal* 1869, S. 660.
4. Mein Vaterland: „Diese darbende Umgebung ...“ . In: RR 1 (1863), S. 7.

7.3.1.19 Petr Andreevič Vjazemskij (1792–1878)

1. Thränen: „Ach, wie vergoß ich ...“ In: *Lieder aus der Fremde* 1857, S. 259.
 - a. Thränen: „Ach, wie viel vergoß ich ...“ In: *Bildersaal* 1869, S. 660.

7.3.1.20 Vasilij Andreevič Žukovskij (1783–1852)

1. Der Gefangene an den Schmetterling: „Welch Lüftchen hat vom Himmelsbogen ...“ In: Veilchen (Nr. 1.1.1), S. 68–71.

7.3.2 Aus dem Mittelhochdeutschen

7.3.2.1 Freidank (um 1229)

1. „Die Bande mag Niemand finden ...“ In: Neues Laienbrevier (Nr. 4.4), S. 21.
2. „Vor Schande wahrht nicht bessre List ...“ In: Neues Laienbrevier (Nr. 4.4), S. 20.
3. „Wasser löscht Feu'r und Gluth ...“ In: Neues Laienbrevier (Nr. 4.4), S. 20.
4. „Wer die Seele will bewahren ...“ In: Neues Laienbrevier (Nr. 4.4), S. 20.

7.3.2.2 Gottfried von Straßburg (um 1210)

1. „Die Gottes Minne fremde sind ...“ In: Neues Laienbrevier (Nr. 4.4), S. 12
2. „Gedächte man ihrer in Güte nicht ...“ In: Neues Laienbrevier (Nr. 4.4), S. 11

7.3.2.3 Hartmann von Aue (um 1203)

1. „Dem Kreuze ziemt wohl reiner Muth ...“ In: Neues Laienbrevier (Nr. 4.4), S. 3.
2. „Wir mögen's an der Kerze sehen ...“ In: Neues Laienbrevier (Nr. 4.4), S. 3f.

7.3.2.4 Otfrid von Weißenburg („Evangelienharmonie“ um 872)

1. „Wenn der Sinn uns aufgegangen ...“ In: Neues Laienbrevier (Nr. 4.4), S. 1f.

7.3.2.5 Wolfram von Eschenbach („Parzival“ um 1210.)

1. „Gedanke wehrt dem Sonnenblick ...“ In: Neues Laienbrevier (Nr. 4.4), S. 9f.
2. „Die Menschheit ist von wilder Art ...“ In: Neues Laienbrevier (Nr. 4.4), S. 10.

7.3.3 Aus dem Lateinischen

7.3.3.1 Catull (ca. 84–54 v. Ch.)

1. Carm. LXX (Nulli se dicit mulier mea –): „Daß sie *mir* nur sich vermähle ...“ In: NR 1 (1864), S. 168.
2. Carm. LXXVI (Si qua recordanti benefacta priora voluptas –): „Muß dem Menschen Wonne geben ...“ In: NR 1 (1864), S. 168–170.

7.3.3.2 Martial (um 40–102/103)

1. Aurum et opes (Epigr. VIII, 18, 9): „Geld und Gut dir darzureichen ...“ In: NR 1 (1864), S. 170.
2. Crede mihi, quamvis ingentia (Epigr. V, 12, 7): „Und ob man mit höchstem Geschenk dich verpflichte ...“ In: NR 1 (1864), S. 170.
3. Quae nubit toties (Epigr. VI, 7, 5): „Die öfter Ehe schließt, die schließt ...“ In: NR 1 (1864), S. 170.
4. Uxorem quare locupletem (Epigr. VIII, 12): „Ihr fragt, warum kein reiches Weib ich nehme? ...“ In: NR 1 (1864), S. 171.
5. Ut praestem Pyladen (Epigr. VI, 11, 9): „Wem ich ein Pylades soll sein ...“ In: NR 1 (1864), S. 171.

7.3.4 Aus dem Französischen

7.3.4.1 Pierre Lachambeaudie (1807–1872)

1. Das Blümlein und die Wolke: „Der Sommer glüht; im Thal ein Blümlein, halbverdorrt ...“ In: *Lieder aus der Fremde* 1857, S. 276.
 - a. Blumen und Wolke: „Der Sommer glüht; im Tal ein Blümlein, halb verdorrt ...“ In: *Dichtergarten* 1918, S. 46.

7.3.4.2 Marc Monnier (1829–1885)

1. An Berthold Auerbach: „In einem Lied, in einer Scene ...“ In: *Lieder aus der Fremde* 1857, S. 277

7.3.5 Aus dem Englischen

7.3.5.1 Samuel Taylor Coleridge (1772–1834)

1. An die Ruhe: „O Ruhe, schöner mir genannt ...“ In: *Lieder aus der Fremde* 1857, S. 274.

8 Sonstiges

8.1 *Autobiographisches*

- 8.1.1 [Wilhelm Wolfsohn]: Tagebuch seit meiner Abreise aus Odessa (Nachlass Wilhelm Wolfsohn; in Privatbesitz)

8.2 *Biographische Skizzen und Nekrologe (Auswahl)*

- 8.2.1 Ebers, Georg: Ein deutscher Dichter. Wilhelm Wolfsohn. In: Ueber Land und Meer. Allgemeine Illustrierte Zeitung. Hg. von F. W. Hackländer, 14. Bd., 7. Jg., September 1865, Nr. 50, S. 798.
- 8.2.2 Geiger, Ludwig: Wilhelm Wolfsohn. In: Jahrbücher für jüdische Geschichte und Literatur. XV. Bd. Berlin 1912, S. 163–197.
- 8.2.3 Nekrolog auf Dr. Wilhelm Wolfsohn. In: Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung, Nr. 69 (27. August 1865), S. 303f.

- 8.2.4 Wilhelm Wolfsohn. In: Beiblatt zur Allgemeinen Modenzeitung, Nr. 52, 1862, S. 421.
- 8.2.5 [Nekrolog] Wilhelm Wolfsohn. In: Unsere Zeit. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon, Neue Folgen, 1. Jg., Leipzig: Brockhaus 1865, S. 713f.

8.3 *Gedichte an Wilhelm Wolfsohn*

1. Auen, H. [Schauenburg, Hermann]: An Carl Maien: „Die Blätter fallen in das Zeitenmeer ...“ In: Die Eisenbahn, IV. Jg. (1841), S. 101.
2. Fontane, Theodor: Einem Freunde in Odessa: „Nicht um eine Fürstenkrone ...“ (1844). Vgl. Briefe, Nr. 9.
3. Fontane, Theodor: An Rußland (Einem Freunde, als er nach Moskau übersiedeln wollte): „Wer auf die Zukunft schwört, und unbekümmert ...“ (1844/45). Vgl. Briefe, Nr. 10.
4. [Frankenberg,] Siegmund: An meinen Freund Carl Maien: „Wenn der Sturm in Schauerreigen ...“ In: Veilchen (Nr. 1.1.1), S. 91f.
5. Lehmann, Emil: Auf Wilhelm Wolfsohn. Den Dichter der Dramen „Nur eine Seele“ und die „Osternacht“, gestorben zu Dresden am 13. August 1865: „Stumm ist der Mund, dem süß und klar ...“ (Nachlass Wilhelm Wolfsohn; in Privatbesitz)

Siglen und Abkürzungen

AZJ	<i>Allgemeine Zeitung des Judenthums</i>
DLA	Schiller-Nationalmuseum/Deutsches Literaturarchiv, Marbach am Neckar
eB	eigenhändiger Brief
EĚ	<i>Evrejskaja Ěnciklopedija. Svod znanij o evrejstve i ego kul'ture v prošlom i nastojaščem</i> [Jüdische Enzyklopädie. Wissenssammlung zum Judentum und seiner Kultur in Vergangenheit und Gegenwart]. 16 Bde. Sankt-Peterburg 1908–1913, Reprint 1991.
eMs	eigenhändiges Manuskript
FL	<i>Theodor Fontane – Bernhard von Lepel. Der Briefwechsel. Kritische Ausgabe.</i> Hg. von Gabriele Radecke. Berlin, New York [2006; im Druck] (<i>Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft</i>).
GBA	Hg. von Gotthard Erler. Berlin: Aufbau 1994ff. (Große Brandenburger Fontane-Ausgabe).
Ehebriefwechsel	Emilie und Theodor Fontane: <i>Der Ehebriefwechsel.</i> Hg. von Gotthard Erler unter Mitarbeit von Therese Erler. 3 Bde. Berlin 1998.
Erzählerisches Werk	Theodor Fontane: <i>Das erzählerische Werk.</i> Hg. in Zusammenarbeit mit dem Theodor-Fontane-Archiv. 21 Bde. Berlin 1997ff.
Gedichte	Theodor Fontane: <i>Gedichte.</i> Hg. von Joachim Krueger und Anita Golz. 3 Bde. Berlin ² 1995.
Tagebücher	Theodor Fontane: <i>Tagebücher.</i> Bd. 1: 1852. 1855–1858. Hg. von Charlotte Jolles unter Mitarbeit von Rudolf Muhs. Bd. 2: 1866–1882. 1884–1898. Hg. von Gotthard Erler unter Mitarbeit von Therese Erler. Berlin 1994.
HFA	Theodor Fontane: <i>Werke, Schriften und Briefe.</i> Hg. von Walter Keitel und Helmuth Nürnberger. München: Hanser 1962–1997 (Hanser Fontane-Ausgabe). (I = Abteilung / 1 = Band).
KH	<i>Der Briefwechsel zwischen Gottfried Keller und Hermann Hettner.</i> Hg. von Jürgen Jahn. Berlin, Weimar 1964.
LAZ	<i>Leipziger Allgemeine Zeitung</i>

- NFA Theodor Fontane: *Sämtliche Werke*. Hg. von Edgar Gross, Kurt Schreinert u. a. 24 Bde. München: Nymphenburger 1959–1975 (Nymphenburger Fontane-Ausgabe).
- NR *Nordische Revue. Internationale Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben*
- Prop Theodor Fontane: *Briefe*. Hg. von Kurt Schreinert. Zu Ende geführt und mit einem Nachwort versehen von Charlotte Jolles. Erste wort- und buchstabengetreue Edition nach den Handschriften. 4 Bde. Berlin: Propyläen 1968–1971.
- RR *Russische Revue. Zeitschrift zur Kunde des geistigen Lebens in Rußland bzw. Internationale Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben*
- TFA Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam.
- Vossische Zeitung* *Königlich privilegierte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen*
- Wohnungsanzeiger* *Allgemeiner Wohnungsanzeiger für Berlin, Charlottenburg und Umgebungen auf das Jahr ...*, Berlin.

Literaturverzeichnis

- Adreß- und Geschäftshandbuch* 1855 *Adreß- und Geschäftshandbuch der königlichen Haupt- und Residenzstadt Dresden.* Dresden 1855.
- Adreß- und Geschäftshandbuch* 1861 *Adreß- und Geschäftshandbuch der königlichen Haupt- und Residenzstadt Dresden.* Dresden 1861.
- Aksakov 1892 *I[van] S[ergeevič] Aksakov v ego pis'mach* [*I. S. Aksakov in seinen Briefen*]. Bd. 3: 1851–1860 godov. Moskau 1892.
- Allen 1940 William Edward David Allen: *The Ukraine.* Cambridge 1940.
- Arendt/Blumenfeld 1995 Hannah Arendt/Kurt Blumenfeld: „... *in keinem Besitz verwurzelt*“. *Die Korrespondenz.* Hg. von Ingeborg Nordmann und Iris Pilling. Berlin 1995.
- Arroyo 1999 Inka Arroyo: *Der ‚radikale Traditionalismus‘. Salomon Maimons Lebensgeschichte und das aporetische Denken.* In: *Erfahrung und Zäsur. Denk-Figuren der deutsch-jüdischen Moderne.* Hg. von Ashraf Noor. Freiburg im Breisgau 1999, S. 59–95.
- Assing 1860 Ludmilla Assing (Hg.): *Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827 bis 1858. Nebst Auszügen aus Varnhagen's Tagebüchern, und Briefen von Varnhagen und Andern an Humboldt.* Leipzig 1860.
- Atlas 1911 Doroteja Genrichovna Atlas: *Staraja Odessa. Ee druž'ja i nedrugj.* [*Das alte Odessa. Seine Freunde und Feinde.*] Odessa 1911, Reprint 1992.
- Auerbach 1858 Berthold Auerbach: *Studien und Anmerkungen zu Lessing's Nathan der Weise.* In: B. A.: *Deutsche Abende.* Stuttgart, Augsburg 1858, S. 256 (*Berthold Auerbach's gesammelte Schriften.* Erste, neu durchges. Gesamtausgabe. Bd. 19).
- Auerbach 1864 Berthold Auerbach: *Die Soldatenschule in Rußland als Schule für Gemeindebeamte.* In: RR 3 (1864), S. 26–34.
- Auerbach 1876 Berthold Auerbach: *An Professor Billroth in Wien.* [31. December 1875]. In: *Die Gegenwart* 9 (1876), Nr. 1 (8. Januar), S. 17f.

- Auerbach 1879 Berthold Auerbach: *Kannibalische Ostern. Ein Mahnwort*. In: *Die Gegenwart* 15 (1879), Nr. 14 (5. April), S. 1.
- Auerbach 1881 Berthold Auerbach: *Die Genesis des Nathan. Gedenkworte zu Lessing's 100jährigem Todestag*. Berlin 1881.
- Auerbach/Auerbach 1884 Berthold Auerbach: *Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach. Ein biographisches Denkmal*. Mit Vorbemerkungen von Friedrich Spielhagen und dem Hg. 2 Bde. in 1. Frankfurt am Main 1884.
- Auerbach/Lazarus 1971 Briefwechsel von Berthold Auerbach und Moritz Lazarus. In: *Moritz Lazarus und Heymann Steinthal. Die Begründer der Völkerpsychologie in ihren Briefen*. Mit einer Einleitung hg. von Ingrid Belke. Tübingen 1971, S. 335–366 (*Schriftenreihe Wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts* 21).
- Bakunin 1995 Michael A. Bakunin: „Barrikadenwetter“ und „Revolutionshimmel“ (1849). Artikel in der ‚Dresdner Zeitung‘. Hg. von Wolfgang Eckhardt. Berlin 1995.
- Balaban 1927 Majer Samuel Balaban: *Kahal*. In: *Jüdisches Lexikon*. 4 Bde. Berlin 1927, Reprint Frankfurt am Main 1987. Bd. 3, Sp. 525–530.
- Bange 1980 Pierre Bange: *Zwischen Mythos und Kritik. Eine Skizze über Fontanes Entwicklung bis zu den Romanen*. In: Hugo Aust (Hg.): *Fontane aus heutiger Sicht. Analysen und Interpretationen seines Werkes*. München 1980, S. 17–55.
- Bartal 1985 Israel Bartal: *The Image of Germany and German Jewry in East European Jewish Society During the 19th Century*. In: Isadore Twersky (Hg.): *Danzig, between East and West*. Cambridge Mass. 1985, S. 1–17.
- [Behr] 1772 [Isaschar Falksohn Behr]: *Gedichte von einem pohlischen Juden*. Mitau, Leipzig 1772.
- Belinskij 1955 Vissarion Grigor'evič Belinskij: *Sočinenija Zeneidy R-voj [Das Werk der Seneida R.]*. In: Vissarion Grigor'evič Belinskij: *Polnoe sobranie sočinenij. [Sämtliche Werke]*. Moskau 1955. Bd. 7, S. 648–678.

- Belousova 2002 Lilija Grigorevna Belousova (Hg.): *Evrei Odessy i Juga Ukrainy. Istorija v dokumentach* [Die Juden Odessas und der Südukraine. Geschichte in Dokumenten]. Buch 1. Odessa 2002.
- Benyoëtz 1986 Elazar Benyoëtz: *Letzte Morgenstunden der Aufklärung oder Goethes ganz privater Ahasver*. In: *Juden in der deutschen Literatur*. Hg. von Stéphane Moses u. a. Frankfurt am Main 1986, S. 387–394.
- Benz 2000 Wolfgang Benz: *Antisemitismus als Zeitströmung am Ende des Jahrhunderts*. In: *Theodor Fontane am Ende des Jahrhunderts. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes 13.–17. September 1998 in Potsdam*. Hg. von Hanna Delf von Wolzogen. Bd. 1. Würzburg 2000, S. 157–168.
- Berbig/Hartz 2000 Roland Berbig unter Mitarbeit von Bettina Hartz: *Theodor Fontane im literarischen Leben. Zeitungen und Zeitschriften, Verlage und Vereine*. Berlin, New York 2000 (*Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft* 3).
- Berlin 1862 Moisej Berlin: *Očerk étnografii evrejskogo narodonaselenija v Rossii* [Ethnographische Skizze der jüdischen Volkssiedlung in Russland]. In: *Étnografičeskij sbornik*. [Ethnographischer Sammelband]. Sankt-Peterburg 1862, S. 1–94.
- Bettelheim 1907 Anton Bettelheim: *Berthold Auerbach. Der Mann – Sein Werk – Sein Nachlaß*. Stuttgart, Berlin 1907.
- Bettelheim 1908 Anton Bettelheim: *Auerbach und Gutzkow. Eine Entgegnung*. In: *Vossische Zeitung*, Sonntagsbeilage, Nr. 25 (26. Juni 1908), S. 199f.
- Bildersaal* 1869 *Bildersaal der Weltliteratur*. Hg. von Johannes Scherr. 2., umgearbeitete, ergänzte und bis zur Gegenwart fortgeführte Aufl., 2. Bd. Stuttgart 1869.
- Böhme/Luther 1948 Erich Böhme, Arthur Luther: *Frühe deutsche Übersetzungen aus dem Russischen*. In: *Die neue Gesellschaft. Monatszeitschrift der Gesellschaft zum Studium der Kultur der Sowjetunion* 3 (1948), H. 3, S. 19–27; H. 5/6, S. 37–47.

- Biale 1986 David Biale: *Childhood, Marriage and the Family in Eastern European Jewish Enlightenment*. In: Steven M. Cohen, Paula E. Hyman (Hg.): *The Jewish Family*. New York 1986, S. 45–61.
- Blumenfeld 1976 Kurt Blumenfeld: *Im Kampf um den Zionismus. Briefe aus fünf Jahrzehnten*. Hg. von Miriam Sambursky und Jochanan Ginat. Stuttgart 1976.
- Bölte 1859 Amely Bölte: *Aus Dresden. Mitte Februar*. In: *Novellenzeitung*, Nr. 10 (9. März 1859).
- Börne 1840 Ludwig Börne: *Gesammelte Schriften*. 3. verm. Aufl., 2. Teil. Stuttgart 1840.
- Brockhaus 1892–1895 *Brockhaus' Konversations-Lexikon*, 16 Bde. Berlin, Wien ¹⁴1892–1895.
- Büchmann 1865 Georg Büchmann: *Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des Deutschen Volks*. Berlin ²1865.
- Büchmann 1895 *Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes*, gesammelt und erläutert von Georg Büchmann. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Walter Robert-tornow. Berlin ¹⁰⁰1895.
- C. A. 1863 C. A.: *Don Juan. Dramatisches Gedicht von Alexis Grafen Tolstoy*. In: RR 1 (1863), S. 256–277.
- Carus 1864 Carl Gustav Carus: *Fragmente zur Symbolik menschlicher Gestalt*. In: RR 2 (1864), S. 278–293.
- Carus 1866 Carl Gustav Carus: *Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten*. 4. Theil. Leipzig 1866.
- Chambers 1989 Helen Chambers (Hg.): *Theodor Fontanes Longfellow-Vortrag am 29.2.1860 in Berlin*. In: *Fontane Blätter* 47 (1989), S. 27–48.
- Cinberg 1911 Sergej Cinberg (Israel Zinberg): *Pis' mo M. Lilientala k G. Kacnelenobogenu [Brief von M. Lilienthal an G. Kacnelenbogen]*. In: *Perežitoe* 3 (1911), S. 379–382.

- Clogg 1981 Richard Clogg: *The Greek Mercantile Bourgeoisie. ‚Progressive‘ or ‚Reactionary‘?* In: R. C. (Hg.): *Balkan Society in the Age of Greek Independence*. London, Basingstoke 1981, S. 85–110.
- Danilevskij 1901 Grigorij Petrovič Danilevskij: *Beglye v Novorossii [Flüchtlinge in Neurusland]*. Petersburg 1901.
- Danilowa 1982 Irina Danilowa: *Russische Stimmen*. In: Michail W[assilljewitsch] Alpatow: *Die Dresdner Galerie. Alte Meister*. Dresden ¹⁶1982 (zuerst 1966), S. 369–386.
- Deutsche Sagen* 1994 *Deutsche Sagen*. Hg. von den Brüdern Grimm. Ausgabe auf der Grundlage der ersten Auflage. Ed. und kommentiert von Heinz Rölleke. Frankfurt am Main 1994.
- Dichtergarten* 1918 *Dichtergarten der Weltpoesie. Eine Sammlung von mehr als 3000 lyrischen und epischen Dichtungen deutscher und fremdländischer Dichter und Dichterinnen aus der ältesten Zeit bis zur Gegenwart*. Gesammelt und herausgegeben von Richard Zoozmann. Berlin [1918].
- Dietrich 1831 Anton Dietrich: *Russische Volksmärchen in den Urschriften gesammelt und ins Deutsche übersetzt*. Leipzig 1831.
- Dohm 1781/83 Christian Konrad Wilhelm von Dohm: *Über die bürgerliche Verbesserung der Juden*. 2 Bde. Berlin, Stettin 1781/83.
- Dohrn 2002 Verena Dohrn: *Von der Haskala zum prosveščenie. Jüdische Aufklärung und staatliche Akkulturationspolitik im Zarenreich*. Unveröff. Habilitationsschrift an der Universität Göttingen 2002.
- Dohrn 2004 Verena Dohrn: *Maimonides und die Haskala in Rußland: Leon Mandelštams politisches Vermächtnis*. In: Gorge K. Hasselhoff, Otfried Fraise (Hg.): *Moses Maimonides (1138–1204). His Religious, Scientific, and Philosophical Wirkungsgeschichte in Different Cultural Contexts*. Würzburg 2004, S. 363–384.
- Dohrn 2005 Verena Dohrn: *Die jüdische Gemeinde („kehilla“) und die Stadt unter russischem Recht*. In: Annelore Engel-Braunschmidt, Eckhard Hübner (Hg.): *Jüdische Welten in Osteuropa*. Frankfurt am Main u. a. 2005, S. 65–84.

- Dostoevskaja 1993 A[nna] G[rigor'evna] Dostoevskaja: *Dnevnik 1867 goda* [Das Tagebuch von 1867]. Moskau 1993.
- Dostojewski 1985 Fjodor Dostojewski: *Die Dämonen*. Übersetzt von Günter Daltz. Bd. 1. Berlin, Weimar 1985.
- Dühning 1883 Eugen Dühning: *Die Größen der modernen Literatur, populär und kritisch nach neuen Gesichtspunkten dargestellt*. 2 Bde. Leipzig 1883.
- Ebers 1865 Georg Ebers: *Ein deutscher Dichter. Wilhelm Wolfsohn*. [Nekrolog]. In: *Ueber Land und Meer*, 7. Jg., Bd. 14 (1865), Nr. 50 (September), S. 798.
- Él'jaševič 1999 Dmitrij Arkad'evič Él'jaševič: *Pravitel'stvennaja politika i evrejskaja pečat' v Rossii 1797–1917* [Regierungspolitik und jüdische Presse in Russland 1797–1917]. Petersburg, Jerusalem 1999.
- Epstein 1973 Klaus Epstein: *Die Ursprünge des Konservatismus in Deutschland. Der Ausgangspunkt: Die Herausforderung durch die Französische Revolution 1770–1806*. Aus dem Englischen von Johann Zischler. Frankfurt am Main u. a. 1973 (Princeton 1966).
- Emel'janov 1970 Ju. N. Emel'janov: *Spisok lic, vyezžavšich za granicu v 1857–1861 gg.* [Verzeichnis der Personen, die 1857–1861 ins Ausland gereist sind]. In: *Revoljucionnaja situacija v Rossii v 1859–1861 gg.* [Die revolutionäre Situation in Russland 1859–1861]. Bd. 5. Moskau 1970, S. 354–375.
- Énciklopedičeskij Slovar'* F. A. Brokgauz [Brockhaus], I. A. Efron (Hg.): *Énciklopedičeskij Slovar'* [Enzyklopädisches Wörterbuch]. 82 Bde. Petersburg 1896.
- Encyclopedia Judaica* 1928–1934 *Encyclopaedia Judaica*. Hg. von Jakob Klatzkin. 10 Bde. Berlin 1928–1934.
- Encyclopedia Judaica* 1971 *Encyclopedia Judaica*. 16 Bde. Jerusalem 1971.
- Erler 1972 *Der Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Paul Heyse*. Hg. von Gotthard Erler. Berlin, Weimar 1972.

- Erler 1987 *Die Fontanes und die Merckels. Ein Familienbriefwechsel 1850–1870.* Hg. von Gotthard Erler. 2 Bde. Berlin, Weimar 1987.
- Erler 2002 Gotthard Erler: *Das Herz bleibt immer jung. Emilie Fontane. Biographie.* Berlin 2002.
- Euchel 2001 Isaak Abraham Euchel: *Vom Nutzen der Aufklärung. Schriften zur Haskala.* Hg., übersetzt und kommentiert von Andreas Kennecke. Düsseldorf 2001.
- Evrejskaja Ėnciklopedija* *Evrejskaja Ėnciklopedija. Svod znanij o evrejstve i ego kul'ture v prošlom i nastojaščem* [Jüdische Enzyklopädie. Wissenssammlung zum Judentum und seiner Kultur in Vergangenheit und Gegenwart]. 16 Bde. Sankt-Peterburg 1908–1913, Reprint 1991 (= EĖ).
- Fajnštejn 2002 M[i]chail Š[melevič] Fajnštejn: „Menja Vy nazvali poétom ...“ *Žizn' i literaturnoe tvorčestvo K. K. Pavlovoj v retrospektive vremeni* [„Sie haben mich Poet genannt ...“ *Das Leben und literarische Werk von K. K. Pavlova im Rückblick der Zeit*]. Fichtenwalde 2002.
- Fassmann 1993 Maya Fassmann: *Lewald, Fanny.* In: *Jüdische Frauen im 19. und 20. Jahrhundert. Lexikon zu Leben und Werk.* Hg. von Jutta Dick und Marina Sassenberg. Reinbek 1993, S. 244–246.
- Feiner 2001 Shmuel Feiner: *Haskalah and History. The Emergence of a Modern Jewish Consciousness.* London 2001.
- Feiner/Sorkin 2001 *New Perspectives on the Haskalah.* Ed. by Shmuel Feiner / David Sorkin. London u. a. 2001.
- Feth 1893 A[fanassi] A. Feth: *Rannie gody moej žizni.* [Die frühen Jahre meines Lebens]. Moskau 1893.
- Finkel 1844 J. L. Finkel: *Zur Geschichte der Juden in Odessa. Der Handel, die Industrie, Aufklärung und Bildung der Juden in Odessa.* Teil 1 in: *Orient* 29 (16. Juli 1844), S. 222–224; Teil 2 in: *Orient* 31 (30. Juli 1844), S. 239f.; Teil 3 in: *Orient* 32 (6. August 1844), S. 245–247; Teil 4 in: *Orient* 33 (13. August 1844), S. 255f. Zuerst in russischer Sprache erschienen in: *Odesskij Vestnik* [Odessaer Bote] (1843), Nr. 36–39.

- Fischer 1994 Hubertus Fischer: *Der „jüdische“ Tunnel über der Spree und die Politik. Ein Kapitel vergessener Vereinsgeschichte.* In: *Zeitschrift für Germanistik* 3 (1994), S. 557–574.
- Fischer 1998 Hubertus Fischer: *Theodor Fontanes Achtzehnter März. Neues zu einem alten Thema.* In: *Fontane Blätter* 65–66 (1998), S. 163–187.
- Fischer 1999 Hubertus Fischer: „Gedichte“ – „Soldatenlieder“ – „Preußenlieder“. *Wie Fontanes „Preußische Feldherrn“ volkstümlich wurden.* In: *Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte* 50 (1999), S. 136–168.
- Fischer 2000 Hubertus Fischer: *Wendepunkte. Der politische Fontane 1848 bis 1888.* In: *Theodor Fontane am Ende des Jahrhunderts. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes 13.–17. September 1998 in Potsdam.* Hg. von Hanna Delf von Wolzogen. Bd. 1. Würzburg 2000, S. 21–33.
- Fishman 1995 David Fishman: *Russia's First Modern Jews. The Jews of Shklov.* New York 1995.
- Fleischer 1998 Michael Fleischer: „*Kommen Sie, Cohn.*“ *Fontane und die „Judenfrage“.* Berlin 1998.
- Fontane 1979 Theodor Fontane: *Aufsätze und Aufzeichnungen. Politische Korrespondenzen. Aufsätze und Berichte aus England.* Hg. von Jürgen Kolbe. Frankfurt am Main u. a. 1979 (Ullstein-Buch 4534).
- Fontane-Briefe* 1910 *Theodor Fontane. Briefe an die Freunde.* Zweite Sammlung. Hg. von Otto Pniower und Paul Schlenther. 2 Bde. Berlin 1910.
- Fränkel 1962 Jonas Fränkel: *Gottfried Keller und die Juden.* In: *Bulletin des Leo Baeck Instituts* 5 (1962), Nr. 18, S. 77–97.
- Franzos 1901 K[arl] E[mil] Franzos: *Nikolaj Pawlow.* In: *Aus Halb-Asien. Kulturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien.* Bd. 1. Stuttgart, Berlin 1901.

- Fricke 1938 *Theodor Fontane: Tennyson. Ein Vortrag, gehalten in der englischen Gesellschaft 1860.* In: *Brandenburgische Jahrbücher* 9. *Theodor Fontane zum Gedächtnis*, bearb. von Hermann Fricke. Potsdam, Berlin 1938, S. 43–51.
- Geiger 1903 Ludwig Geiger (Hg.): *Aus Adolf Stahrs Nachlaß. Briefe von Stahr nebst Briefen an ihn.* Oldenburg 1903, S. 206–208.
- Geiger 1910 Ludwig Geiger: *Die deutsche Literatur und die Juden.* Berlin 1910.
- Geiger 1912a *Briefe von Wilhelm Wolfsohn an Berthold Auerbach.* Mitgeteilt von Ludwig Geiger. In: *Judaica. Festschrift zu Hermann Cohens siebzigstem Geburtstag.* Berlin 1912, S. 457–468.
- Geiger 1912b Ludwig Geiger: *Auerbach und Wolfsohn.* In: *Vossische Zeitung, Sonntagsbeilage*, Nr. 9 (3. März 1912), S. 65–67.
- Geiger 1912c Ludwig Geiger: *Wilhelm Wolfsohn.* In: *Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur* 15 (1912), S. 163–197.
- Gerbel 1863 Nicolaus von Gerbel: *Über das Volksschulwesen in Rußland.* In: *RR* 2 (1863), S. 383–393.
- Gerbel 1874a Nicolaus von Gerbel: *Über die russische Kirche.* In: *Dresdner Anzeiger*, Nr. 152 und 153 (1. und 2. Juni 1874).
- Gerbel 1874b Nicolaus von Gerbel: *Zur Einweihung der russischen Kirche.* In: *Dresdner Anzeiger*, Nr. 154, 156 und 157 (3., 5. und 6. Juni 1874).
- Gercen 1962 A. I. Gercen: *Sobranie sočinenij v tridcati tomach* [Werksammlung in 30 Bänden]. Bd. 26 und 27, 1. Moskau 1962–1963.
- Gessen 1906 Julij Gessen: *Evrei v Rossii* [Juden in Russland]. Sankt-Peterburg 1906.
- Gessen 1913 Julij Gessen: *Die russische Regierung und die westeuropäischen Juden, zur Schulfrage in Rußland 1840–1844.* In: *Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums* 57 (1913), S. 257–271, 482–500.

- Gill 1975 Manfred Gill: *Theodor Fontanes Aufenthalte in Letschin*. In: *Fontane Blätter* 22 (1975), S. 430–438.
- Gill 1981 Manfred Gill: *Zum Geburtstag der Mutter – Theodor Fontane*. In: *Heimatkalender 1981 bis 1982 für die Gemeinde Letschin*, S. 76f.
- Ginzburg 1910 Šaul Ginzburg: *(Pis'mo) M. Liliental' k M. A. Ginzburgu [(Brief) von M. Lilienthal an Mordechai A. Ginzburg]*. In: *Perezitoe* 2 (1910), S. 289; deutsch: *Vor 70 Jahren, Dr. Lilienthal [1840] an M. A. Günzburg*. In: *Ost und West*, Juni 1910.
- Glaserenapp 1996 Gabriele von Glaserenapp: *Aus der Judengasse. Zur Entstehung und Ausprägung deutschsprachiger Ghettoliteratur im 19. Jahrhundert*. Tübingen 1996 (*Conditio Judaica* 11).
- Glaserenapp/Horch 2005 Gabriele von Glaserenapp/Hans Otto Horch (Hg.): *Ghettoliteratur. Eine Dokumentation zur deutsch-jüdischen Literaturgeschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts*. 3 Bde. Tübingen 2005 (*Conditio Judaica* 53–55).
- Glaser-Gerhard 1929 Ernst Glaser-Gerhard: *Aus Hettners Nachlaß III*. In: *Euphorion* 30 (1929), S. 378–387.
- Goehler 1909 Rudolf Goehler: *Die Deutsche Schillerstiftung 1859–1909. Eine Jubiläumsschrift*. Bd. 1. Berlin 1909.
- Göpfert 1994 Frank Göpfert: *Karolina Pavlova. Das erste Jahrzehnt ihres Wirkens in Deutschland*. In: Frank Göpfert (Hg.): *FrauenLiteraturGeschichte*. Bd. 1.1. Potsdam 1994, S. 167–218.
- Golczewski/Pickhan 1998 Frank Golczewski, Gertrud Pickhan: *Russischer Nationalismus*. Göttingen 1998.
- Grill 2003 Tobias Grill: *Odessa's German Rabbi – The Paradigmatic Meaning of Simon Leon Schwabacher (1861–1888)*. In: *Jahrbuch des Dimon-Dubnow-Instituts* 2 (2003), S. 199–222.
- Grill 2005 Tobias Grill: *Abraham Neumann als Beamter für besondere Aufgaben in jüdischen Angelegenheiten beim General-Gouverneur Liv-, Est- und Kurlands*. In: *Aschkenas* 15 (2005), H. 1.

- Grimm *Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm*. 32 Bde. Leipzig 1854ff., Reprint: 33 Bde. München 1991.
- Gusev 1958 Nikolaj Nikolaevič Gusev: *Letopis' žizni i tvorčestva L'va Nikolaeviča Tolstogo* [Chronik des Lebens und Schaffens von L. N. Tolstoj]. Bd. 1. Moskau 1958.
- Hachtmann 1997 Rüdiger Hachtmann: *Berlin 1848. Eine Politik- und Gesellschaftsgeschichte der Revolution*. Bonn 1997.
- Hädecke 1998 Wolfgang Hädecke: *Theodor Fontane. Biographie*. München 1998.
- Härtwig 1970 Dieter Härtwig: *Die Dresdner Philharmonie. Eine Chronik des Orchesters 1870 bis 1970*. Leipzig 1970.
- Haffner 1979 Sebastian Haffner: *Preußen ohne Legende*. Hamburg ³1979.
- Hamm 1976 Michael F. Hamm (Hg.): *The City in Russian History*. Lexington 1976.
- Hamm 1986 Michael F. Hamm (Hg.): *The City in Late Imperial Russia*. Bloomington 1986.
- Hammer 1857/61 Julius Hammer: *Geschichte der Schiller-Stiftung*. In: *Jahrbuch der Schiller-Stiftung*, Bd. 1 (1857), S. 121–206; Bd. 5 (1861), S. 1–72.
- Handbuch der preußischen Geschichte* 1992 *Handbuch der preußischen Geschichte*. Hg. von Otto Büsch. Bd. 2: *Das 19. Jahrhundert und Große Themen der Geschichte Preußens*. Berlin, New York 1992.
- Handbuch literarisch-kultureller Vereine* 1998 *Handbuch literarisch-kultureller Vereine, Gruppen und Bünde 1825–1933*. Hg. von Wulf Wülfing, Karin Bruns und Rolf Parr. Stuttgart, Weimar 1998.
- Hausmann 1998 Guido Hausmann: *Universität und städtische Gesellschaft in Odessa 1865–1917*. Stuttgart 1998.
- Hausmann 2003 Guido Hausmann: *Paradise Anticipated. The Jews of Odessa in the 19th and 20th Centuries*. In: *Jahrbuch des Simon-Dubnow-Instituts* 2 (2003), S. 151–181.

- Haywood 1995 Ian Haywood (Hg.): *The literature of struggle. An anthology of Chartist fiction*. Aldershot, Hants 1995.
- Heine 1913 [Heinrich Heine]: *Heines Werke in zehn Bänden*. Unter Mitwirkung von Jonas Fränkel, Ludwig Krähe, Albert Leitzmann, Paul Neuburger und Julius Petersen hg. von Oskar Walzel. 3. Bd. Hg. von Jonas Fränkel. Leipzig 1913.
- Heine 1914 [Heinrich Heine]: *Heines Werke in zehn Bänden*. Unter Mitwirkung von Jonas Fränkel, Ludwig Krähe, Albert Leitzmann, Paul Neuburger und Julius Petersen hg. von Oskar Walzel. 5. Bd. Hg. von Paul Neuburger. Leipzig 1914.
- Henkel/Taubert 1986 Martin Henkel, Rolf Taubert: *Die deutsche Presse 1848–1850. Eine Bibliographie*. München u. a. 1986 (*Deutsche Presseforschung* 25).
- Herlihy 1986 Patricia Herlihy: *Odessa. A History 1794–1914*. Cambridge/Mass. 1986.
- Hermann Kriege 2002 *Hermann Kriege. Dokumentation einer Wandlung vom Burschenschaftler und Revolutionär zum Demokraten (1840–1850)*. Hg. von Heinrich Schlüter und Alfred Wesselmann. Bd. 2: *Criminalakten & Presse*. Osnabrück 2002.
- Hettling 1994 Manfred Hettling: *Bürger oder Soldaten? Kriegerdenkmäler 1848–1854*. In: Reinhart Koselleck, Michael Jeismann (Hg.): *Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler der Moderne*. München 1994, S. 147–193.
- Hexelschneider 1993 Erhard Hexelschneider: *Anton Dietrich (1797–1868) – ein Russlandkenner aus Pirna*. In: *Jahrbuch der Brüder Grimm-Gesellschaft* 3 (1993), S. 41–73.
- Hexelschneider 1996 Erhard Hexelschneider: *Wilhelm Wolfsohn. Ein jüdischer Kulturmittler zwischen Rußland und Deutschland*. In: *Dresdner Hefte* 14 (1996), H. 45, S. 58–62.
- Hexelschneider 1998 Erhard Hexelschneider: *Ein Schatz in der Tabaksdose. Impressionen russischer Künstler über Dresden*. Dresden [1998].

- Hexelschneider 2000a Erhard Hexelschneider: *Kulturelle Begegnungen zwischen Sachsen und Russland 1790–1849*. Köln u. a. 2000.
- Hexelschneider 2000b Erhard Hexelschneider: *Drezdenské gody Dostoevskich [Die Dresdner Jahre der Dostoevskis]*. In: *Dostoevskij. Materialy i issledovanija [Dostoevskij. Materialien und Untersuchungen]*. Bd. 15. St. Petersburg 2000, S. 353–358.
- Hexelschneider 2001 Erhard Hexelschneider: *Anna Dostojewskaja, Pavel Olchin und Julius Woldemar Zeibig. Aus der Geschichte der deutsch-(sächsisch-)russischen Beziehungen im Bereich der Stenographie*. In: *Archiv für Stenographie – Textverarbeitung – Bürotechnik* 3 (2001), S. 77–84.
- Hexelschneider 2003a Erhard Hexelschneider: *Die russisch-orthodoxe Kirche in Sachsen bis zum Ersten Weltkrieg*. In: *Sächsische Heimatblätter* 49 (2003), H. 4, S. 304–319.
- Hexelschneider 2003b Erhard Hexelschneider: *Michail Bakunin (1814–1876). Ein russischer Revolutionär im Dresdner Maiaufstand*. In: Helmut Bleiber, Walter Schmidt, Susanne Schötz (Hg.): *Akteure eines Umbruchs. Männer und Frauen der Revolution von 1848/49*. Berlin 2003, S. 39–81.
- Hexelschneider 2004 Erhard Hexelschneider: *Vladimir Fedorovič Odoevskij (1803–1869) und Carl Gustav Carus (1789–1869)*. In: Ingrid Kästner, Regine Pfrepper (Hg.): „... so ist Naturwissenschaft das wahre internationale Band der Völker“. *Wissenschaftsbeziehungen in Medizin und Naturwissenschaften zwischen Deutschland und dem Russischen Reich im 18. und 19. Jahrhundert*. Aachen 2004, S. 23–38.
- Hexelschneider 2005 Erhard Hexelschneider: *Russische Stimmen über Ernst Rietchel (1804–1861)*. In: *Dresdner Kunstblätter* 49 (2005), H. 2, S. 98–101.
- Hildermeier 1984 Manfred Hildermeier: *Die jüdische Frage im Zarenreich. Zum Problem der unterbliebenen Emanzipation*. In: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* N.F. 32 (1984), H. 3, S. 327–339.
- Horch 1985a Hans Otto Horch: *Gustav Freytag und Berthold Auerbach – eine repräsentative deutsch-jüdische Schriftstellerfreundschaft*

- im 19. Jahrhundert. Mit unveröffentlichten Briefen beider Autoren. In: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 1985, S. 154–174.
- Horch 1985b Hans Otto Horch: *Auf der Suche nach der jüdischen Erzählliteratur. Die Literaturkritik der „Allgemeinen Zeitung des Judentums“ (1837–1922)*. Frankfurt am Main u. a. 1985.
- Horch 1988 Hans Otto Horch: *Berthold Auerbach und Wilhelm Wolfsohn. Eine Schriftstellerfreundschaft in Briefen (1850–1865). Mit unveröffentlichten Briefen beider Autoren*. In: H. O. H., Horst Denkler (Hg.): *Conditio Judaica. Judentum, Antisemitismus und deutschsprachige Literatur vom 18. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg*. Erster Teil. Tübingen 1988, S. 236–258.
- Horch 2000a Hans Otto Horch: *Theodor Fontane, die Juden und der Antisemitismus*. In: *Fontane-Handbuch*. Hg. von Christian Grawe und Helmuth Nürnberger. Stuttgart 2000, S. 281–305.
- Horch 2000b Hans Otto Horch: *Von Cohn zu Isidor. Jüdische Namen und antijüdische Namenspolemik bei Theodor Fontane*. In: *Theodor Fontane am Ende des Jahrhunderts. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes 13.–17. September 1998 in Potsdam*. Hg. von Hanna Delf von Wolzogen. Bd. 1. Würzburg 2000, S. 169–181.
- Jaenisch 1833 Karoline von Jaenisch: *Das Nordlicht. Proben der neueren russischen Litteratur*. Dresden, Leipzig 1833.
- Janžul 1910 *Vospominanija I. I. Janžula o perežitom i vidennom (1864–1909 gg.)* [Die Erinnerungen I. I. Janžuls über Erlebtes und Gesehenes]. In: *Russkaja starina* 141 (1910), Nr. 1, S. 134–148.
- Jewish Encyclopedia* *The Jewish Encyclopedia. The history, religion, literature, and customs of the Jewish people from the ancient times to the present day*. 12 Bde. New York 1901.
- Jochmann 1988 Werner Jochmann: *Antisemitismus im deutschen Kaiserreich 1871–1914*. In: W. J.: *Gesellschaftskrise und Judenfeindschaft in Deutschland 1871–1945*. Hamburg 1988.
- John 1999 Hans John: *Anton Grigorjewitsch Rubinsteins Beziehungen zu Dresden*. In: *Musikgeschichte in Mittel- und Osteuropa*. Mittei-

- lungen der internationalen Arbeitsgemeinschaft an der Technischen Universität Chemnitz*, H. 4. Chemnitz 1999, S. 117–124.
- Jolles 1960 Charlotte Jolles: *Zu Fontanes literarischer Entwicklung. Bibliographische Übersicht über seine Beiträge in Zeitschriften, Almanachen, Kalendern und Zeitungen 1839–1858/59*. In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 4 (1960), S. 400–424.
- Jolles 1961 Charlotte Jolles: *Fontanes Mitarbeit an der ‚Dresdner Zeitung‘*. In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 5 (1961), S. 345–375.
- Jolles 1983 Charlotte Jolles: *Fontane und die Politik. Ein Beitrag zur Wesensbestimmung Theodor Fontanes*. Berlin, Weimar 1983.
- Jordan 1843 Jan Peter Jordan: *Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen*. In: *Jahrbuch für slawische Literatur, Kunst und Wissenschaft*, 1. Jg. (1843), H. 3, S. 202f.
- Jüdisches Lexikon* *Jüdisches Lexikon*. 4 Bde. Berlin 1927, Reprint Frankfurt am Main 1987.
- Jurgensen 2000 Manfred Jurgensen: *Das Briefwerk*. In: *Fontane-Handbuch*. Hg. von Christian Grawe und Helmuth Nürnberger. Stuttgart 2000, S. 772–787.
- Kaden 1996 Walter Kaden: *Sachsen und die Stenographie*. In: *Sächsische Heimatblätter* 42 (1996), H. 3, S. 185–195.
- Karidis 1981 V. Karidis: *A Greek mercantile paroikia. Odessa 1774–1829*. In: Richard Clogg (Hg.): *Balkan Society in the Age of Greek Independence*. London, Basingstoke 1981, S. 111–136.
- Katz 2002 Jacob Katz: *Tradition und Krise. Der Weg der jüdischen Gesellschaft in die Moderne*. Aus dem Englischen von Christian Wiese. München 2002.
- Kehr 1976 Eckart Kehr: *Zur Genesis der preußischen Bürokratie und des Rechtsstaats* (zuerst 1932). In: E. K.: *Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur preußisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert*. Hg. und eingeleitet von Hans-Ulrich Wehler. Frankfurt am Main u. a. 1976, S. 31–52.

- Kleinmann 2003 Yvonne Kleinmann: *An zwei Meeren und doch an Land. Eine vergleichende Skizze des soziokulturellen Profils der jüdischen Bevölkerung St. Petersburgs und Odessas im 19. Jahrhundert.* In: *Nordost-Archiv* 12 (2003), S. 135–166.
- Kogan 1911 D. Kogan: *Pervyja desjatiletija evrejskoj občiny v Odesse i pogrom 1821 goda.* [Die ersten Jahrzehnte der jüdischen Gemeinde in Odessa und das Pogrom von 1821]. In: *Evrejskaja Starina* 3 (1911), S. 260–267.
- Kohl 1841 Johann Georg Kohl: *Reisen durch Südrußland. Erster Theil (Neurußland, Odessa, Ausflüge in die Steppen, die Krim).* Dresden, Leipzig 1841.
- Kohl 1930 Richard Kohl: *Der junge Hermann Schauenburg.* Herford 1930.
- Kohut 1891 Adolph Kohut: *Aus ungedruckten Briefen Berthold Auerbach's.* In: *Allgemeine Zeitung des Judenthums* 55 (1891), S. 68f.
- Kotler 1996 Igal Kotler: *Očerki po istorii evreev Odessy* [Skizzen zur Geschichte der Juden Odessas]. Jerusalem 1996.
- Kotzebue 1863 W. v. K[otzebue]: *Vergangenes Leben.* In: *RR* 1 (1863), S. 188–205.
- Kotzebue 1864 W. v. K[otzebue]: *Zwei Sünderinnen.* In: *NR* 1 (1864), S. 186–214.
- Kraskovskij 1953 J[urij] Kraskovskij: *Rannjaja redakcija povesti „Dolg prežde vsego“* [Eine frühe Redaktion der Novelle „Die Pflicht vor allem“]. In: *Literaturnoe nasledstvo. Gercen i Ogarëv I* [Literarisches Erbe. Herzen und Ogarëv], Bd. 61. Moskau 1953, S. 29–88.
- Kratkaja Evrejskaja Ėnciklopedija* *Kratkaja Evrejskaja Ėnciklopedija* [Kurze Jüdische Enzyklopädie]. 10 Bde. Jerusalem 1976–2001.
- Krojanker 1922 Gustav Krojanker: *Die Juden in der deutschen Literatur. Essays über zeitgenössische Schriftsteller.* Berlin 1922.
- Kugler/Menzel 1981 *Geschichte Friedrichs des Großen.* Geschrieben von Franz Kugler. Gezeichnet von Adolph Menzel. Wiesbaden 1981 (zuerst Leipzig 1840).

- Kuhnke/Kuhnke 1988 Ingrid und Ulrich Kuhnke: *Assoziationsfeld Bibliothek – Anreger und Nährboden für die literaturhistorische Forschung*. In: *Vom Nutzen der Bibliotheken und ihrer Bestände. Friedhilde Krause zum 60. Geburtstag*. Berlin 1988 (*Beiträge aus der deutschen Staatsbibliothek*, Nr. 7), S. 69–76.
- Kunisch 1983 Hermann Kunisch: *Julius Petersens Fontane-Nachlaß. Bericht und Edition*. In: *Jahrbuch Preußischer Kulturbesitz* 20 (1983), S. 267–325.
- Lange 2002 Lenka-Maria Lange: *Dr. Wilhelm Wolfsohn – ein jüdischer Lebensweg zwischen Rußland und Deutschland*. In: „... daß wir uns unterwinden, um eine Grabe-Stätte fußfälligst anzuflehen ...“ *Der alte jüdische Friedhof in Dresden*. Teetz 2002, S. 222–230.
- Lassalle 1918 Ferdinand Lassalle: *Tagebuch des Leipziger Handelsschülers Mai 1840 bis Mai 1841*. Berlin 1918.
- Laszacak 1993 Wanda Laszacak: *Duchowa moc kobiecości w zwierciadle prozy Heleny Gan [Die geistige Kraft der Frau im Spiegel der Prosa Elena Gans]*. In: *Twórczość literacka kobiet w Rosji pierwszej połowy XIX wieku [Das literarische Schaffen der Frauen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts]*. Opole 1993.
- Lehmann-Schultze 1964 Christa Lehmann-Schultze: *Aus Wilhelm Wolfsohns Leben und Werk als Vermittler russischer Literatur in Deutschland (1840–1865)*. Unveröff. Diss., Humboldt-Universität zu Berlin 1964.
- Leipziger Adreß-Buch* 1855 *Leipziger Adreß-Buch für 1855*. Leipzig 1855.
- Lepel 1851 Bernhard von Lepel: *Gedichte von Theodor Fontane*. Berlin, Carl Reimarus Verlag. (W. Ernst.) 1851. In: *Preußische (Adler-) Zeitung*, Nr. 109 (7. Juni 1851); wiederabgedruckt in: FL.
- Levanda 1874 Vitalij O. Levanda (Hg.): *Polnyj chronologičeskij sbornik zakonov i položenij kasajuščichsja evreev ot 1649–1873 [Vollständiger chronologischer Sammelband der Gesetze und Verordnungen, die Juden betreffend, von 1649–1873]*. Sankt-Peterburg 1874.
- Levin 1985 Jurij Davidovič Levin: *Russkie perevodčiki XIX veka i razvítie chudožestvennogo perevoda [Russische Übersetzer des*

19. Jahrhunderts und die Entwicklung der künstlerischen Übersetzung]. Leningrad 1985.

- Lieder aus der Fremde* 1857 *Lieder aus der Fremde*. Hg. von Hermann Harrys. Hannover 1857.
- Ligin 1895 V. N. Ligin (Hg.): *Odessa 1794–1894*. Odessa 1895.
- Loewe 1983 Louis Loewe: *Diaries of Sir Moses and Lady Montefiore*. 2 Bde. London 1983 (Faksimile der Ausgabe London 1890).
- Löwenfeld 1887 *Berthold Auerbachs Briefe an Wilhelm Wolfsohn*. Mitgeteilt von Raphael Löwenfeld. In: *Nord und Süd* 42 (Juli–September 1887), S. 288–298, 421–436.
- Lohrer 1959 Liselotte Lohrer: *Fontane und Cotta*. In: *Festgabe für Eduard Berend zum 75. Geburtstag am 5. Dezember 1958*. Hg. im Auftrag der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin und der Deutschen Schillergesellschaft Marbach a. N./Stuttgart von Hans Werner Seiffert und Bernhard Zeller. Weimar 1959, S. 439–466.
- L. T. 1863 L. T.: *Russische Vorlesungen in Dresden*. In: RR 1 (1863), S. 298–300.
- Lüdtke 1982 Alf Lüdtke: *„Gemeinwohl“, Polizei und „Festungspraxis“: Staatliche Gewaltsamkeit und innere Verwaltung in Preußen 1815–1850*. Göttingen 1982.
- L. v. I. 1842 L. v. I.: *Sternbilder. Dichtungen von Karl Maien*. In: *Europa. Chronik der gebildeten Welt* 1 (1842), S. 505.
- Lubjanovskij 1805 [F. P. Lubjanovskij]: *Putešestvie po Saksonii, Avstrij i Italii v 1800, 1801 i 1802 godach* [Reise durch Sachsen. Österreich und Italien in den Jahren 1800, 1801 und 1802]. Bd. 1. Moskau 1805.
- Lubjanovskij 1872 *Vospominanija Fëdora Petroviča Lubjanovskogo* [Die Erinnerungen von Fëdor Petrovič Lubjanovskij]. In: *Russkij archiv* 10 (1872), Sp. 460–490.
- Ludwig 1891 Otto Ludwig: *Gesammelte Schriften*. Bd. 6. Hg. von Adolf Stern. Leipzig 1891.

- Ludwig Börne 1986 *Ludwig Börne. Briefe aus Paris.* Hg. von Alfred Estermann. Frankfurt am Main 1986.
- Maimon 1995 *Salomon Maimons Lebensgeschichte. Von ihm selbst geschrieben* und hg. von Karl Philipp Moritz [1792/93]. Neu hg. von Zwi Batscha. Frankfurt am Main 1995.
- Mandelstam 1876/77 Benjamin Mandelstam: *Chazon la-mo'ed* [Vision einer Festzeit]. Hg. von Perez Smolenskin. 2 Bde. Wien 1876/77.
- Maurer 2003 Trude Maurer: *Das „nördliche“ und das „südliche“ Palmyra. Berichte von Westeuropäern über Sankt Petersburg und Odessa in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.* In: *Nordost-Archiv* 12 (2003), S. 11–41.
- Max Müller 1902 *The Life and Letters of the right honourable Friedrich Max Müller.* Ed. by his Wife. 2 Bde. London u. a. 1902.
- M. E. 1863 M. E.: *Tanejeffs Sendung und ihre Ergebnisse.* In: RR 2 (1863), S. 63–73.
- Mecklenburg 1998 Norbert Mecklenburg: *Theodor Fontane Romankunst der Vielstimmigkeit.* Frankfurt am Main 1998.
- Meiring 1998 Kerstin Meiring: *Die christlich-jüdische Mischehe in Deutschland. 1840–1933.* Hamburg 1998 (*Studien zur jüdischen Geschichte* 4).
- Meisl 1919 Josef Meisl: *Haskalah. Die Geschichte der Aufklärungsbewegung unter den Juden in Rußland.* Berlin 1919.
- Menzel 1859 Wolfgang Menzel: *Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit.* 3 Bde. Stuttgart 1859.
- Metzler-Lexikon 2000 *Metzler-Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur.* Hg. von Andreas B. Kilcher. Stuttgart 2000.
- Meyer 1888/89 *Meyers Konversations-Lexikon. Eine Encyclopädie des allgemeinen Wissens.* 16 Bde. Leipzig ⁴1888–1889.
- Mittenzwei 1980 Ingrid Mittenzwei: *Friedrich II. von Preußen. Eine Biographie.* Köln ²1980 (*Kleine Bibliothek* 182).

- M. L. 1863 M. L.: *Polemik gegen die Russen im Auslande*. In: RR 2 (1863), S. 99–104.
- Möller 2002 Klaus-Peter Möller: „*Sehr gute Kenntniße der Chemie Pharmacie Botanik und Latinität*“. *Fontanes Zeugnisse aus seiner Ausbildungszeit zum Apotheker als biographische Quellen*. In: *Fontane Blätter* 73 (2002), S. 8–41.
- Nikitenko 1956 A[leksandr] V[asil'evič] Nikitenko: *Dnevnik [Tagebuch]*. Bd. 2. Moskau 1956.
- Nürnberger 1967 Helmuth Nürnberger: *Der frühe Fontane. Politik, Poesie, Geschichte. 1840 bis 1860*. Hamburg 1967.
- Nürnberger 1997 Helmuth Nürnberger: *Fontanes Welt*. Berlin 1997.
- Nürnberger 2000 Helmuth Nürnberger: *Theodor Fontane. Leben und Persönlichkeit*. In: *Fontane-Handbuch*. Hg. von Christian Grawe und Helmuth Nürnberger. Stuttgart 2000, S. 1–102.
- Odoevskij 1935 „*Tekuščaja chronika i osobyje proisšestvija*“. *Dnevnik V. F. Odoevskogo 1859–1869 gg.* [Die laufende Chronik und besondere Vorfälle. Das Tagebuch von V. F. Odoevskij 1859–1869]. In: *Literaturnoe nasledstvo [Literarisches Erbe]*. Bd. 22–24. Moskau 1935, S. 79–308.
- Ottenbacher 1999 Albert Ottenbacher: *Eugen Goldstein*. Wien 1999.
- Passek 1963 T[at'jana] P[etrovna] Passek: *Iz dal'nich let. Vospominanija [Aus fernen Jahren. Erinnerungen]*. Bd. 2. Moskau 1963.
- Paulsen 1981 Wolfgang Paulsen: *Theodor Fontane. The Philo-Semitic Antisemite*. In: *Yearbook Leo Baeck Institute* 26 (1981), S. 303–322.
- Pavlova 1859 *Ot Moskvy do Drezdena [Von Moskau bis Dresden]*. Unveröff. Manuskript (1859). Handschriftenabteilung des *Instituts für russische Literatur* (Puškin-Haus) der Russländischen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, Signatur P III opis' 1, Nr. 1593.
- Penter 2000 Tanja Penter: *Odessa 1917. Revolution an der Peripherie*. Köln u. a. 2000.

- Petersen 1940 *Theodor Fontane und Bernhard von Lepel. Ein Freundschafts-Briefwechsel.* Hg. von Julius Petersen. 2 Bde. München 1940.
- Philippson 1850 Ludwig Philippson: *Kreuz- und Querzüge.* In: *Allgemeine Zeitung des Judenthums* 15 (1850), S. 2f.
- Philippson 1857 Phoebus Philippson: *Die Marannen.* In: Ludwig Philippson: *Saron. Gesammelte Dichtungen. Erster Theil. Novellenbuch von Phoebus und Ludwig Philippson.* Bd. 1. Leipzig ³1857, S. 3–124.
- Pirogov 1858 Nikolaj I. Pirogov: *Odesskaja Talmud-Tora [Die Odessaer Talmud-Tora].* In: *Sobranie literaturnych statej [Gesammelte literarische Aufsätze].* Odessa 1858, S. 48–61.
- Poliščuk 2002 Michail Poliščuk: *Evrei Odessy i Novorossii. [Die Juden Odessas und Neuruslands].* Jerusalem, Moskau 2002.
- Preußen-Buch* 1849 *Preußen-Buch, enthält: Gesänge, Lieder und Gedichte für ächte Preußen, – die ja immer ächte Deutschen sind, – besonders für das stehende Heer, die Landwehr, die Mitglieder des Treu-Bundes für König und Vaterland, auch für die Veteranen aus den Jahren 1813/15.* Gesammelt und herausgegeben von Ferdinand Kohlheim, p. Königlicher Gymnasial-Oberlehrer. Berlin 1849.
- Puryear 1934 Vernon J. Puryear: *Odessa. Its Rise and International Importance 1815–1850.* In: *The Pacific Historical Review* 3 (1934), S. 192–215.
- Radecke [2006] *Theodor Fontane – Bernhard von Lepel. Der Briefwechsel. Kritische Ausgabe.* Hg. von Gabriele Radecke. Berlin [2006; im Druck] (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft) (=FL).
- Raisin 1914 Jacob S. Raisin: *The Haskalah Movement in Russia.* Philadelphia 1914, Reprint 2001.
- Reißner 1963 Eberhard Reißner: *Alexander Herzen in Deutschland.* Berlin 1963.
- Reuter 1970 Hans-Heinrich Reuter: *Fontane.* Erster Band. Darmstadt 1970.

- Richter 1996 Ralf Richter: *Reichsausländer in Dresden zwischen 1871 und 1914*. Unveröff. Diplomarbeit an der Humboldt-Universität zu Berlin 1996.
- Riehemann 1925 Maria Riehemann: *Bernhard von Lepel. Sein Leben und seine Dichtungen*. Diss. Münster 1925.
- Roquette 1894 Otto Roquette: *Siebzig Jahre. Geschichte meines Lebens*. Bd. 2. Darmstadt 1894.
- Russkij biografičeskij slovar'* *Russkij biografičeskij slovar'*. Labzina-Ljaščenko. St. Petersburg 1894.
- Sachsens künftiges Schicksal* 1806 [anon.]: *Sachsens künftiges Schicksal, auf weltbürgerlicher Wage gewogen. Von einem Freunde seines Vaterlandes und Volkes*. 1806.
- Ščedrin 2004 Vasilij Ščedrin: *Neizvestnaja „Istorija chasidizma“*. Raboty M. I. Berlina v kontekste rusko-evrejskoj istoriografii XIX v. [Die unbekannte „Geschichte des Chassidismus“. Arbeiten M. I. Berlins im Kontext der russisch-jüdischen Historiographie des 19. Jahrhunderts]. In: Oleg Budnickij (Hg.): *Archiv evrejskoj istorii [Archiv der jüdischen Geschichte]*, Bd. 1. Moskau 2004, S. 169–192.
- Schauenburg 1869 Hermann Schauenburg: *Erinnerungen aus dem preuss. Kriegslazarethleben von 1866. Beiträge zur Humanität u. Chirurgie*, Altona 1869.
- Schmidt 1978 Gerhard Schmidt: *Sachsen und die polnische Emigration 1831–1864*. In: *Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas* 22/2 (1978), S. 43–59.
- Schoeps 1966 Hans Joachim Schoeps: *Preußen. Geschichte eines Staates*. Frankfurt am Main, Berlin 1966.
- Schuder 2003 Rosemarie Schuder: *Deutsches Stiefmutterland. Wege zu Berthold Auerbach*. Teetz 2003 (*Jüdische Memoiren* 9).
- Schulte 2002 Christoph Schulte: *Die jüdische Aufklärung. Philosophie, Religion, Geschichte*. München 2002.

- Schultze 1965 Christa Schultze: *Theodor Fontane und die russische Literatur*. In: *Fontane Blätter* 2 (1965), S. 40–55.
- Schultze 1971 Christa Schultze: *Fontanes „Herwegh-Klub“ und die studentische Progreßbewegung 1841/42 in Leipzig*. In: *Fontane Blätter* 13 (1971), S. 327–339.
- Schultze 1979 Christa Schultze: *Fontanes Beziehung zu Hermann Schauenburg*. In: *Fontane Blätter* 29 (1979), S. 428–438.
- Schultze 1985 Christa Schultze: *Ein Briefwechsel zwischen Th. Fontane und K. A. Varnhagen von Ense aus dem Jahre 1852*. In: *Fontane Blätter* 39 (1985), S. 3–5.
- Schultze 1988 Christa Schultze (Hg.): *Theodor Fontanes Briefwechsel mit Wilhelm Wolfsohn*. Berlin, Weimar 1988.
- Schumann 1986 Claus-Dieter Schumann: *Als die Karpfen „Arnoldinen“ hießen. Friedrich der Große und die Prozesse des Wassermüllers Arnold*. In: *Die Zeit*, Nr. 41 (3. Oktober 1986), S. 72.
- Schwab 1993 Ulrike Schwab: *The poetry of the Chartist movement. A literary and historical study*. Dordrecht u. a. 1993.
- Seiler 1998 Bernd W. Seiler: *Theodor Fontanes uneheliche Kinder und ihre Spuren in seinem Werk*. In: *Wirkendes Wort* 48 (1998), S. 215–233.
- Sendlich 1975 Munir Sendlich: *Ot Moskvý do Drezdena: Pavlova's Unpublished Memoirs*. In: *Russian Literature Journal* 102 (1975), S. 57–78.
- Serow 1955 Alexander Serow: *Aufsätze zur Musikgeschichte*. Berlin 1955.
- Shapira 2003 Dan Shapira: *Yitshaq Sangari, Sangarit, Bezalel Stern, and Avraham Firkowicz: Notes on Two Forged Inscriptions*. In: *Archivum Eurasiae Medii Aevi* 12 (2002–2003), S. 223–260.
- Shedletzky 1982 Itta Shedletzky: *Some Observations on the Popular Zeitroman in the Jewish Weeklies in Germany 1870–1900*. In: *Canadian Review of Comparative Literature*, September 1982, S. 349–360.

- Shedletzky 1986 Itta Shedletzky: *Literaturdiskussion und Belletristik in den jüdischen Zeitschriften in Deutschland 1837–1918*. Jerusalem 1986 (Diss.).
- Shedletzky 2001 Itta Shedletzky: „Niemals von jüdischen Verhältnissen sprechen ...“ Zum jüdischen Subtext in Heines ‚Ideen. Das Buch Le Grand‘. In: Klaus Briegleb, I. Sh. (Hg.): *Das Jerusalem Heine-Symposium. Gedächtnis, Mythos, Modernität*. Hamburg 2001, S. 49–64.
- Siemann 1985a Wolfram Siemann: *Die deutsche Revolution von 1848/49*. Frankfurt am Main 1985.
- Siemann 1985b Wolfram Siemann: „Deutschlands Ruhe, Sicherheit und Ordnung“. *Die Anfänge der politischen Polizei 1806–1866*. Tübingen 1985.
- Simon 1965 Ernst Simon: *Lessing und die jüdische Geschichte 1929*. In: E. S. (Hg.): *Brücken. Gesammelte Aufsätze*. Heidelberg 1965, S. 215–219.
- Simson 1979 Jutta von Simson: *Die Berliner Säulenmonumente*. In: *Berlin und die Antike. Katalog*. Hg. von Willmuth Arenhövel. Berlin 1979, S. 204–208.
- Skinner 1976 Frederic W. Skinner: *Trends in Planning Practices. The Building of Odessa*. In: Michael Hamm (Hg.): *The City in Russian History*. Lexington 1976, S. 139–159.
- Staats- und
Adreß-Handbuch* 1851 *Staats- und Adreß-Handbuch für die Herzogthümer Anhalt-Dessau und Anhalt-Köthen*. Hg. von Johann Friedrich Melchert. Dessau 1851.
- Städtke 2002 *Russische Literaturgeschichte*. Hg. von Klaus Städtke, unter Mitarbeit von Christel Engel. Stuttgart, Weimar 2002.
- Stahr 1859 Adolf Stahr: *G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke*. 2 Bde. Berlin 1859.
- Stanislawskij 1884 S[emjon Moiseewič] Stanislawskij: *Iz istorii i žizni odnoj evrejskoj školy (1826–1853 gg.)*. *Kul'turno-biografičeskij očerk* [Aus *Geschichte und Leben einer jüdischen Schule (1826–1853)*].

- Kulturell-biographische Skizze*. In: *Voschod [Sonnenaufgang]* 4 (1884), H. 4, S. 129–149.
- Stanislawski 1983 Michael Stanislawski: *Tsar Nicholas I and the Jews. The Transformation of Jewish Society in Russia 1825–1855*. Philadelphia 1983.
- Stenographische Berichte* 1851 *Stenographische Berichte über die Verhandlungen der durch die Allerhöchste Verordnung vom 2. November 1850 einberufenen Kammern. 2. Kammer. Bd. 1*. Berlin 1851.
- Streiter-Buscher 1996 Theodor Fontane: *Unechte Korrespondenzen 1860–1865*. Hg. von Heide Streiter-Buscher. 2 Bde. Berlin, New York 1996.
- Streiter-Buscher 2000 Heide Streiter-Buscher: *Die politische Journalistik*. In: *Fontane-Handbuch*. Hg. von Christian Grawe und Helmuth Nürnberger. Stuttgart 2000, S. 788–806.
- Stürzbecher 1970 Manfred Stürzbecher: *Die Apothekenschwestern im Krankenhaus Bethanien und Theodor Fontane. Zur Geschichte der Dispensieranstalt in Bethanien*. In: *Der Bär von Berlin. Jahrbuch des Vereins für die Geschichte Berlins*, 19. Folge (1970), S. 84–105.
- Suin de Boutemard 2000 Bernhard Suin de Boutemard: „*Ernsthafte Bildung nur durch das Leben.*“ *Tolstois Besuch der XXX. Deutschen Disputation in Dresden im April 1861*. Unveröff. Manuskript.
- Syben 1942 Friedrich Syben: *Preußische Anekdoten nach Memoiren und Biographien erzählt von F. S. Berlin* ²1942.
- Tarnopol 1855 Iochim Isaakovič Tarnopol: *Notices historiques et caractéristiques sur les israélites d'Odessa, précédées d'un aperçu général sur l'état du peuple israélite en Russie*. Odessa 1855.
- Tarnopol 1868 Iochim Isaakovič Tarnopol: *Opyt sovremennoj osmotritel'noj reformy v oblasti iudaizma. Razmyšlenija o vnutrennem i vnešnem byte russkich evreev [Erfahrungen der gegenwärtigen behutsamen Reformen auf dem Gebiet des Judentums. Reflexionen zu innerem und äußerem Zustand der russischen Juden]*. Odessa 1868.

- Thadden 1981 Rudolph von Thadden: *Fragen an Preußen. Zur Geschichte eines aufgehobenen Staates*. München 1981.
- Tjutčev 1984 F[ëdor] I[vanovič] Tjutčev: *Sočinenja [Werke]*. Bd. 2. Moskau 1984.
- Tolstoj 1863 A. K. Tolstoj: *Der Tod Iwan's des Schrecklichen*. In: RR 2 (1863), S. 387–382.
- Turgenjew 1863 Iwan Turgenjew: *Mumu*. In: RR 1 (1863), S. 312–376.
- Turgenjew 1961 Ivan Sergeevič Turgenev: *Polnoe sobranie sočinenij i pisem. Pis'ma [Vollständige Ausgabe der Werke und Briefe. Briefe]*. Bd. 3. Moskau, Leningrad 1961.
- Turgenjew 1964 Iwan Turgenjew: *Väter und Söhne*. Übersetzt von Werner Bergengruen. Leipzig 1964.
- Twerdowatoff 1862 A. Twerdowatoff: *Eine Streitfrage*. In: RR 1 (1862), S. 246–251.
- Ulbrich 2005 Bernd G. Ulbrich: *Wolfsohn – Fontane – Müller. Ein Kapitel aus der Dessauer Literaturgeschichte*. In: *Dessauer Kalender 2005. Heimatliches Jahrbuch für Dessau und Umgebung*. Hg. von der Stadt Dessau – Stadtarchiv, S. 62–73.
- Valentin 1970 Veit Valentin: *Geschichte der deutschen Revolution von 1848–1849*. Bd. 2: *Bis zum Ende der Volksbewegung*. Köln, Berlin 1970.
- Vassilikou 2001 Maria Vassilikou: *Greeks and Jews in Salonika and Odessa. Inter-ethnic Relations in Cosmopolitan Port Cities*. In: David Cesarani (Hg.): *Port Jews*. London 2001, S. 155–172 (*Jewish Culture and History* 4,2).
- Volkov 1990 Shulamit Volkov: *Antisemitismus als kultureller Code*. In: Sh. V.: *Jüdisches Leben und Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert. Zehn Essays*. München 1990, S. 13–36.
- Wasielewski 1863 J[oseph] W[ilhelm] Wasielewski: *Anton Rubinstein*. In: RR 1 (1863), S. 377–382.

- Wermuth/Stieber 1976 *Die Communisten-Verschwörungen des neunzehnten Jahrhunderts. Im amtlichen Auftrage zur Benutzung der Polizei-Behörden der sämmtlichen deutschen Bundesstaaten auf Grund der betreffenden gerichtlichen und polizeilichen Acten dargestellt von Dr. jur. Wermuth, Königl. Hannöverschem Polizei-Direktor, [und] Dr. jur. Stieber, Königl. Preußischem Polizei-Direktor. 2 Teile. Berlin 1853/54, Reprint in einem Band Berlin 1976.*
- Wesselmann 2002 *Alfred Wesselmann: Burschenschafter – Revolutionär – Demokrat. Hermann Kriege und die Freiheitsbewegung 1840–1850. Osnabrück 2002.*
- Wessely 1782 *Naftali Hartwig Wessely: Worte der Wahrheit und des Friedens an die gesammte jüdische Nation. [...]. Aus dem Hebräischen (übersetzt von David Friedländer). Berlin 1782.*
- Whittaker 1984 *Cynthia Whittaker: The origins of Modern Russian Education: An Intellectual Biography of Count Sergei Uvarov, 1786–1855. DeKalb 1984.*
- Wilke 2003 *Carsten Wilke: „Den Talmud und den Kant“. Rabbinerausbildung an der Schwelle zur Moderne. Hildesheim u. a. 2003.*
- Wininger 1932 *Salomon Wininger: Grosse Jüdische National-Biographie mit mehr als 8000 Lebensbeschreibungen namhafter jüdischer Männer und Frauen aller Zeiten und Länder. Ein Nachschlagewerk für das jüdische Volk und dessen Freunde. Bd. 6. [Czernowitz 1932].*
- Winkelmann 1988 *Annette Winkelmann: Max Lilienthals Schulprogramm und die frühe russische Haskala in der innerjüdischen Auseinandersetzung (1841–1845). Unveröff. Magisterarbeit an der Universität Köln 1988.*
- Wischnitzer 1930 *Mark Wischnitzer: Die Stellung der Brodyer Juden im internationalen Handel in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Ismar Elbogen u. a. (Hg.): Festschrift zu Simon Dubnows siebzigstem Geburtstag. Berlin 1930, S. 113–123.*
- Wolfsohn 1820 *J. Wolfsohn: Segen der Gottesfurcht. In: Zwei Predigten, gehalten bei der Einweihung des, in Leipzig, nach Gebrauch des Tempelvereins zu Hamburg, zum israelitischen Gottesdienst*

- eingerrichteten Betsaales Beth-Jacob ... am Schluß- und Freudenfeste des Jahres 5581 (1820. 30. Sept./1. Okt.).* Leipzig [1820].
- Wolters 1910a *Theodor Fontanes Briefwechsel mit Wilhelm Wolfsohn.* Hg. von Wilhelm Wolters. Berlin 1910.
- Wolters 1910b Wilhelm Wolters: *Theodor Fontanes politische Anfänge. Mit unveröffentlichten Briefen des Dichters.* In: *Dresdner Neueste Nachrichten*, 1. Januar 1910. Wiederabgedruckt in: *Berliner Börsen-Courier*, Morgenausgabe Nr. 3 (4. Januar 1910).
- Zeibig 1862a J[ulius] W[oldemar] Zeibig: *Die Stenographie in Rußland.* In: RR 1 (1862), S. 326–331.
- Zeibig 1862b [Erwiderung auf: Twerdowatoff 1862]. In: RR 1 (1862), S. 252–255.
- Zipperstein 1986 Steven J. Zipperstein: *The Jews of Odessa. A Cultural History, 1794–1881.* Stanford/Calif. 1986.
- Zorin 2001 Andrej Zorin: *Kormja dvuglavogo orla ... Literatura i gosudarstvennaja ideologija v Rossii v poslednej treti XVIII – pervoj treti XIX veka [Das Füttern des zweiköpfigen Adlers ... Literatur und staatliche Ideologie in Russland während des letzten Drittels des 18. bis zum ersten Drittel des 19. Jahrhunderts].* Moskau 2001.
- Zschokke 1856 Heinrich Zschokke: *Die Irrfahrt des Philhellenen.* In: H. Z.: *Novellen und Dichtungen.* Bd. 6. Aarau 1856, S. 250–344.
- zum Winkel 1963 Hans-Jürgen zum Winkel: *Die Briefe russischer Dichter und Journalisten an Berthold Auerbach.* In: *Zeitschrift für slavische Philologie.* XXXI, 1 (1963), S. 123–142.

Namenregister

Erfasst werden Namen von Personen (außer Theodor Fontane und Wilhelm Wolfsohn), Institutionen, Zeitungen und Zeitschriften sowie die Werke Theodor Fontanes und Wilhelm Wolfsohns. Bibliographische Nachweise wurden nicht aufgenommen.

A

Abendroth, Wilhelm Friedrich (1802–1863) 322
Acosta, Uriel (1585–1640) 177
Adelsohn, Joseph von (russischer Staatsrat, Bekannter Wolfsohns in Dresden) 109
Aksakov, Ivan Sergeevič (1823–1886) 329, 335, 338, 343, 355
Aksakov, Konstantin Sergeevič (1817–1860) 329, 355
Aksakov, Sergej Timofeevič (1791–1859) 355
Alexander der Große (356–323 v. Chr.) 81
Alexander I., Zar von Russland (1777–1825) 284, 287
Alexander II., Zar von Russland (1818–1881) 277, 341, 425
Alexander, Rebecca (geb. Meyer) 148
Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt (S. Wolff: Berliner Verlag) 94, 98
Allgemeine Moden-Zeitung 57, 59
Allgemeine Zeitung des Judenthums (AZJ) XVIII, 134, 273, 288, 313, 389–393, 395–398, 401, 403
Amas, Hermann 471
Andree, Carl (1808–1875) 124f., 128f.
Annenkov, Pavel Vasil’evič (1812/13–1887) 354
Argo 100, 105–107, 119, 126, 387, 444
Arndt, Ernst Moritz (1769–1860) 467
Arnim-Boitzenburg, Adolf Graf von (1803–1868) 467
Arnoldische Buchhandlung (Dresdner Verlag) 36, 328, 351

Aronheim, Jeannette (Bekante Wolfsohns aus Braunschweig) 95, 98, 109
Assing, Ludmilla (1821–1880) 248, 421f.
Aston, Luise 465
Auerbach, Berthold (1812–1882) XVIII, 63, 109, 122, 131, 253, 263, 325, 331, 349–351, 386f., 415–436, 447, 461, 477f., 480, 493
Auerbach, Jakob (1810–1887) 421, 426, 435
Auerswald, Rudolf von (1795–1866) 119
Auffenberg, Josef von (gest. 1857) 468
(Augsburger) Allgemeine Zeitung 41, 43, 45, 57, 174, 430

B

Bakunin, Michail Aleksandrovič (1814–1876) 348, 352–354, 360
Balfe, Michael William (1808–1870) 470
Baratynskij, Evgenij Abramovič (1800–1844) 326, 329, 487
Bart, Jean (1650/51–1702) 117
Batjuškov, Konstantin Nikolaevič (1787–1855) 352, 488
Baudissin, Wolf Heinrich Graf von (1789–1878) 349
Bauer, Bruno (1809–1882) 8, 10, 42
Bauernfeld, Eduard von (1802–1890) 466
Beck, Karl Isidor (1817–1879) XVII
Beckerath, Hermann von (1801–1870) 466
Behr, Isaschar Falkensohn (1746–1781) XVI
Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters 200–203

- Bekk, Johann Baptist (1797–1855) 467
 Belinskij, Vissarion Grigor'evič (1810/11–1848) 333, 425
 Benfey, Theodor (1809–1881) 464
 Berchtold, Jean Nicolas Elisabeth 474
 Berlin, Moisej (1821–1888) 289–291
Berliner Figaro 442
Berliner Tageblatt XIX
Berliner Zeitung XX
Berliner Zeitungs-Halle 361, 365, 444
 Bertenson, Bernard (1815–1871) 307
 Bertenson, Lev (Sohn Bernard Bertensons, Arzt in Odessa) 307
 Bertling, Hans XXI
 Bertling, Richard XXI
 Beuth 370
 Bibikov (russ. General) 147
 Billroth, Christian Albert Theodor (1829–1894) 434, 436
 Binder, Robert (1808–1870) 33, 317f., 322
 Bindewald 370
 Birch-Pfeiffer, Charlotte (1800–1868) 73, 75, 183, 428, 466, 472
 Bismarck, Otto Fürst von (1815–1898) 367, 424
 Blagoveščenskij (Blagoweschtsch), Nikolaj Michajlovič (1821–1892) 9, 11
Blätter für literarische Unterhaltung 450
 Bleichroeder (Familie) XIV
 Blücher, Gebhard Leberecht von (1742–1819) 361
 Blum, Robert (1807–1848) 171, 317, 320
 Blumenfeld, Kurt (1884–1963) XXII f.
 Boccaccio, Giovanni (1313–1375) 217f.
Boden-Credit-Verein (St. Petersburg) 344
 Boehme, Erich (Slawist; geb. 1879) 326, 331
 Boldrini, Emilia (ital. Opernsängerin) 35f.
 Bölte, Amely (1811–1891) 351
Bondi, Georg (Verlag) XVIII f., XXII
 Bonorand, O. (1821–1885) 7
 Born, Stephan (vormals Simon Butterlich; 1824–1898) 360
 Börne, Ludwig (1786–1837) 34, 149, 271, 391, 398, 400, 402f., 453
 Borsig 370
 Bortnjanskij, Dmitrij Stepanovič (1751–1825) 347
 Bošmakov (Boschmakow) (russ. General) 147
 Bosse, Georg Friedrich (geb. 1797) 440
 Böttcher (lutherischer Pfarrer in Odessa) 306
 Bötticher 370
 Boyen, Hermann von (1771–1848) 364
 Brahm, Otto (1856–1912) XIV
 Brandeis, A. (jüdischer Geistlicher in Wien) 179
 Brandenburg, Friedrich Wilhelm Graf von (1792–1850) 67
 Braun von Braunthal, Karl Johann (1802–1866) 5f.
 Brawe, Joachim Wilhelm von (1738–1758) 200
 Brockhaus, Heinrich (1804–1874) 24, 39, 62, 68–70, 121, 124, 127, 430
Brockhaus (Leipziger Verlag) 348, 355
 Brunner, Sebastian (1814–1893) 433
 Bube, Adolf (1801–1873) 5f.
 Bunsen, Christian Karl Josias Freiherr von (1791–1860) 103f.
 Burg 370
 Burford (Familie in London) 81
- C
- Camera Imperiale delle Assicurazioni* (Odessa) 297
 Caro, Joseph (1488–1575) 274
 Carus, Carl Gustav (1789–1869) 354, 418
 Cattendyck, von (Komiker) 34
 Catull (C. Valerius Catullus; ca. 84–54 v. Chr.) 312, 401, 479, 492
 Cavour, Camillo Benso Graf von (1810–1861) 424

- Centralstelle für Preß-Angelegenheiten* (Berlin) 11, 70, 89, 95, 104, 107, 119, 122, 127, 444, 446
- Černyševskij, Nikolaj Gavrilovič (1828–1889) 334
- Cervantes, Miguel de (1547–1616) 412
- Cheraskov, Michail Matveevič (1733–1807) 331
- Chomjakov, Aleksej Stepanovič (1804–1860) 332, 336
- Chopin, Frédéric François (1810–1849) 116
- Chvol'son, Daniil Abramovič (1819–1911) 278, 289–291
- Cicero, M. Tullius (106–43 v. Chr.) 142
- Coleridge, Samuel Taylor (1772–1834) 493
- Colloredo-Mansfeld, Franz de Paula Gundaker Fürst zu (1802–1852) 6
- Comité der Schillerfeier* (Leipzig) 320
- Constitutionelle Zeitung* 71
- Corday, Charlotte (1768–1793) 454
- Corneille, Thomas (1625–1709) 212
- Cornelius, Karl Adolf (1819–1903) 469, 473
- Cortazzi* (Firma in Odessa) 299
- Cotta von Cottendorf, Johann Georg Freiherr (1796–1863) 37f., 57f., 380
- Cotta* (Stuttgarter Verlag) 43, 58f., 380
- Cramer, Eduard 317
- Cromwell, Olivier (1599–1658) 49f., 52
- Cruciger, Christian Albert (1819–1877) 311, 316, 454, 469
- Davydov, Stepan Ivanovič (1777–1825) 347
- Dawison, Bogumil (1818–1872) 479
- Del'vig (Delwig), Anton Antonovič (1798–1831) 329
- Delisle de la Drevetière, Louis-François (1682–1756) 197
- Den' (Tag)* 307, 343
- Deršau (Derschau), Fedor Karlovič (1821– nach 1861) 324, 443, 482
- Deržavin (Dershawin), Gavriil Romanovič (1743/45–1816) 252, 322, 331, 488
- Deutsche Allgemeine Zeitung* 68–70, 373
- Deutsche Annalen* 444
- Deutsche Blätter* 419
- Deutsche Reform* 62f., 66, 68, 444
- Deutsche Reichs-Bremse* 61f.
- Deutsche Schillerstiftung* 320, 352, 374, 387, 418, 420, 446f., 479
- Deutscher Musen-Almanach* 72f., 75, 378
- Deutsches Kunstblatt* 82, 84, 122
- Deutsches Museum* 64–66, 68–70, 72–74, 76, 78–80, 83f., 89, 102, 247f., 253, 373, 377f., 384, 445, 450
- Devrient, Eduard (1801–1877) 108, 112f., 420, 425
- Devrient, Emil (1803–1872) 41, 44, 58f., 103f., 351
- Dietrich, Anton (1797–1868) 322, 352
- Dingelstedt, Franz (1814–1881) 427, 435, 470, 473
- Diogenes (ca. 399–323 v. Chr.) 81
- Dischereit, Esther (geb. 1952) 412
- Dmitriev, Michail Aleksandrovič (1796–1866) 488
- Dohm, Christian Konrad Wilhelm von (1751–1820) XIV
- Döring, Theodor (eigentl. Häring; 1803–1878) 110f.
- Dostoevskaja, Anna Grigor'evna (1846–1918) 338, 344f., 350
- Dostoevskij, Fedor Michajlovič (1821–1881) 332, 336, 338, 345, 354, 476

D

- Dal', Vladimir Ivanovič (1801/02–1872) 482
- Damböck (Sängerin) 475
- Dankwerts, Emmy (1812–1865) 38
- Dante Alighieri (1265–1321) 22f., 473
- Danzel, Theodor Wilhelm (1818–1850) 206
- Dargomyžskij, Aleksandr Sergeevič (1813–1869) 348

- Drais von Sauerbronn, Karl Friedrich von
(1784–1851) 472
Dresdner Abend-Zeitung 5
Dresdner Anzeiger 3, 5f., 26, 344
Dresdner Journal und Anzeiger 56, 58
Dresdner Montagsgesellschaft 87, 348, 352,
445
Dresdner Neueste Nachrichten XX
Dresdner Tageblatt 56, 58
Dresdner Zeitung 39f., 42–45, 47, 53f., 57f.,
61, 68, 74, 76, 353, 357, 359f., 364, 367f.,
373, 409, 444
Drobisch, Moritz Wilhelm (1802–1896) 176,
323
Droysen, Johann Gustav (1808–1884) 365
Duncker, Franz Gustav (1822–1882) 64
Duncker, Max (1811–1886) 349
Durham, John Georg Lambton Graf (engl.
Botschafter; 1792–1840) 148
Düringer, Philipp Jakob (1809–1870) 110f.,
466
Dynes, Rosa (geb. Wolfsohn) 432, 441, 455
Dynes, Salomon 441

E

- Ebecke, Johann (Dessauer Konditor) 94f.
Ebers, Georg Moritz (1837–1898) 311f.,
325, 399
Ebert, Arnold (1723–1795) 190, 216
Ebert, Karl Egon (1801–1882) 475
Ebner & Seubert (Stuttgarter Verlag) 121,
126
Eckhof, Conrad (1720–1778) 213
Efrussi, Chaim (jüd. Bürger Odessas) 301
Efrussi (Firma in Odessa) 298
Eggers, Friedrich (1819–1872) 82, 378, 380,
387
Eisenbahn, Die 5, 33, 37, 78, 314, 317, 320,
322, 442
Eleasar ben Juda (1176–1238) 393

F

- Fajnštejn, Michail Šmil'evič 330
Faucher, Julius (1820–1878) 54f.
Fechner (Mises), Gustav Theodor (1801–1887)
463
Fet (Feth), Afanassij Afanas'evič (eigentl.
Šenšin; 1820–1892) 329f., 488
Feuerbach, Ludwig (1804–1872) 42, 338
Finkel, Jakob Leib (Lehrer in Odessa; um 1844)
147, 303
Fischer, Karl Philipp (1807–1885) 473
Flavius Josephus (37/38–ca. 100) 277
Flender, Adam (1804–1877) 114
Flender, Marie (Tochter von Adam F.) 114
Fontane, August (1804–1870) 7, 10, 14, 24f.,
27, 36, 60f.

- Fontane, Elise (verh. Weber; 1838–1923) 440
- Fontane, Emilie (geb. Labry; 1797–1869) 12, 25f., 28, 110, 440
- Fontane, Emilie (geb. Rouanet-Kummer; 1824–1902) XXI, 25, 27, 29, 33, 38f., 45f., 48, 54, 56–61, 69–71, 75, 78, 81f., 84–88, 90–92, 94, 97, 101–104, 107–110, 112f., 115, 118–120, 125, 129, 131, 134, 251, 374, 378, 388, 410, 412, 440, 442, 444
- Fontane, Friedrich (1864–1941) XX, 20, 22, 440, 448
- Fontane, George Emile (1851–1887) 82, 88f., 97f., 118, 120, 133, 440, 448
- Fontane, Hans Ulrich (29. März – 8. Juni 1855) 104, 440, 446
- Fontane, Jenny (verh. Sommerfeldt; 1823–1904) 14f., 60f., 440
- Fontane, Louis Henri (1796–1867) 12, 25f., 28, 89, 99, 440
- Fontane, Martha (verh. Fritsch; 1860–1917) XIX, 133, 440, 446
- Fontane, Max (1826–1860) 89, 440
- Fontane, Peter Paul (14. Oktober 1853–6. April 1854) 104, 440, 444
- Fontane, Philippine (geb. Sohm; 1810–1882) XX, 6f., 9–13, 15, 24f., 35f., 60f.
- Fontane, Rudolph (2.–15. September 1852) 103f., 440, 444
- Fontane, Theodor (1819–1898)
- Abednego, der Pfandleiher* (C. Gore) 80f.
 - Altenglische Balladen* 126f.
 - An den Märzminister Graf Schwerin-Putzar* 56
 - An Emilie* 48
 - An Rußland* 22f.
 - Aus England* 118–123, 126, 128, 448
 - Aus Manchester* 128, 446
 - Balladen* 119, 378, 406, 448
 - Bertrams Totengesang* 126
 - Bilder und Briefe aus Schottland* 122
 - Bilder und Geschichten aus der Mark Brandenburg* 446
 - Brighton* 63
 - Burg* 67
 - Christian Friedrich Scherenberg* 63
 - Das deutsche Theater in England* 104
 - Das Macbeth-Land* 122
 - Das Polizeiregiment* 45
 - Das schottische Hochland und seine Bewohner* 126f.
 - Das Wangenheimkapitel* 114
 - Der alte Derffling* 32, 367
 - Der alte Dessauer* 32, 38, 367
 - Der Alte Fritz* 91
 - Der alte Zieten* 32, 367
 - Der Aufstand in Northumberland* 91
 - Der letzte Hochlands-Häuptling* 122
 - Der Schleswig-Holsteinische Krieg im Jahre 1864* 448
 - Der Tag von Hemmingstedt* 64, 70–72, 78–84, 102, 104, 377–379
 - Des Königs Freunde – seine Feinde* 58
 - Die alten englischen und schottischen Balladen* 128
 - Die Anklage gegen Waldeck* 54
 - Die Docks-Keller* 63
 - Die Hamiltons oder Die Locke der Maria Stuart* 91
 - Die letzte Fahrt des Kardinals* 91
 - Die Londoner Tagespresse* 128
 - Die Londoner Theater* 122
 - Die Londoner Wochenblätter* 128
 - Du Adlerland* 371
 - Effi Briest* 412–414
 - Ein Sommer in London* 95, 100, 104, 446
 - Ein Tag in einer englischen Familie* 63
 - Eine Reise in's schottische Hochland* 122
 - Einem Freunde in Odessa* 18–22, 271, 406, 408f.
 - Eines Vaters Wehklage* 32
 - Einigkeit. 1842* 8, 10, 19
 - Englische Historienmalerei* 126f.

- Englische Presse und ‚Times‘* 126f
Gedichte XXI, 38, 48, 78, 95, 362, 376f., 380f., 384, 406, 444
Gedichte eines Berliner Taugenichts 10
Geschwisterliebe 106, 442
Goldene Hochzeit 106, 444
Hamlet-Übersetzung 31
Herbstlied 91
Herr Seydlitz auf dem Falben 362
Irrungen, Wirrungen 122
James Monmouth 106, 444
Jan Bart 119
Jenseit des Tweed 118f., 121f., 124–126, 128, 446
John-Prince-Manuskript 10, 78
Karl Stuart 30, 32, 268, 377, 381–384, 444
Keith 32, 367
Liebchen komm ... 61
Londoner Briefe 103f.
Longfellow 127
Männer und Helden 56, 58, 367, 444
Marie und Bothwell 91
Melrose Abbey und Abbotsford 127
Mit oder ohne Dorn 386
Mrs. Gore 81
Nachwirkungen des Waldeck-Prozesses 55
O, sprächen sie mit feuchten Augen... 259
Oxford und die englischen Universitäten 126f.
Preußen – ein Militair- oder Polizeistaat? XXI, 48–51, 53–55, 357–371
Preußens Zukunft 361, 365f.
Preußische Feldherrn 32, 55, 61, 78, 367
Reden ist Silber, Schweigen Gold 386
Robin Hood 91
Röschen oder Rose 386
Schach von Wuthenow 122
Schottische Volkslieder 126f.
Schwerin 32, 367
Seydlitz 32, 362, 367
Seydlitz und der Bürgermeister von Ohlau 52
Shakespeare auf der modernen englischen Bühne 122, 126
Sir Walter Raleighs letzte Nacht 91
Tagebuch der ersten Englandreise 81
Tennyson und Longfellow 126f.
Tuch und Locke 106, 444
Unsere Kammern 58
Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848 444
Unterm Birnbaum 26
Victor Hugo 63
Von der schönen Rosamunde 30, 32, 37f., 40–48, 54, 56–59, 61, 66, 68, 78, 100f., 377, 379f., 384, 406, 409, 444
Von Gravesend bis London 63
Von Zwanzig bis Dreißig XIII, XVIII, 15, 27, 250–254, 310, 312, 315, 319, 321, 335, 374f., 388, 413–416
Vor dem Sturm 31, 374, 448
Waldeck ist frei 55
Wanderungen durch die Mark Brandenburg 95, 446, 448
Wangeline, die Weiße Frau 91
Weitere Betrachtungen zum Waldeck-Prozess 54f.
Whigs und Tories 126f., 129
Winterabend 48
Zu meinem 75ten 413
 Fontane, Theodor jun. (1856–1933) 22, 89, 118, 120, 133, 440, 446
 Fort, Jacob Johann Ludwig (1793–1856) 18, 79, 249, 315f., 322
 Fort, L. (Leipziger Verlag) XVII, 20, 105f.
 Fouqué, Friedrich Baron de la Motte (1777–1843) 68, 454
 Frank, Johann Peter (1745–1821) 186
 Fränkel, Jonas (1879–1965) 419
 Fränkel, Moritz Ottmar (1814–1902) 152–160, 314, 475

- Frankenberg, Siegmund (geb. 1815) XVII, 315f., 389, 443
- Frankl, Ludwig August (1810–1894) XVII, 315
- Franz Joseph I., Kaiser von Österreich, König von Ungarn (1830–1916) 423
- Franzos, Karl Emil (1848–1904) 326, 333
- Freidank (gest. um 1233) 491
- Freie russische Presse* (London) 344f.
- Freiligrath, Ferdinand (1810–1876) 18f., 434
- Frensdorff, Émile (1818–1909) 466
- Freytag, Gustav (1816–1895) 420, 480
- Friedensburg, Wilhelm Leberecht Theodor Albert (1823–1906) 319
- Friedlaender, Georg (1843–1914) XIV
- Friedrich II., König von Preußen (1712–1786) 49–51, 53f., 192, 203, 358, 361, 363f.
- Friedrich August I., König von Sachsen (1750–1827) 5, 360
- Friedrich August II., König von Sachsen (1797–1854) 359f.
- Friedrich Wilhelm I., König in Preußen (1668–1740) 358
- Friedrich Wilhelm III., König von Preußen (1770–1840) 364, 366, 370
- Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen (1795–1861) 6, 26, 67, 119, 367, 370
- Fritsch, Karl Emil Otto (1838–1915) 440
- Fritsche, Karl Wilhelm (1799–1858) XII, 42, 86, 95
- Fröhlich, Abraham Emanuel (1796–1865) 468
- G**
- Gabelsberger, Franz Xaver (1789–1849) 351
- Gan (Hahn), Elena Andreevna (1814–1842) 36, 332f., 445, 482
- Gans, Eduard (1797–1839) 159
- Gartenlaube, Die* 62, 419
- Gaudy, Franz Freiherr von (1800–1840) 18f., 452
- Gebauer, Bruno XXf.
- Gebauer, Elisabeth XXf.
- Geduld, Ernestine (geb. Wolfsohn; 1822–1892) 15, 131, 314f., 441, 455
- Geduld, Franziska (geb. 1859) 131
- Geduld, Leon (Kaufmann in Dresden) 131
- Geduld, Matthias (Kaufmann, Ehemann von Ernestine G.) 131, 441
- Geduld, Matthias (Sohn) 131
- Geduld, Sophie (verh. Jolles; 1852–1923) 131
- Gegenwart, Die. Zeitschrift für Literatur ...* 434f., 441
- Gegenwart, Die. Eine encyklopädische ...* 121, 123f.
- Geibel, Emanuel (1815–1884) 32, 93
- Geiger, Abraham (1810–1874) 426
- Geiger, Ludwig (1848–1919) XVIII f., 263, 326, 335, 389, 398–407, 416
- Gellert, Christian Fürchtegott (1715–1769) 190, 478
- George, Stefan (1868–1933) XIX
- Gerbel', Nikolaj Vasil'evič (1827–1883) 349f.
- Gercen (Herzen), Aleksandr Ivanovič (1812–1870) 332, 334f., 344, 348, 353f., 483
- Gerlach, Ludwig von (1795–1877) XII
- Germania* 317
- Gervinus, Georg (1805–1871) 185, 206, 216, 464
- Gessen, Judko (jüd. Bürger Odessas) 301
- Gey, Amalie (1827–1903) 441
- Gey, August (1780–1851) 3, 6f., 35, 63, 251, 312, 441
- Gey, Bernhard (1830–1883) 441
- Gey, Friedericke (geb. Porstein; 1791–1863) 441
- Gey, Rosalie (1821–1842) 6f., 441
- Gey, Therese (1817–1850) 14f., 441
- Gleiche, Graf von (thüring. Adelsgeschlecht) 29, 32
- Gleim, Johann Wilhelm Ludwig (1719–1803) 184, 210, 361

- Glinka, Michail Ivanovič (1804–1857) 347f.
 Glümer, Claire von (1825–1902) 349
 Goethe, Johann Wolfgang von (1749–1832)
 XVI, XVIII, 117, 128f., 152, 183–185, 205,
 207f., 210, 217, 224, 284, 312, 326, 399,
 452, 455f., 478
Goethe-Jahrbuch 398
 Gogol', Nikolaj Vasil'evič (1809–1852) 62f.,
 252, 326, 330–332, 334, 346, 464, 476,
 480, 483
 Goldbach, Carl (Privatgelehrter in Dresden)
 322
 Golicyн, Jurij Nikolaevič Fürst (1823–1872)
 346–348
 Gollenpreger, Dr. 469
 Goltz, Graf von der 370
 Gončarov, Ivan Aleksandrovič (1812–1891)
 354
 Gordon, Lev (Jehuda Leib) (1830–1892) 277
 Gore, Catherine Grace Frances (geb. Moody;
 1799–1861) 80f.
 Gottfried von Straßburg (um 1210) 492
*Gotthold Ephraim Lessings theatralische
 Bibliothek* 203f.
 Gotthold, Zev Walter 393
Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen
 194
 Gottlober, Abraham (1811–1899) 285
 Gottsched, Johann Christoph (1700–1766)
 184, 188f., 191, 201
Graikorossiki Syntrofia ton Asfaleion (Odessa)
 297
 Granovskij, Timofej Nikolaevič (1813–1855)
 348, 476
 Grässe, Johann Georg Theodor (1814–1885)
 433f.
 Greč, Nikolaj Ivanovič (1787–1867) 332
Grenzboten, Die 11
 Grete 38
 Grigorii V., Patriarch von Konstantinopel (gest.
 1821) 149, 298
 Grimm, Jacob (1785–1863) 352
 Grolman, von 370
Gropius-Buchhandlung (Berlin) 83f., 115
 Grossmann (Jugendfreund Wolfsohns in
 Odessa) 137, 141–143
 Grün, Anastasius (eigentl. Anton Alexander
 Maria von Auersperg; 1806–1876) 6
 Grunert, Karl (1810–1869) 475
 Grunow, W. 370
 Guerra, Alessandro (ital. Zirkusleiter) 33f.
 Guizot, François Pierre Guillaume (1787–1874)
 285
 Gumprecht, Adolf (1818–1899) 115f.
 Günther, Johann Georg (1808–1872) 31, 33,
 250, 317f.
Gurovič (Firma in Odessa) 298
 Gurovič, Solomon (jüd. Bürger Odessas) 301
 Gustav II. Adolf, König von Schweden (1594–
 1632) 56
 Gutzkow, Karl (1811–1878) 93, 177, 351,
 420, 428, 435, 464, 467, 469
- ## H
- Habicht, August Eberhard (1805–1896) 37,
 39
 Hagen, Friedrich Heinrich von der (1780–1856)
 93f., 96
 Hahn → Gan
 Hahn, Josef (Ende 16. Jh.–1637) 393
 Hahn-Hahn, Ida Gräfin von (1805–1880)
 25f.
*Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft
 und Kunst* 42, 309
Hamburgische Dramaturgie 211–215, 220
Ha-Me'assef (Der Sammler) XVII
 Hammer, Julius (1810–1862) 418
 Hänel, Albert (1833–1918) 435
 Harder, Marie de (Pianistin) 115f.
 Hartenstein, Gustav (1808–1890) 176
 Hartmann von Aue (gest. um 1215) 492
 Hartmann, Moritz (1821–1872) 464

- Hauenschild (Waldau), Georg von (1822–1855) 464
- Hauff, Hermann (1800–1865) 32, 362
- Havlíček Borovský, Karel (1821–1856) 470
- Hayn, Adolf Wilhelm (1801–1866) 56, 367f.
- Hebbel, Christian Friedrich (1813–1863) 435
- Hecker, Friedrich (1811–1881) 468, 471
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1770–1831) 8, 176, 334
- Heidukoff, H. (russ. Gastronom und Hotelier in Dresden) 344
- Heine, Heinrich (1797–1856) 391, 400–402, 407, 424
- Heinrich von Veldeke (Mitte 12. Jh. –Anfang 13. Jh.) 474
- Helene, Großfürstin → Paulowna
- Helfferrich, Adolph (1813–1894) 64f.
- Hendrichs, Hermann (1809–1871) 110f.
- Hensel 370
- Hensel, Sophie Friederike (1738–1789) 213f.
- Herbart, Friedrich (1776–1841) 176
- Herder, Johann Gottfried von (1744–1803) 285
- Hermann, Johann Gottfried Jacob (1772–1848) 321
- Hertwich (Kantor in Berndorf) 7
- Hertwich, Rosalie (Pflegetochter von A. und Ph. Fontane) 7, 12, 15, 36
- Hertz, Wilhelm (1822–1901) 93, 95f., 99–101, 387
- Herwegh, Georg (1817–1875) 93, 318f.
- Herwegh-Klub* (Leipzig) 6, 9, 31f., 250f., 309, 316–321, 335, 442
- Herzen → Gercen
- Hessemer, Friedrich Maximilian (1800–1860) 464
- Hettner, Hermann (1821–1882) 417f., 435
- Heyse, Paul (1830–1914) 32, 67, 73, 75, 78, 83f., 119, 123, 378, 380, 384, 481
- Hiecke, Robert Heinrich (1805–1861) 477
- Hinrichssche Buchhandlung* (Leipziger Verlag) 18, 64, 76, 78, 324
- Hirschel, Bernhard (1815–1874) 316
- Hirschl, Ludwig 474
- Hirsemann, Karl W. XXI
- Hobohm, Rudolf (gest. 1850) 470
- Hofer, Johannes Ludwig (1801–1887) 470
- Höfer, Edmund (1819–1882) 474
- Hoffmann (von Fallersleben), August Heinrich (1798–1874) 369
- Hohenzollern-Sigmaringen, Karl Anton Fürst von (1811–1885) 119
- Holbein von Holbeinsberg, Franz Ignaz (1779–1855) 466
- Holst, Johann Ludolf (1756–1825) 149
- Holtei, Carl von (1798–1880) 475
- Homer (8. Jh. v. Chr.) 142, 277
- Hoppe, Anna Dorothea 28, 31
- Horaz (Quintus Horatius Flaccus, 65 v. Chr. – 8 n. Chr.) 139, 142f., 312
- Horch, Hans Otto (geb. 1944) 395
- Horn, Anton E. (eigentl. Anton Einhorn, Redakteur des *Journal de St. Petersburg*) 397
- Horowitz (Lehrer an der Reformschule in Odessa; gest. 1857) 147
- Hrabiéta, Johann (Kapellan in Dresden) 322
- Hub, Ignaz (1810–1880) 375
- Hübner, Julius (1806–1882) 86f.
- Hügel, Clemens Freiherr von (1792–1849) 466
- Hülßen, Botho von (1815–1886) 92f., 387
- Humboldt, Alexander von (1769–1859) 421f., 467
- Humboldt, Wilhelm von (1769–1859) 94
- Hurter, Friedrich von (1787–1865) 466

I, J

Israelitische Annalen 288

Isserles, Moses (1520–1572) 274

Iwan IV., Zar von Russland (der Schreckliche; 1530–1584) 145

Jackel 370

- Jaenisch, Karl 328
Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur 398
Jahrbücher für Slawische Literatur, Kunst und Wissenschaft 323, 450
 Jakob ben Moses Helevi Mölln (gen. Maharil; 1355–1427) 393
 Janžul, Ivan Ivanovič (1845/46–1914) 341f., 345
 Jazykov, Nikolaj Michajlovič (1803–1846/47) 326, 329, 488
 Jean Paul (eigentl. Johann Paul Friedrich Richter; 1763–1825) 26, 317, 403, 456, 465
 Jellinek, Adolf (1820–1893) 10, 180
 Jellinek, Hermann (1822–1848) XXI, 7–10, 171, 175–180, 469
Jeschuat-Achim (Leipzig) 310, 317
 Jordan, Jan Petr (1818–1891) 323
 Jost, Isaak Markus (1793–1860) 288
Journal d'Odessa 296
 Jullien, Gilles (1651–1703) 470
 Jung, Alexander (1799–1884) 93–97, 99, 101f.
 Jung, Johann August Ferdinand (1812– nach 1865) 32–34, 442
 Jungmann, Albert 474
 Junkelmann (Gogol-Übersetzer) 480
 Jusefowitsch, Annette (geb. Rosenblum) 148
 Juvenal (Decimus Iunius Iuvenalis; um 60– nach 127) 197, 211
- K**
- Kaim, Isidor (geb. 1817) XVII
 Kalisch, David (1820–1872) 428
 Kantemir, Antioch Dmitriewič (1708/09–1744) 331, 489
 Kapnist, Vasilij Vasil'evič (1757–1824) 489
 Karamzin (Karamsin), Nikolaj Michajlovič (1765/66–1826) 331
 Karl Alexander, Großherzog zu Sachsen-Weimar (1818–1901) 421f.
 Karl I. Stuart, König von England (1600–1649) 381f.
 Karl II. Stuart, König von England (1630–1685) 52
 Karpeles, Gustav (1848–1909) 389
 Kästner, Abraham Gotthelf (1719–1800) 188, 190
 Katharina II., Zarin von Russland (1729–1796) 276, 278, 287, 293f., 331, 337
 Katz, Albert (1858–1923) 389
 Katz, Edmund (Dessauer Verleger) 100, 106, 111
 Katz, Moritz (Dessauer Verleger) XXI, 38, 40–43, 45–47, 54–58, 66, 68, 90f., 94f., 97, 99–106, 110f., 118, 373, 379f., 406, 409
Katz, (Gebr.) (Dessauer Verlag) 32, 43, 47, 68, 100, 104, 106
 Kauffmann (Berliner Bankier) 120, 122
 Kaufmann, Jacob (1814–1871) XVII, 9, 11, 315, 396
 Kayserling, Meyer (1829–1905) 480
 Keil, Ernst (1816–1878) 61f., 74
 Keil, Georg (1781–1857) 467
 Keller, Gottfried (1819–1890) 418f., 435
 Kellinghusen, Heinrich (1796–1879) 468
 Kellner, Gottlieb (1819–1896) 473
 Kepler, Johannes (1571–1630) 472
 Keyser, Nicaise de (1813–1887) 471
 Kindermann, Adolf Dietrich (1823–1892) 56, 58
Kladderadatsch 366f., 428
 Kleist, Ewald Christian von (1715–1759) 184, 207
 Klöden, Karl Friedrich von (1786–1856) 442
 Klopstock, Friedrich Gottlieb (1724–1803) 184, 190, 478
 Klotz, Christian Adolf (1738–1771) 215
 Klutschak, Franz (1814–1886) 475
 Koch, Johann Samuel (Leipziger Wirt) 317
Kochei (Leipzig) 10, 317f.

Kohl, Johann Georg (1808–1878) 298
 Köhler, Ludwig (1819–1862) 6, 8, 10, 31f.,
 317, 319
 Kol'cov, Aleksej Vasil'evič (1809–1840) 489
 Kompert, Leopold (1822–1886) 396
Königlich Stenographisches Institut (Dresden)
 350
 Köppe, August (1817–1888) 39
 Kotzebue, August von (1761–1819) 120,
 122, 183, 481
 Kotzebue, Wilhelm von (1813–1887) 355
 Kourmoussi, Heliodoros (Dresdner Kaufmann)
 344
 Kraus, Julius (1807–1878) 464
 Krause, Carl Friedrich August (eigentl. Charles
 Fleury; geb. 1824) 368
 Krebs, Johann Baptist (1774–1851) 471
 Kriege, Rudolf Hermann (1820–1851) 6,
 31f., 318f.
 Krojanker, Gustav XIX
 Krug, Friedrich (1812–1892) 466
 Krug, Wilhelm Traugott (1770–1842) 318
 Krüger, Johann Christian (1722–1750) 196
 Krylov, Ivan Andreevič (1768/69–1844) 331,
 350
 Kugler, Franz Theodor (1808–1858) 32, 69,
 83, 100, 106, 378, 444
 Kuefstein, Franz Seraphin Graf von (1794–
 1871) 111
 Kühne, Ferdinand Gustav (1806–1888) 9f.,
 420, 443, 450
 Küken, Friedrich Wilhelm (1810–1882) 472
 Kummer, Bertha (geb. Kinne; 1807–1870)
 31, 33, 58f., 61, 86f.
 Kummer, Wilhelm (1785–1855) 31, 33, 58f.,
 61
 Kunisch, Hermann (geb. 1901) 381
 Kuntze, Rudolph (Dresdner Verleger) 124f.
 Kumik, Max (1819–1881) 464
 Kurtz, Hermann (1813–1873) 467
 Küstner, Karl Theodor von (1789–1864) 66,
 68

L

L'vov, Dmitrij Vladimirovič (Redakteur in
 Dresden) 350
 L'vov, Evgenij Fürst 345
 La Fontaine, Jean de (1621–1695) 277
 Lachambeaudie, Pierre (1807–1872) 493
 Lamberg, Franz Graf von (1791–1848)
 Landesmann, Nina (verh. Auerbach) 417f.
 Lanžeron, Aleksandr Fedorovič Graf (eigentl.
 Louis Alexandre Andrault chevalier comte
 de Langéron; 1763–1831) 296
 Lasarevič, Tevel (jüd. Stadtverordneter in
 Odessa) 300
 Lassalle, Ferdinand (1825–1864) 263, 271,
 400f.
 Laube, Heinrich (1806–1884) 18, 20, 54f.,
 465, 472
 Lazarus, Moritz (1824–1903) XIV, 86, 93,
 113, 115, 117–119, 418, 426
 Lažečnikov, Ivan Ivanovič (1792–1869) 445,
 483
 Lebenson, Micha-Josef (1828–1852) 277f.
 Lehmann, Frieda (verh. Fontane; geb. 1870)
 440
 Lehmann, Johann August Otto Leopold
 (1802–1883) 96, 98
 Lehmann, Wilhelm (1882–1968) 398
 Lehmann-Schultze, Christa → Schultze
Leipziger Allgemeine Zeitung (LAZ) 312, 316
Leipziger Illustrierte Zeitung 43, 57
Leipziger Literatenverein 320
Leipziger Tageblatt und Anzeiger 79
Leipziger Zeitung 126, 128, 373, 431, 433
 Lenau, Nikolaus (1802–1850) 66, 93
Lenau-Verein (Berlin) 55, 442
Leo Baeck Institute XXI–XXIV
 Leonhard, Karl Cäsar von (1779–1862) 473
 Leopold I., Fürst von Anhalt-Dessau (1676–
 1747) 87
 Leopold IV. Friedrich, Herzog von Anhalt-Des-
 sau (1794–1871) 39

- Lepel, Bernhard von (1818–1885) 27, 32, 36, 39, 46, 56, 65, 72, 84, 87–89, 99, 103, 127, 263, 268, 373–388, 442, 446
- Lepel-Wieck, Hedwig von (1827–1893) 386f.
- Lermontov, Michail Jur'evič (1814–1841) 62f., 252, 331, 334, 351, 489
- Lesser, Ludwig (1802–1867) XIV
- Lessing, Gotthold Ephraim (1729–1781) XVI, 26, 34, 102, 181–220, 277, 349, 399, 405, 426, 434–436, 478
- Leuchthurm, Der* 62
- Levinzon, Isaak Ber (1788–1860) 279f., 285
- Levysohn, Arthur (1841–1908) XIX
- Lewald, August (1792–1871) 10
- Lewald, Fanny (1811–1889) 83f, 103f., 419, 421
- Levšin (Lewschin), Aleksej Iraklievič (um 1799–1879) 147, 149
- Liebig, Justus Freiherr von (1803–1873) 473
- Lilienthal, Max (1815–1882) 285, 287f.
- Lind, Jenny (1820–1887) 25f.
- Liszt, Franz (1811–1886) 296
- Literarisches Cabinet* (Berlin) XVIII, 67–70, 75, 127, 377, 444
- Literaturblatt des Deutschen Kunstblattes* 122, 446
- Literaturblatt des Orients* 314
- Logau, Gotthold (1821–1877) 468
- Lomakin, Gavriil Jakimovič (1812–1885) 347
- Lomonosov, Michail Vasil'evič (1711–1765) 322, 331, 490
- Longfellow, Henry Wadsworth (1807–1882) 126f.
- Lorck, Karl (1814–1905) 124–128
- Lorenz, Baron 3
- Lorm, Hieronymus (eigentl. Heinrich Landesmann; 1821–1902) 417
- Löwen, Eleonore Luise Dorothea (1738–1783) 213
- Löwe, Ludwig (1795–1871) 472
- Löwenfeld, Raphael (1854–1910) 416, 423f., 432–434
- Lubjanovskij, Fedor Petrovič (1777–1869) 337f.
- Luckner, Graf von 370
- Ludwig, Otto (1813–1865) 63, 65, 253, 349, 387, 420, 425, 469
- Ludwig XIV., König von Frankreich (1638–1715) 117
- Ludwig XVI., König von Frankreich (1754–1793) 87, 89
- Luther, Arthur (1876–1955) 325f., 331
- Luther, Martin (1483–1546) 26, 34, 179, 203, 430f.
- M
- Macfarren, George Alexander (1813–1887) 470
- Maffei, Scipione (1675–1755) 212
- Magazin für die Literatur des Auslandes* 331f., 334
- Magazin für Erfahrungsseelenkunde* XVI
- Magnus, Eduard (1799–1872) 64f.
- Magnus, Heinrich Gustav von (1802–1870) 64f., 117, 119
- Maimon, Salomon (1753–1800) XVI
- Majkov, Apollo Aleksandovič (1761–1838) 490
- Mandel'kern, Šlomo (1846–1902) 291
- Mandel'stam, Leon Iosifovič (1819–1889) 278, 289–291
- Manteuffel, Otto Theodor Freiherr von (1805–1882) 67f., 119
- Markevič, Boleslav Michajlovič (1822–1884) 346, 354
- Martial (M. Valerius Martialis; um 40–102/103) 492
- Martini, Karl Wilhelm 464
- Masal'skij, Konstantin Petrovič (1802–1861) 322, 484

- Masser, Joladour Lucies Zerg Billy 4, 6
 Matthes, Carl August Heinrich (1822–1853)
 41, 43, 46, 68
 Mauthner, Fritz (1849–1923) XIV
Mavros (Firma in Odessa) 297
 Mayer, Dr. 400
 Meïr ben Baruch (1220–1293) 393
 Mel'gunov (Melgunow), Nikolaj Aleksandrovič
 (1804–1867) 31, 33, 323, 373
 Mel'gunova (Melgunow), Sophie (geb. von
 Konnermann) 31, 33, 44, 46, 60f., 373
 Mendelssohn, Moses (1729–1786) XIV,
 XVIf., 193, 206, 209, 278, 296, 436
 Mendelssohn-Bartholdy, Felix (1809–1847)
 469
 Mensen, Ernst (gest. 1843) 4, 6
 Menzel, Adolph (1815–1905) 32, 362
 Menzel, Karl Adolph (1784–1855) 475
 Menzel, Wolfgang (1798–1873) 433f.
 Merckel, Henriette von (geb. von Mühler;
 1811–1889) 119
 Merckel, Wilhelm von (1803–1861) 32, 119,
 444, 448
 Merington (Fontanes Gastfamilie in London)
 120
 Messenhauser, Wenzel (1813–1848) 171–
 175, 469
 Methfessel, G. (Berliner Gastwirt) 24, 26
 Mettlerkamp, Johann August (1810–1859)
 463, 476
 Metzel, Ludwig (1815–1895) 122
 Meyer, Paul (1857–1935) XIX
 Meyerbeer, Giacomo (1791–1864) 469
 Meyern-Hohenberg, Gustav von (1826–1878)
 480
 Meyr, Melchior (1810–1871) 64f.
 Mezzofanti, Giuseppe (1774–1849) 24, 26
 Michaelis, Johann David (1717–1791) 194
 Michail Pavlovič (Michael), Großfürst von
 Russland (1798–1849) 148, 321, 424
 Michalowsky (Dresdner Bekannte Wolfsohns)
 122
 Mickiewicz, Adam (1798–1855) 336
 Milo, Karl (Dresdner Bekannter Fontanes) 5f.
 Minkovskij, Pinchas (jüd. Kantor in Odessa;
 1859–1924) 296, 307
 Minutoli, Alexander Freiherr von (1806–1887)
 65
 Minutoli, Julius Freiherr von (gest. 1860) 64f.
 Mischler, Peter (1821–1864) 475
 Mises → Fechner
 Moller, Georg (1784–1852) 472
 Monnier, Marc (1829–1885) 493
 Mörike, Eduard (1804–1875) 93
 Moore, Thomas (1779–1852) 347
Morgenblatt für gebildete Leser 30, 121,
 128, 446
Morgendämmerung (Razsvet) 307f.
 Moritz, Karl Philipp (1756–1793) XVI
Morning Star 55
 Mosenthal, Salomo Hermann Ritter von
 (1821–1877) 419, 426
 Mozart, Wolfgang Amadeus (1756–1791)
 349
 Mühler, Karl Friedrich (1763–1857) 117, 119
 Müller, Adelheid (geb. von Basedow; 1800–
 1883) 10
 Müller, August (1810–1865) 378
 Müller, Hermann (1816–1859) 45, 86f.
 Müller, Max Friedrich (1823–1900) XXI,
 7–10, 14f., 31f., 38f., 42f., 317–319
 Müller, Otto (1816–1894) 467
 Müller, Wilhelm (1794–1827) 9
 Mundt, Theodor (1808–1861) 154, 467
 Mylius, Christlob (1722–1754) 195, 200f.
- N
- Nagler, Karl Ferdinand Friedrich von (1770–
 1846) 28, 31
 Napoléon I. Bonaparte, Kaiser der Franzosen
 (1769–1821) 50, 52, 277, 283, 294, 360,
 402, 457

Napoléon III. Bonaparte, Kaiser der Franzosen (1808–1873) 423
National-Zeitung 39, 42, 57, 71, 116
 Neidhart (Berliner Domchorleiter) 470
 Nekrasov, Nikolaj Alekseevič (1821–1877) 490
 Neuber, Caroline (1697–1760) 184, 188–190
 Neubert, Ludwig August (Bekannter Fontanes aus Leipzig) 34
Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste 327
Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung 71, 121f., 386, 446, 448
 Neumann, Abraham (1809–1875) 287f.
 Nicoll, Robert (1814–1837) 78
 Nicolovius, Alfred (1806–1890) 463
 Nikitenko, Aleksandr Vasil'evič (1805–1877) 349, 353f.
 Nikolai, Friedrich (1733–1811) 203
 Nikolaus I., Zar von Russland (1796–1855) 145, 147f., 272, 283f., 288f., 304, 341
 Nissel, Franz (1831–1893) 480
Nord und Süd 416
Nordische Revue → *Russische Revue*
Notices historiques et caractéristiques sur les israélites d'Odessa 307
 Novikov, Nikolaj Ivanovič (1744–1818) 327
Novorossijskij Kalendar 296
 Nürnberger, Helmuth (geb. 1930) 381

O

Odesskij Al'manach 296
Odesskij Vestnik (Odessaer Bote) 296, 303, 307
 Odoevskij, Vladimir Fedorovič (1803–1869) 352, 354, 484
 Ogarev (Ogarew), Nikolaj Plantovič (1813–1877) 62f., 334f., 490
 Oldenberg, Carl M. (Redakteur der *Deutschen Reform*) 64f.

Opitz, Martin (1597–1639) 184
 Ortlepp, Ernst (1800–1864) 473
Ostsee-Zeitung 54f.
Otečestvennye zapiski (Vaterländische Notizen) 329, 450
 Otfried von Weißenburg (um 872) 492
 Ovid (P. Ovidius Naso; 43 v. Chr.–17 n. Chr.) 157

P, Q

Pabst, Julius (1817–1881) 102–104, 121, 123
 Pakscher, Arthur XXIf.
 Palen (Pahlen), Fedor Petrovič Graf von der (1780–1863) 146, 303f.
 Paoli, Betty (eigent. Barbara Elisabeth Glück; 1814–1894) 94f.
Papoudov (Firma in Odessa) 297
 Passek, Tat'jana Petrovna (1810–1889) 339
 Paul, Herzog von Württemberg (1797–1860) 424
 Paul I., Zar von Russland (1754–1801) 337
 Paulowna, Charlotte Marie (Großfürstin Helene; 1807–1873) 252f., 321, 424
 Pavlova, Karolina Karlovna (geb. von Jaenisch; 1810–1893) 325, 328–330, 333–336, 338f., 343, 346, 349, 351, 354
 Pavlov (Pawlow), Nikolaj Filippovič (1805–1864) 31, 62f., 328–330, 332f., 475, 484
 Perl, Iosif (1774–1839) XV, 304
 Perscott, William Hickling (1796–1859) 480
 Peters, Adolf (1803–1876) 58f.
 Petersen, Julius (1878–1941) 376
 Pfizer, Paul (1801–1867) 467
Philiki Etaireia, Gesellschaft der Freunde (Odessa) 297f.
 Philipp, Eduard (Dresdner Kaufmann) 344
 Philippson, Ludwig (1811–1889) 288, 307, 389–393, 395f., 406
 Philippson, Phöbus (1807–1870) 307
 Pinsker (Lehrer in Odessa) 147

Pinsker, Leon (1821–1891) 291
 Pirogov, Nikolaj Ivanovič (1810–1881) 281
 Pius IX. (1792–1878) 423f.
 Platen, Aurelie von (1824–1904) 38
Platen-Klub (Berlin) 374f., 442
 Plautus, T. Maccius (um 254–um 184 v. Chr.)
 187, 201
 Plouquet (Bildhauer) 470
 Plutarch (um 45– um 125 n. Chr.) 81, 142
 Polonskij, Jakov Petrovič (1819/20–1898)
 490
Popudow (Firma in Odessa) 299
Porro (Firma in Odessa) 299
Die Posaune 443
 Potemkin, Frl. 346
 Potokij (Potocky), Stanislav Stanislavovič Graf
 (1787/93–1830/31) 147
 Prechtler, Otto (1813–1881) 466
Preußische (Adler-)Zeitung 70f., 94f., 103f.,
 116
Preußischer Staats-Anzeiger 71
Preußische Zeitung → *Zeit, Die*
 Prince, John Critchley (1806–1866) 77f.,
 80, 442
 Pritzel, Georg August (1815–1874) 319
 Pröhle, Heinrich (1822–1895) 64f.
 Prowe, Leopold Friedrich (1821–1887) 317–
 319
 Prutz, Robert Eduard (1816–1872) 25f., 64f.,
 72–75, 88, 93, 253, 377, 445
 Pückler-Muskau, Hermann Fürst von (1785–
 1871) 4, 6
 Puffholdt, Moritz Erdmann (gest. 1889) 347
 Pugačev, Emel'jan Ivanovič (1726/40/42–1775)
 352
 Purkyně (Purkinje), Jan Evangelista (1787–
 1869) 322
 Puškin (Puschkin), Aleksandr Sergeevič
 (1799–1837) 9f., 36, 252, 296, 322, 326,
 329, 331f., 351f., 484, 490
 Putlitz, Gustav Gans zu (1821–1890) 68
 Quehl, Ryno (1821–1864) 95

R

Rabinovič, Osip A(a)ronovič (1817/18–1868)
 308
 Radowitz, Joseph Maria von (1797–1854) 52
 Radziwill (poln. Adelsgeschlecht) 425
 Rafalovič, Abram (jüd. Bürger Odessas) 301
 Raffael (1483–1520) 339
 Raffalowitsch, Arthur 464
Ralli (Firma in Odessa) 297, 299
 Ralph, James (Sprachlehrer in Dresden) 322
 Ramler, Karl Wilhelm (1725–1798) XVI,
 208f.
 Rappaport, Moritz (1808–1880) XVII
 Rariškin (Rarischkin), Gräfin 149
 Reichel, Adolf (um 1817–1897) 348
 Reichel, Marija → Ęm
Reimarus, Carl (Berliner Verlag) 380
 Reithard, Johann Jakob (1805–1857) 468
 Rellstab, Ludwig (1799–1860) 116
 Repnin-Volkonskij, Nikolaj Grigor'evič
 (1777/78–1845) 343
 Reuchlin, Hermann (1810–1873) 481
 Reuter, Hans-Heinrich (1923–1978) 376
 Ribas, Iosif Michajlovič de (eigentl. Don Jo-
 seph de Ribas; 1749/50–1800) 295
 Richardson, Samuel (1689–1761) 205f.
 Richelieu, Armand Emanuel Duc de (1766–
 1822) 146, 295–297, 314
 Riehemann, Maria 376
 Riem (Assessor) 42–44
 Riesser, Gabriel (1806–1863) XVII, 271,
 314, 401, 452
 Rietschel, Ernst (1804–1861) 348f., 430f.
 Rike 38
 Ring, Max (1817–1901) 152, 155–158, 314,
 464, 475
 Ristori, Adelaide (1822–1906) 124, 477
 Robert, Martha (verh. Fontane; 1865–1900)
 440
 Rochau, August Ludwig von (1810–1873)
 480f.

- Rodenberg, Julius (1831–1914) XIV, 347
Rodokanali (Firma in Odessa) 297, 299
 Rohr, Mathilde von (1810–1889) 388
 Rollet, Hermann (1819–1904) 471
Römpler, C. H. R. (Dresdner Druckerei) 40, 42, 47f., 68
 Roquette, Otto (1824–1896) 419
 Rosenblum (Arzt in Odessa) 139–141
 Rossini, Gioacchino (1792–1868) 296
 Rößler, Carl (geb. 1820) 315, 317, 454
 Rost, Christian Friedrich (gest. 1856) 76
 Rost, Hermann (gest. 1896) 76
 Rostopčina, Evdokija Petrovna (1811–1858/59) 326, 333
 Roth, Joseph (1894–1939) XIX
 Rozanov, Aleksandr Fedorovič (1839–1883) 342
 Rubinštejn, Anton Grigor'evič (1829–1894) 347f.
 Rückert, Friedrich (1788–1866) 64f., 325
 Ruge, Arnold (1802–1880) 42
Russische Revue (Nordische Revue) 134, 254, 329, 335–337, 347, 354–356, 396–399, 429, 449f.
Rütli (Berlin) 444
- S
- Sabinin, Dmitrij A. (Puškin-Übersetzer) 9f.
 Sabinin, Stefan Karpovič (1789–1863) 10, 322
 Šalikova, Natal'ja Petrovna (Pseudonym: E. Narskaja; 1818–1878) 346, 354
 Salm-Reifferscheidt-Raitz, Robert Altgraf von (1804–1875) 466
 Sand, George (eigentl. Aurore Dupin, verh. Dudevant; 1804–1876) 25f.
 Sand, Karl Ludwig (1795–1820) 120, 122
 Saphir, Moritz Gottlieb (1795–1858) 32
 Sappho (um 630–570 v. Chr.) 457
 Schacht, Julius Eduard (1804–1871) 26
 Schauenburg, Helene (geb. Bertel; geb. 1831) 114
 Schauenburg, Hermann (1819–1876) 31f., 86, 90, 114, 250, 318, 457
 Schelling, Friedrich Wilhelm Josef (1775–1854) 176, 278
 Scherenberg, Christian Friedrich (1798–1881) 367
 Scheremetew → Šeremetev
 Scherr, Johannes (1817–1886) 474, 480
 Scherz, Elisabeth (geb. Nernst, gen. Lisbeth) 107, 109
 Scherz, Hermann (1818–1888) 81, 89, 106f., 442
 Schiller, Friedrich von (1759–1805) 28, 54, 115, 117, 121, 128f., 134, 168, 183f., 221f., 224, 277, 320, 325, 350f., 397, 399f., 471, 478, 481
 Schink, Johann Friedrich (1755–1835) 205
 Schirokoff, S. N. (russischer Kaufmann) 97f.
 Schlegel, Friedrich von (1772–1829) 284f.
 Schleiden, Matthias Jakob (1804–1881) 349
 Schlenther, Paul (1854–1916) XIX, 20, 22
 Schlesinger, Max (1822–1881) XVII
 Schlosser, Anton 471
 Schmid, Hermann (1815–1880) 470
 Schmidt, Gustav (1816–1882) 466
 Schneider, Ferdinand (Buchhändler) 58f.
 Schneider, Louis (1805–1878) 367f.
 Schönlein, Johann Lukas (1793–1864) 109f.
 Scholl, Franz Joseph (1796–1842) 466
 Schroeder (Buchhändler) 58f.
 Schuder, Rosemarie (geb. 1928) 435
 Schultze (Lehmann-Schultze), Christa XIII, XXf., 272, 317, 326, 386
 Schulz, Heinrich Wilhelm (1808–1855) 249
 Schumann, Robert (1810–1856) 474
 Schütz, Thekla (Schauspielerin) 452
 Schwab, Gustav (1792–1850) 37f., 57f., 380
 Schwabacher, Simon (1820–1888) 287
 Schwarzenberg, Felix Fürst zu (1800–1852) 466

- Schweitzer (Bekannte Fontanes in London) 81
- Schwerin-Putzar, Maximilian Heinrich Karl Graf von (1804–1872) 55
- Scott, Walter (1771–1832) 28
- Semmig, Friedrich Hermann (1820–1897) 8, 10, 31, 318
- Semper, Gottfried (1803–1879) 359
- Šeremetev (Scheremetew), Vasilij Sergeevič (1752–1831) 147
- Serov, Aleksandr Nikolaevič (1820–1871) 346–349
- Seydlitz, Friedrich Wilhelm Freiherr von (1721/22–1773) 49f., 52, 361–363
- Shakespeare, William (1564–1616) 83, 120, 184, 201, 211–213, 218, 312, 469
- Shakespeare-Verein zur Hebung der deutschen Bühne* (Dresden) 449, 462, 477
- Shukowski → Žukovskij
- Siemann, Wolfram (geb. 1946) 358
- Simon, Ernst (1899–1988) 436
- Simon, Heinrich (1805–1860) 419
- Simonson, P. (Uhrmacher in Berlin) 35f.
- Sittenfeldt → Zittenfel'd
- Smetana, Bedřich (1824–1884) 470
- Smidt, Heinrich (1798–1868) 120, 122
- Smith, Adam (1723–1790) 42
- Sofer, Moses (gen. Chatam Sofer; 1763–1839) 393
- Soldaten-Freund, Der* 368
- Soldmann, Martha (verh. Fontane; 1865–1934) 440
- Sollogub, Vladimir Aleksandrovič (1813/14–1882) 481, 484
- Sommerfeldt, Hermann (1820–1902) 440
- Sonntagsblätter* XVII
- Sovremennik (Der Zeitgenosse)* 334
- Specke 327
- Speranskij, Michail Michailovič (1772–1839) 337
- Spinoza, Baruch de (1632–1677) 177, 179
- Stadion, Franz Graf von (1806–1853) 466
- Städtke, Klaus (geb. 1934) 332
- Stahr, Adolf Wilhelm Theodor (1805–1876) 420f.
- Stankevič, Aleksandr Vladimirovič (1821– nach 1856) 348
- Stankevič, Nikolaj Vladimirovič (Bruder A.; 1813–1840) 348
- Stawinsky, Karl (1794–1866) 110f.
- Stein, Karl Freiherr vom und zum (1757–1831) 284
- Stein, Lorenz Jakob von (1815–1890) 42
- Steinhäuser, Wilhelm (Arbeiterdichter, Stubenmaler; 1816– nach 1857) 80, 82
- Štern, Bezalel (Bazilius; 1798–1853) XV, 272, 275, 280f., 283, 285, 304–306, 308, 395, 443
- Sternheim (Familie) XIV
- Stieglitz* (Firma in Odessa) 299
- Stirner, Max (1806–1856) 42
- Storm, Theodor (1818–1888) 110
- Stromberg, Theodor (Catull-Übersetzer) 401, 479
- Struve, Friedrich Adolph August (1781–1840) 5, 107
- Struve, Gustav von (1805–1870) 469
- Sue, Eugène (1804–1857) 277
- Šul'man, Kal'man (1819–1899) 277f.
- Sumarokov, Aleksandr Petrovič (1718–1777) 331

T

- Tabori, George (geb. 1914) 436
- Tag* → *Den'*
- Talleyrand, Charles-Maurice de (1754–1838) 79, 81, 410
- Taneev, Aleksandr Sergeevič (1850–1918) 348
- Taneev, Sergej Aleksandrovič (1821–1889) 350
- Tarnopol, Ioachim Isaakovič (1810–1900) 307f.

Taumentzen, Friedrich Bogislav von (1710–1791) 208
 Teichmann, Johann Valentin (1791–1860) 110
 Tennyson, Alfred Lord (1809–1892) 126f.
 Terenz (P. Terentius Afer; um 195/190–159 v. Chr.) 187
 Tettau, Friederike Baronin von (geb. von Waltersbrunn; 1801–1881) 58f.
Theodor-Fontane-Archiv XXf., XXIIIff., 415
 Thibaut, Anton (1772–1840) 474
 Thomas, Theodor (Buchhändler in Leipzig) 173
 Tieck, Johann Ludwig (1773–1853) 5f.
 Tiedge, Christoph August (1752–1841) 452
 Tjutčev, Fedor Ivanovič (1803–1873) 337, 491
 Toerpisch, Dina (verh. Fontane; 1868–1933) 440
 Tolstoj, Aleksej Konstantinovič (1817–1875) 332, 336, 346, 349, 351, 354
 Tolstoj, Lev Nikolaevič (1828–1910) 332, 336, 340, 349, 354, 426, 485
 Tönnau, Nikolai Baron von (1812–1882) 351
 Trachtenberg, Beriš (jüd. Bürger Odessas) 301
 Trachtenberg, Moses (jüd. Bürger Odessas) 150, 273, 276
 Tramer, Hans (geb. 1905) XXIIIff.
 Trefftz, Henriette (verh. Strauß; 1826–1878) 470
 Treitschke, Heinrich Gotthard von (1834–1896) XVIII, 435
 Triepcke, Thérèse (geb. Rouanet, verw. Müller; 1790–1867) 39, 440
 Tschech, Heinrich Ludwig (1789–1844) 25f.
 Tsvi, Mosche (chassidischer Meister) 303
Tunnel über der Spree (Berlin) XIV, 32, 58, 82–84, 87, 89, 120, 122f., 374–380, 384, 386f., 442, 444, 446
 Turgenev, Ivan Sergeevič (1818–1883) 252, 332f., 336, 340, 346f., 354f., 485

U

Uhland, Ludwig (1787–1862) 325
 Ungern-Sternberg, Alexander von (1806–1868) 464
Unsere Zeit 123, 125
 Uvarov, Sergej Semenovič Graf (1785–1855) 283–285, 287, 290f., 321
 Uz, Johann Peter (1720–1796) 361

V

Val'tuch (Wahl Tuch), Mark (jüd. Bürger, Kaufmann Odessas) 12, 14, 301
 Valuev (Walujew), Petr Aleksandrovič (1815–1890) 321
 Varnhagen von Ense, Karl August (1785–1858) 75, 79, 89, 93f., 96f., 99f., 247, 329, 421f.
Vaterland, Das 128
 Verdi, Giuseppe (1813–1901) 467
Veit & Co. (Verlag in Leipzig) 397
 Veith, Johann Emanuel (1787–1876) 433
 Venevitinov, Dmitrij Vladimirovič (1805–1827) 329
 Vieweg, Eduard (1797–1869) 97–99, 419
 Vincke, Georg Freiherr von (1811–1875) 466
 Vischer, Friedrich Theodor (1807–1869) 426
 Vitt (Witt), Ivan Osipovič (1781–1840) 147
 Vjazemskij, Petr Andreevič (1792–1878) 354, 491
 Vollgold, Franz 370
 Voltaire (eigentl. François-Marie Arouet; 1694–1778) 212f.
 Voroncov (Woronzow), Michail Semënovič Fürst (1782–1856) 147–149, 296
 Voroncova (Woronzow), Gräfin 149
Vossische Zeitung 71, 121f., 129, 134, 335

W

- Wagenbach, Katharina (geb. 1929) 289
 Wagner, Richard (1813–1883) 42, 359
 Wahltuch → Val'tuch
 Wahrburg, A. 370
 Waldau → Hauenschild
 Waldeck, Franz (1802–1870) 42, 54f.
 Waldegrave, George Edward 7. Earl Waldegrave (1816–1846) 6
 Walujew → Valuev
Walther (Firma in Odessa) 299
 Wangenheim, Elise von (1839–1924) 114
 Wangenheim, Karl Hermann Freiherr von (1807–1890) 114
 Wangerow, von (Professor in Heidelberg) 474
Wartburg, Die 62, 74, 76
 Wasielewski, Wilhelm Joseph (1822–1896) 347
 Weber, Carl Maria von (1786/87–1826) 349
 Weber, Hermann 440
 Wehl, Feodor von (1821–1890) 248
 Weiße, Christian Hermann (1801–1866) 8, 10, 176
 Wessely, Naftaly Hartwig (1725–1805) XIV
 Westermann, Georg (1810–1879) 97f.
 Wieland, Christoph Martin (1733–1813) 184, 208, 214
Wiener Kirchenzeitung 433
 Wiest, Franz (1814–1847) 314
 Wigand, Georg (1808–1858) 39f., 42
 Wigand, Otto (1795–1870) 39f., 42
 Wigard, Franz Jakob (1807–1885) 350
 Wihl, David (Maler, Bruder von Lazarus und Ludwig Wihl) 83f., 93
 Wihl, Lazarus (Bruder von David und Ludwig Wihl) 93
 Wihl, Ludwig (Bruder von David und Lazarus Wihl; 1807–1882) 83f., 92f.
 Wilhelm, Prinz von Preußen (später Wilhelm I.) (1797–1888) 119
 Wilmot (Familie in London) 117
 Windisch-Graetz, Alfred Fürst von (1787–1862) 174
 Wininger, Salomon 450
 Winkel, Hans-Jürgen zum 326
 Winkler, Karl Gottfried Theodor (1775–1856) 3, 5
Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 122, 124–126, 129, 134, 321, 399, 401, 405, 433, 447
 Witt → Vitt
 Witte, Friedrich (1829–1893) 71, 83, 89, 378
 Wittig, Ludwig (1805–1870) 368
 Witzleben, Cäsar Dietrich von (1823–1882) 125f.
 Wolff, Adolph (Bildhauer) 369
 Wolff, Bernhard (1811–1879) XIV
 Wolff, Mawriki (1825–1883) 289–291
 Wolff, Siegmund (Berliner Verleger) 93–99
 Wolfram von Eschenbach (um 1210) 492
 Wolfsohn (Mutter Wolfsohns; gest. 1857) XV, 137–142, 250, 271, 293, 311, 441, 452, 455
 Wolfsohn, August (geb. 1854) 108f., 112f., 115, 118, 120, 129, 131, 134, 397, 441, 447
 Wolfsohn, Emilie (geb. Gey; 1818–1894) XI f., XXI, 3, 13–15, 36, 43, 60f., 63, 86, 88–90, 97, 100, 103, 106, 108, 112, 115f., 118, 125, 129, 131f., 134, 251, 253, 290, 307, 312, 393, 397, 407, 410, 417, 419, 441, 443, 445, 449
 Wolfsohn, Franz (1856–1882) 129, 131, 134, 397, 441, 447
 Wolfsohn, Marcus (Bruder Wolfsohns) 138, 441, 452, 455
 Wolfsohn, Matthis (Vater Wolfsohns; ca. 1790–1850) XV, 137–142, 250, 271f., 293, 441, 452, 455
 Wolfsohn, Matthias Wilhelm → Wolters
 Wolfsohn, Valeria (verh. Walden; 1860–um 1945) 129–131, 133f., 397, 441, 449
 Wolfsohn, Wilhelm (1820–1865) *Adelaide Ristori* 124f.

- Allgemeine Schul-Anstalten ...* 144–151, 392–395
An Auguste 316
An Bernhard 316
An Carl Rößler 316
An Christian Albert Cruciger 316
An Daniel 316
An Gabriel Riesser 314, 390, 399f.
An Leonhard 316
An Michael 316
Aufzeichnungen aus einem Totenhaus (F. Dostoevskij) 336
Culturbriefe 119, 124–128, 130f., 133f., 220–224, 399, 401, 447
Das Opfer 315, 389f., 396, 399f., 402f., 405–407
Das Vermächtniß 390
Den Kämpfern für die Rechte meines Volkes 166f., 316
Der Gefangene an den Schmetterling (V. Žukovskij) 322
Der Journalistenspiegel 20, 106, 314, 443
Der Maskenball (N. Pavlov) 62f.
Der Namenstag (N. Pavlov) 31, 62f.
Der russische Ikarus (K. Masal'skij) 322
Der Schwester meines Veith 316
Der Yatagan (N. Pavlov) 62f.
Des Juden Heimkehr 162f., 314, 390, 399f.
Des Juden Waffe 165f., 389–392, 401
Des Königs Sünde 390
Die Eroberung Livlands unter Peter dem Großen (I. Lažečnikov) 106, 445
Die Juden in Rußland 356, 397
Die Kapitänstochter (A. Puškin) 36
Die Mischehen in Rußland 356
Die Osternacht 122, 124, 225–246, 390, 397f., 400, 402, 412, 425, 427–429, 433, 447
Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen 9–11, 20, 106, 290f., 321–324, 327, 332, 352, 389, 443, 450
Die Sühne 390
Die Trauung 315f., 390, 396
Eine Million (N. Pavlov) 31, 62f.
Elisabeth 316, 401
Erzählungen aus Rußland 26, 106, 445
Fernblicke 390
Finland und die Finländer (F. Deršau) 18, 20, 324, 443
Francesca da Rimini 78, 83f.
Gruß dem deutschen Volk 163, 390
Hier und dort 390
Igorlied 332
Jean Paul 401
Jerusalem 164, 390
Jeschurun XVII, 11, 20, 106, 251, 266, 315f., 389f., 395f., 399, 401, 403, 406, 443
Lessing als Dramatiker 181–219, 405
Ludwig Börne 314, 390, 399f.
Mein Herz 401
Meinem Theodor XXI, 15–19, 406–408
Meiner kleinen Freundin Henriette... 316
Neues Laienbrevier 106, 445
Nur eine Seele 107f., 112f., 124, 253, 351, 355, 389, 397, 425, 447
Paul (L. Tolstoj) 336
Pflicht und Liebe 401
Russisches Leben und Dichten 26
Russlands Novellendichter 26, 35f., 59, 62f., 69, 330, 332, 348, 445
Sonnette an Siegmund und Veith 316
Sophie 316
Sternbilder. Dichtungen 106, 316, 322, 389f., 401, 443
Tagebuch seit meiner Abreise aus Odessa 137–143, 393
Veilchen. Für seine Freunde nah und fern 19, 105f., 314, 316, 322, 389f., 399, 401, 443
Wer ist schuldig? (A. I. Gercen) 348
Zar und Bürger 107, 113, 389, 420, 425, 447
Zum Schillerfest 167f., 320

- Wolfsohn, Woldemar (Kaufmann in Dessau) 94f., 311
 Wollant, Frans de (1752–1818) 295
 Wolters, Ella (geb. Kaiser; geb. 1869) XXI, 441
 Wolters (eigentl. Wolfsohn), Wilhelm (1852–1915) XVIII–XXII, 105f., 108f., 112, 115, 118, 120, 129, 131, 134, 254, 397, 399, 441, 445
 Woronzow → Voronzov
- Z**
- Zarifi* (Firma in Odessa) 297
 Zeibig, Julius Woldemar (1819–1905) 350, 355
Zeit, Die (Preußische Zeitung) 122, 368, 385, 446
Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland XVIII, 398
Zeitung für die elegante Welt 10f., 18, 20
 Zieten, Hans Joachim von (1699–1786) 49
Zion 307
 Zirndorfer, S. (Redakteur um 1840) 158
 Zittenfel'd (Sittenfeldt), Efraim (gest. 1828) 146, 305
 Zlatin, Il'ja Il'ič (1845–1931) 348
 Zotov, Vladimir Rafailovič (1821–1896) 341
 Zschokke, Heinrich (1771–1848) 298
 Žukovskij (Shukowski), Vasilij Andreevič (1783–1852) 62f., 252, 322, 326, 329, 334, 491
 Zunz, Leopold (1794–1886) 278, 310

Die Autoren des Bandes

Dr. habil. Verena Dohrn

Historikerin, Literaturwissenschaftlerin. Privatdozentin und Lehrbeauftragte für Osteuropäische Geschichte an den Universitäten Göttingen und Hannover; leitete 2001–2005 das Editionsprojekt „Simon Dubnows Erinnerungen“ im Auftrag des Simon-Dubnow-Instituts an der Universität Leipzig.

Prof. Dr. Hubertus Fischer

Studium in München und Hamburg; Ass. Prof. an der FU Berlin; seit 1982 Professor an der Universität Hannover, 1989–1993 Vizepräsident; Gastprofessuren in Kairo und Posen. Seit 2002 Vorsitzender der Theodor Fontane Gesellschaft.

Prof. Dr. Frank Göpfert

Apl. Professor für Russische Literatur am Institut für Slavistik der Universität Potsdam. Langjährige Forschungen zur Geschichte russischer Dichterinnen, insbesondere zu Karolina Pavlova und den Autorinnen des 18. Jahrhunderts. Herausgeber der Reihe *FrauenLiteraturGeschichte* 1994–2006.

Dr. Christine Hehle

1988–1993 Studium der Germanistischen Mediävistik, Romanistik und Klassischen Philologie, 2000 Promotion an der Universität München. Seit 1995 wiss. Mitarbeiterin des Theodor-Fontane-Archivs, Potsdam.

Prof. Dr. Erhard Hexelschneider

Lebt als Professor im Ruhestand in Leipzig. 1953–1958 Studium der Slawistik an den Universitäten Greifswald und Leningrad; danach wissenschaftliche Arbeit u. a. am Slawischen Institut der Universität Leipzig; 1980–1990 Direktor des Herder-Instituts. Arbeiten zu den deutsch-russischen literarischen und kulturellen Beziehungen im 18. und 19. Jahrhundert.

Dr. Alexis Hofmeister

1993–1999 Studium der Osteuropäischen, Mittleren und Neueren Geschichte sowie der Judaistik an der Universität zu Köln; 1999–2000 Studienaufenthalt am Department of Hebrew and Jewish Studies des University College London (UCL); 2000–2001 wiss. Mitarbeiter am Simon-Dubnow-Institut der Universität Leipzig; 2001–2004 Promotionsstudium an der Universität zu Köln; seit 2005 wiss. Mitarbeiter der Abteilung für Osteuropäische Geschichte, Historisches Seminar der Universität zu Köln.

Prof. Dr. Hans Otto Horch

1964–1971 Studium der Germanistik, Philosophie und Musikwissenschaft in Tübingen und Aachen; 1974 Promotion in Aachen mit einer textsemantischen Arbeit über Gottfried Benn; 1974–1983 wiss. Assistent und Hochschulassistent in Aachen; 1984 Habilitation in Aachen mit einer Arbeit über die deutsch-jüdische Literatur im 19. Jahrhundert; 1985–1989 apl. Prof., seit 1992 Univ.-Prof. für Deutsch-jüdische Literaturgeschichte in Aachen

Dr. Gabriele Radecke

Nach der Ausbildung zur Buchhändlerin Studium der Germanistik, Politikwissenschaft und Jura in Mainz. Promotion. Postdoktorandin am Graduiertenkolleg „Textkritik“ an der Universität München. Zur Zeit freie Literatur- und Editions-wissenschaftlerin; Arbeiten zum 19. und 20. Jahrhundert.

Ingolf Schwan, M. A.

1988–1996 Studium der Geschichte und Germanistik an den Universitäten Halle-Wittenberg und Potsdam; 1998–2000 wiss. Mitarbeiter am Moses Mendelssohn Zentrum; 1998–2003 Mitarbeiter am Medienpädagogischen Zentrum Land Brandenburg; seit 2003 Mitarbeiter am Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam.

Prof. Dr. Itta Shedletzky

Geb. 1943 in Zürich, seit 1962 in Jerusalem. Studium der Geschichte, Judaistik und Anglistik an der Hebräischen Universität Jerusalem, Ph. D. in deutsch-jüdischer Literatur und Geschichte. 1971–1981 Mitarbeiterin am Forschungsprojekt ‚Germania Judaica‘. Seit 1981 Lehrbeauftragte, seit 2001 Professorin am Department für Deutsche Literatur, seit 1991 Research Fellow am Franz Rosenzweig Zentrum an der Hebräischen Universität Jerusalem, Mitherausgeberin der Kritischen Ausgabe der Werke und Briefe von Else Lasker-Schüler, Herausgeberin der vierbändigen Gershom-Scholem-Briefausgabe (1989–1999) im Auftrag des Leo Baeck Instituts. Seit 1999 Vorstandsmitglied des Leo Baeck Instituts in Jerusalem.

Dr. Hanna Delf von Wolzogen

Studium der Philosophie, Germanistik und Psychoanalyse in Gießen, Frankfurt am Main und Heidelberg. 1985–1988 Joseph-Buchmann-Stipendiatin mit Forschungsaufenthalt in Jerusalem, wissenschaftliche Mitarbeiterin an den Universitäten Duisburg, Potsdam und der FU Berlin, seit 1996 Direktorin des Theodor-Fontane-Archivs in Potsdam, Herausgabe der Briefe Landauers (FU Berlin). Publikationen zur deutschen und deutsch-jüdischen Literatur und Philosophie sowie zu Fontane.

Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts

Alphabetische Übersicht

- Adler-Rudel, Scholem*: Jüdische Selbsthilfe unter dem Naziregime 1933–1939 im Spiegel der Berichte der Reichsvertretung der Juden in Deutschland. 1974. *Band 29*.
- Ostjuden in Deutschland 1880–1940. 1959. *Band 1*.
- Bach, Hans I.*: Jakob Bernays. 1974. *Band 30*.
- Barkai, Avraham*: Jüdische Minderheit und Industrialisierung. 1988. *Band 46*.
- Belke, I.* (Hrsg.): Moritz Lazarus und Heymann Steinthal. Band I. 1971. *Band 21*.
- Moritz Lazarus und Heymann Steinthal. Band II/1. 1983. *Band 40*.
- Moritz Lazarus und Heymann Steinthal. Band II/2. 1986. *Band 44*.
- Benz, Wolfgang, Arnold Paucker und Peter Pulzer* (Hrsg.): Jüdisches Leben in der Weimarer Republik. Jews in the Weimar Republic. 1998. *Band 57*.
- Birkenbauer, Anne*: siehe *Kulka, Otto Dov*.
- Birnbaum, Max P.*: Staat und Synagoge 1918–1938. 1981. *Band 38*.
- Brenner, Michael, Rainer Liedtke und David Rechter* (Hrsg.): Two Nations: British and German Jews in Comparative Perspective. 1999. *Band 60*.
- Brenner, Michael, Vicki Caron und Uri R. Kaufmann* (Ed.): Jewish Emancipation Reconsidered. The French and German Models. 2003. *Band 66*.
- Bucholtz, Erika*: Henri Hinrichsen und der Musikverlag C.F. Peters. 2001. *Band 65*.
- Caron, V.*: siehe *Brenner, M.*
- Feilchenfeld, Werner, Wolf Michaelis und Ludwig Pinner*: Haavara-Transfer nach Palästina und Einwanderung deutscher Juden 1933–1939. 1972. *Band 26*.
- Fischer, Horst*: Judentum, Staat und Heer in Preußen im frühen 19. Jahrhundert. 1968. *Band 20*.
- Gilbert, F.* (Hrsg.): Bankiers, Künstler und Gelehrte. 1975. *Band 31*.
- Gilchrist, S.*: siehe *Paucker, A.*
- Gotzmann, Andreas*: Jüdisches Recht im kulturellen Prozeß. 1997. *Band 55*.
- Gotzmann, Andreas, Rainer Liedtke und Till van Rahden* (Hrsg.): Juden, Bürger, Deutsche. 2001. *Band 63*.
- Graetz, Heinrich*: Tagebuch und Briefe. Hrsg. von R. Michael. 1977. *Band 34*.
- Grubel, F.* (Ed.): Leo Baeck Institute New York. Catalog of the Archival Collections. 1990. *Band 47*.
- Hamburger, Ernest*: Juden im öffentlichen Leben Deutschlands. 1968. *Band 19*.
- Heid, L., und A. Paucker* (Hrsg.): Juden und deutsche Arbeiterbewegung bis 1933. 1992. *Band 49*.
- Hildesheimer, Esriel*: Jüdische Selbstverwaltung unter dem NS-Regime. 1994. *Band 50*.
- siehe *Kulka, Otto Dov*.
- Hoffmann, Christhard* (Hrsg.): Preserving the Legacy of German Jewry. A History of the Leo Baeck Institute 1955–2005. 2005. *Band 70*.
- Homeyer, Fritz*: Deutsche Juden als Bibliophilen und Antiquare. ²1966. *Band 10*.
- Kaufmann, U. R.*: siehe *Brenner, M.*
- Kestenberg-Gladstein, Ruth*: Neuere Geschichte der Juden in den böhmischen Ländern. Teil 1. 1969. *Band 18–1*.
- Kisch, Guido und Kurt Roepke*: Schriften zur Geschichte der Juden. 1959. *Band 4*.
- Kreutzberger, M.* (Hrsg.): Leo Baeck Institute New York Bibliothek und Archiv. Katalog Band 1. 1970. *Band 22*.
- siehe *Stern, Selma*
- Kulka, Otto Dov mit Anne Birkenbauer und Esriel Hildesheimer* (Hrsg.): Deutsches Judentum unter dem Nationalsozialismus. Band 1: Dokumente zur Geschichte der Reichsvertretung der deutschen Juden 1933–1939. 1997. *Band 54*.
- Lappin, Eleonore*: Der Jude. 2000. *Band 62*.
- Leo Baeck Institute* (Hrsg.): Sechzig Jahre gegen den Strom. Ernst A. Simon – Briefe. 1998. *Band 59*.
- Lichtenstein, Erwin*: Die Juden der Freien Stadt Danzig unter der Herrschaft des Nationalsozialismus. 1973. *Band 27*.
- Liebeschütz, Hans*: Das Judentum im deutschen Geschichtsbild von Hegel bis Max Weber. 1967. *Band 17*.
- Von Georg Simmel zu Franz Rosenzweig. 1970. *Band 23*.

- Liebeschütz, H.*, und *Paucker, A.* (Hrsg.): Das Judentum in der deutschen Umwelt 1800–1850. 1977. *Band 35.*
- Liedtke, Rainer* and *David Rechter* (Ed.): Towards Normality? Acculturation and Modern German Jewry. 2003. *Band 68.*
- Liedtke, R.*: siehe *Brenner, M.*
– siehe *Gotzmann, Andreas.*
- Liepach, Martin*: Das Wahlverhalten der jüdischen Bevölkerung. 1996. *Band 53.*
- Lübe, Barbara von der*: Die Musik war unsere Rettung. 1998. *Band 58.*
- Michael, R.*: siehe *Graetz, Heinrich.*
- Michaelis, Wolf*: siehe *Feilchenfeld, Werner*
- Morgenstern, Matthias*: Von Frankfurt nach Jerusalem. 1995. *Band 52.*
- Mosse, W.E.* (Ed.): Second Chance. 1991. *Band 48.*
- Mosse, W.E.* und *A. Paucker* (Hrsg.): Entscheidungsjahr 1932. ²1966. *Band 13.*
– Deutsches Judentum in Krieg und Revolution 1916–1923. 1971. *Band 25.*
– Juden im Wilhelminischen Deutschland 1890–1914. 2., durchgesehene Auflage 1998. *Band 33.*
- Mosse, W.E.*, *A. Paucker* und *R. Rürup* (Hrsg.): Revolution and Evolution 1848 in German-Jewish History. 1981. *Band 39.*
- Paucker, A.*, mit *S. Gilchrist* und *B. Suchy* (Hrsg.): Die Juden im Nationalsozialistischen Deutschland. The Jews in Nazi Germany 1933–1943. 1986. *Band 45.*
– siehe *Benz, W.*
– siehe *Heid, L.*
– siehe *Liebeschütz, H.*
– siehe *Mosse, W. E.*
- Pinner, Ludwig*: siehe *Feilchenfeld, Werner.*
- Prinz, Arthur*: Juden im deutschen Wirtschaftsleben. 1984. *Band 43.*
- Pulzer, Peter*: siehe *Benz, W.*
- Rabden, Till van*: siehe *Gotzmann, Andreas.*
- Rechter, D.*: siehe *Brenner, M.*
– siehe *Liedtke, R.*
- Reinharz, J.* (Hrsg.): Dokumente zur Geschichte des deutschen Zionismus. 1981. *Band 37.*
- Reissner, Hanns G.*: Eduard Gans. 1965. *Band 14.*
- Richarz, Monika*: Der Eintritt der Juden in die akademischen Berufe. 1974. *Band 28.*
– und *R. Rürup* (Hrsg.): Jüdisches Leben auf dem Lande. 1997. *Band 56.*
- Roepke, Kurt*: siehe *Kisch, Guido.*
- Rürup, R.*: siehe *Mosse, W. E.*
– siehe *Richarz, M.*
- Sassenberg, Marina*: Selma Stern (1890 – 1981). Das Eigene in der Geschichte. Selbstentwürfe und Geschichtsentwürfe einer Historikerin. 2004. *Band 69.*
- Schmelz, Usiel O.*: Die jüdische Bevölkerung Hessens. 1996. *Band 51.*
- Shedletzky, Itta*: siehe *Wolzogen, H.D. v.*
- Simon, Ernst*: Aufbau im Untergang. 1959. *Band 2.*
- Stern, Selma*: Der Preußische Staat und die Juden. *Band 1/1.–2.Abt.*: Die Zeit des Großen Kurfürsten Friedrich I. *Band 2/1.–2.Abt.*: Die Zeit Friedrich Wilhelms I. 1962. *Band 7–8.*
– Der Preußische Staat und die Juden. *Band 3/1.–2.Abt.*: Die Zeit Friedrichs des Großen. 1971. *Band 24.*
– Der Preußische Staat und die Juden. *Band 4*: Gesamtregister zu den sieben Teilen *Band 1–3.* Hrsg. von *M. Kreuzberger.* 1975. *Band 32.*
– Der Hofjude im Zeitalter des Absolutismus. 2001. *Band 64.*
- Suchy, B.*: siehe *Paucker, A.*
- Susman, Margarete*: Die geistige Gestalt Georg Simmels. 1959. *Band 3.*
- Täubler, Eugen*: Aufsätze zur Problematik jüdischer Geschichtsschreibung 1908–1950. 1977. *Band 36.*
- Toury, Jacob*: Die Jüdische Presse im Österreichischen Kaiserreich. 1983. *Band 41.*
– Jüdische Textilunternehmer in Baden-Württemberg 1683–1938. 1984. *Band 42.*
– Die politischen Orientierungen der Juden in Deutschland. 1966. *Band 15.*
- Turnowski-Pinner, Margarete*: Die zweite Generation mitteleuropäischer Siedler in Israel. 1962. *Band 5.*
- Wiese, Christian*: Wissenschaft des Judentums und protestantische Theologie im wilhelminischen Deutschland. 1999. *Band 61.*
- Wilhelm, K.* (Hrsg.): Wissenschaft des Judentums im deutschen Sprachbereich I/II. 1967. *Band 16.*
- Wolzogen, Hanna D. von* und *Itta Shedletzky* (Hrsg.): Theodor Fontane und Wilhelm Wolfsohn – eine interkulturelle Beziehung. 2006. *Band 71.*
- Wyrwa, Ulrich*: Juden in der Toskana und in Preußen im Vergleich. 2003. *Band 67.*